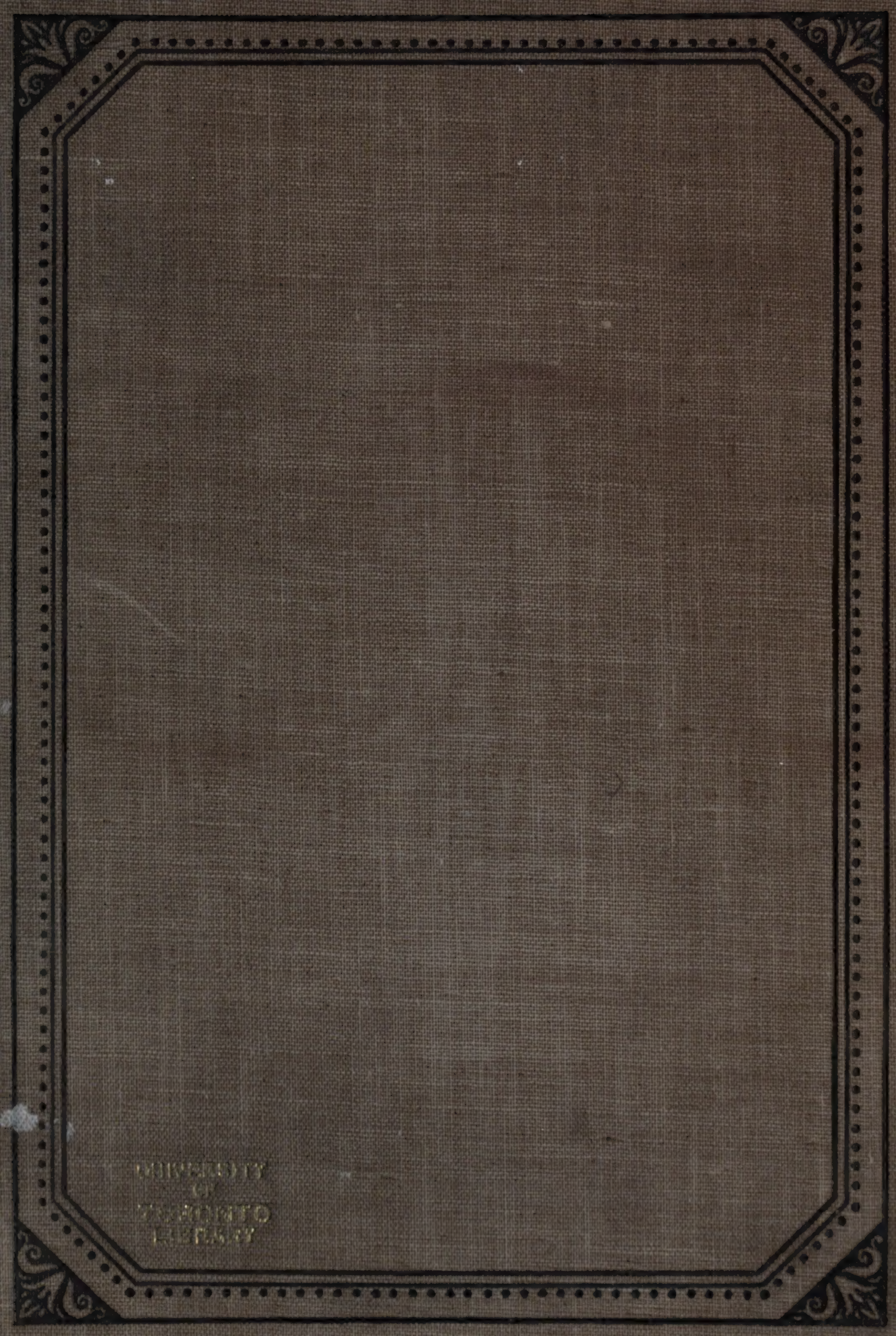
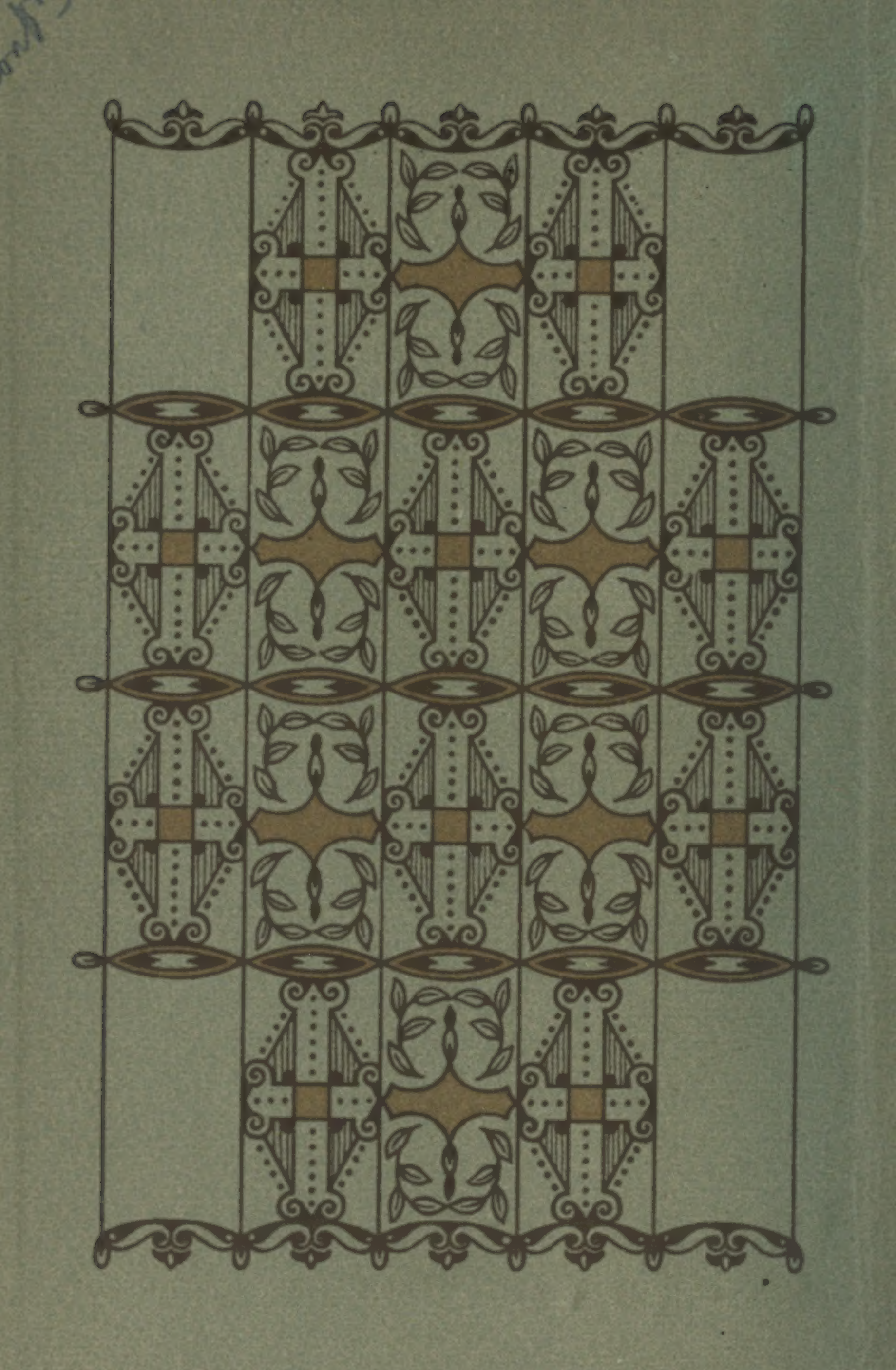
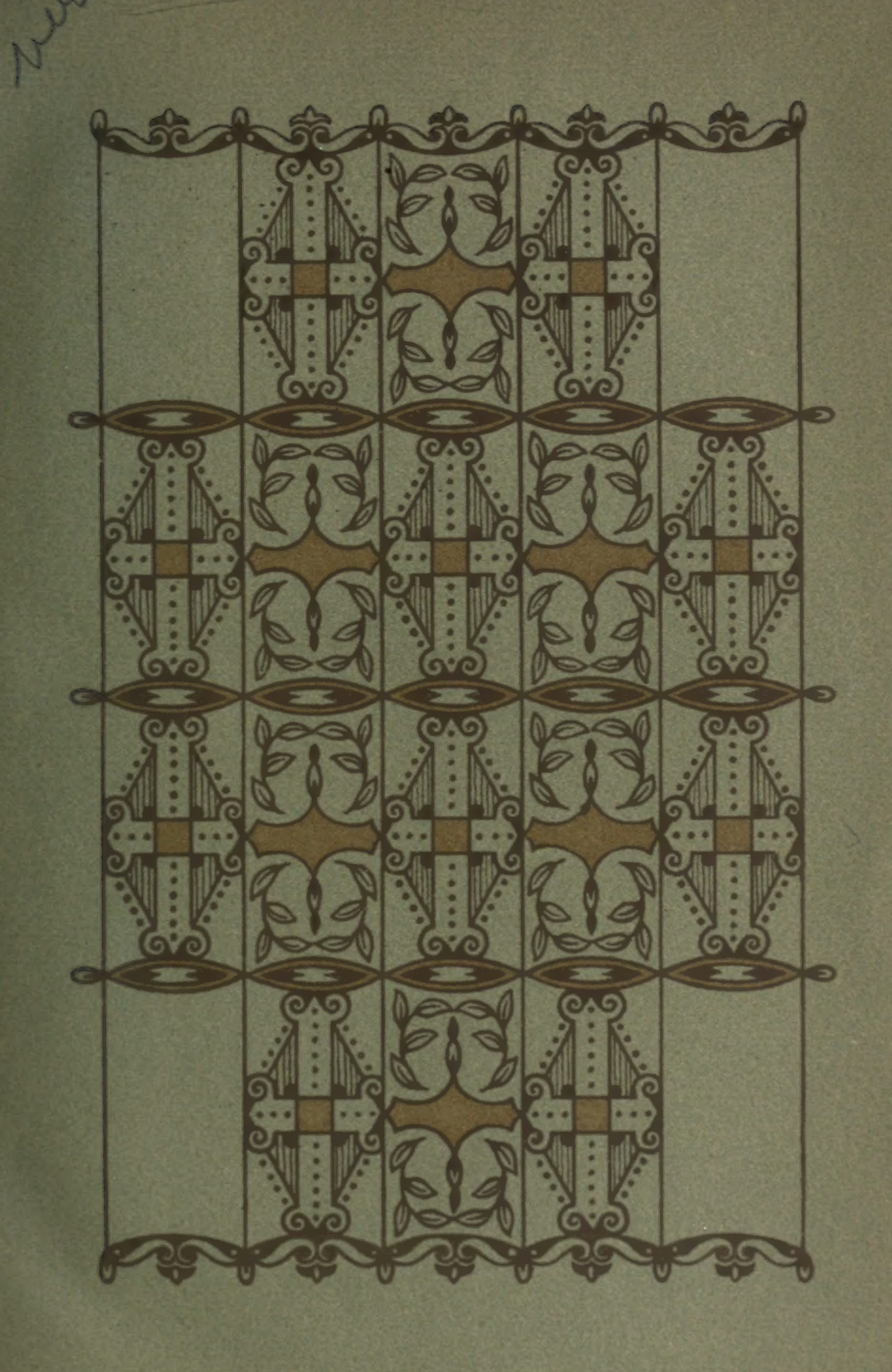
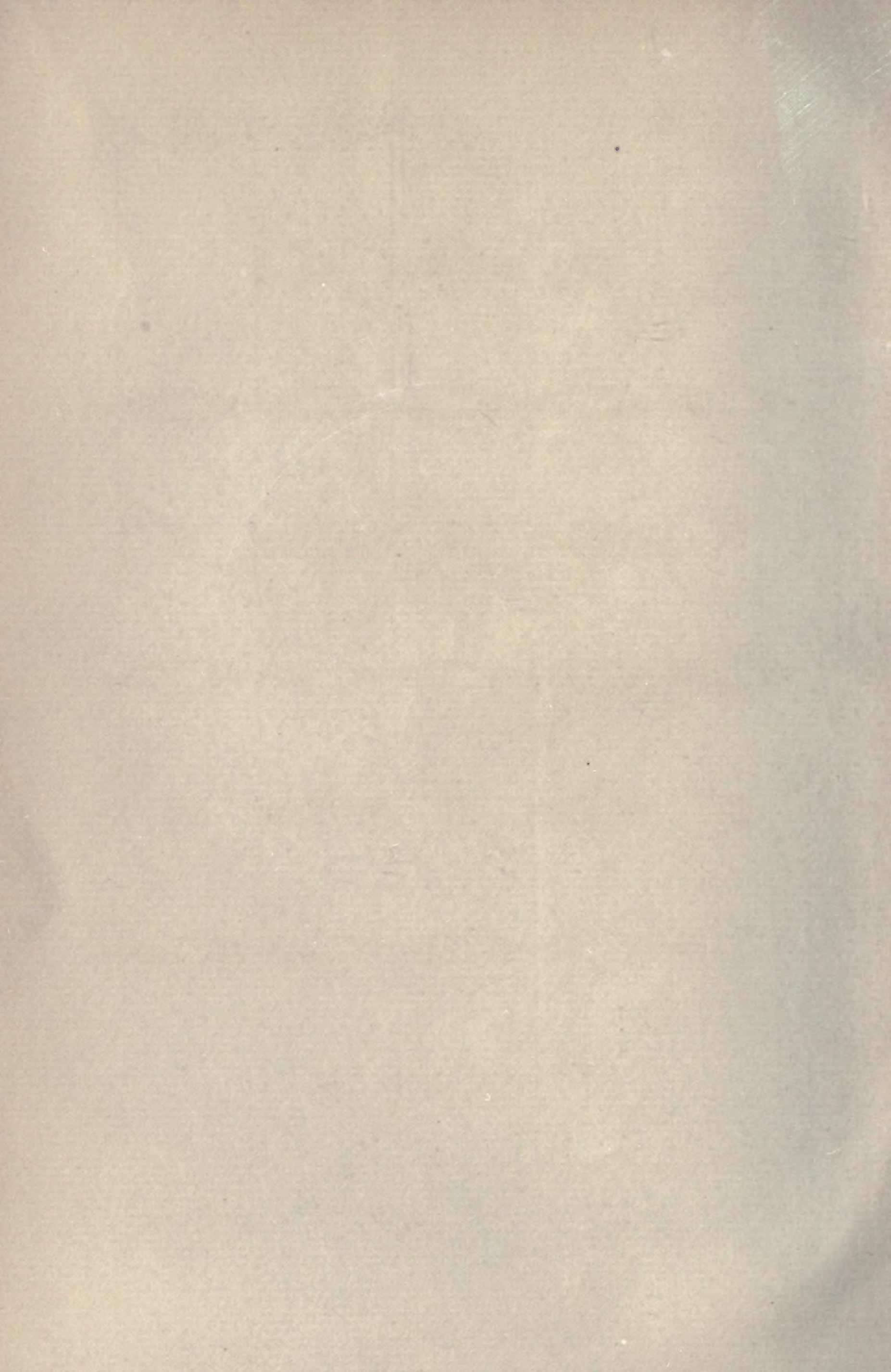

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Berthold Litzmann
Band 16



G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1924 ::

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Dritte Reihe

Kleine Prosa

Sechzehnter Band



G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1924 ::

Buchausstattung von
Hugo Steiner-Prag
Druck von Fischer & Wittig
:: in Leipzig ::

Inhalt

Seite

Einleitung VIII

I. Prosadichtungen aus dem Nachlaß

Teufels Meisterstück 3
Erlkönig. Fragment 36

II. Aufsätze (Blätter vom Lebensbaum)

Vier Dramen (1878) 45
Faust in Weimar. Eine Beleuchtung mit Streiflichtern (1878) 50
Simson und Delila (1878) 63
Marie von Olfers. Eine biographische Skizze (1881) . . . 73
Hedwig von Olfers (1891) 79
Das alte Haus (1892) 86
Vom Schriftstellertage in Wien (1893) 95
Das Heine-Denkmal. Eine Antwort (1894) 101
Besinnt Euch! (1895) 103
Echo (1896) 109
*Zur Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung (1896) . . . 114
*Der Hervorruf der Schauspieler im Theater (1896) 118
Marie Seebach. Ein Erinnerungsblatt (1897) 123
Der Erdbeerbaum (1897) 133
Karl von Weber (1897) 137
Das deutsche Drama. Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand (1898) 140
Am Matthäikirchplatz. Eine Phantasie zum 6. Januar 1900 . 167
Max Jähns. Ein Nachruf (1900) 179
Theater und Zensur. Ein Mahnwort (1900) 182
Großherzog Karl Alexander † (1901) 189
*Julius Rodenberg als Berlin-Bummler. Zum 70. Geburtstag 26. Juni 1901 200
Die neue Verordnung über den Schillerpreis. Ein sachliches und persönliches Wort (1901) 211
*Victor Hugo (1902) 222
Das tote Haus am Bodensee. Eine Reiseerinnerung (1902) 223
Auf den Trümmern von Akragas. Eine Mär (1903) . . . 233

Seite
Ein Wort über Weimar (1903) 264
Zum 10. März (1903) 278
Furor teutonicus. Eine Studie mit Nutzanwendung (1903) . 284
Vandalen. Ein Wort in letzter Stunde (1904) 296
Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels? Antwort (1904) 303
*Persönlichkeits- und Richtungskritik. Eine Antwort (1905) . 310
Deutschland und Frankreich. Historisch-politische Meditation (1905) 314
*Hervorruf des Dichters im Theater (1906) 321
Ein Wort an die Deutschen (1907) 325
Persönliche Ehre und deren Schutz (1907) 331
Björnstjerne Björnson. Der Dramatiker. Einige Gedanken (1907) 339
Karl Frenzel. Zu seinem 80. Geburtstag, 6. Dezember 1907 . 350
„Landgraf, werde hart!“ (1908) 360
Alt-Berlin (1908) 366
Zeitgenossen über Zeitgenossen (1908) 374
Von Meiningen nach Weimar 382
*Deutsche Bücher für die Deutschen im Auslande (1908) . . 392

III. Reden und Ansprachen

Ansprache an die Jenaer Studenten bei der Schillerfeier 1889 397
Ansprache im Berliner Bezirksverein des deutschen Schriftstellerverbandes (1893) 399
Ansprache am 22. März 1897 403
Ansprache bei der Goethefeier in Tarasp 1899 406
Rede zum Rundschaujubiläum (1899) 411
Rede auf Wilhelm Dilthey (1903) 418
Shakespeare und wir (1906) 426
Silvesternacht 1906 430
Zu Helmut von Glasenapps Konfirmation (1907) 433

IV. Skizzen und Plaudereien

Ablösung vor (1892) 437
Aus den Alpen (1893) 443
Literarische Kaffeeküche (1896) 457
Vergnügen im Grunewald (1897) 461

V. Humoresken

Seite

Mein Onkel aus Pommern (1880) 473
Vergnügen auf dem Lande (1884) 488
Schlaflose Nacht (1884) 529
Ein Opfer des Berufs (1885) 536
Das wilde Haustier 569
Mein nervöser Onkel 587

Grundlagen des Textes 604

Einleitung

Der Schlußband der Ausgabe bringt als Ährenlese zunächst zwei Prosadichtungen aus dem Nachlaß, die mir erst, nachdem die erste Reihe „Romane und Novellen" abgeschlossen und gedruckt war, zu Gesicht gekommen sind. Beide wiegen künstlerisch nicht schwer, sind aber jede in ihrer Art charakteristisch für das Schaffen Wildenbruchs. Über Entstehungszeit, äußere Veranlassung, innere Geschichte der ersten in zwei Teile gegliederten Phantasie „Teufels Meisterstück" habe ich nichts Sicheres in Erfahrung bringen können. Auch Maria von Wildenbruch wußte mir nichts darüber zu sagen. Stimmung und Stil des ersten Teils erinnern an die Laune und die Kunstmittel des im Frühsommer 1892 geschriebenen „Heiligen Lachens" (GW XIV). Es handelt sich hier offenbar, wie dort, um eine Zeitsatire, in der „der geniale Mensch" dem Banausen- und Philistertum auf dem Niveau der Kämpfe zwischen „Optimus" und „Pessimus" gegenübergestellt werden sollte. Der zweite Teil ist dagegen viel später, aus einer ganz anderen Stimmung entstanden und von einer ganz neuen Idee beherrscht. Die Szene ist völlig verändert, die ursprünglich kleine Bühne einer tragikomischen satirischen Burleske erweitert zu einem Schauplatz der ernstesten Weltbegebenheiten. Der „geniale Mensch" ist und heißt zur höchsten Überraschung jetzt Christus, die Handlung wird zur Passion und darüber hinaus zu einer Leidensgeschichte des Christentums; des Teufels Meisterstück ist die Romanisierung der Erlösungsidee, wider die das Germanentum in der Reformation aufsteht, aber nur vorübergehend den Sieg zu erringen vermag. Wann diese Gedanken und Tendenzen über den alten Plan die Oberhand gewonnen haben, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Ich möchte es aber — der gleichen Gedankengänge wegen — in das Frühjahr 1907, ungefähr gleichzeitig mit dem Aufsatz „Reformation" setzen. Sicher würde Wildenbruch, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, die in der vorliegenden Form ganz disparaten Elemente der Dichtung durch Umarbeitung des ersten Teils zu einem einheitlichen Kunstwerk verschmolzen haben. Aber auch in der fragwürdigen Gestalt, in der uns „Des Teufels Meisterstück" nur erhalten ist, erscheint es so charakteristisch für innere Wandlungen und Kämpfe des Dichters, wie — gerade in Verbindung

mit dem Aufsatz „Reformation“ — als Widerspiegelung politischer Stimmungen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, daß es in den gesammelten Werken nicht fehlen durfte.

Das zweite Stück, das Novellenfragment „Erlkönig“, ist nach Maria von Wildenbruchs Zeugnis das letzte, was Wildenbruch geschrieben; mitten unter der Arbeit daran hat ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Übrigens würden auch schon Stil und Gedankengänge — ganz abgesehen von der weimarischen Lokalfärbung des Eingangs — die Entstehungszeit der Novelle nahe an Euphrosyne (1907, GW XV, 5) heranrücken. Welchem Ziel die äußere Handlung zustrebte, bleibt, trotzdem das innere Problem verhältnismäßig scharf eingestellt ist, im Dunkel, da ja schon nach wenigen andeutenden Seiten die Handschrift mitten im Satz abbricht. Als örtlicher Hintergrund scheint Lübeck (das Bild Hans Memlings im Dom) vorzuschweben, wobei Bremen und Hamburg für Art und Treiben der Bewohner wohl ergänzende Züge abgegeben hätten.

In der zweiten Abteilung, „Aufsätze (1878—1908)“, erscheinen die bereits 1909 unter dem Titel „Blätter vom Lebensbaum“ von mir herausgegebenen Aufsätze (acht neu hinzugekommene sind mit einem * bezeichnet). Die „Blätter vom Lebensbaum“ waren die letzte Gabe, die Wildenbruch seinem Volke bestimmt hatte. Er selbst hatte sie vorbereitet, ihr den Namen gegeben, aber die letzte sichtende Hand nicht mehr anlegen können. Was sie im Lebenswerk Wildenbruchs bedeuten, glaube ich auch an dieser Stelle nicht besser wiedergeben zu können, als in den Worten, mit denen ich 1909 die Sammlung einleitete.

„‚Blätter vom Lebensbaum‘ sind es, aber nicht herbstlich fallendes Laub, das von erlöschendem Leben Kunde gibt, sondern starke, aus den tiefsten und saftreichsten Wurzeln und Zweigen zum Licht drängende Triebe, die genau so wie die Früchte dieses Baumes, die Dichtungen, von rastlos treibender Lebens- und Schöpferkraft zeugen. Die Geschlossenheit und zugleich Mannigfaltigkeit dieser Lebensäußerungen aus drei Jahrzehnten — hier zum erstenmal als ein Ganzes überschaubar — wird, glaube ich, vielen, wenn nicht den meisten, Ernst von Wildenbruchs Persönlichkeit von einer ganz neuen Seite, ja geradezu von einer höheren Bedeutung erscheinen lassen.

Was Wildenbruch als Dichter war und sein wollte, das

haben wir ja wohl alle mehr oder minder deutlich empfunden und zu würdigen gewußt. Doch was er als Charakter, als Mann und Mensch für sein Volk und seine Zeitgenossen, für seine Freunde und seine Gegner bedeutete, welch ein Schatz und Schutz das Dasein dieser treuen, tapferen, unerschrockenen Persönlichkeit an sich für das deutsche Volk und seine Fürsten in diesem Zeitalter war und welch unersetzlichen Verlust alles, was deutsch sich nennt, durch seinen Heimgang erlitten hat, das wird vielleicht vielen mit ehrfürchtigem Schauer erst zum klaren Bewußtsein kommen, wenn sie ihn aus diesen Blättern kennen lernen. Nicht allen wird alles gefallen, das soll es auch nicht und braucht es auch nicht. Auch da er lebte, war er Freunden und Gegnern nicht immer bequem, nicht immer genehm. Aber wer diese Sammlung mit Aufmerksamkeit liest, dem wird eines sich unauslöschlich in die Seele graben: Hier spricht die Stimme eines Menschen, auf den wie auf keinen zweiten das wundervolle, leider durch Tagesnachgeschwätz zu Tode gehetzte Bismarckwort geprägt erscheint: ‚Einer, der Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt'.

Vom ersten Augenblick bis zum letzten, von den ersten ästhetisch-kritischen Waffengängen in den „Deutschen Monatsblättern", die noch mit leichter Rüstung gefochten werden, an, bis zu den wuchtigen Schwert- und Keulenschlägen des Mannes-zornes, den dröhnenden, warnenden Not- und Sturmsignalen des Wächters auf der hohen Zinne in den letzten anderthalb Jahrzehnten, immer — mag es sich um ästhetische oder politische Fragen handeln — immer fühlt man das eine: Hier spricht nicht die Stimme und die Stimmung eines einzelnen, das was hier spricht, ist das deutsche Gewissen. Das war in Ernst von Wildenbruch verkörpert. Und daß es mit seinem Tod verstummt ist, das haben wir in den noch nicht zwei Jahren, die seitdem verflossen sind, mehr als einmal schmerzlich empfunden. Mehr als einmal klang seitdem laut und leise die Frage und die Klage: ‚Ist kein Wildenbruch da?' . . .

Aber das ist nicht das einzige, was dieser Sammlung ihren Wert und ihren Charakter gibt. Nicht nur der allen angehörte, kommt zu Wort, auch der, der im engen und engsten Kreis, hellen, verständnisvollen Blickes, mit teilnahmvoller Seele zu geben und zu empfangen, der Freund, der Menschenwert des einzelnen in treuem Herzen zu bewahren und vor allem

in wundervoll lebendig geschauten und aufgefaßten Bildern wiederzugeben wußte. An diesen Bildern wird nicht nur der Kreis derjenigen, die den Originalen nahestanden, seine Freude haben, sondern jeder, der nur den künstlerischen Reiz der Darstellung auf sich wirken läßt.

Vor allem aber wird dem näheren und dem weiteren Freundeskreise der Einblick willkommen sein, den der Leser auf vielen Seiten in das Leben Wildenbruchs gewinnt, die zahlreich eingeflochtenen autobiographischen Episoden und Augenblicksbilder, die bedeutsame Momente aus seinen Knaben-, Jünglings- und Mannesjahren mit greifbarer Anschaulichkeit festhalten."

Dasselbe und vielleicht noch mit größerem Nachdruck ist von den in der dritten Abteilung dieses Bandes vereinigten „Reden und Ansprachen" zu sagen. Sprach in den „Blättern vom Lebensbaum" der Publizist, der, sei er von anderen gebeten, sei es aus eigenem Antrieb, sich zu einem Tagesereignis, einem Streitfall, einem Problem zum Wort meldete zunächst als eine Einzelstimme, mit den Jahren mehr und mehr als Wortführer für sein Volk, so sind die „Reden und Ansprachen" aus den Jahren 1889—1907, trotzdem einige von ihnen nur an einen ganz kleinen Hörerkreis gerichtet sind (Silvester 1906, Hermann Grimms Homer, Zu Hellmuth von Glasenapps Konfirmation) programmatische Kundgebungen der menschlichen Persönlichkeit von einer Unmittelbarkeit des Gefühlsausdrucks, die auch im Gewande des Festredners wie Improvisationen wirken. Man halte nebeneinander die Jenaer Rede des neu kreierten Dr. h. c. von 1889 und die Rede des neugewählten Präsidenten des Deutschen Schriftstellerverbandes 1893, die Ansprache des Taraſper Kurgastes bei der Goethefeier im Engadin 1899 und die Ansprache des Vizepräsidenten der Shakespearegesellschaft über das Thema: „Wir Deutschen und Shakespeare", die festliche Rede zum „Rundschau-Jubiläum (1899) und die Worte auf Wilhelm Dilthey beim Festmahl im Kaiserhof 1903, die an den engsten Freundeskreis gerichteten Worte am Silvesterabend 1906 und die Einleitung zu jenem Leseabend, wo er den Freunden aus Hermann Grimms Homer vorlas, die erinnerungsschwere Rede zum 22. März 1897 auf die Vergangenheit — Kaiser Wilhelm und Bismarck — und die Ansprache im engsten Familienkreis an einen Träger der Zukunft (1902): „Mein lieber Hellmuth".

Die Zeitgenossen aber haben nicht nur dem unter der Ver-

antwortlichkeit seiner großen Lebensarbeit ernst und einsam ein-
herschreitenden Dichter gekannt, geliebt und verehrt, sie haben
ihm auch gern zugehört, wenn ihn in Feierabendstunden von
kleinen Freuden und Leiden des Tages zu plaudern und zu er-
zählen die Lust anwandelte. So haben denn auch in den beiden
letzten Abteilungen dieses Bandes noch einige Kleinigkeiten Plat
gefunden, die, mag man sie künstlerisch werten wie man will,
dem Gesamtbild des Menschen und des Dichters noch einen
und den andern ergänzenden und abrundenden Strich hinzufügen

I. Prosadichtungen aus dem Nachlaß



Teufels Meisterstück
Eine Phantasie

I

Es war an einem Tage nach Erschaffung der Welt, nachmittags um vier.

Beelzebub erwartete seine Großmutter zur Jause. Von der Familie Teufel war Beelzebub der jüngste Sohn und der begabteste; frühzeitig hatte ihn der Papa darum selbständig gemacht. Jetzt führte er eigene Wirtschaft, in der ihn von Zeit zu Zeit die Großmutter besuchte. Nicht zu Beelzebubs Vergnügen, denn die alte Dame war weder hübsch noch liebenswürdig, noch sonstwie angenehm. Auch kam sie weniger zu erfreuen als um zu inspizieren. Auf Beelzebub ruhten ihre Hoffnungen, darum stellte sie hohe Anforderungen. Gerade jetzt befand sie sich in Aufregung. Gerüchte waren laut geworden, daß der „alte Herr" da oben mit einer Erfindung fertig geworden sei, über der er lange gesessen hatte, von der er sich viel versprach.

Das verstimmte die alte Dame; sie war ehrgeizig und scharf auf das Geschäft. Wenn es sich bestätigte, dann hatte „der Alte" im Konkurrenzstreite mit der Familie Teufel einen Vorsprung gewonnen.

Sie schenkte der Jause daher nur geringe Beachtung, obgleich Beelzebub mit nichts gespart hatte. Alles, was einen teuflischen Gaumen reizen kann, bedeckte die Tafel: Kröten in Wolfsmilch sautiert, knusprig gebackene Fledermäuse, mit Rattenschwänzen garniert und eine Schierlings-Bowle.

„Hast du gehört, was man sich von ‚da oben' erzählt?" fing sie an.

Beelzebub hob die Oberlippe von den Zähnen, was bei ihm so viel heißen wollte wie „ich lächle". Wirklich lächeln können Teufel bekanntlich nicht.

„Glaubst es wohl nicht?" fuhr sie ärgerlich fort, als sie sah, was der Enkel für ein Gesicht schnitt.

„Ich habe seine Erfindung sogar schon gesehn," erwiderte er.

Großmamachen sah ihn an. Wie er da vor ihr saß auf seinem Stuhl, mit den schlenkernden Armen und Beinen, noch vollständig ein Junge, ein Springinsfeld, kaum seine tausend Jahre alt — und solch ein fixer Kerl schon. Der spiritus familiaris — kein Zweifel.

„Schon gesehen?“ fragte sie. „Wie hast du das gemacht?“

„Ich habe mich in einen Paradiesvogel verwandelt und bin über seine Gartenmauer geflogen. Im Garten ging er mit seiner Erfindung spazieren.“

„Ging mit — spazieren?“ Die alte Dame wurde immer verdutzter. „Was ist denn das, was er erfunden hat?“

Beelzebub knipste mit den Fingern. „Der geniale Mensch,“ erwiderte er.

„Der geniale Mensch? Erkläre mir das etwas genauer.“

„Das ist nicht so ganz leicht,“ meinte der Gefragte. „Die Mischung ist kompliziert.“

„Aber — ein Mensch doch also?“ fragte die Großmama.

„Ja, ein Mensch.“

„Dann ist's doch aber nichts Neues. Den Homo sapiens hat er schon vor langem zuwege gebracht. Gerade als ich silberne Hochzeit gemacht, ist's gewesen.“

Beelzebub ließ einen spitzen Blick über die Ehrwürdige dahingehen — dann war's allerdings schon ziemlich lange her.

„Ja,“ sagte er, „aber etwas ist zu dem gewöhnlichen Menschen hinzugekommen, und das ist eben das Geheimnis.“

Eine Pause trat in der Unterhaltung ein. Solches zu hören, war der geschäftseifrigen Matrone nicht lieb.

„Belzechen,“ fing sie nach einiger Zeit schmeichelnd wieder an, „sei doch nicht so maulfaul, erzähle mir ein bißchen, wie er aussieht.“

Beelzebub lächelte wieder, das heißt er fletschte die Zähne, diesmal aber so, daß es aussah, als wollte er die Gesichtshaut über Stirne und Schädel krempeln.

„Er sieht dem Papa ähnlich,“ erklärte er.

„Dem Luzifer?“

Der Enkel nickte. Wem denn sonst? Luzifer war ihr Sohn und sein Papa.

In krampfhafter Erregung sprang die Alte vom Stuhle auf und ging im Zimmer hin und her. „Siehst du,“ krächzte sie, „siehst du, siehst du wohl?“

Beelzebub schaute hinter ihr drein. Wie komisch sie aussah. Bei jedem „siehst du wohl?“ schnellte ihr Oberleib aus den Hüften empor, wurde lang wie ein Kirchturm und rutschte dann wieder in sich selbst zurück. Daß man sich so aufregen konnte —

das junge Teufelchen gehörte bereits einer Generation an, die so etwas kaum mehr begriff.

Endlich kehrte sie zu ihrem Sitze zurück. „Siehst du wohl," sagte sie, indem sie sich niederließ, „was ich immer gesagt habe, er hält es ohne den Luzifer nicht aus."

Sie riß ein großes rotes Taschentuch hervor und drückte es an die Augen.

„Wenn einer den andern so lieb gehabt hat, wie Er den Luzifer! Jeden Gedanken, den der Alte gehabt hat — der Luzifer war der erste, der ihn erfuhr. Jeder schwierige Auftrag — der Luzifer war's, der ihn übernommen hat. Wenn er einmal nicht gleich zur Hand war — gleich hat's geheißen: ‚Wo ist der Luzifer?' Als er das große Licht angezündet hatte — der Luzifer ist's gewesen, der den dicken Weltkörpern einen Schubs gegeben hat, daß sie angefangen haben, herumzuwandeln um das Licht. Als er die Pflanzen in die Welt gesetzt hatte und die dummen Dinger nicht wußten, wie sie's machen sollten, daß sie blühten — der Luzifer ist gekommen, nackend hat er sich ausgezogen und also ist er durch die Welt gewandert, daß alle Kräuter und Pflanzen die Köpfe aufgerichtet und die Augen aufgetan haben, ihn zu sehen in seiner nackten Schönheit — und von da an haben sie's gelernt, aus dem Boden herauszukommen und zu blühn. Und darum hab' ich's gesagt, es wird noch einmal geschehen, daß er sich sehnen wird nach dem Luzifer, daß es ihn gereuen wird, daß er ihn so schlecht behandelt hat und so jach wegen einer solchen Lappalie."

„Wegen des Adam und der Eva?" fragte der Beelzebub.

„Wegen der Grützköpfe, der elendigen! Weil sie so vernagelt dumm waren, hat sich der Luzifer mit ihnen einen Spaß gemacht — war das solch ein Unrecht? Aber weil er sich in sie verliebt hatte, der Alte, in den Adam und die Eva, vom Tage an, da er sie fertig gekriegt, darum ist's gewesen, daß er solch einen Mordsspektakel gemacht und gesagt hat, der Luzifer hätte sie ihm verdorben und verführt, und den Luzifer hinausgestoßen hat und hinunter."

„Ist's wahr," erkundigte sich das Söhnlein Luzifers, „daß er den Papa an die Kette gelegt hat?"

„Lausejunge!" knirschte die Alte, indem sie den Buben mit einem Blick ansah, daß diesem das Fletschen verging. Er merkte, daß er einlenken mußte.

„Die Frau Großmama hat recht,“ sagte er, „mit der Zeit ist der ‚alte Herr‘ selber dahinter gekommen, daß er mit seinen Menschen nicht weiter kommt, weil sie zu dumm sind.“

Er machte die Hand hohl und senkte das borstige Kinn hinein.

„Anfänglich war es ihm ja wie etwas Großes erschienen, als es ihm gelungen war, den flüchtigen Geiststoff zu kondensieren und einen geeigneten Behälter dafür zu erfinden. Zehntausend Jahre hat er drüber gedruckst — aber das muß die Frau Großmama besser wissen als ich — ist's wahr?“

„Freilich ist's wahr,“ grunzte die Großmama, „und vieles Wichtige hat er darüber verabsäumt.“

„Jetzt aber,“ fuhr Beelzebub fort, „wird es ihm klar, daß sie mit dem schönen Stoff nichts anzufangen wissen. Einer vererbt ihn dem andern mit einem unausgesprochenen ‚Da lass' ich dir etwas, womit ich mein Lebtag nichts anzufangen gewußt habe; kann's aber nicht los werden; also sieh du, ob du was damit anzustellen vermagst‘. Und der Erbe kann's erst recht nicht. Also fängt der ‚alte Herr‘ an, zu fürchten, daß der schöne Stoff sich allmählich wieder verflüchtigen möchte, und dann hat er seine lieben Behälter auf dem Halse, die Menschen, und kann sie zu nichts mehr gebrauchen. Denn was soll er mit den leeren Hülsen machen? Sie an den Meistbietenden verkaufen? Wer nimmt sie ihm ab? Wir vielleicht? Als Brennholz?“

Er fletschte die Großmutter an und die Großmutter fletschte zurück. Das, was sie hörte, gab ihr einigermaßen die Laune wieder. Beelzebub merkte es, und sein liebenswürdiges Gemüt sagte ihm, daß das nicht lange dauern dürfte.

„Aber wenn es ihm jetzt mit seiner Erfindung gelingt, braucht er den Luzifer nicht mehr!“

Wie einen scharfen Bolzen hatte er das Wort auf die Alte abgeschnellt; als er jetzt sah, wie sie darunter auffuhr, empfand er das reine Vergnügen, mit dem er es ansah, wenn ein Käfer oder ein Wurm, dem er langsam eine Nadel vom Kopf aus durch den Leib bohrte, sich um die Nadel wand.

„Denn der geniale Mensch,“ fuhr er fort, „soll ihm den Luzifer ersetzen. Ohne Esprit — dahinter ist er gekommen — geht's nun einmal in der Welt nicht, wie in der Küche nicht ohne Salz. Darum soll er mit einem Auge immer noch nach der Familie Teufel geblickt haben, denn er wußte, daß wir den Esprit

besitzen. Darum sind ihm auch, vielleicht ohne daß er's wußte und wollte, als er seinen neuen Liebling erschuf, die Züge des einstigen Lieblings wieder in Erinnerung gekommen; aber jetzt, wie gesagt, ist es mit diesem aus! Jetzt wird es der geniale Mensch sein, der die trägen Körper anstößt, daß sie sich nach dem Lichte wenden und um das Licht herumwandeln; der geniale Mensch wird den dicken Überzieher, den man ‚Überlieferung' nennt, und den Schnürleib ‚Konventionalität' und die Pelzkappe ‚Vorurteil' und all die übrigen Stücke der menschlichen Garderobe von sich tun und in nackter Herrlichkeit durch die Welt wandeln, daß die Welt das Keimen nicht verlernt, das Wachsen und das Blühen. Und unterdessen wird die Familie Teufel von Keller zu Keller hinuntersinken, immer tiefer, immer dunkler, bis daß sie schließlich wie ein Häufchen Unrat im untersten Winkel liegt."

Beelzebub hatte sich in eine Art von Begeisterung hineindeklamiert. Er sah, wie die Großmutter sich unter seinen Worten krümmte; der Anblick war zu reizend.

„Halt's Maul, verfluchte Kröte!" brach die Alte heraus; sie ertrug es nicht mehr. Sie sprang auf und stürmte im Zimmer auf und ab, beide Arme ausbreitend, daß sie aussah wie eine ungeheure Eule. Plötzlich drehte sie um, fuhr auf den grinsenden Enkelsohn zu, packte ihn im Genick und hielt ihn empor, daß er zappelnd in der Luft hing.

„Und da freut sich der noch! Da grinst er und fletscht und erzählt mir den Untergang unserer Familie, als ging es ihn nichts an!" Sie schüttelte ihn, daß dem hageren Teufel die Gebeine rasselten. „Wirst gleich nachdenken, du Hundsvieh, was gegen das alles zu tun ist? Wirst gleich sagen, was du dir ausgedacht hast? Denn ich seh's dir ja an, daß du schon längst etwas ausgedacht hast und mir's bloß nicht sagen willst, weil's dir eine Freude ist, mich am langsamen Feuer zu braten!"

Sie gurgelte die Worte hervor; dazu heulte sie; Worte und Tränen liefen ihr wie ein schleimiger Strom über das Kinn.

„Laß die Frau Großmutter mich nur los!" ächzte der zappelnde Beelzebub. Unter dem Griff ihrer Faust empfand er, was für ein Temperament in dem alten Höllengeschlecht steckte.

Sie setzte ihn auf den Boden. Er schob sich die Glieder wieder zurecht und sammelte die Gedanken.

„Wenn die Frau Großmutter gleich so ungeduldig wird — man tut ja, was man kann."

„Also zeig', was du kannst!" Sie ließ ihn nicht mehr aus den Augen; länger sollte er sie nicht an der Nase herumführen dürfen.

Beelzebub öffnete die Tür, die zum Nebenzimmer führte.

„Wenn ich bitten darf!" Sie traten in das Magazin ein, in dem die Erfindungen Beelzebubs aufbewahrt wurden. An den langen Wänden der Kammer waren drahtumsponnene Schränke angebracht, die auf sauber geschriebenen Etiketten ihren Inhalt verrieten.

Lauter tüchtige Drogen, die unter seiner Leitung nach seinen Rezepten hergestellt und durch den Gebrauch bewährt waren.

Die alte Dame aber fegte ungeduldig an den Schränken entlang. Was sie da auf den Etiketten las: „Gewalttätigkeit" — „Heuchelei" — „Habgier" — „Lüge" — „Neid" — nun ja, nun ja — alles ganz schön und gut, aber alt und bekannt. Wollte er ihr damit imponieren?

Beelzebub aber hielt bereits die Tür in der Hand, die auf der anderen Seite aus dem Magazin hinausführte.

„Wir gehen jetzt ins Atelier," sagte er mit verbindlichem Fletschen.

„Wohin?" Sie wußte wohl, daß er ein Laboratorium besaß. Von seinem Atelier hatte sie noch nie etwas gehört.

„Ins Atelier," wiederholte er und beide traten ein.

Es war ein kleiner Raum, in der Art einer Bildhauerwerkstatt; und es sah auch so aus, als hätte Beelzebub sich auf die Bildhauerei geworfen. Auf einem Postament inmitten des Gelasses stand eine Figur — und als Großmama Teufel die Figur erblickte, war es mit Wut und Ärger und Verzweiflung plötzlich zu Ende; sie brach in ein ungeheures Lachen aus. So gewaltig lachte sie, daß sie ganz schwach davon wurde und sich auf einen Stuhl setzen mußte, den ihr der Enkelsohn hinschob. Während sie dort saß und keuchte, stand er hinter ihr und zeigte ein vergnügtes Gesicht.

Die Figur oder, richtiger gesagt, das Figürchen stellte einen Menschen dar, einen kleinen Mann; alle Verhältnisse der Gestalt aber waren, offenbar nicht aus Unfähigkeit des Verfertigers, sondern absichtlich, ganz sonderbar falsch. Die Füße waren so groß, als wenn sie statt eines Zwerges einen Riesen tragen sollten. Der ganze Körper sah aus wie zwei übereinander gestülpte Kugeln; die untere, größere, war der Bauch; die obere, kleinere, der Kopf.

Der Kopf war glatt und kahl wie ein Straußenei. Im Gesichte des Männchens war ein langgeschlitztes Maul, und die Augen, die über dem Munde saßen, sahen aus wie zwei Knöpfe. Die Arme hingen am Leibe herab; der Zeigefinger der rechten Hand war eine halbe Elle lang. Gekleidet war die Figur nach der neuesten Mode.

„Was stellt denn das nur eigentlich vor?“ fragte die Alte, nachdem sie sich vom Lachen erholt hatte.

„Ein Spielzeug,“ versetzte Beelzebub.

„Ein — Spielzeug?“

„Für die Menschen,“ fuhr er fort. „Am Tage, wo der geniale Mensch in die Welt tritt, bekommen sie den da in die Hände.“

Großmama Teufel wurde ganz stumm; war das alles ein schlechter Spaß, den der Schlingel mit ihr trieb?

Beelzebub war ganz ernsthaft geworden. Seine Augen hingen an der Figur mit dem prüfenden Blick, mit dem ein Erfinder auf sein Werk sieht.

„Es ist ein Automat,“ vertraute er der Alten an, „kann sich bewegen und sprechen.“

„Er steht ja aber stockstill?“ meinte diese, „gibt keinen Laut von sich?“

„Muß nur geweckt werden,“ erklärte Beelzebub. „Wollen jetzt ein wenig acht geben, Frau Großmama.“

Bei diesen Worten ging er in die Ecke des Raumes, in der, wie die Alte jetzt erst bemerkte, eine zweite verhüllte Gestalt auf einem Postament stand. Mit einem Griff hatte er die Hülle entfernt; eine menschliche Gestalt wurde sichtbar, wunderbar schön, ohne jegliches Gewand.

„Wer — ist das?“ fragte die Großmutter.

„Das Porträt von dem genialen Menschen,“ flüsterte er ihr zu, „das ich aus dem Gedächtnisse skizziert habe. Wenn ich bitten darf — jetzt!“

Er schob das Postament, auf dem die zweite Figur stand und das sich auf Rollen bewegte, einige Fuß zur Seite, so daß es in die Gesichtslinie des kleinen Mannes kam. Sobald dies geschehen war, begab sich etwas Merkwürdiges, der kleine Mann wurde lebendig. Die Knopfaugen traten noch weiter aus dem Kopfe hervor, so daß es aussah, als wollten sie herausspringen, der kahle Schädel fing an zu wackeln, das Maul klappte auf

und zu, das ganze Gesicht verzog und verzerrte sich zu einem Ausdrucke gehässigster Wut. Dann erhob sich der rechte Arm, der Zeigefinger der rechten Hand, der so lang wie eine halbe Elle war, zeigte auf das Bild des genialen Menschen und plötzlich vernahm man eine quakende Stimme: „Kiekt einmal den!"

Es war der kleine Mann, der so gesprochen hatte. Und jetzt wiederholte er fortwährend: „Kiekt einmal den! Kiekt einmal den!" Dabei schnitt er so greuliche Gesichter, und der Ton, mit dem er die Worte herausbrachte, klang so komisch, daß die Frau Großmama Teufel von neuem in ein Gelächter ausbrach, in ein höllisches.

„Ich kann nicht mehr — ich kann nicht mehr —" ächzte sie, während ihr das Wasser aus den Augen lief.

Beelzebub zeigte ein vergnügtes Gesicht. Sein Werk hatte die erste Probe bestanden; seine Lippen bewegten sich, beinahe sah es aus, als wenn sie „Bravo" murmelten.

„Möchten die Frau Großmama sich ein wenig beruhigen," sagte er, „er hat noch mehr zu sagen."

So gut es ging, schluckte die Alte ihr Lachen hinunter. Das Gesicht des kleinen Mannes verwandelte sich abermals; hatte es vorhin, in seinem höhnischen Grinsen, wie zusammengelaufene Buttermilch ausgesehen, so wurde es jetzt lang und herb wie eine Sauerampferstaude. Er hob beide Arme über den Kopf. Dann kam ein klagendes Geheul aus ihm hervor. „O pfui! O Schande! Skandal! Der hat ja nichts an! Der ist ja nackt! O pfui! O Schande! Skandal!" Immerfort wiederholte er dieselben Worte, und zwar mit solcher Gewalt, daß man es gar nicht für möglich hätte halten sollen, daß solch eine Stimme in dem Zwergenleibe wohnen konnte. Die Wände des Gemaches schütterten und dröhnten, und die alte Dame hielt sich beide Ohren zu. „Er sprengt mir das Trommelfell!" rief sie, „sprengt mir das Trommelfell!"

„Das soll er auch! Das ist die Absicht, ist gut!" brüllte Beelzebub, der jetzt auch aus seiner Ruhe herauskam, ganz ausgelassen wurde, wild und toll, als er sah, wie trefflich seine Erfindung funktionierte.

„Und — was macht er denn jetzt?" unterbrach sie sich, indem sie die Hände von den Ohren sinken ließ und die Augen weit aufriß. Der kleine Mann hatte beide Fäuste geballt, schwang sie wie Mühlenflügel; sein Gesicht war blaurot vor Wut ge-

worden. „Den muß man totschlagen!“ kollerte er wie ein wütender Gorilla. „Den muß man totschlagen, totschlagen!“

Mit einem Sprunge war Beelzebub heran, und in aller Hast schob er einen Tisch neben das Postament, so daß eine Wandelbahn entstand, es sah aus, als wenn der kleine Mann von seinem Postamente herunterspazieren wollte. Und so geschah es in der Tat. Kaum daß der Tisch herangeschoben war, stieg er auf denselben hinüber und fing an, darauf umherzugehen, indem er die großen Füße auf die Tischplatte setzte, als wollte er mit jedem Schritte etwas austreten und auslöschen, die Spuren eines anderen Fußes, eines fremden, verhaßten.

Nachdem dies eine Zeitlang so fortgegangen war, schob Beelzebub die andere Gestalt wieder in die Ecke zurück. Sobald sie aus seiner Gesichtslinie hinaus war, hörte das Leben in dem kleinen Manne auf; er wurde zu einer regungslosen Figur, wie er es zu Anfang gewesen war. Beelzebub stellte ihn wieder auf sein Postament; dann blieb er hoch aufatmend vor der Großmutter stehen, höhnischen Triumph im Blick, als wollte er fragen: „Was sagst du nun?“

Sie sagte aber gar nichts, wußte gar nicht, was sie aus all dem machen, wie sie sich all das erklären sollte. Staunend blickte sie zu dem Teufelsjungen auf.

Beelzebub aber hielt es mit der kühlen Blasiertheit nicht mehr aus, die er zur Schau getragen hatte; reden mußte er von seinem Werke, erklären, verkünden.

„Jetzt also hat ihn die Großmama gesehen,“ hub er an, „wie er aussieht, der, den ich in die Welt setze gegen den genialen Menschen, den ich hinter ihm dreinschicke, ihm auf den Leib hetze, den Widerpart, den Feind!“

Er senkte den Kopf und ging brummend auf und ab. „Wirkliches Leben ist's ja nicht, Leben zu schaffen, wirklich wahrhaftes, das hat Er sich ja vorbehalten, das verrät er nicht, da kommt keiner dahinter, auch der klügste Teufel nicht!“ Er blieb stehen und schüttelte die Fäuste. „Fünfhundert Jahre lang hab' ich danach gesucht, ob ich die Quelle nicht fände, den Brunnen, die Zisterne, wo er den geheimnisvollen Saft bewahrt — alles umsonst!“ In einem rollenden Brummen vertönten seine Worte. „Kann man also kein Leben selbst machen, so macht man es nach, etwas, das so aussieht, eine redende Puppe, einen Automaten.“ Ein blökendes Grinsen verzerrte sein Gesicht. „Und diese Menschen

sind ja so dumm; wissen ja gar nicht zu unterscheiden, ob etwas wirklich lebendig ist oder bloß nachgemacht; kommt der da unter sie, so werden sie ohne weiteres glauben, er sei einer von ihnen, ein Mensch wie sie, dann wird er ihr Wortführer und dann hat er sie unter." In Gedanken brütend, durchmaß er den Raum.

„Ist das — ein Räderwerk in dem kleinen Kerl?" erkundigte sich die Alte, „ein Mechanismus?" Sie war ganz kleinlaut geworden, fühlte einen immer wachsenden Respekt vor dem Enkel.

„Ein Mechanismus —" verächtlich zuckte er die Achseln, „zerlegen, sezieren hab' ich ihn ja natürlich nicht gekonnt, den neuerfundenen Kerl, den genialen, also was hab' ich getan? Indem ich über die Gartenmauer droben blickte, habe ich alle Sinne aufgetan und seine Witterung in mich aufgenommen. So ungefähr, wenn auch nicht genau, kenne ich jetzt die Elemente, die in ihm sind. Darauf bin ich ins Magazin gegangen; alle Substanzen habe ich ausgesucht, die den seinen feindlich sind, todspinnefeindlich; die hab' ich zusammengekocht zu einem Brei; für den Brei einen Behälter hab' ich mir gemacht, das ist der da, der Wichtelmann; in ihn habe ich ihn hineingefüllt. Der Brei, das ist seine Seele; der Haß gegen den Genialen, das ist sein Leben."

Er trat an die Figur des kleinen Mannes und gab ihr einen leichten Klaps. „Da," sagte er, „jetzt ist er kalt und steif und tot, fühlt er nicht einmal, wenn man ihn schlägt. Kommt aber die Witterung des anderen in seine Nase, dann wird der Brei in ihm lebendig, kocht auf und wütet und wallt — die Frau Großmama hat es gesehn."

Die Großmama nickte stumm — sie hatte es gesehen und gehört.

„Und nun hat sie auch den Gang gesehen," fuhr Beelzebub fort, „den die Dinge gehen werden: zuerst sollen die Menschen lachen. Das ist der Anfang, der ist gut. Ein hauptsächliches Element in dem neuen Menschen, dem genialen, ist nämlich die Begeisterung. Gegen Begeisterung aber gibt's ein Radikalmittel, das Lachen. Wenn der Wichtelmann den Zeigefinger gegen ihn ausstrecken und ‚Kiekt einmal den' schreien wird, dann werden die Menschen das Lachen kriegen, wie es vorhin die Frau Großmama gekriegt hat; einer wird den andern damit anstecken; durch die ganze Welt wird es gehn: ‚Kiekt einmal den', und die Welt wird den begeisterten Menschen auslachen."

Großmutter Teufel riß die Augen weit auf; sie fing an zu begreifen. „Bravo!" murmelte sie unwillkürlich, „bravo!"

„Alsdann," erklärte Beelzebub weiter, „kocht in dem Brei die zweite Substanz auf, die ich hineingemengt habe, die ich tüchtig hineingemengt habe. ‚Skandal,' wird der Wichtelmann rufen, ‚der hat ja nichts an!' Und mit einem Male wird's ihnen wie Schuppen von den Augen fallen, den Hammeln, den Menschen, wahrhaftig — er hat ja nichts an! Daß er schön ist, daß er herrlich von Leib und Gestalt — gleichgültig alles — der Kerl ist ja nackt! Einer wird es dem andern weitergeben, einer den andern anstecken, wie vorhin mit dem Lachen, so jetzt mit der Heuchelei, aus der Heuchelei wird dann plötzlich die Wut werden, und wenn der Wichtelmann: ‚Den muß man totschlagen' ruft —"

„Dann werden sie ihn totschlagen," fiel die alte Teufelin in atemlosem Entzücken ihm ins Wort.

„Das weiß ich nicht, ob sie's fertigkriegen werden," grunzte Beelzebub zur Antwort, „denn der Alte da droben hat ihm Elemente gegeben, die vielleicht nicht tot zu kriegen sind. Aber sowie der Wichtelmann mit seinen breiten Füßen über die Spuren seiner Füße hingegangen ist, so werden sie's ihm nachmachen, die Menschen; die ganze Hammelherde wird sich auf die Spuren stürzen, die er dem Boden eingeprägt hat und sie austreten, auslöschen — und eines weiß ich — er wird leiden, leiden, leiden!"

Mitten im Raume stand Beelzebub, hoch aufgereckt, so daß er zu doppelter Größe gewachsen zu sein schien, er ballte beide Fäuste gegen die schöne Gestalt. „Du da, der du Luzifer überflüssig zu machen gedenkst in der Welt, du sollst erfahren, was es heißt, sich an Luzifers Platz zu stellen! Dir auf den Leib will ich sie hetzen, deine Menschen, deine Brüder, denen du voranzugehen, voranzuleuchten, denen du Gutes zu tun und Neues zu bringen gedenkst, dir auf den Leib wie böse Affen, wilde Schweine, daß sie dich zerreißen und zerfleischen, daß du leiden sollst Qualen, wie kein Mensch sie jemals gedacht, daß du winselnd deinem Erschaffer zu Füßen fallen sollst. ‚Nimm nur, was du mir gegeben hast — ich ertrag's nicht, ich ertrag's nicht!'"

Seine Augen glühten wie brennender Schwefel, seine Stimme klang wie der Sturmwind, der im Rauchfang poltert und ächzt; das war nicht der hagere Teufelsjunge mehr von vorhin, der

kalte, blasierte, das war Feuer vom höllischen Pfuhl, Zerstörung, Feindschaft des Schönen und Guten in leibhaftiger Gestalt, Satanas selber in schauriger Majestät.

Und während er seine geifernde Wut auf das schöne Menschenbild hinausspie, begab sich mit diesem ein geheimnisvoller Vorgang: die Gestalt, die bis dahin regungslos, teilnahmlos gestanden hatte, erwachte, so schien es, unter dem Feuerstrom des Hasses, der sich über sie ergoß, zu einem dumpfen, fühlenden Leben. Zwar bewegte sie kein Glied, aber in dem edlen Gesichte, das vorher klar und freudig gewesen war, erschien eine Falte, wie mit der Pflugschar gerissen, eine Furche, ein schweigendes Zeichen namenlosen Wehs. So überwältigend war die Erscheinung, daß sogar die beiden Teufel stumm wurden und lautlos darauf hinblickten; nur aus ihren Augen züngelte wie eine stechende Flamme die rasende Freude des Triumphes. Eine Weile dauerte dies, dann stand Großmutter Teufel langsam von ihrem Stuhle auf.

„Junge," sagte sie, indem sie staunend vor Beelzebub stehen blieb, „bis heut hatte ich gedacht, Luzifer wäre der Größte, weil er das mächtigste Temperament hat; jetzt fange ich an zu glauben" — sie tippte ihn auf die Stirn — „einen Schaden wie du ihn in der Welt stiftest, hätte selbst er nicht fertig gekriegt."

Der Besuch war zu Ende; sie nahm die Mantille um. In der Tür blieb sie noch einmal stehen.

„Wie nennst du nun eigentlich deinen kleinen Kerl?"

Beelzebub war von seinem Paroxysmus zurückgekommen, stand wieder gleichgültig blasiert wie gewöhnlich. Beinahe sah es aus, als ärgerte er sich, daß er sich hatte fortreißen lassen.

„Wozu Taufhandlungen vornehmen," erwiderte er achselzuckend. „Ich kann ‚die Durchgängerei' in Gefühlen nicht leiden und bin darum kein Freund von feierlichen Handlungen. Kommt er unter die Menschen, so wird er sich einfach einen bürgerlichen Namen aussuchen, ein bürgerliches Gewerbe ergreifen, am liebsten ein schriftstellerisches, und scheinbar einer der ihrigen werden. Das ist ja gerade die Absicht."

Die Alte aber war ordnungsliebend. „Es ist nur um des Inventars wegen," meinte sie, „er muß doch in den Katalog eingetragen werden."

Beelzebub überlegte. „Wenn's denn sein muß," sagte er, „nennen wir ihn ‚Der Schädliche' oder noch einfacher ‚Der Wortführer'."

II.

Stundenlang hatte der Bericht schon gedauert und noch immer war der Erzähler nicht zu Ende, die Zuhörerin nicht müde. Beelzebub verkündete von seinen Erfolgen und Großmama Teufel hörte ihm zu.

Von seinen Erfolgen, das heißt von denen des Zweikugelmannes seiner Kunstfigur. Der „Schädliche“ hatte gearbeitet und seine Sache famos gemacht, famos! Jetzt hatte er den Feind da, wo er ihn haben wollte, droben auf der Erde nagelten sie den genialen Menschen soeben ans Kreuz.

Und wie er ihn durch die Dornen geschleppt hatte, bis daß es soweit kam, wie er ihm das Licht in den Augen Funken nach Funken ausgeblasen, das Herz im Leibe Stück für Stück zermalmt hatte, bis daß er im Garten von Gethsemane stöhnend zusammengebrochen war, die Stirn mit blutigem Schweiße benetzt!

Ja, es war gar nicht zu sagen, wie gut sein Programm sich bewährt, wie vortrefflich der kleine Kerl das Programm durchgeführt hatte. Sobald er unter die Menschen gekommen war, hatte er sich eine Stellung zu erringen gewußt, eine sehr ansehnliche; „Pharisäer“ hatte er sich genannt, und weil es deren eine Menge gab, hatte er sofort erlangt, was der Mensch in erster Linie zu seinem Fortkommen braucht, einen Anhang, eine kräftige, handfeste Clique, die durch dick und dünn mitging.

Und durch dick und dünn war er ihm dann nachgegangen, dem genialen Menschen, dem Narren, der predigend und lehrend im Lande umherzog. Wie ein Ungeziefer, das sich nicht abschütteln läßt, hatte er sich an sein Gewand gehakt, wie eine Fliege, die sich nicht verscheuchen läßt, ihn beständig umsummt.

Wo er ging und stand, der Geniale, da ging und stand auch er, wo er den Mund auftat, zu den Menschen zu sprechen, da riß auch er den Mund auf, aber viel lauter als jener, viel spaßhafter und unterhaltender.

Ja, so spaßhaft, daß es gar nicht zu sagen war, wie die Menschen ihn umjubelten, den witzigen, kleinen Kerl, bei dem man sich immer erholen konnte, wenn einen der andere mit seinem Ernst gelangweilt hatte, dessen Worte immer so klar und natürlich, während die des anderen so dunkel, schwer verständlich waren.

Dabei diese Abwechslung in der Methode! Wenn der Geniale durch eine Stadt ging, trat er ihm auf der Straße ent-

gegen, natürlich immer so, daß möglichst viele es sahen, und mit dummpfiffiger Miene richtete er irgendeine Frage an ihn. Das war dann jedesmal ein Gaudium für den Janhagel. „Jetzt werden wir hören was der zu sagen hat." Und wenn dann jener, nachdem er ihn mit den stillen, großen Augen angesehn, seine Frage beantwortet hatte, wandte er sich zu den lauschenden Gaffern um, legte den Zeigefinger an die Stirne, den bekannten langen Zeigefinger, und schnitt ein Gesicht wie eine Pflaume, die man in der Mitte durchreißt. Wenn's zum Verstehen eingerichtet wäre, wäre es ja nicht so schön — und ein johlendes Echo brüllte ihm Beifall.

Ein anderes Mal traf er den Genialen draußen im Feld. Auf einem Hügel saßen Frauen und Männer um ihn her, die seinen Worten lauschten. Zweikugelmann hielt sich anfänglich still. Die Menschen waren andächtig, ergriffen, begeistert, das sah er ihnen an. Hätte er sich jetzt bemerklich gemacht, würde er Prügel bekommen haben, oder vielleicht etwas Schlimmeres. Darum ließ er den da vorläufig reden. Erst nachdem er geendet, war er plötzlich mitten unter der aufatmenden Menge. „Wie hat er gesagt? Unser täglich Brot gib uns heut? Merkwürdig, hatte bisher gedacht, ordentliche Leute bettelten nicht, sondern verdienten sich ihr Brot selbst?" Die Gesichter, die eben noch dem Genialen nachgeblickt hatten, der langsam davon ging, wandten sich zu ihm herum. „Und wie hat er gesagt? So wie wir vergeben unseren Schuldigern? Sieh einer an; hatte bisher gedacht, der hätte nur Gläubiger!" Jetzt wurde das Flüstern und Summen lauter um ihn her; hier und da schlug ein grelles Kichern auf. „Und wie hat er gesagt? ‚Führe uns nicht in Versuchung?' Ja, was denn für Versuchung? Vielleicht, daß wir lange Finger machen möchten? Sind wir keine verständigen Menschen? Sind wir Spitzbuben?" — „Da hat er eigentlich recht! da hat er recht!" Lauter und grollender schwoll der Lärm um Zweikugelmann an. „So etwas sollte man uns eigentlich nicht sagen! Uns vor so etwas nicht warnen!" Und jetzt fuhr der Zeigefinger heraus, wie ein Zaunpfahl, der hinter dem Genialen drein zeigte, „freilich jeder urteilt nach sich selbst! Kiekt doch mal den an, wie er aussieht! Und kiekt den an!" nahm ein brüllender Chor seine Worte auf. „Mit seinem abgerissenen Rocke! Jawohl, mit seinem abgerissenen Rocke! Mit seinen zwölf Tagedieben hinter ihm her. —" „Jawohl — mit seinen

zwölf Tagedieben!“ Und solch einer will anständigen Leuten gute Lehren geben?“ Und jetzt wurden Steine aufgerafft und hinter dem Genialen drein geschleudert, und die Menge, die eben noch hingerissen zu den Füßen des Menschensohnes gesessen, wandte sich tosend zu Zweikugelmann, hob ihn auf die Schultern und trug ihn im Triumph nach Haus.

Von dem Tage an hatte Zweikugelmann gewonnenes Spiel, und nun kam die zweite Nummer des Programms. Moralische Entrüstung. Bei allen Straßenecken und auf allen Prellsteinen sah man ihn stehen, feuerrot im Gesicht vor sittlicher Empörung. Donnernde Ansprachen hielt er an das Volk. „Ihr habt gehört, was er aus uns machen will: Tagediebe! Ihr habt gehört, für was er uns hält: für Spitzbuben! Jeder beurteilt den Nebenmenschen nach sich selbst, also ist er selbst ein Tagedieb! Selbst ein Spitzbube!“ Und wie das zündete! Wie das einschlug, durchschlug und zündete! Die Pharisäer rieben sich frohlockend die Hände; Zweikugelmann war der populärste Mann im ganzen Lande, und er gehörte zu ihnen! Der Geniale aber durfte sich gar nicht mehr blicken lassen; wo er sich zeigte, war er seines Lebens nicht mehr sicher; ein Gegröle empfing ihn, ein allgemeines Schelten und Schimpfen und Schreien. Alle anständigen Leute waren darüber einig, daß solch einer unter keinen Umständen länger frei umhergehen dürfte. Darum begaben sie sich zu dem Statthalter, ein Römer war es und hieß Pontius Pilatus, und beantragten, daß er „den Menschen“ stehenden Fußes in Verhaft nähme. Das war denn anfangs nicht ganz leicht, weil man nicht wußte, wo er sich verborgen hielt. Wieder aber war es Zweikugelmann, der Rat schaffte. „Wie wär's mit etwas Geld? Dreißig Silberlinge würden es wohl machen!“ Und dreißig Silberlinge machten es. Einer von den Zwölfen verkaufte dafür seine Seele und seinen Meister; am nächsten Abend kamen sie mit Spießen und Stangen und hatten ihn.

Sie hatten ihn, und über das Haupt des Einen ergoß sich die Wut der Welt.

Beelzebub rieb sich die Hände, daß alle Gelenke knackten. Welch eine Gemeinheit da heraus gekommen war! Welch eine köstliche Niedertracht! Die Elf, die noch mit ihm waren, hatten Reißaus genommen, niemand erfuhr, wo sie steckten. Mit ihm durchs Land ziehen — o ja; aber mit ihm sterben — lieber nicht. Einer von ihnen, Petrus hieß er, war zurückgekommen

und hineingeschlichen in des Hohenpriesters Haus, darin sie den Meister gefangengesetzt. Als ihn die Leute aber erkannt und ihm auf den Kopf zugesagt hatten, daß er auch zu dem da gehöre, hatte er ihn verleugnet und sich verschworen, daß er nichts von dem Menschen wisse, nichts mit ihm gemein habe, aber auch gar nichts!

Beelzebub sprang auf: „Wenn Sie's gesehen hätten, Großmama, wenn Sie das Gesicht des Genialen gesehen hätten, als er das vernahm! von seinem Getreuesten vernahm!"

Und nun begann das Ende, das fürchterlich langsame, qualvolle Ende. Jeder Atemzug eine feurige Welle — denn die Luft um ihn her war ein Glutofen der Wut. Jeder Laut, der ihm zu Ohren kam, eine Stahlspitze, die sich in sein Ohr bohrte, oder ein Faustschlag gegen den Kopf. Die Stahlspitzen kamen von den Pfaffen und Schriftgelehrten, Sadduzäern und Pharisäern, die ihm giftige, böse, verfängliche Fragen in die Seele stachen, die Faustschläge von dem Pöbel, der draußen vor den Toren heulte und „Er soll sterben!" brüllte. „Barrabas der Mörder mag leben, aber Er soll sterben! Soll sterben!"

Da hatte denn auch endlich der Statthalter nachgegeben, Pontius Pilatus, der bis dahin in seiner kalten Römerverachtung auf den brüllenden Pöbel herabgesehen hatte, regungslos wie ein bemaltes Stück Holz. „Schreit nur nicht so, ihr sollt ihn ja haben. Vermag es zwar nicht einzusehen, was für ein Verbrechen es sein soll, wenn jemand ein harmloser Narr sein will; aber weil ihr nicht übel Lust zu haben scheint, mir die Ordnung umzuwerfen, die heilige Staatsordnung, das einzig Vernünftige in dieser unvernünftigen Welt, so ist es ja viel praktischer, wenn ich euch den Mann gebe. Also, da habt ihr ihn." Und da hatten sie ihn.

Und damit ein jeder erkannte, daß er nun wirklich, nachdem die Staatsordnung ihn für einen Verbrecher erklärt hatte, ein Verbrecher geworden sei, und weil die Staatsordnung vorschrieb, daß solch einer Schritt für Schritt und Glied für Glied vom Leben zum Tode zu bringen sei, wurde er den Kriegsknechten übergeben, damit sie ihn geißelten. Die Kriegsknechte aber, die von der wuterfüllten Luft trunken geworden waren, wie Wölfe, die sich am Blute berauschen, fielen über ihn her und banden ihn an eine Säule und schlugen mit Fäusten und Stöcken auf ihn ein, als wenn es gelte, einen Granitblock zu zertrümmern,

während es doch nur ein schwacher, bleicher Menschenkörper war, der sich unter Fäusten wand.

Und nachdem dieses alles verbracht war, banden sie ihm einen Balken auf die Schulter, einen plumpen, klotzigen Balken, an dem sie einen Querbalken angebracht hatten, so daß ein Kreuz entstand, und trieben ihn auf den Platz. „Schleppe du selbst dein Kreuz zur Schädelstätte hinaus, damit wir dich annageln daran mit Händen und Füßen.“ Das war das letzte, und das war heut geschehen, droben auf der Schädelstätte hing er angenagelt an seinem Kreuz, der Freund, der Wahrhaftige, der geniale Mensch.

Beelzebub hatte geendigt. Er war heiser geworden von dem langen Bericht. Mit beifallheischenden Augen blickte er die Großmutter an: „Na, was sagst du nun?“ Großmama Teufel aber saß, wie zu Stein erstarrt vor Bewunderung: „Junge — Junge — was man an dir erlebt —“ Dann wandte sie langsam das Haupt nach dem Ende der Halle, denn sie saß mit Beelzebub in der dämmrigen großen Höllenhalle, in die nur die Angehörigen der Familie eintreten durften und niemand sonst, dahin also wandte sie das Haupt, wo ein großes, finsteres Etwas, das man in dem Halbdunkel des Raumes für einen riesigen schwarzen Marmorblock hätte halten können, regungslos die ganze Zeit über gesessen hatte und noch saß.

„Luzifer,“ sagte sie, „was sagst du zu unserem Jungen?“

Das also war Luzifer.

Und jetzt kam von dort, wo die regungslose, ungeheure Gestalt saß, eine Stimme, jedes Wort der Stimme schwer wie ein eiserner Wagen, der krachend, langsam und schwer über holpriges Pflaster rollt, und diese Stimme sprach: „Was ich sage — was ich dir immer von ihm gesagt habe, daß er ein Dummkopf ist, ein Hohlkopf, seichter, prahlender, erbärmlicher Wicht.“

Großmama Teufel riß die Augen auf, wie Scheunentore. Beelzebub aber sprang auf, knurrend wie ein böser Hund, der die Peitsche zu kosten bekommen hat. Indem er jedoch aufsprang und einen giftigen Blick nach dem Ende der Halle schoß, wurde die düstere Gestalt, die am Ende der Halle saß, plötzlich lebendig. Die Glieder, die wie versteinert ausgesehen hatten, wirbelten sich auseinander, flogen empor, ein Geräusch entstand, als wenn ein Sturmwind die Halle durchbrauste — mit einem

Sprunge, der die halbe Länge der ungeheuren Halle durchmaß, war Luzifer heran und stand zwischen der Alten und Beelzebub. Drei Köpfe größer war er als Beelzebub, drei Spannen breiter seine Brust; wie ein Berg über einem Ameisenhaufen, so stand er neben dem dürftigen Sohne, wie das Geschöpf der Urzeit neben dem Sprößling der neuen Zeit. Und jetzt, mit einem Griff der ungefügen Hand, packte er den hageren Teufel am Halse, hob ihn empor, daß er wie in granitener Schere hing und schleuderte ihn zu Boden, so daß es Beelzebubs letzte Stunde gewesen wäre, wenn Teufel sterben könnten. Die alte Großmutter wollte sich heulend über den zerspaltenen Enkelsohn herstürzen, aber ein Fußtritt Luzifers schleuderte sie auf die Seite. Dann ballte er die Fäuste und schwang sie empor, warf das Haupt in den Nacken, und die glühenden Augen blickten empor, als wollten sie die Wölbung der Halle zersprengen: „Ah du, der du es mit bereitest, daß mein Geschlecht dumm wird und elend und miserabel, freue dich nicht zu früh. Ich habe hineingesehen in deine Werkstatt, ich weiß, daß mein Gesetz auch deines ist, daß du es mitansehen mußt, ohnmächtigen Grimmes voll, wie deine Geschöpfe, deine Menschen elend werden und elender, dumm und miserabel!" Dann sandte er den Blick zu dem schlotternden Haufen, der ächzend zu seinen Füßen lag: „Und du wagst es, elender Wicht, zu prahlen mit Taten, die du für Siege hältst, weil du zu dumm bist, zu fühlen, daß du der Besiegte bist? Was hast du vollbracht! Einen neuen Kanal gegraben, für den Seelenstrom der Menschen, das bildest du dir ein, in dem sie dahintreiben werden in unsere Gewalt! Du Narr du — in den Sand hast du gekritzelt wie ein schaufelnder Knabe! Morgen schlägt der Sand über deinem Werke zusammen. Ihn getötet sagst du, das bildest du dir ein, weil du ihn hast zusammenbrechen sehen unter den Dornen, ihn hast ans Kreuz annageln lassen! Kläffender Hund, der du beißen, aber nicht zerreißen kannst, laß es dir sagen, der Mensch lebt! Lebt mächtiger als du! An seine Seele hast du nicht gereicht! Was reibst du dir die Hände und plapperst von dem, was du gesehen? Was hast du gesehen? Die Striemen auf seinen Rücken hast du gesehen, als sie ihn geißelten, das Rinnen seines Blutes, als sie ihm Nägel schlugen durch Hände und Füße, das Zucken seiner Nerven, als sein Leib erbebte unter der Qual. Aber hast du hindurchgesehen durch Striemen und Blut? Hast du hineingesehen in ihn? Hast du

seine Seele gesehen, die unverwundet und unverwundbar geblieben war unter allen Wunden des Leibes? Hast du's gehört, wie sie heimlich lachte, diese Seele, hohnlachte über seine Feinde? Hast du es gesehen, wie sie sich, einem unzerbrechlichen Kristall gleich, zusammenschloß über ihrem Gedanken, ihn festhaltend und bewahrend zum Vermächtnis kommenden Geschlechtern? Nichts von dem allen hast du gesehen, nichts von dem allen gehört! Denn wie solltest du auch, der du überhaupt von Seele nichts weißt, der du nichts kannst, als Nerven mit Seele verwechseln, elende Ausgeburt einer nachgeborenen Zeit! Weißt du, wo es herkommt, das Geheimnis, das in diesem Leibe dort am Kreuze wohnt? In seine geheimste Werkstatt ist er gegangen, der Alte da droben, in das Urfeuer hat er gegriffen und von dem Urfeuer alles Werdens und Erstehens eine Handvoll hineingetan in diesen Menschen, als er ihn sich erschuf! Weißt du das? Weißt und verstehst du das? Weißt du nicht, daß Urfeuer sich nicht löschen läßt, eine Seele, die vom Urfeuer stammt, sich nicht töten läßt. Daß alle Wasserflächen der Erde sie nicht zu ertränken, alle Gewalten der Welt sie nicht zu ersticken vermögen? Daß sie über allem steht und darum nicht unterjocht werden kann von außen her, sondern nur sterben an einem Tode, den sie sich selbst gebiert? Und kennst du den Weg, von allen Wegen den einen, einzigen, geheimen, verborgenen Weg, auf dem der Wurm zu ihr zu dringen vermag, der den tötenden Gedanken in ihr erzeugt? Der Wurm, dessen Stich nur ein Punkt ist, ein Punkt, der zur Schwäre wächst, eine wuchernde Schwäre, aus der es emporsteigt das Schwarze, das Dunkle, das Einzige, was die Leuchte zu verdunkeln, die Flamme zu ersticken vermag, die Verzweiflung an sich selbst! Aber was spreche ich zu dir, was frage ich dich, was weißt du von dem Wurme, was kannst du von ihm wissen, elende Nachgeburt, von dem Wurme, der, um zu ihm zu dringen, geboren sein muß aus dem Urfeuer, wie er, ihm gleich an zerstörender Gewalt, wie er an schaffender es ist. Was verschwende ich meinen Grimm an dir, Stümper, Miserabler, der du ausgingst, wie ein dummer Junge, zu übergewaltiger Tat und zurückkommst, wie ein Pfuscher vom verpfuschten Werk, das du für ein vollbrachtes hältst! Du zu erbärmlich, um böse, und nur stark genug, um boshaft zu sein, wenn du die Seele in ihm zermalmt haben wirst, die Flügel zerschnitten, die seinen Gedanken zu künftigen Geschlechtern tragen, dann komm du mir wieder,

erzähle und prahle; aber du wirst nicht kommen, du kannst es nicht, wirst es nie können. Du weißt nichts vom Anfang der Dinge, aus denen sein Gedanke stammt, nichts vom Ende der Dinge, zu dem sein Gedanke geht; dem Eintagswurme gleich, der sein Erdloch für die Welt und seinen Tag für den Umfang aller Zeit hält, so freust du dich, wenn deine Bosheit satt geworden ist für einen Tag. Die brüllende Schlange hast du gesehen, die im Vordergrunde stand und Tod auf ihn schrie — die Schweigenden, die Verhüllten hast du nicht gesehen, die feindlich in den Hintergrund entwichen, ihre glimmenden Herzen mit sich tragend, und in diesen Herzen sein Wort, seine Lehre und seine Gedanken, die da sitzen und brüten werden über ihren Herzen, bis daß sie fruchtbar werden und die stählerne Blume daraus herauswachsen wird, die Tat. Dann, wenn andere Scharen da stehen werden, wo heute die Scharen stehen, wenn statt das „Kreuzige ihn" das „Benedeiet ihn" tausendstimmig brüllend emporschallen wird, dann wirst du erkennen, daß du nichts vollbracht, sein Wort nicht unterbunden hast, daß sein Gedanke lebt, uns zum Verderben, und dann wird es zu spät sein."

Noch einmal warf er das Haupt in den Nacken, noch einmal ballten sich seine Fäuste und seine rollenden Augen hoben sich empor: „Ja, ich fühle und weiß es, sein Gedanke lebt, sein Werk ist vollbracht, und die Stunde ist verpaßt! Verpaßt durch meine Schuld, der ich einen Schächer ausschickte, zu kämpfen wider den Gewaltigen! Der ich einen Augenblick dumm genug war, zu glauben, daß das Menschenvolk stark genug sein könnte, dem Bösen ungeblendet ins Gesicht zu sehen, sich freiwillig mit ihm zu vermählen, während das elende Geschlecht die Lüge braucht, während das Böse wohl lieben, sich ihm aber nur ergeben kann, wenn es unter der Maske des Guten kommt. Und —"

Und plötzlich erlosch ihm das Wort auf den Lippen, seine Arme sanken herab, sein Leib wurde starr, wie ein Leib es wird, den ein jäher Gedanke an den Boden heftet; von der arbeitenden Stirn senkte sich ein Gedanke, die Augen überwölkend, wie mit finsterer Nacht. Dann aus den Augen schoß es hervor, ein funkelnder, flammender, fressender Blitz: „Ja — wenn es möglich wäre, seinem Werke, dessen Gang ich nicht mehr hindern kann, den Gang zu geben, den ich will?! Es zu lenken, die

schreitenden Glieder ihm zu verrenken, daß es von der Bahn, die er ihm auserdacht, zur Seite taumelte, einem Ziele und Ende zu, das er nicht kennt, nicht denkt, nicht ahnt?! Wenn es noch möglich wäre, ihm das ins Ohr zu flüstern, dem sterbenden Mann, in dieser seiner letzten, seiner höchsten Stunde, die triumphierende Seele ihm zu vergiften mit dem Verzweiflungsworte ‚umsonst‘, ihn hinausblicken zu lassen über die Zeit, und am Ende der Zeit seinen Gedanken vor ihm aufstehen zu lassen, wie er dann aussehen wird, befleckt, entstellt, verzerrt, und anders, anders als er von ihm ausging!“ — Und plötzlich breitete Luzifer beide Arme aus — hinter den Schultern schossen die Flügel hervor, die mächtigen Flügel, die einst weiß gewesen waren, wie Schnee auf dem Berge Arrarat, und jetzt finster waren wie die Nacht, der nie das Licht geleuchtet; er schwang die Flügel; ein Dröhnen und Krachen durchschütterte die Halle und die Tiefen der Hölle, die darunter waren — durch die gesprengte Wölbung der Halle flog er empor, brausend und unsichtbar wie der Sturm, der durch die Nacht geht, den keines Menschen Auge gewahrt.

Droben auf Erden aber neigte sich der Tag. Die Sonne bereitete sich zum Untergang, die furchtbare Sonne, die den ganzen Tag hindurch an der verdorreten Erde gesogen hatte. Indem sie hinter den Bergen niederzusteigen begann, war es, als blickte sie noch einmal auf das Kreuz zurück, das auf der Schädelstätte aufgerichtet stand und auf den blutbesprengten Menschenleib, der verschmachtend an dem Kreuze hing — „hab' ich dich genug gequält? So fahre wohl, wenn ich morgen wiederkehre, finde ich dich nicht mehr.“

Die Sonne ging — aber noch immer ging aus dem verlechzenden und verdurstenden, in allen Nerven fiebernden und zuckenden Menschenleibe das Leben nicht. Schon waren ihm die Augen gesunken, und aus dem starrenden Schweigen, das zu ihm aufschaute, hatte sich ein Flüstern erhoben: „Es ist zu Ende.“ — Es war noch nicht zu Ende. Denn jetzt eben tat er die Augen wieder auf, das sinkende Haupt richtete sich empor, neues Leben kam in die erlöschenden Augen, neue Spannung in die verkaltenden Züge des Gesichtes, als wenn etwas zu ihm spräche, so war es anzusehen — sprach jemand zu ihm? Im weiten Kreise hielt die Römerwache alle Umstehenden von dem Kreuze fern; niemand war zu ihm herangetreten, niemand sprach

zu ihm. Und dennoch lauschte jener, lauschte und hörte, denn ja — es war dennoch so: einer war gekommen, einer, der hinter dem Stamme des Kreuzes stand und über die Schultern ihm flüsternd zum Ohre sprach, den keines Menschen Auge sah, dessen Worte nur der Gekreuzigte vernahm, der aus der Tiefe heraufgestiegen war, um ihn zu finden in der letzten Stunde — Luzifer.

Und über die Schulter des sterbenden Mannes kam ein Hauchen und Wehen, wie kühlender Wind, es kam eine Stimme, süß wie die Stimme seliger Geister im Paradies, die Stimme die Luzifer in der Brust mit sich davongetragen hatte als er verstoßen ward, die er gebrauchte, wenn er locken wollte und bestricken, die Stimme, die jener schon einmal vernommen hatte, vorzeiten, auf dem hohen Berge, wo sie zu ihm sprach: „Siehe hier alle Reiche der Welt, und ihre Herrlichkeit, dir sollen sie gehören, wenn du mir dienst."

Der gekreuzigte Mann zuckte auf; die Stimme des Versuchers — in seiner furchtbaren Stunde. Warum kam die Stimme jetzt wieder? Was wollte sie heute noch von ihm? Da vernahm er Luzifers Worte und Luzifer sprach: „O du Großer, der du einstmals den zürnenden Fuß wider mich erhobst: ‚Weiche von mir, Satanas', siehe, ich komme, mich zu beugen vor dir, denn was du wolltest, du hast es vollbracht. Da hängst du nun zwischen Himmel und Erde, mit allem Schimpfe bedeckt, den Menschenhohn zu ersinnen vermocht, und während die Menschen um dich herstehen und meinen du littest, höre ich das Frohlocken deiner jauchzenden Seele, die da weiß, daß sie ihren Gedanken hinübergerettet hat über den Tod zu Kindern und Enkeln der kommenden Welt. Und was deine Seele dir sagt, das ist wahr; denn das ist das Geheimnis der Welt, daß, wenn eines einzigen Seele stark genug ist, ihre Gedanken mit sich zu tragen, ohne Wanken und Schwanken bis in den blutigen Tod, dann folgt ihr die Welt, dann muß sie ihr folgen, sowie der Nachtwandler dem Monde, der vor ihm geht. Darum bin ich gekommen, der ich den Anfang sah und die Zukunft weiß, dir das zu sagen, du Großer, du Selbstloser, Reiner, und dir zu zeigen die Menschen, denen du deinen Gedanken vermacht hast, damit du erkennst, wie dein Wort bewahrt sein wird in der kommenden Welt." Wieder zuckte der Gekreuzigte auf; denn aus der Stimme, die so süß begonnen hatte und bestrickend, brach ein Zischen hervor, wie das Zischen der Schlange vom höllischen Pfuhl.

„Blicke vor dich hin," sprach Luzifer, „und siehe den Mann, der vor dir steht."

Vor dem Kreuze aber, dem Gekreuzigten gerade gegenüber, stand der Hauptmann der römischen Kriegsleute. Er stand aufgereckt, mit untergeschlagenen Armen, regungslos wie eine eherne Lanze. Von Zeit zu Zeit, wenn im Hintergrunde ein Geräusch entstand, wandte er den gebieterischen Blick, und sobald das Gesicht sich wandte, das dunkle, von der Sonne Palästinas zur Bronzefarbe gebräunte Gesicht, verstummte jegliches Geräusch, und die Pöbelflut, die gegen das Kreuz heranzuwogen versucht hatte, flutete rückwärts. Dann kehrten seine Augen zu dem Kreuze zurück und zu dem, der am Kreuze hing, und wie sie seit Stunden auf ihm geruht hatten, hafteten sie an ihm, ohne Ungeduld und ohne Teilnahme, ohne Zorn und Mitgefühl, in steinerner Gleichgültigkeit wartend, bis die röchelnde Brust ausgeröchelt, das zuckende Leben verzuckt haben würde.

Und Luzifer sprach: „Du hast Pontius Pilatus gesehen — sieh diesen dort an und siehe, wie ähnlich er ihm ist. In den Gesichtszügen beider steht ein und dasselbe geschrieben; soll ich sie dir deuten, die Schrift in ihrem Antlitz? Einer ihrer Dichter, sie nennen ihn ihren größten, hat dieser Schrift Worte gegeben und ihnen gesagt: ‚Römer, überlaß den anderen die Kunst, den anderen die Schönheit und die Wissenschaft — deines Amts, dessen sei du gedenk, ist die Welt zu beherrschen.' Sie nennen ihn ihren größten, und haben recht; er hat ihnen ihre Seele gezeigt, sie zusammengerafft in dem kurzen Wort. Denn in ihrer Seele ist nur ein Gefühl, herrschen; in ihrem Kopfe nur ein Gedanke, herrschen. An die Erde gebunden ist all ihr Denken und Fühlen; kein Gedanke in ihnen, der über die Erde hinausgreift, keine Sehnsucht, die nach Überirdischem verlangt. Sprichst du ihnen von einer Welt jenseits dieser Erde, so lachen sie dir ins Gesicht. Die Erde wollen sie haben, und weil sie immer wissen, was sie wollen, immer wollen, was sie können, werden sie es erreichen, die Erde wird ihnen gehören, und die Menschen sich beugen ihrer Macht. Als die Sadduzäer über dich eiferten, die Pharisäer wider dich geiferten, hat Pontius Pilatus ihnen schweigend zugehört und die Achseln gezuckt; als der Pöbel wider dich heulte, hat er schweigend auf ihn herabgesehen und die Achseln gezuckt. Sie haben wider dich getobt und dich gehaßt, der Römer hat gelächelt. Sie ahnten, sie wußten, warum

sie dich haßten — von allen der einzige, der dich gar nicht verstanden hat, war der Römer. Wut kann sich bekehren, Haß kann zur Liebe werden — Gleichgültigkeit bleibt ewig Gleichgültigkeit. Sie alle können zu dir kommen, deinen Gedanken zu ihrem Gedanken machen — der einzige, der nicht kommen kann, deinen Gedanken nie begreifen, nie ins Herz schließen kann, das ist jener, der die Achseln zuckte, der Römer. Und nun höre, was ich dir verkünde: von diesen allen derjenige, der dein Werk übernehmen, deinen Gedanken dahintragen wird zu Kindern und Kindeskindern, wird dieser da sein, der dein Wollen nicht versteht, deine Seele nicht begreift, dem dein Gedanke ewig verschlossen bleiben wird, wie ein versiegeltes Buch — der Römer!"

In Luzifers Worten war ein Zittern, wie das Zittern der flackernden Lohe; ein unterdrücktes Stammeln blutdürstiger Gier, wie das Heulen einer Meute, die in der Ferne den weidwunden Edelhirsch gewahrt. „Hörst du mich, du Großer? Fühlst und verstehst du es, Selbstloser, Reiner, was ich dir sage? Was es bedeutet? Heute noch nicht und morgen noch nicht, aber einstmals erscheint der Tag, da wird jener da, dem der Instinkt sagt, wo man hingreifen muß, wenn man die Herrschaft ergreifen will, da wird er erkennen, daß dein Gedanke mächtig geworden ist in der Welt, daß, wer da herrschen will über die Menschen, sich verbünden muß mit deinem Gedanken. Deine Lehre, über die er heute die Achseln zuckt, die er morgen verfolgen wird, als eine Gefahr für die Ordnung seines Staates, übermorgen wird er sie an sich reißen, wenn er sie braucht. Hörst du das, Großer, Selbstloser, Reiner, fühlst und begreifst du das? Dein Gedanke der seine — wie meinst du, daß dein Gedanke aussehen wird, wenn er durch diesen Kopf da gegangen ist? Wie meinst du, daß deine Botschaft klingen wird, wenn sie aus diesem Munde da widertönt? Deine Lehre, die du den Menschen gebracht, um sie zu erlösen von dem Abgrunde der irdischen Gewalt, eingemauert, einem Quadersteine gleich, in das Fundament seiner Selbstsucht, um darauf das Gebäude zu errichten, aus dem es kein Entrinnen für die Menschen mehr gibt! Aber du meinst, dies alles sei unmöglich, und sie werden ihm nicht glauben? Irre dich nicht — er ist der Mann der Tat; Männer der Tat wissen, wie man so etwas macht; sie werden ihm glauben. Er ist kein heiliger Träumer wie du, er ist ein Mensch mit offenen, wachen,

grellen Augen, der seine Menschen kennt. Er weiß, daß, wenn man bei den Menschen etwas erreichen will, ihnen nicht kommen darf in Bescheidenheit, mit sanftem Zureden, sondern mit der Faust vor den Augen, und der Gewalt im Genick und der Lärmtrompete in den Ohren. Weiß, daß, wer da will, daß seine Behauptung von den Menschen geglaubt wird, seine Behauptung aufstellen muß wie einen Felsen, dreist, frech und unerschütterlich. Darum wird er die Trompete an den Mund setzen und hinausschmettern in alle Welt: ‚Sehet hier in mir denjenigen, dem der Gekreuzigte sein Geheimnis verriet, sehet in mir den Nachfolger des gekreuzigten Mannes!' Und das wahnwitzige Wort wird gleich einem Donnerschlage herniederfallen auf die Köpfe der Menschen; einen Augenblick werden sie stehen, sinnlos und betäubt, dann wie eine Herde zitternder Tiere werden sie sich niederstrecken in den Staub, nachbeten, nachbrüllen, was jener ihnen vorgebetet hat: ‚Ja du bist sein Nachfolger, bist auf Erden Gott, und wir beten dich an!' Blicke hinaus, du Großer, über die Zeit, sieh sie dir an, deine Menschen, zu denen du kamst, als sie krank geworden waren an der Gewalttätigkeit der Welt, zu denen du sprachest: ‚Blicket hinauf und wisset, daß über dem Gewalthaber etwas größeres ist als der Gewalthaber, der Vater, über der Erde etwas größeres als die Erde, die ewige Welt, über dem Gesetz etwas größeres als das Gesetz, die Liebe' — sieh sie dir an, deine Menschen, wie sie daliegen, im Staube der Erde, anbetend als ihren Gott das Geschöpf der Erde: den Menschen!

Aber du wirfst das Haupt, du schüttelst die blutigen Locken, du meinst, es könne nicht sein, wie ich sage, und sie müßten erkennen, daß es deine Lehre nicht sei, aus der die eiserne Knechtschaft herauswächst? Glaube dennoch, daß es so sein wird. Denn er ist nicht nur stark, er ist auch klug, nicht nur klug, er ist auch schlau; er weiß, daß man den Menschen an seiner Schwäche fassen muß, wenn man ihn halten will, und er kennt ihre Schwächen. Er weiß, daß, wenn man dem Stier ein rotes Tuch vorhält, man ihn reizt, und wenn man vor den Menschen ein golddurchwirktes hängt, man ihn blendet. Darum wird er vor sie hintreten, nicht im kriegerischen Rock, den er heute trägt, sondern im schleppenden Priestergewande, das ihn bauschig umhüllt. Darum von der Hüfte wird er das Schwert binden, das ihn heute umklirrt, und statt dessen den Stab in die Hand

nehmen, den friedlichen, dem Hirtenstabe gleich geformten Stab. Unter dem weichen Gewande aber wird er sein und bleiben, was er heute ist: der eiserne Soldat; der sanfte Stab in seiner Hand wird nichts anderes sein, als das fressende Schwert. Auswendig lernen wird er deine Worte, stündlich wiederholen die heiligen Laute, die du dem Menschen gebracht, ‚Liebe‘ wird sein Mund verkündigen, ‚Barmherzigkeit‘ und ‚Demut‘. In seinem Munde deine Worte, sie werden sein wie die Stimme der Nachtigall, die sich in den Leib eines Geiers verirrt hat. Deine Worte, die wie Balsam herniederträufelten in die Herzen der zertretenen Menschheit, in seinem Soldatenmunde werden sie zum Befehlshabertone werden, zum Kampfruf und Schlachtgeschrei. Frieden hast du verkündet, Menschenverbrüderung und Hingabe an vergebende Liebe. Krieg wird von ihm ausgehen, Menschenzwietracht und des Buchstabens übermütige Selbstgerechtigkeit. In die Wüste bist du entwichen — er wird thronen mitten unter allem Volk; des armen Menschen armen Sohn hast du dich genannt — mit Würden und Legenden wird er deine Gestalt umhüllen, daß niemand sie fürder erkennt. Von dir wird er sie erzählen — sich selbst wird er damit meinen. Denn alles wird nur sein, damit es ihm dient. Wie er von Anfang der Welträuber war, so wird er es bleiben, immer der alte Inhalt und immer unter neuer Form. Nicht mehr Imperator wird er sich nennen, nicht im Kaiserpalast mehr hausen und im Feldlager, mit Lanzen abgesteckt — aber eine Burg wird er sich bauen, mächtiger, zwingender, und unbezwinglicher als Lager und Palast. Wie seine Legionen heute von Lande zu Lande wandeln, so werden seine Kriegerscharen ausziehen aus der Burg in alle Welt. Aufrichten auf den Zinnen seiner Burg wird er dein Kreuz; nicht den hölzernen Balken, an dem du hängst, sondern eine goldumflitterte Nachäfferei, einen schreienden Prunk. Und während er in heuchlerischer Demut dein Zeichen an die Stirn heftet, wird er deinen Gedanken begraben unter seinem Bau, auf Nimmerwiedersehen, Nimmerwiederauferstehen. Zwischen dem Antlitz Gottes und dem Antlitz der Menschen wird er die Mauern seiner Burg emportürmen, so daß deine Menschen nie mehr sehen werden das Antlitz, das du ihnen zeigen wolltest, nie mehr hören werden die Stimme, die du ihnen zutragen wolltest, nie mehr haben werden die Seligkeit, deren du sie teilhaftig machen wolltest, gebannt an des Pfaffen Antlitz und

Wort, eingefriedigt und eingepferdt in den Mauerring seiner Zwingburg, ‚die Kirche‘.“

Luzifer blickte über die Schulter des Gekreuzigten.

„Lebst du noch, Sterbender?“ Er lebte noch.

„Hörst du mich, Sterbender?“ Es ließ sich nicht sagen.

Ein Bild war vor ihm erschienen, an dem seine Blicke hingen, das Bild eines Menschen, wie er bis heute nie einen gesehen.

Aus dem Haufen der Kriegsknechte, die dort drüben zusammenhockten und lachend und fluchend um die Kleider des Gekreuzigten würfelten, war einer herangetreten, langsamen Ganges, der jetzt hinter dem römischen Hauptmann stand, regungslos wie dieser, aber anders anzusehen als er. Wie die Gliedmaßen eines Riesen, so waren seine Glieder; wohl um eines Hauptes Länge überragte er den Römer, und das Haar auf seinem Haupte war nicht wie das des Römers, borstig, kurz und schwarz — wie eine Löwenmähne floß es herab; bis auf die Schultern, lang, goldiggelb, in schwerer, flutender Welle. Der Gekreuzigte sah ihn an, starrenden, unablässigen Blickes, und wie er ihn ansah, kam in die brechenden Augen ein letztes Leuchten, in die vertrockneten Lippen ein letztes Zittern — aus den Augen des unbekannten Mannes, die unverwandt auf ihm ruhten, blickte eine Welt ihn an, eine neue, fremde, wunderbare, eine Welt des Fragens, des Suchens, des klagenden Mitgefühles. Und also, vom Kreuze herab und zum Kreuze hinauf führten die Augen der beiden ein stummes, tiefes Zwiegespräch. „Wer bist du, der du mir erscheinst in meiner letzten Stunde, wie ein Geschöpf, das nicht zur Erde gehört?“ so fragten die Augen des einen — und „Wer bist du, der du da hangst in Qualen, Jammer und Schmach?“ so fragten die Augen des anderen zurück. „Der du mich anschaust, so des liebenden Mitleids voll, und weißt doch nicht, wer ich bin?“ — „Der du dich schlachten lässest, einem Verbrecher gleich, und siehest doch anders aus als ein Verbrecher, siehest aus, wie ich nie einen Menschen gesehn?“ Ein Licht ging um die Züge des gekreuzigten Mannes, ein Jauchzen um sein Herz: „Es ist nicht wahr, was der Versucher gesprochen hat, der Lügner von Anbeginn, nicht jener da mit dem kalten Gesicht, dieser dort, mit den tiefen, sehnenden Augen, er wird es sein, der meinen Gedanken zu seinem Gedanken macht, der mein Wort in sein

Herz nehmen, meine Lehre hinaustragen wird in die lauschend verlangende Welt!“

Da aber, indem er so dachte, reckte sich Luzifer hinter dem Stamme des Kreuzes. In seiner Stimme war knirschende Wut, die Wut des Henkers, der seine Folterwerkzeuge ohnmächtig werden sieht an dem Schlachtopfer, das er peinigt. „Ich sehe, wohin deine Augen gehn, ich blicke in dein Herz und weiß, was dein Herz aufwallen macht — aber du irrst dich! irrst dich! du irrst! Ich sehe, wie deine Augen sich hinüber flüchten, von dem Römer zu jenem, der neben dem Römer steht, wie deine Seele sich lechzend an ihn hängt: ‚Werde mein Bote du! Nimm meinen Gedanken in deine Seele du!‘ Und wahr ist's, so wie die Erde Feuer hat und Wasser, in ihren Elementen zum Zeichen, daß der Gegensatz es ist, auf dem ihr Leben beruht, so unter ihren Menschen hat sie den Römer und jenen anderen da, den Widerpart des Römers, den Germanen, den du nie sahest bis heut, weil er zum erstenmal heut herniedergestiegen kommt aus seinem nordischen Walde in die Stätten des Südens und der bebauten Welt. Wahr ist's, daß Kampf zwischen den beiden sein wird, von nun an bis in alle kommende Zeit, Kampf ohne Rast und Ruhe, ohne Versöhnung und Vergebung, der alle Völker der Menschen mit sich reißen wird in seine tosenden Wirbel, also, daß alles, was man Geschichte der Menschheit nennt, nichts anders sein wird, als die Geschichte dieses Kampfes. Wahr, daß, wenn es möglich wäre, daß der Blonde den Schwarzen, der Blauäugige den Dunkeläugigen überwältigte, dein hoffendes Herz recht behalten, daß er zum Träger deines Gedankens werden könnte, zum Boten deiner unverfälschten Botschaft. Aber es wird nicht also sein! Dein hoffendes Herz wird dich betrügen! Er wird ihn nicht besiegen, der Blonde den Schwarzen nicht! Ja, du hast richtig gelesen, als du in seinen Augen lasest, daß eine Ahnung in ihm ist von dem, was du gewollt, daß hinter diesen Augen eine Seele wohnt, darin dein Gedanke anders empfangen, tiefer bewahrt sein wird als in dem eng ummauerten Kopfe des Römers — aber, ich kenne diesen Blonden, und weil ich ihn kenne, sage ich dir von ihm, die gewaltigen Glieder umschließen einen weichen Kern. Er wird zu weich sein, die Last zu tragen, die du ihm aufbürden willst, die Riesenlast deiner Seele, zu weich gegenüber dem harten Römer, zu weichmütig, ihm den Weltgedanken aus den Händen zu reißen, den der

Weltenräuber dir gestohlen hat! Denn wisse, es ist ein Geheimnis an diesem Menschen, und ich kenne es; ich bin dabei gewesen in der Stunde, als der Alte da droben ihn erdachte und erschuf, von allen Menschen zuerst erschuf, denn er ist der Älteste der Menschheit. Damals war der Alte noch anders als er jetzt ist, noch durch keine Erfahrung erbittert, durch keine Täuschung enttäuscht. Damals quoll ihm die Liebe aus dem Herzen in die schaffende Hand, wie ein Strom, der alles mit sich dahinreißt, alle Bedenken, Zweifel, Erwägungen. All seines Herzens berauschte Gedanken schüttete er hinein in die Form dieses Menschen. Ihm um die Glieder wob er die weiße, leuchtende Haut, ihm auf das Haupt legte er die segnende Hand und das Haar auf seinem Haupte wurde strömendes Gold, ihm auf die Augen drückte er küssend die Lippen, und seine Augen wurden leuchtend, wie der blauleuchtende Himmel. Und er gab in seine Brust die Seele eines Kindes, die ahnungsvolle, die tiefe, die keusche aber auch törichte Seele des Kindes. Ja, töricht — denn als er ihn nun losgab aus seiner Hand, sah er ihn dahingehen durch die Welt, träumend mit offenen Augen, sinnend an jeder Blume, lauschend auf jeglichen Vogels Gesang, gütig gegen alles, unfähig das Schlimme zu erkennen und es zu vernichten mit hartem Entschluß. Er sah, wie er die Schlange an die Brust nahm, die ihm zum Danke dafür in die Brust stach, wie er dem Raubtier, das um Einlaß heulte, die Tür seiner Hütte öffnete, und wie das Raubtier ihm zum Danke dafür die Herde auffraß. Da wurde das Herz des Alten bitter über ihn und er sprach: ‚Ich muß einen anderen Menschen schaffen, von anderer Art, einen, der sich nicht verschlingen läßt von dieser Welt, wie dieser es tut, sondern der sich zur Wehr setzt wider sie und hart sei, wie sie selbst.‘

Damals geschah es, daß er zum andernmal in die Werkstatt ging, und als er wieder daraus hervorkam, war dieser da fertig geworden, der andere, mit dem engen Kopf und dem harten Herzen, der Kluge, der Kalte, der Römer.

Nun sieh die beiden nebeneinander, und sieh was entsteht, wenn der schaffende Geist launisch wird. Sieh dort den Blonden, einem Urgeschöpfe gleich, und hier den Schwarzen, wie einen Kerl aus zweiter Hand. Wenn jener die Glieder spielen ließe gegen diesen, so würde er ihn zermalmen wie ein Bergsturz, der das Flachland erdrückt — aber er wird es nicht. Denn jener ist

bewußtlos, dieser bewußt; jener kennt die Gewalten nicht, die ihn erfüllen, dieser hat seine Kräfte zusammen wie auf dem Rechenbrette. Sieh, wie sie einander ins Gesicht sehen, und sieh, wie dem Schwarzen keine Wimper zuckt, wie sein Blick durch den Blonden dahingeht gleich einem Speer, und sieh das Auge des Blonden, staunend, fragend und scheu. Denn der reichen Natur ist alles Rätsel — der dürftigen nichts. Darum staunt die reiche Natur vor der dürftigen, die sie nicht begreift, und weil sie staunt, wird sie schüchtern. Und daß er schüchtern ist, der Blonde, während der Schwarze das Wort nicht kennt, das unterwirft ihn dem Schwarzen und macht diesen zu seinem Herrn. Zwar, wenn er die Striegel des Römers in seiner Löwenmähne fühlt, wird er sich aufraffen, das eine und das andere Mal, in brüllender Wut, und dem Römer den Arm herabschlagen; wie er es neulich getan hat, als er den römischen Feldherrn, Varus war er genannt, zermalmte samt seinen Legionen in rasender Schlacht. Aber seine Leidenschaft ist wie die Flamme, die auffspringt und erlischt — die des anderen wie die Lava, die immer vorwärtsgeht. Seine Wut frißt sich satt, dann legt sie sich hin und schläft ein — die des anderen ist unersättlich und kennt keinen Schlaf. Alle hundert Jahr einmal wird er sich aufraffen zu einer Varus-Schlacht, dann jedesmal sich einbilden, nun sei alles getan, und statt seinen Sieg zu benutzen, tatenlos weiter träumen hundert Jahre, und unterdessen wird der andere an ihm saugen, und sich die dürren Adern vollsaugen mit dem Saft seines warmen Lebens, wird an ihm nagen, sich einbohren in seinem Gehirn, einem Bohrwurm gleich, und ihm das Hirn verstören, also, daß seine eigenen Glieder sich widereinander empören in wahnsinnigem Haß. Ihm in die Seele wird er den Wahnsinn impfen, den selbstmörderischen der Selbstverachtung. Er, der hervorging aus der Hand des Schöpfers als sein erstgeborener und schönster Sohn, wird emporstaunen zu dem anderen wie ein Wilder zu seinem Götzen; er, der Riese, wird zittern vor dem Knirps; und während seine dumpfe Seele fühlt, daß jener ihm Vernichtung bedeutet, wird er sich ächzend zu seinen Füßen werfen: ‚Rette mich, rette mich vor mir selbst!‘ Und er wird ihn retten; ja, gewiß. So wie man einen Stier vor seinen eigenen Gewaltätigkeiten rettet, indem man ihm einen Ring durch die Nase zieht, oder einen Hund, indem man ihn an die Kette legt. Vor seinen Pflug wird er ihn spannen, wie den Zugochsen, damit er ihm den Acker

bestellt, vor seinen Wagen ihn ketten, wie ein Zugpferd, wenn er dahinfährt im scharlachenen Gewand durch die ehrfürchtig staunende Welt. Und während sie in Ehrfurcht auf den blicken, der im Wagen sitzt, werden sie mit Fingern hinter dem herzeigen, der den Wagen schleppt; alle die Nachgeborenen, die Kleinen, Erbärmlichen, die nach ihm in die Welt gekommen sind, werden schadenfroh hinter ihm herzeigen, hinter dem großen, dummen Gottesgeschöpf, das in knechtischer Niedrigkeit vor ihren Augen dahinzieht, er von allen der einzige, der die Schmach nicht fühlt, die ihn hinunterdrückt in den Kot, also daß er, der Gewaltigste, elender sein wird, als das Gewürm, das ihn umhöhnt."

Ein Schatten ging über Luzifers Gesicht. Er unterbrach sich; immer noch hingen die Augen der beiden ineinander, immer noch, mit brennenden, lechzenden Blicken forschte der Gekreuzigte in den Zügen des blonden Mannes: „Ist es wahr, was der da von dir sagt? daß du mein Hoffen täuschen, meine Seele verloren gehen lassen wirst an den andern — ist es wahr?"

Luzifer zuckte auf. Eine jähe Wut kam über ihn.

„Ich habe dir gesagt, daß ich die Zukunft weiß. Ich log dir nicht, will dir nicht lügen: eine Stunde wird einstmals sein im Leben des Blonden, eine wunderbare! Da wird ihm die Erinnerung kommen an den Tag, als er hervorging aus des Schöpfers Hand, an seinem Leibe wird er herniederblicken und gewahren, daß er in Lumpen geht, die Arme erheben und fühlen, daß er Ketten trägt; da wird er sich umsehen nach dem Wagen hinter ihm und erkennen, daß ein Hanswurst ihn am Zügel führt. In der Stunde wird er sich aufrecken in seinen Gliedern, so daß sein Haupt über die Berge wächst; rücklings überschlagen wird der Wagen samt seinem Insassen, aus seiner Brust wird die Stimme des Donners hervorgehen, die die Menschheit zur Empörung ruft, zum Rachezug wider den Räuber, zum Sturm wider die Zwingburg, wo der Seelenverderber sitzt. In ihren Grundfesten erzittern wird die Burg, wenn er rüttelnd die Hände daran legt: ‚Gib heraus deinen Raub! Das geheimnisvolle Wort, das der Gekreuzigte gewußt, das erlösende Wort, das du uns unterschlugst, das du uns verstecktest und begrubst, gib es heraus!' Und ‚gib es heraus' wird das Echo sein, das die Menschheit hinter ihm drein ruft. Ein Rauschen wird durch die Welt gehn, wie von neuem Blühen, ein Flügelschlag durch die Seelen, wie

von neuem Glauben; von dem Glauben, daß es möglich sein könnte auf Erden, daß Herzensgewalt mehr vermöchte, als berechnende Klugheit, Sehnsucht nach dem Ewigen mehr als Gier nach irdischer Macht, Wahrheit mehr als List. Aufleuchten über der Welt, als würde die Welt zum zweiten Male geboren, wird das Antlitz, nach dem deine Menschen verlangen, das du deinen Menschen hast zeigen wollen, das der Räuber ihnen verbarg. Eine Stunde lang — hörst du mich, Träumer? — wird dein Traum in Erfüllung gehn! Eine Stunde lang wird die Seele des Blonden mächtig sein, deine Seele in sich zu fassen! Eine Stunde lang wird die Welt dir gehören, und nicht mir! Hast du es bewahrt, Gekreuzigter, was ich dir verhieß; daß ich die Wahrheit sagen wollte! Hörst du, daß ich die Wahrheit sage? Dir nichts verschweige von deinem Triumph? Höre die Wahrheit zu Ende! Eine Stunde wird es dauern, dieses alles, diese neue Welt, dieser neue Schöpfungstag, eine Stunde, und keine zweite danach! Eine Stunde lang neues Licht und neuer Glauben, neues Hoffen — dann Nacht und Knechtschaft und Verzweiflung. Wie es war von Anfang und bleiben wird bis ans Ende. Denn dieser Blonde ist von jenen, die den Sieg nicht vertragen können. Elend macht ihn der Sieg — und elend wird er ihn machen.

Stürmend ging er zum Kampfe, langsam trollend wird er zurückkehren zum Frieden. Grübelnd wird er sich niedersetzen — ‚Was nun?‘ Und während in der erkaltenden Seele das Feuer verglüht, das er einstmals in einem ungeheueren Augenblick in sich gebunden hatte, wird er sich einbilden, er trägt in der Seele deine Seele noch jetzt, und um sie festzuhalten, was wird er tun? Staunend wird er die Augen erheben zu dem anderen, den er für tot gehalten, und der nicht tot ist, grübelnd wird er zu sich sprechen: ‚Er ist dennoch mächtiger als ich, und wie er tat, so will ich tun.‘ Und also wird er tun. Nachäffend die Zwingburg des anderen, wird er eine Burg erbauen auch für sich; abschreibend das Wort des anderen, wird er sie „Kirche“ nennen, wie jener sie nannte; und während der andere hohnlachend zusieht, wie der Riese sich selbst gefangen setzt im kläglichen Mauerwall, wird er auf die Zinnen seiner Burg steigen und polternd hinüberdrohen, und so werden sie sich gegenüberstehen, der eine hier, der andere dort, und aus dem Weltenkampf wird ein Weltengeschimpfe werden. Und dies, du Gewaltiger,

das Ziel, an dem deine Seele strandet; dies, du Träumer, die gottestrunkene Welt, von der du geträumt! Eingemauert deine unermeßliche Welt in zwei steinerne Särge; an jedem der Särge ein Totengräber, jeder hinzeigend auf den seinen: ‚Hier drinnen hab ich die Seele des Gekreuzigten, seine Lehre und sein Wort!‘ Und zwischen den beiden hin- und hertaumelnd eine dumpfe Menge, eine verstörte Menschheit, die nicht mehr weiß, wem von den beiden sie glauben, wem von den beiden sie folgen soll, aufhebend die verschmachtenden Lippen nach einem Tropfen Tau, und keinen findend, aufrichtend das Haupt, um einen Laut zu vernehmen, der Erlösung verspricht, und keinen vernehmend. Bis aus dem Klagen und Murren eine andere Stimme hervorbricht, die Stimme der Verzweiflung, aus der Verzweiflung der Schrei der Wut! ‚Es ist nicht wahr, was sie uns gesagt haben von dem Gekreuzigten! Nicht wahr, daß es eine Welt gibt über dieser Erde, einen Vater und eine Liebe! Lüge war alles, und der Gekreuzigste selbst ein Betrug! Nicht mehr hören wollen wir, nicht mehr wissen von ihm; lasset uns hingehen und uns einen anderen Gott suchen statt seines Gottes!‘ An dem Tage, du Gekreuzigter, werden sie sich abwenden von dir, an dem Tage sich bekehren von dir, du Selbstloser, Reiner, zu mir!“

Ein Hohngelächter brach von den Lippen Luzifers; aber der furchtbare Laut wurde übertönt von einem Laute, der noch furchtbarer war als er. Am Stamme des Kreuzes warf der Gekreuzigte das Haupt zurück: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Als dieses Wort erscholl, ward eine Totenstille über Ländern und Meeren, bis in das Herz erstarrte die Erde, jählings senkte sich die Nacht, und im Tempel, von keines Menschen Händen berührt, mit gellendem Krachen, riß der Vorhang mitten durch.

In der Menge, die zuschauend stand, ward ein Klagen und Flüstern: „Es geht zu Ende — er stirbt“ — und plötzlich fühlte der Sterbende seine Füße umschlungen von zwei Armen; der Blonde war es, der sich darüberher gestürzt hatte. Der römische Hauptmann trat hinzu, um ihn hinwegzureißen, indem er jedoch Hand an den Blonden legte, richtete dieser sich auf, beide sahen sich in die Augen, und der Hauptmann wich langsam zurück. Unter der bronzefarbigen Haut war sein Gesicht erblaßt. Dann wandte sich der Blonde zu dem Gekreuzigten znrück, abermals, mit beiden Armen umschlang er das Kreuz

und plötzlich senkte er das Haupt und so, daß sein Stirnhaar ins Blut der blutenden Füße tauchte, drückte er küssend seine Lippen darauf. Als der Sterbende dies empfand, schlug er noch einmal die Augen auf; in dem zerstörten Antlitz schwamm ein Lächeln herauf — war es die Abendröte eines versunkenen, oder das Morgenrot eines, aus endloser Ferne kommenden Tags? — Dann sprach er: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und der Sterbende war ein Toter geworden.

Erlkönig

Eine Novelle (Fragment)

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind —"

Wir können es auswendig, wir tragen es mit uns im Herzen, in den Ohren, wo wir gehn und stehn, da ist es bei uns, das Gedicht, uns so erfüllend, so überschattend mit seiner düsteren Gewalt, daß wir ungläubig den Kopf schütteln würden, wenn man uns sagte, daß ein Ort und eine Gelegenheit vorhanden ist, wo der Zauber, der von ihm ausgeht, noch berückender, der Bann, in den es zwingt, noch bannender wird, als anderen Orts und überall.

Und dennoch ist es so. Wer den Dichter verstehn will, muß eben in „Dichters Lande", wer das Gedicht des Dichters in seiner Vollgewalt in sich aufnehmen will, muß dahin gehn, wo die Seele des Erzeugers darüber gelegen, gelegen und gebrütet hat, bis daß es, wie ein vollendeter Leib aus ihm hervorging, ihm verständlich in seinen einzelnen Teilen, ihm als Ganzes ein Geheimnis, wie es der Welt ein Geheimnis ist, die es aus dem Munde des Erzeugers empfängt.

Wer solches erfahren will, der gehe am Abend eines Spätsommer- oder Herbsttags in den Park zu Weimar. Nicht zur Mittsommerszeit, und nicht in einer Nacht, wenn der lautlose Mond den Himmel durchwandelt. Da würde ihm aus den Gebüschen der Ilm, den Wiesen und Wegen des weiten Gartens der Klang eines anderen Gedichts aufperlen, eines sanfteren, süßeren, als jenes, über dem, wie über jenem, am nämlichen Ort die nämliche Dichterseele gelegen hat, und „füllest wieder Busch und Tal" würden ihm Gebüsche, Wiesen und Wege singen.

Aber am Spätsommer- oder Herbstabend, wenn der nebelnde

Dunst aus den Wiesen qualmt, erst wie ein dünnes Leilach, das die Gräser bedeckt, dann höher steigend und höher, bis daß nur noch die Wipfel der alten großen Bäume darüber ragen, wie Greisenhäupter, die so viel erfahren haben, daß auch Spuk und Zauber für sie zum Gegenstand ruhiger Betrachtung wird — an solchem Abend also, wenn man, erhöhten Ortes stehend, auf der Landstraße, die von Weimar, am Hause des wundertätigen Dichters vorüber, nach Ober-Weimar führt, einen Reiter traben hört, einen Reiter, den man nicht sieht, weil der Nebel ihn verhüllt, wenn man alsdann auf dem harten Lettenboden der Landstraße das harte „klapp, klapp" der Pferdehufe vernimmt, da kommt es plötzlich, da ist es da, das „wer reitet so spät durch Nacht und Wind".

Und nun, wie eine Reihe schwarzer Perlen, die von der Schnur ablaufend, zu einem Gefäß von widerhallendem Metall rollen, so fallen, eine nach der anderen, die Strophen des Gedichtes in unsere Seele, bis daß es, unsere Seele erfüllend, ganz wieder darin ist, das ganze Gedicht.

Aber merkwürdig — indem die Töne, denen wir so manchesmal gelauscht, die wir so gut gekannt zu haben glauben, jetzt aus uns wieder zu uns heraufklingen, ist es plötzlich eine andere, mächtigere Harmonie, als die früher vernommene, das Gedicht nicht mehr das alte, das wir auswendig gewußt haben, sondern ein anderes, neues, ein ungeheures, schier dämonisches Gedicht. Der Nordwind, der vom Ettersberg drüben herabfährt, greift in die nebelnde Flut — da — was sich da aufbäumt, wie ein windender, in Verzweiflung sich windender grauer Leib, und hinterdrein rauscht hinter dem „klapp, klapp" des trottenden Rosses, ist das nicht Erlkönig? „Der Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" Mit den langen, vom Winde zerfaserten Armen greift er aus — wohin? Nach dem Gegenstande seines Verlangens, dem Knaben, den das Roß dahinträgt, den der Vater nicht herausgibt. Als ein listiger Verführer und Berücker, als ein gewalttätiger Zerstörer von Leben und Glück, so war Erlkönig uns bis heute erschienen — jetzt, indem wir die in Fetzen und Flocken auseinanderreißende Gestalt sehn, kommt uns die Ahnung, daß er lockt und verführt, weil er verführen muß, daß eine Macht ihn treibt, gegen die es keinen Widerstand gibt, und daß Verzweiflung ihn zerreißen wird, wenn er dem Gebote der finsteren Gewalt Folge gegeben hat. Eine Ahnung, daß der Vorgang, den

uns das Gedicht in eherner Geschlossenheit erzählt, nur das Schußkapitel zu Dingen ist, die vorher gewesen sein müssen, zu Seelenereignissen geheimnisvoller Art, die er wohl gekannt hat, der wundertätige Dichter, der alle Menschen und menschlichen Dinge kannte, von denen er uns jedoch nur dieses eine, dieses letzte Kapitel hat erzählen wollen. Die streng geschürzten Maschen des Gedichtes lockern sich, wir blicken hindurch in tiefes, immer tieferes „Vorher“. Was eine dramatische Szene war, wird Drama, der kurze Augenblick ein Leben.

Dieser Knabe, der den Geisterkönig erkennt, seine Stimme versteht, während der nüchtern-verständige Vater nur einen Nebelstreif in ihm sieht, und bei seinen Worten nur den Wind in dürren Blättern säuseln hört, welch ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen ihm und den Geistern, und dem Geisterreich? Welche Macht ist es gewesen, die diese jungen Augen sehend gemacht hat, daß sie „Erlkönigs Töchter am düsteren Ort“ gewahren, wo andere nur alte, graue Weiden sehn? Und diese Angst vor der Berührung des Gewaltigen, Furchtbaren, ist es nur körperliche Angst oder vielleicht das schauernde Bewußtsein, daß eine Macht vorhanden ist, gegen die es Widerstand nicht gibt, und daß diese finstere Gewalt nicht ablassen wird von ihm, bis daß sie ihn in die Arme gerissen hat, die sich nach ihm ausstrecken, vor denen ihm graut, und in die unwiderstehlich grausendes Verlangen ihn treibt?

Kopf und Herz von solchen Gedanken und Empfindungen erfüllt, stieg ich an einem Herbstabend aus dem nebelrauschenden Park von Weimar zu dem Hause hinauf, wo ich über dem Park in Weimar wohne. Unter und hinter mir das Wogen und Wallen der gespenstischen Nacht — vor mir das warme Leuchten von Lichtern und Lampen, das aus Türen und Fenstern meines Hauses quoll. Da rührte die Lebensmutter des Dichters, Erinnerung an mein Herz, und eine Geschichte tauchte mir auf, eine alte, sondersame, die mir irgend jemand irgend einmal erzählt hatte, und die ich hier wiedergeben will, so gut ich's vermag.

Einmal — man hat mir nicht gesagt, wann — lebte in einer Stadt — man hat mir nicht gesagt, wie sie hieß — ein Student. Auch den Namen des Studenten weiß ich nicht anzugeben; man hat ihn mir nicht verraten. Vielleicht, weil in der Stadt niemand nach seinem Namen fragte, vielleicht auch, weil niemand wußte, wie er sich eigentlich nannte. Sondern

bei den Leuten ging er einfach unter der Bezeichnung „der Student".

Diese Stadt nämlich war keine Universitäts-, sondern eine Handelsstadt, eine alte, mächtige. Da gab es keine Universitätsgebäude und Akademien, wohl aber Handels- und Warenhäuser, uralte, vom Alter graue, die anders aussahen als die Warenhäuser von heut. Denn in ihnen wurde nicht nur Handel getrieben, sondern auch zugleich gewohnt. Wie Festungen sahen die Häuser aus, wie hart geschlossene Fäuste, die, wenn sie sich einmal auftaten, Gold, Silber, Schätze allerart in ihrem Innern gewahren ließen; das waren die Güter, die der Handel ihnen heranführte, die Kisten und Ballen, die von der Levante kamen, und von dort wo die Sonne untergeht.

Blankgeputzte Fenster waren an den Häusern, die sahen aus wie scharfe, kluge Augen. Niemals blind, immer spiegelhell, wie Augen, die aus einem Kopfe hervorschauen, in dem die Gedanken nie müßig gehn, nie träumen, sondern immer an der Arbeit sind, immer rechnend und berechnend, beobachtend und lauernd.

Denn gearbeitet wurde in den Häusern von morgens bis zum Abend ohne Unterlaß, fast ohne Unterbrechung, jede Stunde und jeden Augenblick, geträumt aber nie.

Hinter den schweren Haustüren aus getäfeltem Holz, in den Werkstuben zu ebener Erde saßen die Hausherren und ihre Söhne, über die Pulte gebeugt, schreibend, zählend, arbeitend und arbeitend, von dem Augenblick an, wo das Haustor aufgetan wurde, bis zum Abend, wo man es zuschloß. In den Stuben aber, die über der ebenen Erde, in den oberen Stockwerken waren, gingen die Hausfrauen auf und ab, immer nach der Ordnung und dem Rechten sehend, immer darauf achtend, daß auch die Haustöchter, die jungen Mädchen, nie müßig saßen, die Hände im Schoß, nie träumend, was solche jungen Mädchen ja gar zu gerne tun, sondern immer mit nützlicher, tüchtiger, Gewinn bringender, oder Ausgaben ersparender Handarbeit beschäftigt.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß in der Stadt und den Häusern der Stadt ein Reichtum aufwuchs, wie ein Berg, ja geradezu wie ein Gebirge. In den Kellern drunten, in Gestalt von Kisten, Tonnen und mächtigen Säcken stand der Fuß, in den oberen Stockwerken, wo die Schränke, Kasten und

Truhen mit den Kleidern waren, der blütenweißen Wäsche und dem schweren Hausgerät von edlem Metall, stieg das massige Gebirge, wie in Spitzen und Gipfel zerteilt auf; und um die Gipfel flog das Kichern, Lachen und Plaudern junger Mädchenstimmen, wie der Frühmorgengesang von jungen Vögeln, die auf den Bergeshöhen wohnen. Und diese jungen Mädchen waren fast durchgängig schöne Geschöpfe, wie denn die Bewohner der Stadt, seit Jahrhunderten mit allem besten Erdengut genährt, überhaupt ein vollblütiges, stark und hoch gewachsenes, schönes Geschlecht von Menschen waren.

Schön und stolz; das waren sie. Stolz auf ihren Reichtum, ihre Tüchtigkeit, ihr ganzes, in Macht und Fülle gegründetes Dasein. Die Männer gingen dem Handel nach, über Länder und Meere — wenn sie heimkehrten, fanden sie, daß die Welt nirgends so schön war, wie in ihren alten grauen Häusern, die wie Festungen aussahen, mit klaren, klugen Fensteraugen. Frauen und Mädchen hatten sie draußen gesehen — wenn sie heimkamen und die Dielen ihres Hauses unter dem schweren, weichen Gange ihrer hochgewachsenen blonden Frauen schütterten, sagten sie sich, daß in aller Welt kein Laut vom Weibe ausging, der sich mit diesem vergleichen ließ. Wenn sie ihre jungen Mädchen über die Treppen, durch die langen, in seltsame Ecken gebrochenen und gewundenen Flure des alten Hauses schlüpfen sahen, wenn sie den Duft atmeten, der von den holden, warmen Geschöpfen zwischen den engen Wänden hängen geblieben war, sagten sie sich, daß in aller Welt kein Duft mit diesem zu vergleichen war. Die Stadt und ihr Haus, das war für sie die Welt — alles andere nur „Welt da draußen“. Die Bewohner ihrer Stadt für sie die Menschheit. Wer nicht zur Stadt gehörte, war nur ein halber Mensch; wer nicht reich war, gar keiner; und wer nicht reich war, und nicht arbeitete, daß er es wurde, dem hätte man am besten einen Stein um den Hals gebunden und ihn ins Wasser geworfen.

Und unter den Menschen dieser Art wohnte nun und lebte „der Student“, der nicht aus der Stadt, der auch nicht reich war, und der nach allem, was man von ihm hörte, gar nichts dazu tat, daß er es wurde. In der Stadt, wie schon gesagt, gab es keine Universität, also auch keine Studenten, und folglich war er der einzige seiner Art. Dies allein schon machte ihn zu etwas Besonderem, Außergewöhnlichem, und dazu kamen

dann noch Dinge und Eigentümlichkeiten, die einen geradezu herausforderten, sich mit ihm zu beschäftigen und über ihn zu sprechen. Und gesprochen wurde viel über ihn, namentlich in den oberen Stockwerken der alten Häuser, wo die Frauen wohnten und die Mädchen. Die Männer hatten natürlich nicht Zeit, sich nach solch einem Tagediebe umzusehn. Bei den Mädchen aber und den Frauen kam das Gespräch häufig auf „den Studenten". Bei jenen, wenn sie im großen Saal des Hauses bei Tanzvergnügen, Pfänderspielen und ähnlichen Vereinigungen zusammenkamen, mit Huscheln, Tuscheln, Flüstern und Kichern, dabei aber immer mit einem wohltätigen Gruseln im Rücken, weil er eigentlich ein bißchen was Unheimliches an sich hatte, „der Student", der lange, hagere Mensch, mit dem herabhängenden, schwarzen Haar, den Augen, in denen ein Feuer brannte, wie man es in der ordentlichen blonden Stadt sonst gar nicht kannte. Bei den Frauen, wenn sie in der geräumigen guten Stube des Hauses um den runden, weit ausholenden Tisch, der für ein Dutzend mindestens Platz bot, bei Kaffee, Tee oder Schokolade, im Winter auch wohl einem Gläschen Glühwein oder Punsch zusammenkamen, ging das Gespräch, sobald die notwendigsten Angelegenheiten der Stadt beredet und geordnet waren, ebenfalls mit Vorliebe auf „den Studenten". Und auch hier, sobald das Thema berührt war, dämpften sich unwillkürlich die Stimmen, wie es geschieht, wenn man von einer eigentlich ein bißchen unheimlichen Sache spricht. Denn ein Mensch, der nicht in der Stadt geboren, so eigentlich gar nicht in sie hineingehörte, was wollte der eigentlich in der Stadt?

Wann und wie war er nur überhaupt hergekommen? Darüber erhielt man Auskunft am runden Tische der kaffeetrinkenden Damen.

Vor etwa einem Jahr war er gekommen. Nicht allein, sondern in Gesellschaft eines vornehmen jungen Herrn, den er als so eine Art von Gouverneur begleitete.

„Nun aber hören Sie, meine Liebe — ein so beinah liederlich aussehender Mensch — und Gouverneur?"

„Nun, wenn ich den Ausdruck gebrauchte — ich fand nur eben keinen anderen. So eine Art wissenschaftlicher Begleiter, wissen Sie, Haushofmeister oder Hauslehrer. Was man früher einen ‚Mentor' nannte."

„Ja, und dann, meine Beste" — das kam von jenseits des

runden Tisches — „daß er so liederlich aussieht, das ist erst gekommen, seitdem der junge vornehme Herr fort ist. Solange er mit dem zusammen war, hat er auch ganz anständig, man darf schon sagen, beinah fein ausgesehen."

„Ja — der ist ja nun wohl schon ganz lange fort. Und ‚der Student' ist noch immer geblieben. Was hatte der junge vornehme Herr hier eigentlich gewollt?"

„Er hat Studien hier machen wollen" — und bei dieser Erklärung richteten sich alle Köpfe der Kaffeerunde fragend auf — „was hat man denn bei uns zu studieren?"

„Auf alte Bilder ist er ausgewesen, hat man mir gesagt, namentlich alte deutsche. Da hat er nun von dem Bilde von Memling gehört, das im Dom bei uns hängt, und an dem hat er studiert."

„War er denn ein Maler, der junge Herr?"

„Nein, ich habe mir sagen lassen, das nicht. Sondern er hat nur so allgemein auf Maler und Malerei und überhaupt auf alles studiert, was man so die Kunst nennt. Wie das heutigen Tags viele tun sollen, die nachher über solche Sachen schreiben."

„Und da hat ‚der Student' ihm dabei geholfen?"

„Er muß doch wohl; denn im Dom, vor dem Memling, hat man sie ja fast immer zusammen gesehn."

„Studiert denn der auch auf Malerei und das, was man so die Kunst überhaupt nennt?"

„Ach wissen Sie, Liebste, das weiß ich nicht. Aber glauben möchte ich's eigentlich nicht. Das soll nämlich ein Fach sein, habe ich mir sagen lassen, was eigentlich nur reiche, zum . . .

II. Gesammelte Aufsätze

1878—1908 (Blätter vom Lebensbaum)



Vier Dramen

(1878)

Der alte Baum der deutschen Literatur hat wieder einmal seine Äste geschüttelt und einen Früchteregen in Gestalt vier neuer Schauspiele zur Erde gesandt. Die Hungrigen und Durstigen sind herbeigeeilt, sie rafften die lockende Spende vom Boden, führten sie an die Lippen — und? An den Früchten, so heißt es, erkennt man den Baum — heiliger Baum, auf dem die Poesie des deutschen Volkes wuchs, sollen wir dich nach deinen jüngsten Kindern beurteilen? Keine unscheinbaren Früchte waren es, welche da in die Theater-Parketts rollten; diese Stücke traten vor den Schimmer der Lampen, selbst umschimmert vom Namen ihrer Verfasser, Namen, von denen zwei sich zur Leuchtkraft durchgerungen, während der dritte zu leuchten beginnt.

Adolf Wilbrandt, Paul Lindau und Hugo Bürger. Zwei der Stücke, „Natalie“ und „Auf den Brettern“, nennen Wilbrandt ihren Erzeuger. Der „Johannistrieb“ trägt Paul Lindaus Signatur und ihm schließt sich „Gabriele“ von Hugo Bürger an.

Indem ich zu Nutz und Frommen der dramatischen Sache hier einige Gedanken über die Genannten niederlege, glaube ich mich der Mühe überhoben, den Inhalt der Stücke, die durch wiederholte Aufführung sattsam bekannt geworden, des genaueren zu wiederholen. — Adolf Wilbrandt — ein Name, bei dessen Nennung die Schüler moderner deutscher Poesie aufhorchen, weil sie wissen, daß der reichste Poet der Gegenwart genannt wird, Adolf Wilbrandt, der tiefsinnige Erforscher geheimnisvoller Seelenvorgänge, der beredte Darsteller derselben in meisterhaften Novellen, bringt zwei ernste moderne Stücke. Mit welchen Gefühlen durften seine Anhänger, zu denen ich mich zähle, zum Theater ziehen. Welche Erweiterung unseres Gesichtskreises, welche Vertiefung unseres Gefühlslebens durften wir erwarten?

Sind wir bereichert aus seinen Stücken herausgekommen? haben sie gehalten, was sie versprachen?

Nein. Die Sache, für welche hier das Wort geführt wird und welche mir noch werter ist, als der hochverehrte Mann, zwingt mir diese rauhe, kurze Sprache der Überzeugung auf. Nochmals: nein.

Welch eine seltsame Übereinstimmung der Erscheinungen in seinen beiden Stücken. In beiden eine Grundidee, die zur Ausgestaltung tiefster leidenschaftlicher Konflikte hochgeeignet scheint. Natalie, das edle, schöne Mädchen, beschließt, ihr reines, junges Leben dem Glücke ihres Vaters, der Ehre ihrer verstorbenen Mutter zum Opfer zu bringen, und gerät in den bittersten Kampf mit den Anforderungen ihres eigenen Herzens und denen ihres Geliebten. Therese Teinach, die Schauspielerin, entsagt der Bühne, um dem geliebten Manne zu folgen und die Liebe zur Bühne reißt sie wieder aus den Armen dieses Mannes heraus. Und in beiden Stücken eine Durchführung des Grundgedankens, welche unser Gefühl kalt läßt. Woher diese bedeutsame Erscheinung bei einem Manne, der solche Töne in seinen Novellen besitzt wie Wilbrandt? Wenn ein Stümper den Ton verfehlt, der unsere Leidenschaft weckt, so spricht man nicht weiter davon, denn wer die Posaune blasen will, muß eine Lunge haben. Aber Wilbrandt hat sie — und dennoch? Ich glaube, der Grund liegt darin, daß Wilbrandt in allen seinen Dramen, mit einziger Ausnahme des Gracchus vielleicht, eine unglückselige Scheu vor einfachen großen Situationen, vor einfach gezeichneten Figuren besitzt. Das „Interessante" ist seine Devise. Das aber ist die Devise für die Novelle, nimmermehr für das Drama. Es genügt ihm nicht, daß Natalie sich für den Vater opfert; die Qual dieses Opfers muß geistig verfeinert und geschärft werden, dadurch, daß dieser Vater eine ganz unbedeutende Persönlichkeit ist. Dies ist ein verhängnsvoller psychologischer Irrtum: denn das größte Opfer verliert für uns an Sympathie, sobald es einem Unwürdigen gebracht wird. Und der Vater ist seiner Tochter unwürdig. Während wir Natalie den schweren Kampf für die Ehre der verstorbenen Mutter kämpfen sehen, verliebt sich der einstige Gatte dieser Mutter in eine ganz oberflächliche Witwe und der Dichter zwingt das Mädchen nicht nur, dies häßliche Schauspiel mit anzusehen, nein, er nötigt sie zu der Frivolität, die Abschließung dieser neuen Ehe zu begünstigen. Ja, er geht so weit, daß diese Ehe wirklich zustande kommt; und am Schlusse reichen gleichzeitig Natalie dem Geliebten ihres jungen und der Herr Papa der Erwählten seines abgestandenen alten Herzens die Hand, — das ernste Stück endigt mit einer Posse. Therese Teinach kann nicht leben, ohne die Ausübung der geliebten Kunst. Ist es denn aber wirklich der Fanatismus der Kunst, der Macht

gewinnt über die Liebe zu ihrem Manne, der sie gewaltsam aus seinen treuen Armen reißt? Nein, er ist es nicht. Nicht die Bühne ruft sie, sondern das Bühnenleben, nicht die Stimme der Muse, sondern der liebgewordene Verkehr mit den Bühnengenossen. Und damit uns gar kein Zweifel daran bleibe, muß die Heldin bei einer ganz äußerlichen Veranlassung, bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier eines ihrer alten Kollegen, zurückkehren und das Haus ihres Gatten verlassen. Und sie verläßt dieses Haus denn auch in ganz entsprechender Weise: kein Gefühl sagt ihr, daß sie eine Untreue an seinem Herzen begeht, von ihren Lippen ertönt nicht der bittere Schrei, welchen die Verzweiflung dem Menschen entringt, wenn eine unwiderstehliche Leidenschaft Macht gewinnt über ein heilig berechtigtes Gefühl seines Herzens.

Sie geht, ein lustiges Liedchen auf lachenden Lippen, — sie geht, und geht aus dem Herzen des Zuschauers hinaus, um nie mehr dahin zurückzukehren, denn die Sympathie für sie erlischt bei solcher Verwässerung der Leidenschaft.

Der Schluß des Stückes rettet gar nichts, denn er ist nicht einmal folgerichtig durchgeführt. Nicht durch ihre Leistung als dramatische Künstlerin zwingt sie den Mann zu sich zurück, sondern nur durch das hervorbrechende Gefühl ihrer tiefen Liebe. Dazu aber brauchte sie nicht zur Bühne zurückzukehren. Der Schluß kann ihren Gatten gar nicht entwaffnen, denn er liefert ihm nicht den Beweis, daß die Kunst wirklich die höher berechtigte Macht in ihrem Herzen war. Und sie war es auch nicht; denn nicht das Künstlerblut, sondern das Komödiantenblut ist der Dämon, der sie regiert.

Lindaus „Johannistrieb“ läßt schon durch die Idee, die ihm zugrunde liegt, nicht den Gedanken aufkommen, daß es im Laufe des Stückes zu großen dramatischen Konflikten kommen könnte.

Ein gereifter Mann kehrt in die Stadt zurück, wo die einst Geliebte gewohnt hat. Er findet sie nicht mehr am Leben, aber dafür ihre erblühte Tochter. Diese gewinnt er lieb und, da das Mädchen nichts dawider hat, heiratet er. Ein Stoff, wie man sieht, in dem nur zu einer einzigen dramatischen Frage Anlaß geboten ist. Wird der Vater des Mädchens, wenn er erfährt, daß der Mann, der um seine Tochter wirbt, der einst Geliebte seiner eigenen Frau gewesen, ihm die Hand der Tochter

zugestehen? Lindau läßt dem Vater diese Erfahrung erst ganz zu Ende des Stückes kommen, und sobald er dahinter gekommen ist, löst sich der etwa mögliche Konflikt in einer Umarmung mit dem zukünftigen Schwiegersohne, der sein Freund aus alten Jahren ist, sanft und selig auf.

Leute, die ins Theater gehen, um ein Drama zu sehen, könnten sich beklagen, daß dem Drama auf solche Weise ein Bein gestellt wird. Sie könnten sagen, daß die Frage, ob das junge Mädchen den älteren Mann heiraten wird, nicht ausreichend sei für vier Akte und daß drei Viertel der Personen des Stückes überflüssig und darum störend sind.

Aber solche unbescheidenen Leute mögen sich nur bei dem feiner organisierten Teile des Publikums erkundigen; da werden sie hören, daß ohne diese allerliebsten Überflüssigkeiten eben das nicht herauskommt, was als Quintessenz moderner Dramatik gilt und was man unter dem Schlagworte „moderner Dialog" begreift. Ein zeitgemäßer Dichter nehme Rücksicht auf sein Publikum, welches vom Diner kommt und sich nicht durch schwerfällig große Leidenschaften erschüttern, sondern angenehm prickeln und kitzeln lassen will. Im Namen desjenigen Publikums aber, das nicht ins Theater geht, um dem Verdauungsfieber einige gemächliche Stunden zu weihen, im Namen des Volkes, welches den großen Strom seiner Dichtung in immer seichteren Betten verrinnen sieht, erheben wir Protest dagegen, daß man uns diesen sogenannten modernen Dialog, diese Sammlung von Kalauern und Zweideutigkeiten als Kern und Ziel der neuen deutschen Dramatik einschmuggele! Wenn ihr euch moderne Dichter nennen wollt, so gebt uns Konflikte und Leidenschaften des modernen Lebens. Und wenn ihr sie nicht findet, so liegt das nicht an den Stoffen, sondern an euch.

„Gabriele" endlich von Hugo Bürger: Eine vom Helden des Stückes, Oliver Tornau, in ihrer Liebe verschmähte Frau sucht das Zustandekommen seiner Verheiratung mit der Tochter seines Prinzipals zu hintertreiben, indem sie ihn in Verdacht einer gegen den letzteren begangenen Untreue bringt. Nachdem die Ehe trotzdem zustande gekommen, beschließt sie, das Vertrauen der jungen Frau, Gabriele, in ihren Mann zu vergiften; dies gelingt; die Frau glaubt an die Schuld ihres Mannes und dieser wird völlig unglücklich, die Ehe für beide eine Qual. Nachdem der Zwiespalt am Schlusse des dritten Aktes auf seinen

Gipfel gediehen, kommt im vierten und letzten die Unschuld Tornaus an den Tag. Die Verbrecherin wird entlarvt und die bis dahin unglückliche Ehe geht glücklich weiter, nachdem der Gatte der Gattin den unwürdigen Verdacht verziehen hat. Ein Intrigenstück. — Die Figur des Helden besitzt unstreitig leidenschaftliche Töne; ebensolche finden sich in dem Konflikt zwischen den Gatten und desgleichen sind sie im vierten Akte, beim Wiedererwachen der ursprünglichen Liebe in Gabrielens Herz, vernehmbar. Dennoch trägt ein Stück, dessen letzte Frage darin gipfelt, wann die Helden desselben zur Erkenntnis der wahren Sachlage kommen werden, welche nebenbei gesagt dem Zuschauer längst bekannt ist, schließlich sein Urteil in sich selbst. Denn eine dramatische Intrige, und wäre es die geschicktest durchgeführte, ist keine aus dem Herzen geborene dramatische Idee. Die Leidenschaften, die sich entwickeln, können unser Innerstes nicht berühren, weil sie nicht das naturgemäße Ergebnis gegeneinander strebender Individualitäten oder Verhältnisse, sondern nur das Produkt von Irrtümern sind. Sobald der Irrtum gehoben ist, tritt das Gefühl ein, daß die Leidenschaft unnötig und überflüssig war, und der Schluß des Stückes besagt nichts weiter, als daß nun alles wieder an dem Flecke ist, wo man zu Anfang stand; es eröffnen sich keine Ausblicke in das Seelenleben; unsere Seele bleibt überhaupt kalt und nur der Verstand, der untergeordnete Teilnehmer am Kunstgenuß, tritt in Tätigkeit. Aber beruht Sardous Dora, mit welcher Bürgers Gabriele eine gewisse innere Verwandtschaft nicht verleugnen kann, nicht auf einer Intrige? Und will man behaupten, daß Dora nicht ergreift? Ja gewiß, sie tut es. Wenn man nun aber einmal ein so kompliziertes Instrument, wie ein Intrigenstück es ist, spielen will, so muß man es so virtuos beherrschen, wie es in Dora geschieht. In diesem Stücke wächst die Intrige wirklich zur seelischen Größe und Gewalt an. Und die Gründe sind ziemlich offenbar: zunächst ist hier die Intrigantin, die Gräfin Zika, eine ganz anders packende Figur als Bürgers intrigierende Frau Delberg. Jene ist ein Dämon des Hasses und der Rache, ihre Intrige ist eine furchtbare Tat — diese fädelt ihre Intrigen mit der Kälte und Ruhe eines Kartenspielers ein, der seine Trümpfe ausspielt. Und dann beruht der Verdacht, den dort der Gatte Doras gegen dieselbe faßt, auf einer ungleich tieferen psychologischen Motivierung als hier der Verdacht Gabrielens gegen

ihren Mann: Jener ist gewarnt worden vor der Familie seiner Geliebten, und nur die Liebe zu dieser hat jene Stimme übertönen können, ist gewarnt worden von wirklich wohlmeinenden Freunden, und sobald nun, und zwar mit zwingender Gewalt, der Verdacht sich in seine Seele nistet, wachen alle jene Stimmen wieder auf. Nicht nur die Möglichkeit, daß sie die eine Freveltat begangen haben könnte, macht ihn schaudern, sondern der Gedanke, daß er sich in ihrer Natur getäuscht, und das eben ist das Großartige in der furchtbaren Szene des vierten Aktes, daß wir mit Augen ansehen, wie sich das Bild der geliebten Frau in seiner Seele zum Scheusal verzerrt. Diese ganze psychologische Vorgeschichte aber fehlt in Bürgers Gabriele.

Der Vergleich dieser beiden Stücke drängt uns zum Schlusse beim Rückblick auf die hier besprochenen vier deutschen Stücke die Frage auf, wodurch denn eigentlich die modernen Franzosen so viel mächtiger auf der Bühne wirken als die modernen Deutschen. Ist es wirklich, wie behauptet wird, nur die vollendetere Form? Die ausgearbeitete Technik und Mache? Nein, der Grund liegt tiefer und liegt darin, daß in diesen französischen Stücken der Puls der Leidenschaft ein ganz anderes Tempo geht als in den modernen deutschen. Und woran liegt das? Daran, daß wir keine Konflikte in unserem modernen deutschen Leben haben? Das wird wohl nicht nötig sein zu widerlegen; nein daran, daß diese Franzosen im Augenblick, wo sie schreiben, an das glauben, was sie schreiben. Das fühlt man und das überzeugt; und das fühlt man bei den modernen Deutschen nicht und darum überzeugen sie nicht.

Faust in Weimar

Eine Beleuchtung mit Streiflichtern (1878)

Station Corbetha — „Bitte um die Billetts."

„Weimar — Weimar" sechs Fahrgäste im Coupé und ebensoviel Billetts nach Weimar — unwillkürlich sehen sich die Reisenden an. Alte wundersame Stadt an den umbuschten Ufern der Ilm, welch neue Gewalt hast du ersonnen, um die Ströme der Wallfahrer zu dir heranzuziehen? Die großen Zauberer sind ja tot, die einst aus dem freundlichen Gehege deiner Gärten ihre weisheitstrunkenen Lieder ertönen ließen und dich zum Dodona des deutschen Volkes machten. — Dieses Volk

selbst fragt ja nicht mehr nach Zaubergesängen — drängt nicht mehr klopfenden Herzens zu den Stätten, wo seine Hohepriester gewandelt — gelangweilt schenkt es ihnen einen halben Blick, weil die Unterhaltung am winterlichen Teetisch es zur Anstandspflicht macht, daß man das „Salve“ vor Goethes Stubentür und den Schreibtisch in Schillers Studierstube mit eigenen Augen gesehen hat. —

Was also ist es? Oder wären sie vielleicht doch nicht tot, die alten Gewaltigen? Und wäre es vielleicht doch noch anders dieses deutsche Volk der heutigen Zeit? Ja, diese sechs Tage[1]), welche über das stille Weimar so dahinzogen, als wunderten sie sich selbst über das, was sie gebracht, sie sprechen eine vernehmliche Sprache; und wer sie versteht, dem sagen sie, daß das wahrhaft Große unsterblich ist, weil es an jedem Tage in jedem fühlenden Herzen aufs neue geboren wird — daß es keine Zeit geben wird, wo die Sprache der Poesie den Menschen unverstanden an die Seele klingen wird, weil diese Sprache in den Naturlauten der Menschheit spricht; in den Lauten, welche dem Rohesten wie dem Gebildetsten nahe sind, wie die alten Melodien, die ihm die Mutter an der Wiege sang, in denen das Kind die erste Bedeutung der tiefsinnigen Rätsel dieses großen Menschenlebens ahnte. Eine Schar von trefflichen Männern hat sich zusammengetan, um des großen Dichters größtes Werk seinem Volke in den farbigen, plastischen Gestalten der Bühne vorzuführen. Der eine von ihnen hat mit organisatorischem Geiste den Bühnenplan gefaßt, das ungeheure Poesiegebilde zum Bedarfe der Bühnentage und für die Kürze des Theaterabends zusammenzuraffen — Otto Devrient. Der andere ist mit dem Vollgewichte seiner musikalischen Persönlichkeit hinzugetreten, an dieser Stelle zu schnellerem Verständnis anregend, an jener Stelle, wo die zusammengedrängten Glieder aneinander zu stoßen drohten, vermittelnd und überleitend — Lassen. Ein hochsinniger, kunstliebender Fürst hat willig sein schönes Theater für den genialen Versuch geöffnet; und ein Bühnenleiter dessen geübte Hand und dessen künstlerisch erweiterten Blick wir bei so vielen —

[1]) Vom 6. bis 10. April 1878 fand in Weimar eine dreimalige Wiederholung von Goethes Faust, in der Einrichtung von Otto Devrient, statt, die zum erstenmal zur Säkularfeier von Goethes Ankunft in Weimar 1875 aufgeführt worden war.

ach gar zu vielen — größeren Bühnen Deutschlands vermissen, ist mit seinem Künstlerpersonal in das große Wagnis hineingegangen — von Loën. Und dieses Personal endlich — vom Größten bis zum Kleinsten — es hat die schwere Aufgabe, die sich ihm bot, mit einer Hingebung erfaßt, daß der greisenhafteste Zuschauer jung werden mußte durch ihr jugendliches Feuer, und daß dem galligsten Krittler das Herz im Leibe lachen mußte. Mag man dieses Lob überschwenglich nennen — in einer Zeit, wo mit solchem Fanatismus getadelt wird, wollen wir uns einmal das Recht nehmen, mit Fanatismus zu loben! Und so ist es denn zustande gekommen das große Werk; so ist sie emporgestiegen — nicht aus der Vergessenheit hervor — aber zu körperlichem blühenden Leben, als ein lebendiges Menschengebilde unter lebendige Menschen, die große Offenbarung des deutschen Mannesgeistes, das Hohelied der deutschen Jungfräulichkeit — der Faust. Und „Faust" war das Losungswort, welches von der räumlich so kleinen, geistig so großen thüringischen Stadt ausgehend in immer weiter wachsenden Wellenkreisen durch Deutschland flog und die Menschen von nah und fern zu dem hellen Mittelpunkte heranzog; Faust. Unwillkürlich wird man zum Novellisten, wenn man es unternimmt, diese Aufführungen zu schildern, welche in der Woche vor Ostern dieses Jahres zu Weimar stattfanden. Denn nicht nur, was sich im Theater und auf der Bühne begab, war sehens- und hörenswert — nein, auch das Leben, das sich außerhalb, das sich vor und nach den Vorstellungen entwickelte, war es, und dieses alles zusammen gab jenen Tagen ihren ganz eigentümlichen Reiz, ihren wunderbar gehobenen, duftigen Charakter. Wer an einem solchen Abende vor den geöffneten Pforten des Weimarer Theaters gestanden hat; wer es gesehen hat, wie der Platz zu Füßen der Kolossalstatue der Dichterdioskuren von Menschen wogte, die sich erst in erwartungsvollen Gruppen sammelten und dann in die erschlossenen Räume hineinmündeten, der konnte sich der Gedanken nicht erwehren. „Es ist also doch noch möglich, daß, während Krieg und Kriegsgeschrei die Welt erfüllt, während die Spekulation ihre staubigen, breiten Chausseen durch die blühenden Gefilde der dichtenden Phautasie zieht — sich deutsches Volk zum reinen, stillen Kunstgenuß sammelt und dem Beschauer ein Bild bietet, das in kleinerem Maßstabe an die olympischen Spiele erinnert?" Was sagen Sie denn dazu, meine Herren Bühnendirektoren, die

Sie immer so gern mit dem geflügelten Worte bei der Hand sind, daß das deutsche Publikum keinen Sinn mehr besitze für Werke des großen Stils, für Erzeugnisse wahrer Poesie! Ich weiß genau, was Sie erwidern: „Diese Aufführungen haben ein paar Gebildete, ein paar Literaturfreunde herangelockt, die sich einmal den barocken Versuch ansehen wollten." Aber mit diesem Einwand kommen Sie nicht durch, denn es waren keine Rendezvous für die gebildete Welt allein, sondern es waren Volksfeste im wahren Sinne des Wortes. Die Galerien waren überfüllt, und es ist Tatsache, daß in den Kreisen der kleinen Leute ein Drängen zu den Aufführungen stattfand — daß die letzteren den Gesprächsstoff tagelang vorher bildeten — daß Darsteller vom kleinsten Kaliber, Choristen und Choristinnen ihrer Freude und ihrem Stolze öffentlich Ausdruck gaben, mitwirken zu dürfen an dem erhabenen Werke. Es ist wieder in Erinnerung gebracht worden, was freilich nie hätte vergessen werden sollen, daß die Schaubühne ein „moralisches Institut" ist, daß sie Macht besitzt über das menschliche Gemüt, Macht zur Veredlung, wenn sie angewandt wird wie in Weimar geschah, Macht zur Verflachung und Erniedrigung, wenn sie so angewandt wird, wie es bei Ihnen, meine Herren Direktoren, zumeist geschieht; bei Ihnen, die Sie nur einen Stimmberechtigten noch anerkennen, Ihren Kassierer, die Sie den Wert Ihres Publikums nicht mehr nach seiner Empfänglichkeit, sondern nach dem Umfang seiner Börsen beurteilen und die Sie darum die Preise der Plätze zu einer Höhe emporschrauben, die es dem wirklich verständigen Publikum zur Unmöglichkeit macht, das Theater zu genießen; die Sie die weltbedeutenden Bretter zu einem Boden gemacht haben, auf welchem einaktige Eintagsfliegen ihr jämmerliches Dasein fristen und die alten Werke der großen Meister, getragen von blasierten Schauspielern, von Zeit zu Zeit vor den Augen eines gelangweilten Publikums vorüberhumpeln. Ja, Eure Seelen, Ihr Herren, haben die Schwungfedern verloren. Ihr seid ohne Begeisterung für Eure Sache und darum könnt Ihr keine Begeisterung mehr wecken. Ihr geht mit Zähneklappern und Gähnen ans Werk, wenn es gilt, ein großes poetisches Werk ins Leben zu rufen, Ihr traut Euch selber nicht — und Ihr wollt Euch wundern, wenn das Publikum Euch nicht traut! Aber verbitten wollen wir es uns, daß Ihr dem Publikum die Schuld in die Schuhe schiebt, die Euch trifft; verbitten dürfen wir es uns,

nachdem wir das Schauspiel erlebt, das eine von Kunstfreudigkeit beseelte und gehobene Stadtbevölkerung uns bot; nachdem wir gesehen, daß das Weimarer Theater an den sechs Faustabenden vom ersten bis zum letzten Platze ausverkauft war und ausverkauft gewesen sein würde, wenn noch sechs solche Abende gefolgt wären. Ja, es war ein Schauspiel im Schauspiel, und nicht das uninteressanteste, die Zuschauer dieser Theaterabende zu betrachten. Gehen wir denn von ihnen zur Bühne über.

Vor der Gardine, welche geschlossen vor dem ersten Teile des Faust herabhängt, erscheint das Dreiblatt: der Theaterdirektor, der Dichter und die komische Person und entwickeln ihre Ansichten über das zu leistende Schauspiel. Ein ganz vortrefflicher Gedanke, diesen dialogisierten Prolog zu bringen. Nichts kann in naiverer und zugleich schönerer Weise die Spannung auf das Kommende vorbereiten, nichts in drastischeren Umrissen den Charakter des bevorstehenden Stückes andeuten. Man hat den Faust hundertmal gesehen und fühlt sich, wenn man dies Gespräch anhört, vor etwas ganz Neues gestellt. — Prolog im Himmel. Auf dem Podium der Bühne der geschlossene Höllenrachen in Felsen eingelassen, zu beiden Seiten desselben schwingen sich zwei mächtige Freitreppen um die Felsen herum zu den Wolken empor; weit oben, in Wolken gelagert, singen die Erzengel ihren grandiosen Schöpfungsgesang. Dann klappt der Höllenrachen auf und Mephisto, wie ein roter Funke von den Flammen hinausgeschleudert, hüpft die Treppe empor. Alles wundervoll malerisch, wundervoll leicht und doch groß. Und so wächst er nun empor, der göttliche Titane, Faust geheißen — Akt für Akt — nicht mehr ein an Haupt und Gliedern verschnittener Strunk, wie er uns gegenwärtig auf den deutschen Bühnen entgegentritt, sondern frei — gelöst die schönen, starken Glieder — atmend aus tiefer, wohlklangerfüllter Brust — da es ihm endlich einmal verstattet ist, sich in der ganzen Fülle seiner unermeßlichen Poesie auszusprechen, da endlich einmal kein Direktor mit der Uhr in der Hand dahinter steht, ängstlich sorgend, daß es dem lieben Publikum zuviel werden möchte. O ihr ängstlichen Herren — das Publikum saß in Weimar von $^1/_2$6 Uhr bis 11 Uhr an seinen Plätzen, und glaubt ihr, daß es ihm zuviel wurde? Nein! Wenn ihr nur dem alten Goethe trauen wolltet; er ist Manns genug, ein Publikum fünf und eine halbe Stunde wach zu erhalten.

Nachdem der erste Akt in der üblichen Weise vorüber, eröffnet der zweite mit dem Osterspaziergange in einer ganz reizenden, geistvoll erfundenen Dekoration. Hier zum ersten Male begriff ich, was es heißt, die Bühne in die Höhe zu bauen und hier sah ich mit dem ersten Blicke, daß damit dem deutschen Theater eine neue hocherspriеßliche Erfindung geschenkt ist: In drei Etagen baut sich die Bühne auf. Auf der obersten steht der Lindenbaum, um den sich, zum Klange der entzückenden Lassenschen Musik, der mit „bunter Jacke, Band und Kranz" geputzte Schäfer dreht — die zweite Etage ist in der Höhe des Stadttors, welches in dieselbe mündet und von ihr führt ein Steg mit Stufen zur untersten, zum Podium der Bühne herab. Und so ist denn in der ungezwungensten Weise Gelegenheit geboten, daß das ganze bunte Leben lustig, eifrig und natürlich durcheinander pulsiert — nicht nebeneinander, wie auf unseren flachen, trivialen Bühnen, sondern wirklich durcheinander, herzerfreuend, so daß es Schauspieler und Publikum zu jauchzender Lustigkeit dahinreißt — augenerquickend, so daß man versteht, daß die Natur mit diesen geputzten Menschen statt der Blumen vorlieb nimmt.

Folgen nun die Begegnung mit Mephisto in Faustens Zimmer; dann im dritten Akte die besonders hübsch arrangierte Szene in Auerbachs Keller, bei der Hexe, und dann, nachdem der Zwischenvorhang herniedergegangen, kommt sie, kommt Gretchen. Die Szenerie ist von so malerischer Schönheit, daß ich sie, so gut es geht, kurz beschreiben muß. Wieder eine Bühne in drei Etagen. Auf die oberste mündet von rechts die Pforte des Doms, aus welchem man die geputzten Kirchgänger herausströmen sieht. Zweite Etage Gretchens Haus — in der Art angelegt, daß man den Hauseingang von oben, vom Zuschauer ungesehen, zu denken hat, während das Fenster, vorläufig geschlossen, nach vorne hinausgeht. Von der Domtür zum Podium herab, an Gretchens Haus vorüber, so daß dieses auf einem der breiten Treppenabsätze zu stehen scheint, führt eine große, in mächtigen Stufen angelegte Treppe. An ihrer untersten Wange das Bild der „schmerzensreichen" Mutter; etwas zurückgeschoben, in die Mauer eingelassen, der ewig rinnende Brunnen, wo nachher Lieschen ihren Eimer füllt — links auf dem Podium endlich, zu Füßen von Gretchens Haus, gerade unter ihrem Fenster, der Garten der Frau Marthe. So ist der Raum, auf welchem

Gretchens Liebesfrühling aufblüht und dahingeht, in den engsten Rahmen gedrängt. Aber wie heimelt uns diese Umgebung an, wie stimmt sie mit den Menschen, die sie füllen, und ihrem Schicksal überein. Das ist wirklich die mittelalterliche Stadt mit ihren krausen Gassen und Gäßchen, ihren launischen Ecken, phantastischen Gängen und Treppen; das sind jene mittelalterlichen Räume — so enge, als wollten sie das Herz, das unruhvoll in ihnen schlägt, zu Tode drücken; das ist der mittelalterliche Dom, der über allem thront und seinen dämmrigen Schatten halb unheimlich wie einen ewig mahnenden, düsteren Finger in die Leiden und Freuden der Menschen hineinreckt.

Und innerhalb dieser Umgebung, entsprechend ihren eng gezogenen Linien, Szene an Szene gedrängt, treu angeschlossen an die Vorschriften des Dichters, und darum richtig dramatisch und echt poetisch, entwickelt sich nun die Episode des Gretchens, das Schauspiel im Schauspiel, inhaltreich genug, um eine Dichterschule zu speisen, und doch nur, wie es der Dichter wollte und wie es die Bearbeitung Devrients trefflich zur Anschauung bringt, eine Episode in der großen Weltbegebenheit Faust. Teils vor der Dompforte, teils auf der Treppe, dann wieder in Gretchens Stübchen — das sich durch Herabsinken des Fensters wie ein keusches Geheimnis vor den Augen des Publikums enthüllt — und endlich in Marthens Garten spielt sich die alte wunderliebliche Geschichte, vorläufig bis zum Schlusse des dritten Aktes, ab, wo wir Gretchen im Vollbesitze des neuen Glückes verlassen: „Bin doch ein arm unwissend Kind, begreife nicht was er an mir find't."

In dieselbe Szenerie führt uns, nach kurzer Einleitung durch den Auftritt zwischen Faust und Mephisto im Felsengeklüft, der vierte Akt; die Schatten werden dunkler; dem Religionsgespräch mit Faust schließt sich die Szene am Brunnen mit Lieschen an, eine Szene, die törichterweise auf den deutschen Bühnen gestrichen ist, obgleich sie, wie nichts anderes, die Seelenpein des unglücklichen Mädchens schildert; dann, nach kurzer musikalischer Überführung, das Gebet am Muttergottesbilde — das Ständchen Mephistos — Valentin. Auf der Treppe wird Valentin erschlagen; auf den Stufen derselben — über, neben und unter ihm — sammelt sich der Haufen klagender Weiber, erschreckter Männer — ein Gemälde bildend, wie es lebender, grausenvoller und größer auf der Bühne nicht gedacht werden kann.

Von der Treppe, auf der sie zusammengebrochen, schleppt Gretchen sich bis vor die Pforte des Doms, Lichtschein dringt aus seinem Inneren; die Phantasie wird mächtig angeregt, man glaubt den aufgebahrten Leichnam des Bruders im Inneren zu sehen; man glaubt, daß ihm zur Feier der zermalmende Gesang des dies irae erschallt — man sieht Gretchen ohnmächtig zusammenbrechen und so rollt die düstere Szene und mit ihr der vierte Akt in machtvoller, einheitlicher, dramatischer Wucht zu Ende. Wer diesen erschütternden Eindruck genossen, für den ist die Darstellungsweise auf andern Bühnen, namentlich auf der königlichen zu Berlin, wo nach Valentins Tod ein ganz störender Szenenwechsel eintritt, der uns in die Kirche hineinführt, begraben und tot. Ein grandioserer Aktschluß als dieser von Otto Devrient herausgearbeitete des vierten Aktes ist auf der Bühne kaum ein zweitesmal da. Soll ich bekennen, daß mir bei dieser Gelegenheit ein Umstand nicht ganz verständlich war, so ist es der, daß die Worte des bösen Geistes: „Wie anders, Gretchen, war dir's“ usw., nicht von einem bösen Geiste, sondern von Gretchen selbst monologisierend gesprochen wurden. Es ist nicht geradezu störend, klingt aber doch in ihrem Munde ein wenig zu reflektierend in Anbetracht ihres Seelenzustandes.

Endlich der fünfte und letzte Akt. Im wilden Durcheinander der Brocken-Hexen-Szenen wirkt die gespenstische Erscheinung des blassen, unglücklichen Gretchens unaussprechlich rührend und schrecklich zugleich. Es muß hervorgehoben werden, daß Devrient-Mephistos durchweg treffliches Spiel an dieser Stelle meisterhaft und groß war. Bei der Erscheinung des Mädchens wendet er das Haupt hinweg; die immer glatte, sichere, spottlustige Stimme wird rauh und unsicher — der Satan selbst beugt sich vor der Heiligkeit des Unglücks — den Satan selber graust es vor der Fülle des Wehs, das er auf dieses schöne Haupt geladen hat.

Und nun in ganz eigentümlicher, phantastischer Dekoration die letzte, die Kerkerszene. Wir befinden uns nicht in dem gewöhnlichen Theaterkerker, sondern auf der Plattform des Turms, in dessen Innerem Gretchen gefangen liegt. Im Hintergrunde verdämmert die Stadt, wo morgen der Blutstuhl der Verlorenen stehen wird, auf die Plattform führt Faust die Geliebte hinaus, nachdem er das Kerkertor erschlossen hat; und die Turmtreppe reißt Mephisto ihn mit seinem: „Her zu mir“ hinab — —.

Der Vorhang fällt und eine Welt der Schönheit ist vorübergerauscht.

Zweiter Abend, zweiter Teil. Wie viel mäkelnde Kritiker sind über das Unternehmen, diesen Teil auf die Bühne zu bringen, hergefallen — welch ein Gewinsel hat sich unter den Goetheforschern, Goetheverehrern und Pseudoverehrern über die Keckheit erhoben, mit welcher Otto Devrient diesen Teil für die Bühne zusammengestrichen, über die Gewalt, die er Goethe angetan habe. Wenn diese Herren uns doch einmal sagen wollten, durch wen denn wohl der zweite Teil des Faust dem deutschen Volke zugänglicher gemacht wird, ob durch ihre langatmigen Kommentare oder durch Devrients Bearbeitung. Nein, die Tat hat alle jene Stimmen widerlegt und Devrients Werk in jeder Weise gerechtfertigt. Das deutsche Volk hat ein Recht, den ganzen vollen Faust kennen zu lernen, das Recht des Vaters, der sein Kind sehen will, denn aus seinem Geiste, aus dem deutschen Volksgeiste ist ja dieser Faust geboren. Wer hat sie denn erfunden, alle diese bunten Abenteuer des teufelverschriebenen Doktor Faustus? Wer ist denn zuerst auf den Gedanken gekommen, daß er, der Unersättliche, sich das schönste Erdenweib, die Helena, aus der Hölle heraufholen mußte? Waren es nicht unsere Vorväter? War es nicht das deutsche Volk, das sich sein Faustbuch zusammenfabulierte? Und wenn sich denn nun alle diese bedeutenden, ernsten und wichtigen Begebenheiten zusammengestellt finden in Goethes Dichtung, wenn es Tatsache ist, daß das deutsche Volk nicht mehr Zeit hat, diese Dichtung zu lesen, ist es dann nicht ein gutes und lobenswertes Unternehmen, wenn Männer sich finden, die es dem Volke nahe bringen in der lebendigsten aller Gestalten, in der Bühnendarstellung? Und darf man ihnen einen Vorwurf machen, wenn sie hier und da einen üppig wuchernden Schnörkel hinwegräumen, damit das Ganze um so mächtiger wirke? Nein, sie haben recht getan; und mehr als das — ich spreche hier, nachdem ich den zweiten Teil gelesen und gesehen — sie sind mit äußerster Pietät verfahren, sie haben wirklich nur das Notwendigste getilgt, und haben vollauf gezeigt, daß sie ein poetisches Werk mit poetisch gestimmten Händen anzufassen wissen. Und der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn wer diese Aufführung gesehen, muß eingestehen, daß ihm der zweite Teil des Faust unendlich lebendiger geworden ist, als wenn er ihn wieder und wieder las.

Die Eröffnung mit dem Vorspiele, wo die Elfen den schlummernden Faust umspielen, leitet wieder auf das glücklichste ein. Reich, bunt und glänzend schließt sich mit dem ersten Akte der große Auftritt am Hofe des Kaisers an. Faust als Nekromant, und Mephisto als Narr, erscheinen — das Maskenfest fällt fort — die Erfindung des Papiergeldes geht sogleich vor sich und macht eine äußerst heitre, lebendige Wirkung. Beschwörung des Paris und der Helena, welche auf der obersten Etage der wieder in Abstufungen emporgebauten Bühne erscheinen. Von zündend komischer Wirkung dabei die Unterhaltungen der Hofherren und Hofdamen über das Äußere des Paris und der Helena, wie denn überhaupt an allen Ecken und Enden die bunten Lichter des schönen Goetheschen Humors hervorbrechen. Humor ist solch ein edles Seelenmetall, daß kein Rost daran haftet, kein Alter ihn verwischt; alles kann der Dichter, wenn er alt wird, verlieren, die Gabe des Humors, wenn er sie je besaß, wird er immer besitzen. Das macht sich, nachdem der erste Akt mit dem Verlöschen der Zauberbilder infolge von Faustens Ungestüm geschlossen, glänzend im zweiten Akte, im Gespräche zwischen Mephisto und dem Schüler-Baccalaureus geltend. Dieser Akt spielt wieder in Faustens Studierzimmer, wo nun Wagner als Gebieter herrscht, den wir bei der Fabrikation des Homunculus finden. Mit dem letzteren, nachdem er fertig geworden, fahren Mephisto und Faust zum Schlusse des zweiten Aktes nach den thessalischen Gefilden, um dort die klassische Walpurgisnacht zu feiern, ab. Und mitten in die klassische Wildnis, unter Sirenen, Sphinxe und Greife trägt uns nun der dritte Akt. Lassens Musik gibt dem ganzen spukhaften Bilde ein trefflich malerisches Kolorit und bereitet auf die größeren Wunder vor, welche bevorstehen. Helena erscheint mit ihren Weibern, und es beginnt die Helena-Episode, welche wieder in gedrängter Kürze bis zum Schlusse des dritten Aktes, mit Einschluß des Euphorion, an uns vorüberzieht. Ein einziges Mal fällt dabei der Zwischenvorhang, damit Helena mit den Ihrigen nach Faustens Burg versetzt werden kann; und hier spielt sich die sinnlich glühende Liebe zwischen Faust und Helena, das Hervortreten und der Untergang des Euphorion ab, und mit der Rückkehr der Helena zum Reiche der Schatten endet wirksamst der Akt. Diese gedrängte Schilderung mag verraten, daß eine Menge Tatsächliches auf der Bühne geschieht, daß der Zuschauer

wahrhaft unterhalten wird und daß das ganze Arrangement, mit größter Leichtigkeit durchgeführt, Zeugnis ablegt für eine Hand von meisterhafter Bühnenkunde.

Es folgte der vierte, nach Anlage der Dichtung an Handlung ärmste Akt. Der Kampf des Kaisers mit dem Gegenkaiser, der weniger auf der Bühne gesehen, als hinter den Kulissen gehört wird. Faustens zauberisches Eingreifen in denselben, seine endliche Belohnung durch Verleihung des gewünschten Landstrichs am Meer. Humoristisch und bunt wirkende Episoden sind hineingestreut durch das Erscheinen der drei gewaltigen Gesellen, mit denen Faust dem Kaiser Hilfe bringt, und durch den allerliebsten Auftritt zwischen Haltefest und Eilebeute, die sich mit der Beute beladen und davonmachen. Und anschließend nun hieran, aufwachsend zur alten gewaltigen Dichterhöhe der große erschütternde fünfte und letzte Akt. Die prächtige Szenerie zeigt Faustens Schloß am Strande des Meers, das im Hintergrunde sichtbar wird und sich mit einem Arme bis unter den gewölbten Torbogen streckt, so daß der Kahn, welcher Mephisto mit den drei gewaltigen Gesellen trägt, bis in den Vordergrund der Bühne schwimmen kann. Über dem Torbogen der Wartturm der Burg, von dem herab Lynceus sein königliches Wächterlied ertönen läßt, rechts davon, auf Felsen erhöht, der kleine Garten, wo Baucis und Philemon ihr bescheidenes Mahl mit dem Wanderer teilen. Ergrauten Bartes, unwillig über das Glockengeläute der nahen Kirche, gequält von der Unruhe weltverzehrender Unersättlichkeit, erscheint Faust. Philemon und Baucis sind ihm im Wege, die Erde gehört ihm, und das Sandkorn ärgert ihn, das seine Schuhsohle reibt — sie sollen fort. Aus dem Befehle, der nur friedliche Expropriation anordnet, wird in den Händen der Diener brutale Gewalt; Flammen wirbeln an der kleinen Stätte auf und erfüllen, den Untergang der kleinen Leute verkündend, Faustens Gemüt mit dumpfem Unwillen. Da erscheinen sie, mächtig eingeleitet, furchtbar wirkend, die vier grauen Gestalten, Mangel, Schuld, Sorge und Not, und sprechen ihre düsteren, unheilverkündenden Worte. Auf dem Altane seines Schlosses tritt die Sorge an Faust heran und auf die Brüstung des Altanes sinkt sein, von ihrer Berührung erblindetes Haupt nieder. Die Tragik geht ihren großen, dumpf rollenden Gang voran, unten vor dem Schloß erscheint der blinde Greis und erteilt an Mephisto in fiebernder Hast immer neue Befehle zu immer neuen Unter-

nehmungen, die er nicht mehr vollendet sehen soll. Er sieht nicht, was der schauernde Zuschauer sieht, sieht nicht die schrecklichen Gestalten der schlotternden Lemuren, die ihn mit toten Augen umstehen und die, während er vom mächtigen Graben phantasiert, der das Land entsumpfen soll, mit grausiger Emsigkeit das Grab schaufeln, wo nun er, der Erde gewaltigster Sohn, der harrenden Erde seine körperlichen Reste als lang vorenthaltenes Opfer darbringen soll. So sinkt er herab — und Faust ist tot. Es klingt in unsern Herzen wie ein Echo nach: Die Menschheit ist tot. Nun reißt Mephisto den blutgeschriebenen Pakt hervor; der Mantel sinkt, der ihn umhüllte, Fledermausflügel schießen an den Schultern hervor — nicht mehr der „edle Junker“ im „Mäntelchen von starrer Seide“, der furchtbare Sohn der Hölle steht vor uns, der sein verfallenes Teil heischt. Teufel stürmen herein, um die Seele zu ergreifen, die ihnen gehört — da öffnen sich die Wolken — Chöre der Seligen und Rosen, den Teufeln ein Greuel, schweben auf die Unholde hernieder und verjagen sie vom Kampfplatz.

In der Aufführung gehen diese Kämpfe nicht ganz mit der hier geschilderten Schnelligkeit vor sich — die Lemuren singen ihren schönen, aber für die gespannte Situation etwas zu langen Grablegungsgesang — Mephisto stürzt nicht sofort auf seine Beute zu — alles ganz den Worten der Dichtung entsprechend, aber in diesem Falle sollte man dreist zufahren und ein wenig zusammendrücken — denn der Augenblick, wo Faust stirbt, der Gipfel der beiden Abende, der Moment, wo die große im Prolog im Himmel geschlossene Wette sich entscheiden soll, drängt den Zuschauer mit dramatischer Gewalt zu der Frage: Wie wird sie sich entscheiden? Es ist ein Zeichen für die grandiose Dramatik dieser letzten Szenen, daß man unwillkürlich auf diesen ganz naiven Standpunkt gedrängt wird, zu fragen: Was wird? Was geschieht im nächsten Augenblick? Und diesem Bedürfnis des Zuschauers muß Rechnung getragen werden.

Noch einmal heben sich die Wolken hoch in Himmelshöhen, auf der wieder emporgebauten Bühne erscheint die Mater Gloriosa, umringt von jauchzenden Chören der Seligen und Engel; im weißen Gewande, von Gretchens Hand geführt tritt Faust vor sie hin — und unter wogenden Strömen des Wohllautes sinkt der Vorhang feierlich herab — Faust ist geendet.

So geht man nach Haus — kein Gespräch will zustande

kommen — denn in jedem Herzen wogt, einem Weltmeere gleich, die unermeßliche Dichtung nach, die zum ersten Male an uns vorüberrauschte. Zum ersten Male, das gilt nicht nur vom zweiten, sondern auch vom ersten Teil. Zum ersten Male hat man es in seiner natürlichen Körpergröße gesehen das wundersame Gebilde, zum ersten Male das Durcheinanderspielen von jauchzender Laune, herzzermalmendem Ernst, von packendem Realismus und über die Erde hinausgreifender dämonischer Phantastik genossen und aus all dem Gewoge und Gewühl ist sie uns wieder emporgestiegen in ihrer kindlichen Schalkhaftigkeit und ihrem heiligen Ernste, mit ihren treuherzigen, sanftmütigen Augen und der schwellenden Zornesader auf der hohen Stirn, die herrliche, ewige, heute ach in so nichtswürdige Banden geschlagene Seele des deutschen Volkes. — O heilige Mutter, steh auf von deinem Schlafe, schüttle sie aus dem Saume deines Gewandes die Parasiten, die sich darin festgesetzt haben!

Und nun schweifen die Gedanken aus dem lieblichen Weimar hinaus — andern Städten Deutschlands zu, und zum Beispiel auch nach Berlin. Und da sieht man es liegen das königliche Theater zu Berlin, welches vor allen anderen seine Pforten erschließen sollte der triebfröhlichen, an großen Problemen der Zeit genährten deutschen Poesie — und man sieht, wie es sich gähnend auf seinem Lager von Stroh rekelt — wie es dumpf und stumpf zu der Weimarer Herrlichkeit hinüberschaut, ohne daß ihm auch nur der Gedanke kommt, ob es denn nicht richtig wäre, wenn die erste Stadt Deutschlands statt des alten Faust-Schlendrians, den man ihr zum Überdrusse vorführt, auch einmal diesen echten, wirklichen Faust zu sehen bekäme. Aber statt dessen vertreibt es sich die Zeit mit Einaktern und Konversationsstücken und während aus dem Weimarer Theater eine Schar von tiefergriffenen, hoch emporgehobenen Menschen strömt, verläßt ein Publikum, das sich räsonierend über die neuerlebte Trivialität Luft macht, die königlichen Theaterräume zu Berlin! O deutsche Nationalbühne! — Und warum, in aller Welt, bringt man ihn denn nicht in dieser Form? Wir wollen ja, meinetwegen, nicht verlangen, daß man den zweiten Teil zum stehenden Repertoire-Stücke mache und regelmäßig auf den ersten folgen lasse — es mag ja genügen, wenn man ihn alle Jahre ein-, zweimal als etwas Besonderes bringt — aber bringen soll man ihn; das ist eine künstlerische, eine nationale Pflicht! Und bringen soll man

den ersten Teil nicht in der abgedroschenen, trivialen Weise wie bisher — die man gar nicht mehr sehen kann, wenn man die Devrientsche Bearbeitung kennen gelernt — sondern in dieser oder nach Vorbild dieser, das ist eine noch größere, noch dringendere Pflicht. Die Berliner Hofbühne leidet an einer Krankheit, die lächerlich erscheinen würde, wenn sie nicht zu so traurigen Ergebnissen führte: am Furcht-Fieber vor dem Publikum. Wir haben schon oben gesagt, wie unbegründet diese Befürchtungen und worauf sie zurückzuführen sind. Wodurch hat es denn das Berliner Publikum verdient, daß man eine so geringe Meinung von ihm hegen, daß man nicht wagen darf, den Faust ihm ungeschmälert vorzuführen? Es wäre über diesen Punkt so übermäßig viel zu sagen, daß wir es auf eine andere Gelegenheit verschieben und für heute endigen wollen. Hätte Apoll nicht seit Jahrzehnten gezeigt, daß er vom deutschen Theater nichts mehr wissen will, so würden wir zum Schlusse sagen: „Gott bessere es." Weil wir das also nicht können, rufen wir den trefflichen Weimaranern von ganzem Herzen zu: „Habt Dank!" Und wenn Krittler und Mäkler an eurem Werke zerren, so denkt der Schlußworte in Goethes neu veröffentlicher[1]) Parabel, die Eblis: „Es können die Eblis, die uns hassen, Vollkommenes nicht vollkommen lassen."

Simson und Delila

(1878)

In dem Augenblicke, als im Haupte des Menschen, der vom Schlafe der vegetierenden Kreatur erwachte, die große Sonne des Seines-selbst-Bewußtseins aufging, weckte sie mit ihrem ersten Strahle das Bedürfnis ihn ihm, Unterredung zu pflegen mit der Unendlichkeit, die ihn umgab; sein Gefühl zu waffnen gegen den zermalmenden Riesen „Natur", und seinem Entzücken Ausdruck zu verleihen gegenüber der himmlischen Gottheit des gleichen Namens „Natur". Mit dem Bedürfnis war ihm die Sprache geboren: es war die Poesie; und so, durch sie vermittelt, entstand das große Zwiegespräch zwischen der Menschheit und ihren Göttern, das wir „Mythologie der Völker" nennen. In der Kindheit der Menschheit geboren, und darum alle Keime ihrer

[1]) Aprilheft 1878 der Deutschen Rundschau.

späteren Rätsel im Schoße andeutend, ausgesprochen mit der Urkraft ersten Gefühls, ist die Mythologie durch alle Zeiten die große, nährende Quelle der menschlichen Poesie geblieben; sie läßt sich dem unerschöpflichen Weltmeere vergleichen, auf welches die Äquatorialsonne herniederbrennt: Wolken auf Wolken entquellen seinem Schoße, die dann ihren Flug über die fernen Länder nehmen, um in fernen Tälern befruchtend niederzutauen und nun Schößlinge und Blumen zu treiben. Von einer solchen nachgeborenen Blüte[1]) wollen wir hier sprechen.

J. H. Schiff hat den Stoff seines Dramas dem großen Wunderbuche der Juden und Christen, der Bibel, entnommen; er hat ihr einen der dramatisch bewegtesten Momente, die Geschichte Simsons und Delilas, entnommen.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Wahl dieses „so sehr entlegenen" Stoffes genügt hätte, dem Werke das Todesurteil zu sprechen. Jung-Deutschland wollte nichts davon wissen, daß man „abgenagte Knochen immer wieder benagte", es verlangte nach zeitgemäßen, modernen Problemen.

Hoffen wir, daß das jüngste Deutschland endlich dahin kommen wird, einzusehen, daß nicht das den Dichter macht, *was* er wählt, sondern einzig das, *wie* er das Gewählte behandelt.

Wenn wir daher Herrn Schiff zu dem Stoffe, den er gewählt, nur Glück wünschen können, so wird er nicht zürnen dürfen, wenn wir mit um so größerer Strenge prüfen, wie er sich mit dem großen Gegenstande auseinandergesetzt hat.

Simson, Manrahs und Rahels Sohn, der das Leid seines von den Philistern, oder, wie der Verfasser mit Vorliebe sagt, Philistäern, bedrückten Vaterlandes tief empfindet, wird von den zwölf Stämmen Judas, welche zum Beginn des Stückes zur Richterwahl versammelt sind, zum Richter erwählt. Vor dem versammelten Volke tut er seine Absicht kund, sofort gegen die Philister loszubrechen, ihre Königin mit der Schärfe des Schwertes zu treffen und ihre Hauptstadt „Timnatha" den Flammen zu weihen:

„Man sagt, ein Ungetüm, ein mißgestaltig,
Verruchtes Weib regiere sie gewaltig —

---

[1]) Simson und Delila. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. H. Schiff. (Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger.) 1877.

Sie soll die Schärfe meines Schwertes spüren,
Und ob die Memmen noch so angstvoll flehen,
In Flammen muß Timnatha untergehen."

Nachdem er vor seiner Mutter niedergekniet ist und von ihr Abschied genommen hat:

„Mutter, mich reißet mein Schicksal fort,
Sprich mir zum Abschied ein frommes Wort,
Wie deine Seele so lieb und so lind,
Segne, Mutter, segne dein Kind,"

bricht er, von dem jubelnden Zuruf des siegesgewissen Heeres begleitet, auf. — Erster Akt.

Zweiter Akt — in Timnatha. In der Halle ihres Palastes empfängt Delila, die Königin, Nachrichten von der Schlacht, welche draußen am Sorek zwischen Philistern und Juden geschlagen wird. Die Nachrichten lauten übel, sie betet daher zu den Göttern:

„Wenn dieser stolze Simson überwunden,
Will ich euch ehren all mein Leben lang;
Will euch erbauen hehre Tempelhallen,
Dort sollen täglich reiche Opfer fallen,
Dort sollen frommer Pilger Lieder schallen,
Und frohes Dankgebet und Lobgesang."

Das Gebet fruchtet nicht; Seba, der Oberpriester, kommt blutbedeckt aus der Schlacht und meldet ihr die Vernichtung des Philistäer-Heeres. Er fordert sie, indem er seine heiße Liebe verrät, auf, mit ihm zu fliehen — vergebens. Delila beschließt, mit ihrem Volke unterzugehen, und während Seba entflieht, nimmt sie, verschleiert, auf dem Throne Platz, der Dinge harrend, die da kommen sollen. Simson stürzt mit den Juden herein, reißt ihr den Schleier vom Gesicht — und sieht, daß sie das Gegenteil von einem Ungetüm ist. Das Schwert entsinkt ihm, er kann sie nicht töten. Er schickt die Juden hinweg und heischt, daß sie ihm einen frischen Trunk bringe, worauf Delila sich gehorsam zeigt. Allein geblieben wütet Simson gegen sich selbst, nennt sich:

„meineidig um ein Weiberangesicht!"

und verkündet („furchtbar drohend"):

„Gedenken will ich Philistäas Taten,
Bis aus dem Herzen mir die Milde schwindet;
Und dann, dann will ich diese stolze Seele
Mit Worten also martern, daß nur ein
Erbärmlich schwaches Weib soll überbleiben,
Zu klein für eines Simson Zorn . . .“

Es bleibt indessen bei dem Vorsatz; denn in dem Gespräch, das sich nun zwischen ihm und Delila entwickelt, wird Simson weich. Sie fleht, unter Anerbietung ihrer selbst, um Timnathas Heil:

„ . . . ich bin schön,
Die Dichter singen's und die Völker sagen's,
Da — nimm mich hin, nimm meine Reize hin,
Nur schone, schone mein armes Volk!“

und Simson verspricht ihr die Rettung der Stadt. Ende des zweiten Aktes — Delila kniet zum Beten nieder — wie denn überhaupt viel in dem Stücke gebetet wird.

Dritter Akt — Simson hat sich Delila vermählt und wird von ihr den Philistäern als Herr vorgeführt. Sie liebt ihn, doch Zweifel ängstigen sie, ob sie den Feind ihres Volkes lieben dürfe; er hingegen liebt sie ohne Hintergedanken.

Simson

„Es sei! Beginnen wir ein neues Leben!
Uns lacht der Jugend Sommersonnenschein!
Erringen können wir, was wir erstreben,
Wir wollen und wir werden glücklich sein.
Vergessen seien alle trüben Stunden,
Vergessen alle Sorgen, alle Not!
Wir lieben uns, wir haben uns gefunden,
Und bleiben treu vereint bis in den Tod!“

Hier müßten die Philister eigentlich Bravo klatschen, denn der Held Juda's ist zum Philister geworden. — Seba, der Oberpriester, sieht dies Herzensbündnis ungern und beschließt, es zu stören. Dazu ist ihm eine Gesandtschaft der Juden hilfreich, welche in Timnatha erscheint, um Simson zur Pflicht, zur Rückkehr nach Juda, aufzufordern. Auf Sebas Rat beschließt Simson, sich zum Könige von Philistäa und Juda zu machen. Seba hinterbringt dies Delila, der er vorstellt, daß dieser Entschluß Simsons ihre ewige Unfreiheit besiegle. Er bestärkt die schon in ihr vorhandenen Zweifel und bringt es dahin, daß sie ihm das Geheimnis von Simsons Kraft verrät. Ihre Frage, ob es zum

Wohle des Landes dienen würde, wenn sie Simson seiner Stärke beraubte, beantwortet er mit „ja“, — und so, nachdem sie von Seba das eidliche Versprechen erhalten, daß er Simson nicht töten wolle, geht sie hin, um diesen seiner Locken zu berauben. Nachdem dies in kürzester Zeit hinter der Szene geschehen ist, sehen wir Simson, in Ketten, hereingeschleppt. Delila, von Reue und Entsetzen erfaßt, ruft:

„Simson, Philister über dir!“

Simson erfährt den Verrat, den sie an ihm begangen, und flucht ihr, um wieder abgeschleppt zu werden. Rahel, die Mutter, erscheint, um den Ehebund ihres Sohnes mit Delila zu segnen; statt der glücklich Liebenden findet sie den gefesselten und geblendeten Sohn. Nachdem sie ihm prophetisch ein ruhmvolles Ende vorherverkündet hat, sinkt sie sterbend nieder; Simson wird zum Kerker abgeführt. — Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt — im Kerker. Delila, welche den blinden Simson schon seit drei Monaten stumm, also unerkannt, gepflegt hat, hält es, von Gewissensbissen gepeinigt, nicht mehr aus und erfleht seine Verzeihung:

„Nicht alle Schuld ist mein an deinem Unheil!
Ich liebte dich, gewiß, ich liebte dich!
— — — — — siehe,
Da ward ich an mir selber irr', und ehe
Ich's kaum gedacht, da war die Tat geschehen!
— — — — — — — — —
Und wenn ich auch mich schwer an dir versündigt,
So wisse, fürchterlich hab' ich gebüßt!“

Auf diese Argumente hin kann Simson nicht umhin, wieder weich zu werden und seinem Weibe, unter Aufhebung des Fluches, den er auf sie geschleudert, völlige Vergebung angedeihen zu lassen. Die Gatten sind wieder versöhnt, ihre Freude wird aber durch den bösen Seba, der alles mit angehört hat, gestört, der im Vereine mit dem hereinströmenden, Simsons Tod begehrenden Volke dem Simson, nachdem er ihn noch vergeblich zur Abschwörung seines jüdischen Glaubens aufgefordert hat, seinen bevorstehenden Opfertod im Tempel Dagons verkündet. Das Opfer zu vollbringen ist eigentlich Sache der Königin; Seba will es ihr abnehmen, da erbietet sich Delila aus freien Stücken dazu, und sie erklärt diesen Entschluß, zu Simson gewandt:

„Bald, Simson, werd' ich dir zur Seite stehen,
Nicht dich allein zu opfern, wie sie meinen,
Nein, um im Tod uns beide zu vereinen."

Fünfter Akt — im Tempel des Gottes. Das Volk um Königin Delila versammelt, Seba darunter. Simson wird hereingeführt. Gesprächsweise hört er von Delila, daß die zwei Säulen, an denen er steht, das ganze Dach tragen. Das Opfer soll geschehen. Seba reicht der Königin das goldene Opferschwert. Delila zögert mit dem tödlichen Streiche, Seba bemerkt es:

(sich wütend auf den Altar schwingend:)

„Mir gib das Schwert!

Delila

Da nimm es hin, Verruchter!

(sie stößt ihm das Schwert in die Brust, er stürzt nieder)

Seba

Verflucht! Am Ziel von Weiberhand erschlagen.
Weh mir, ich sterbe — ach" (stirbt).

Wütender Tumult. Priester und Volk wollen Delila steinigen, ihre Krieger sie beschützen; mitten in dem Lärm ertönt Simsons Stimme:

„Was tobst du, sinnbetörtes Philistäa?
Mit mir ist Gott, nicht könnt ihr widerstehen!
Im Rechte stark, so stirbt, so siegt der Schwache!
Mit euch, Philistern, will ich untergehen.

Delila

Süß ist der Tod mit dir!

Simson

Süß ist die Rache!"

er stemmt die Hände machtvoll gegen die Säulen, die Säulen brechen, das Dach stürzt krachend nieder. Wehruf des Volkes; der Vorhang fällt. Das ist Simson und Delila.

Die große furchtbare Mär vom Hasse der Völker, der, stärker als die Liebe von Mensch zu Mensch, das Weib zum schrecklichsten Verrat am Manne treibt, um sie dann, nachdem es geschehen, in alle Tiefen der verzweifelnden Reue zu stürzen — abgehandelt und abgewandelt in den üblichen fünf akademischen Akten der Tragödie!

Warum wir uns so eingehend mit diesem Werk beschäftigt haben? Weil es Gelegenheit bietet, einmal die Ursachen zu prüfen, welche heutigen Tages der Tragödie den Zugang zu dem Gemüte des deutschen Volkes verschließen. Welch eine reine, allem Edlen zugewandte Seele spricht aus jedem der vielen wohlgefügten Verse des Stücks — wie gut hat der Verfasser gewollt — und ach — wie wenig hat er gekonnt.

Woran nun liegt es, daß dies Stück, das in seiner äußeren und inneren Erscheinung ein Muster so vieler heutzutage entstehender, wie lichtlose Sterne wieder versinkender Dramen bietet, uns so wenig bewegt?

„Der entlegene Stoff" — würde man früher gesagt haben, als ob der alte Stoff nicht ewig einer der grandiosesten sein wird! „Weil die Tragödie für die moderne Welt nicht mehr paßt," sagt mit höhnischem Achselzucken die moderne Feuilletonweisheit, als ob die Tragödie aufhören könnte, solange Fleisch und Blut den Menschen zusammensetzen. Nein — sondern weil der, der mit des Riesen Spielzeug spielen will, die Arme des Riesen haben muß; weil die sanfte, edle Seele für die Tragödie nicht genügt, sondern weil ein Herz dazu gehört, in welchem Raum sein muß für die Stürme der Menschenleidenschaft! Weil die Tragödie nicht ein Ding ist, welches sich nach bestimmten akademischen Regeln konstruieren läßt, sondern welches aus leidenschaftlich gestimmter Seele individuell empfunden und erfunden sein will. Wie eine Naturgewalt muß die tragische Notwendigkeit uns entgegentreten, nicht wie das künftige Ergebnis einer kühlen Berechnung. Und dieser eherne Seelenton des Tragischen fehlt der Tragödie des Herrn Schiff, fehlt seiner Sprache, in welcher eine allzu üppige Fülle von gereimten Versen den energischen Stamm dramatischer Diktion umwuchert, fehlt der Führung seiner Handlung, welche bereits im dritten Akte den Höhepunkt überschreitet und für die beiden letzten Akte nur noch das traurige Ausleben des Simson und die reuige Buße der Delila übrig läßt, und fehlt vor allem seinen Figuren. Charakteristisch für diese Bearbeitung des gewaltigen alten Stoffes ist ein Wort, richtiger gesagt, die Anwendung des einen Wortes, welches wie ein Brennspiegel alle Strahlen der Dichtung in sich vereinigt: „Simson, Philister über dir!" Im Originale stößt Delila diesen Ruf im Augenblicke aus, als sie dem Simson die Locken geraubt hat; es ist der dämonische Triumphschrei des

siegreichen Hasses, bei Schiff ist es der Angst- und Weheschrei Delilas, als sie den Simson, seiner Kraft beraubt, in den Ketten der Philister erblickt. Drastischer als durch diese Versetzung des Wortes konnte nicht ausgesprochen werden, eine wie andere Figur die Delila der Bibel und die Delila Schiffs ist. Die Delila der Bibel, eine Frauengestalt, die ihresgleichen wenige in der Dichtung besitzt: Klytemnästra und Chrimhilde sind ihre Schwestern; die Delila Schiffs — ein sentimentales, schwachmütig wankendes Weib.

Nachdem sie zu Anfang ihres Auftretens im zweiten Akte mit einer poetisch schönen Wendung erklärt hat, daß sie „dahingehen wolle wie die Löwin, die einsam in ihrer Felskluft stirbt — allein, doch eine Königin —“, befolgt sie gleich darauf, ohne zu murren, Simsons herrischen Befehl und bringt ihm, wie eine Magd, einen Becher Wasser. Sie fleht dann für Timnatha, nicht mit dem stolzen Zorn der Königin, sondern nur mit den weichen Waffen des Weibes, das allerdings so weit geht, das Wohl ihres Volkes mit dem Opfer ihrer Person erkaufen zu wollen. Das heißt denn doch von der allerkonstitutionellsten Königin zu viel verlangen. Keine Stimme des Grolls, des Hasses ertönt in ihrem Herzen gegen den Vernichter ihres Reiches, sondern nur einige schüchterne Zweifel machen sich, nachdem sie Simsons Weib geworden, gegen die Rechtmäßigkeit ihrer Liebe geltend. Ihr Herz gerät in keinen Konflikt, sondern nur das anerzogene Gewissen. Ganz im Einklang damit steht die schwächliche Art, in welcher sie zu der verbrecherischen Tat an Simson gelangt. Warum sie es eigentlich tut, ist gar nicht ersichtlich, denn die Argumente, welche ihr der nichtswürdige und von ihr mehr oder weniger durchschaute Seba auftischt, sind so unklar, daß sie ihr Gefühl unmöglich zwingen können. Nicht vom eisernen Instinkte eines, wenn auch verbrecherischen Willens getrieben, nein, ganz ohne eigenen Willen, wieder „für das Wohl des Volkes“, die Tat schon bereuend, bevor sie noch getan, macht sie sich an das Werk. Und warum nun diese Verwandlung des gewaltigen Weibes in die Figur eines Backfisches? Warum dieser bewußte Abfall von den großen Linien, die das Original vorgezeichnet hat?

Warum? — sehr einfach, weil ja die biblische, hassende Delila ein modernes Publikum durchaus unsympathisch berühren müßte — und, Sympathie für den Helden oder die Heldin, das

ist die Losung heutiger Dramatik. Ja, sie ist es, — Gott sei es geklagt, — und hier eben treffen wir den Krebsschaden, an dem die moderne Tragödie daniederliegt, Sympathie.

Es wäre doch entsetzlich, wenn Herr Püsicke nebst Gattin aus dem Theater nach Haus gehend zueinander sprächen: „Gott, welch eine böse Frau diese Delila." Wieviel wohltuender, wenn es heißt: „Ach, diese arme Delila, wie rührend." Sympathie erwecken, das heißt auf deutsch: alle großen Verhältnisse und alle großen Charaktere auf das Mittelmaß des Theaterpublikums herabschrauben, damit sie ihnen nur immer wie ihresgleichen erscheinen. Um Gottes willen nur niemanden unschuldig leiden lassen, das würde unser Gerechtigkeitsgefühl beleidigen. Freilich dürfte man fragen, wo denn Romeo und Julie sündigen? aber auch um Gottes willen die Schuld nur so einrichten, daß der Theaterbesucher jeden Augenblick sagen kann: „Allenfalls könnte dir dasselbe passieren." Freilich dürfte man wieder fragen, wo denn ein Richard III. oder ein Macbeth bleiben? Daher denn die wahrhaft komische Erscheinung, daß, während Gewalttaten die reale Welt erschrecken, wir unsere tragischen Dichter förmlich auf der Suche nach einer Schuld sehen, die sie ihrem Tugendspiegel von Helden anheften können, und daher denn das schlimme Verdammungswort heutiger Zeit: die Tragödie gibt uns nicht mehr den Inhalt unseres modernen Lebens.

Man sehe im vorliegenden Stücke den Helden, den Simson, an. Er nennt sich selber „meineidig um ein Weiberangesicht", er behauptet, „seine Ehre mit Füßen getreten zu haben, weil er Delila nicht tötet, Timnatha nicht verbrennt", aber man möchte ihm fortwährend zurufen: Du hast ja gar nicht geschworen, das Versprechen, das du deinem Heere gegeben (wir haben es oben wörtlich zitiert), war doch so allgemein gehalten, daß du das nicht für einen Eid ansehen kannst. Simson redet sich tatsächlich in das Bewußtsein hinein, ein großer Sünder zu sein, und das ist der Mann, der mit dem Eselskinnbacken zehntausend erschlug? Daß er Delila heiratet, mag ihm ein orthodoxer Jude vorwerfen, wird ein Mensch es ihm zur Schuld anrechnen, nachdem er für sein Vaterland alles getan, was letzteres verlangen konnte?

Dies Haschen nach Popularität für den Helden führt aber, außer dem negativen Resultat, daß es das menschliche Interesse an den Figuren lähmt, auch zu positiven, höchst verderblichen

Folgen: denn wie alle Halbheit erzeugt es die Unwahrheit, und zwar die schlimmste von allen, die Unwahrheit des Gefühls. Delila hat soeben ihre Tat an dem schlafenden Simson vollbracht, und ihr erstes Wort, da sie wieder auftritt, ist, daß sie seine Vergebung anrufen will:

> „. . . . . und fast
> Bereue ich, daß ich die Tat vollbracht!
> Wenn er mir zürnte, nimmer, nimmer trüg' ich's."

So spricht sie von dem Manne, dem sie das denkbar schwerste Leid zugefügt hat? „Wenn er mir zürnte," hat sie denn wirklich glauben können, daß er ihr nicht zürnen werde? Und sie wagt es wirklich, wagt es noch im dritten Akte, im Augenblick, da Simson die ersten Folgen ihres Verrates erleidet, sich ihm zu Füßen zu werfen. Sie wagt es, sagen wir, denn es ist der Mut gemeiner Seelen, zu frühe Verzeihung für begangenen Frevel zu erbetteln. Und da es ihr für jetzt noch nicht gelingt, so unternimmt sie es im vierten Akte noch einmal, fleht mit den oben zitierten Worten noch einmal um seine Verzeihung, und Simson — gewährt sie ihr. Das ist Edelmut, nicht wahr? Nun sind Mann und Frau wieder versöhnt, und alles ist gut, nicht wahr? Aber es ist nicht Edelmut, sondern Elendigkeit, daß Simson diesem Weibe verzeiht, und nicht alles ist gut, sondern diese Versöhnung geschieht auf Kosten gesunden, starken Gefühls, denn man kann sich nicht mit dem versöhnen, den man verachten muß, und diese Delila wird verächtlich. Wäre es denn nicht eine viel echtere, tiefere Versöhnung, wenn sie aus großem Gefühl gesündigt hätte und nun an dem gleich starken Gefühl der Reue verzweifelnd unterginge?

Aber das wäre so hart, jawohl, aber das „Landgraf werde hart" gilt für unsere heutigen deutschen Tragiker. So geht, durch das krankhafte Suchen nach sanftmütiger Versöhnung und sympathischer Stimmung die wahre Teilnahme notwendig verloren, und der Schluß mit dem Entschluß der Selbstopferung kann nichts mehr zum Guten ändern, sondern wirkt, weil er nur einen theatralischen, nicht aber einen dramatischen Effekt enthält, lediglich frostig und hohl.

Wir haben oben die Gründe auseinandergesetzt, die uns nötigten, so genau und scharf mit diesem Drama ins Gericht zu gehen. Wir hoffen, daß der Verfasser daraus entnehmen

wird, daß unsere Angriffe nicht seiner dichterischen Persönlichkeit galten, welche uns, wir wiederholen es, edel und wohltuend aus seinen Versen entgegentritt, aber „die Sache will's, die Sache will's, mein Herz". Jene Kritik, die mit einem Mundwinkel lobt und mit dem andern tadelt, kann ja niemandem erwünscht sein, dem es um die heilige Sache ernst ist. Und wir betonen noch einmal, daß unsere Besprechung nicht dem vorliegenden Drama allein, sondern allen denen gilt, die als sogenannte „ideale" auftreten und die von den Mustern der idealen Meister gerade so weit entfernt sind, wie Overbecks und der Nazarener Bilder von den Werken Raphaels und Michelangelos.

Man schilt die Menschen unserer Zeit materialistisch, wir glauben, daß sie nicht sowohl materialistisch als realistisch sind. Sie wollen allerdings auf der Bühne mit Händen greifen und mit Augen sehen. So war es zu Shakespeares Zeiten auch; und seine große Wirkung entstand daraus, daß er sein Publikum vor eine Fülle neuer großer, tatsächlicher Ereignisse stellte, und sie von Figuren tragen ließ, die mit warmem, natürlichem und großem Gefühle erfüllt waren. Darum, ihr deutschen Dramatiker, laßt die Stürme, die ihr entfacht, wirklich Stürme in Fleisch und Blut, nicht bloß in Gedanken sein; werft Tatsachen auf die Bühne, laßt Bedeutendes geschehen. Sind die Taten da, dann werden die poetischen Worte, gleich den Blättern am gesunden Baume, von selbst daraus entsprossen.

Marie von Olfers

Eine biographische Skizze (1881)

„Schreiben Sie eine biographische Skizze über Marie von Olfers; Sie kennen sie persönlich, — Sie werden am leichtesten imstande dazu sein." —

O Irrtum! Eben weil ich sie kenne, wird es mir ja am schwersten. Die Biographie eines Menschen schreiben, den man nicht kennt, heißt für den erfinderischen Kopf einen Roman mit gegebener Fabel dichten, für den Systematiker ein Rechenexempel mit einigen als Summanden gegebenen Lebensumständen bauen. Schließlich kommt eine Summe heraus, und stimmt's nicht in Wirklichkeit, sieht's doch auf dem Papiere so aus.

Aber einen Menschen biographisch schildern, den man sich nicht denkt, sondern den man kennt, das lebendige Individuum analysierend in einige Lebensabschnitte zerlegen, — das Ineinanderspielen von Eigenschaften und Einzelheiten, die eben diesen einen machen, so in wenigen Worten zum Bilde verkörperlichen, daß alle, die ihn außer uns kennen, rufen: „Ja, das ist er!" — daß allen, die ihn nicht kennen, von der Atmosphäre, die ihn leiblich und geistig umhaucht, eine Ahnung in die Seele strömt, — es sage mir noch einer, daß das ein leichtes Stück Arbeit sei!

Und alle diese Schwierigkeiten allgemeiner Art — wie verdoppeln sie sich im vorliegenden Falle? Man sehe doch nur dieses Gesicht, und man wird mich verstehen: dieses Gesicht und diese Augen, in denen Kindlichkeit und Weiblichkeit, schalkhafter Mutwille und beobachtender Ernst wie liebenswürdige Geschwister beisammen wohnen, die sich das Wort gegeben haben, sich zur Freude der Menschheit allzeit gut zu vertragen; man sehe dieses Haupt, dem die Natur, als hätte sie es kenntlich machen wollen vor allen anderen, in Gestalt von dichten, krausen, grauen Löckchen eine wie aus Silber-Filigran gesponnene Krone aufgesetzt hat! „Sagen Sie, was ist das mit Fräulein von Olfers' Haaren?" — wie oft habe ich diese Frage erdulden müssen. „Puder? Alter? Sorgen?" Nein, — nicht Puder, sondern Natur; nicht Alter, denn Marie von Olfers ist am 27. Oktober 1826 geboren, mithin noch nicht unter den Zenit des greisen Haares gerückt; auch nicht eigentlich Sorgen, obschon mehr bittere Sorgen über dieses liebliche Haupt dahingegangen sind, als man den lächelnden Augen zutrauen möchte, — es ist ein Erbteil ihrer Familie, in der man frühzeitig ergraut, um so, indem man das Sinnbild des Alters vorwegnimmt, sich dauernde Jugend zu bewahren, und es ist die unmittelbare Folge eines schweren Nervenfiebers, das sich vor fünfzehn Jahren etwa in den Kopf gesetzt hatte, mit ihr auf Nimmerwiedersehen durchzugehen. Am Rande des Grabes mit ihr angelangt, blickte der Unhold zurück, und als er die vielen weinenden Augen hinter sich gewahrte, faßte ihn ein Rühren, ließ er sein holdes Opfer los und gab sie den Menschen zurück, die ihrer zu Glück und Freude bedurften.

Marie von Olfers' Wiege stand in Berlin, in einem Hause, welches damals einen, jetzt viele berühmte Männer beherbergt:

im Hause des Staatskanzlers von Hardenberg am Dönhofsplatz, welches jetzt[1]) das Abgeordnetenhaus ist.

Ihr Großvater mütterlicherseits, der Staatsrat von Staegemann, war vortragender Rat bei Hardenberg, aber er war noch mehr, — er war ein Dichter. In die Begeisterung der Freiheitskriege hatte seine Harfe kriegerisch hineingetönt, und nachdem Friede geworden, hatte er seine geliebte Elisabeth in klassisch vollendeten Sonetten gefeiert.

Dichterblut war also in der Familie, und das ist ein nicht zu erstickendes Feuer, das von Geschlecht zu Geschlecht überspringt, manchmal um ganze Familien zu verderben, manchmal um ganze Familien zu beglücken. In Staegemanns Tochter, der noch jetzt in hohem Alter mit ihrer Tochter Marie zusammen lebenden Frau von Olfers[2]), brach das heilige Feuer zuerst wieder aus. Sie hat noch mit Heinrich von Kleist verkehrt und mit Wilhelm Müller um die Wette gesungen. Es ist eine Frau, — als Gustav Richter einmal vor Jahren ihr Bild malte, brauchte er, ich weiß nicht, wieviel Sitzungen, — wieviel Bogen würde ich brauchen, um sie zu schildern! Wenn man sie sprechen hört, so ist es, als täte sich ein Buch voll tiefer Weisheit und duftender Poesie auf.

Unter den Augen dieser Mutter, welche mit dem damals im diplomatischen Dienste beschäftigten Herrn von Olfers vermählt war, wuchs Marie auf; neben ihr eine ältere, später mit dem Grafen Yorck von Wartenburg, und eine jüngere, später mit dem Geheimen Legationsrat Abeken verheiratete Schwester, Giovannina und Hedwig; damit das vierblätterige Kleeblatt vollzählig würde, kam zu den drei Schwestern noch ein Bruder, Ernst, hinzu, der jetzt als Gutsbesitzer in der Nähe von Königsberg in Preußen lebt.

Drei Jahre alt, folgte sie dem Vater, der als Geschäftsträger nach Bern gesandt wurde, in die Schweiz; vier Jahre später war sie wieder in Berlin, um es bis heute nicht mehr zu verlassen.

In der modernen Dichter-Generation gibt es eine Art von

---

[1]) Auch dies „jetzt" gilt schon seit Jahren nicht mehr, seitdem das Abgeordnetenhaus in dem Neubau in der Prinz Albrechtstraße tagt. A. d. H.

[2]) Sie starb 1891. Vgl. den ihr gewidmeten Nachruf „Hedwig von Olfers" S. 79 ff. A. d. H.

fahrenden Leuten, die es von Ort zu Ort treibt, denen nur im Wechsel der Erscheinungen, im Atem der großen Welt die Lust zum Schaffen aufgeht. Ihnen stehen die seßhaften, an die Scholle gebannten Leute gegenüber, denen in der Traulichkeit der heimischen vier Pfähle, aus den leisen Tönen des täglichen Verkehrs die Stimme der Muse entgegentönt. Welcher Weg zur Poesie der richtigere sei? Müßige Frage! Die Natur ist ebenso überwältigend unter dem Mikroskop, wie in den Alpen und dem Weltmeere. Zur ersteren Gattung gehörte eine Ida Hahn-Hahn, zur letzteren Marie von Olfers.

Über ihrem Leben und Schaffen steht, wie ein Titelblatt, der Name „Berlin". Die Sonne Berlins gab ihren Zeichnungen Licht; in den Straßen Berlins ging ihre dichtende Phantasie spazieren. Hier ward ihre Schaffenskraft geboren und hier die Belohnung ihres Schaffens, ihr Ruhm; ihre Erzählungen sind ausnahmslos bei Berliner Verlegern erschienen.

Man kann also auch in dem nüchternen Berlin ein Poet werden? Altes, gutes Berlin, welches Unrecht tun dir die Leute, die dich nicht kennen! Sie wissen nicht, wie romantisch du aussehen kannst, wenn deine Gendarmen-Türme in die Mondnacht ragen und die dunkle Spree unter den Füßen des ehernen Kurfürsten rauscht; sie haben nicht gesehen, wie die Berliner zu den klassischen Aufführungen klassischer Dramen durch die Meininger sich scharenweise drängten, weil ihr Herz auch heute noch nach der Erwärmung durch echte, große Kunst verlangt.

Und wenn es in diesem Berlin einen stillen, lauschigen Poetenwinkel gab, so war es der, wo Marie von Olfers' elterliches Haus stand. Ihr Vater war Generaldirektor der Museen geworden und hatte eine in der Cantianstraße belegene Dienstwohnung inne. Heute ist die Straße verschwunden; über der Stelle, wo das Haus stand, geht die Stadtbahn hinweg, — die alte Zeit ist unter die Räder gekommen.

Damals aber, — welche Fülle interessanter Menschen ist damals die Treppe des gastlichen Hauses emporgestiegen! Jeden Mittwoch war offener Abend, und was Berlin an bedeutenden Männern auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft besaß, strömte herbei. Es war dort ein großes „Berliner Zimmer", köstlich unregelmäßig gebaut, mit lauschigen Winkeln und Ecken; seiner gelb tapezierten Wände halber hieß es der „gelbe Saal".

In diesem, damals in Berlin berühmten gelben Saale habe auch ich Marie von Olfers kennen gelernt. Hier sah ich zum ersten Male auf Tellern und Tassen, Schalen und Schüsseln jene märchenhaft duftigen Malereien und Sinnsprüche, mit denen sie das ganze Hausgerät ihrer Familie geschmückt hatte; hier sah ich Marie von Olfers am Klavier; hier wurden von Zeit zu Zeit kleine, von ihr verfaßte Theaterstücke aufgeführt; und wenn sie dann, liebenswürdig, wie nur bedeutende Menschen es sein können, den Bedürfnissen der Gäste als Wirtin vorsorgte, fühlte ich staunend, welchen Schatz von menschenbeglückenden Fähigkeiten die Natur diesem reich beanlagten Wesen verliehen hatte.

Aber ein Licht muß leuchten, und ein großes Talent wird bekannt, — das ist ein alter Satz, und die Stunde kam, da auch andere Augen, als die der Familienmitglieder und Hausfreunde, sich an Marie von Olfers' Malereien erfreuen sollten. Bei Amsler & Ruthardt erschien zuerst eine Mappe ihrer Zeichnungen, und dieser folgten im Buchhandel Märchen, von ihr selbst geschrieben und illustriert. Daneben breiteten sich ihre Fayencemalereien aus und fanden Bürgerrecht in immer mehr Familien. Ihre Gestalten, die anfänglich beinahe zu sylphenhaft über den harten Boden der Wirklichkeit dahingeflattert waren, gewannen immer mehr körperliche Macht, und ihren Majolikaarbeiten ward auf der diesjährigen Weihnachtsausstellung im Architektenhause die verdiente Anerkennung zuteil.

Soweit die Malerin — nun die Dichterin.

Eine kleine, in R. v. Deckers Verlag erschienene Erzählung „Frau Evchen", bezeichnet den ersten schüchternen Schritt, mit dem sie die gedruckte Welt betrat, und alles Rührende, was solch ein erster Schritt besitzt, zeigt dieser. Bescheiden im äußeren Format, bescheiden in der inneren Erfindung und Gestaltung, — und zu bescheiden, sich selbst zu enthüllen, nannte sich die Verfasserin „Werner Maria". Sie hätte sich ganz ruhig als „Marie von Olfers" vorstellen dürfen; denn nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Erzählung auf mich gemacht hat. Wie zitterten in dem Herzen, das hier sprach, alle Schmerzen der Menschheit wieder, — wie fühlte man es den Händen, die diese Worte geschrieben, an, wie gern sie sich über jede Wunde gebreitet hätten!

Nachdem auf diese Weise der Anfang gemacht war, brach

nun ein voller Strom hervor, und Julius Rodenberg war es, der denselben in seinem, damals von ihm herausgegebenen „Salon“ auffing. Hier erschienen in schneller Aufeinanderfolge die Novellen: „Die Verlobte“, „Der Herr des Hauses“, „Regine“, „Jeremias und die schöne Vincentia“, „Jungfer Modeste“; dann in der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ die Novelle: „Die Lumpenkönigin“ und demnächst, indem die Dichterin mit Rodenberg aus dem „Salon“ zur „Rundschau“ emporwuchs, in letzterer: „Eigentum“, „Die Vernunft-Heirat“ und endlich „Nathanael“. Zu Büchern gesammelt, erschienen alle diese einzelnen Novellen später im Verlage von W. Hertz.

Das ist eine trockene Aufzählung, — ich weiß es wohl; aber auch die Blumen müssen es sich gefallen lassen, daß der Botaniker sie klassifiziert.

Von vielen gelesen und von diesen allen geliebt, wurde Marie von Olfers berühmt, als im Jahre — ich glaube — 1876 Spielhagen ihren Erzählungen eine längere, glänzende Besprechung in der „Gegenwart“ widmete. Jeder Schriftsteller muß einmal gewissermaßen für das große Publikum entdeckt werden — und für Marie von Olfers war es dieser Tag, an welchem sich aus so berufenem und beredtem Munde ein so strömendes Lob über ihre Werke ergoß.

Seitdem nun lebt sie, in Gemeinschaft mit ihrer Mutter, in stiller, rast- und hastloser Tätigkeit. Bald nachdem der Vater 1872 verstorben war, bezogen die beiden Vereinsamten ihre jetzige, auch in stiller, freundlicher Gegend belegene Wohnung; es ist nicht mehr der „gelbe Saal“, aber es ist auch hier gut und schön; denn nicht die Wohnung macht den Menschen, sondern der Mensch die Wohnung.

Ich soll schon endigen und mir ist zumute, als hätte ich aus einem vollen Becher Wein ein Vierteltröpfchen ausgeschenkt und dazu gesagt: „Kostet — das ist der Wein!“ Und doch ist es so vielleicht am besten: man kann nicht aus einer noch in voller Kraft tätigen Existenz die Summe ziehen. Darum habe ich nicht erschöpfen, sondern nur andeuten wollen. Lese jeder Marie von Olfers' Sachen selbst, und ergänze sich meine Andeutungen zum Bilde.

Hedwig von Olfers

(1891)

Unser Zeitalter neigt sich zum Ende; das alte Geschlecht geht zur Ruhe.

Im ersten Frühling des neunzehnten Jahrhunderts, am 11. Mai 1800, war sie geboren, die Frau, hinter deren Namen wir heute das Kreuz setzen, bis zum 11. Dezember 1891 ist sie mitgegangen, weiter hat sie nicht gekonnt; sie ist müde geworden und in der zehnten Vormittagsstunde dieses Tags hat sie sich schlafen gelegt, um nicht mehr aufzustehn.

Wenn ein Mensch das neunzigste Lebensjahr überschritten hat, dann entsteht bei denen, die ihn umgeben, eine Art von Wahnvorstellung, als wäre ein solcher dem Gesetze der Vergänglichkeit weniger unterworfen als andere. Die harte Stimme des Verstandes mahnt uns zur Vorbereitung auf seinen Dahingang, aber die Hoffnung mischt ihre süße, trügerische Stimme hinein und flüstert uns zu: „Ihr werdet ihn noch behalten — noch lange."

Man bereitet sich vor, und wenn die schwarze Stunde schlägt, findet sie uns dennoch unvorbereitet. An der Stätte, wo sie weilte, ist es still geworden, und von dem großen Lebensklange, der dieses reicherfüllte Dasein durchtönte, bleibt nur ein letzter trauriger Nachhall: „Sie war."

Ja — sie war, und welch ein Leben ist es gewesen! Auch wer die Frau nicht gekannt hat, wird es ermessen können, wenn er sich die Ereignisse vergegenwärtigt, an denen die Bahn ihrer Erdentage sie vorübergeführt hat. Sechs Jahre war sie alt, als Preußen im tödlichen Sturze zerknickte, und als ihr junges Leben zu blühen begann, brach auch für ihr Vaterland unter Sturm und Donner des Freiheitskampfes der Frühlingsmorgen wieder an. Friedrich August von Staegemann, der Staatsrat in Hardenbergs Kabinett, war ihr Vater, und wer die edelschönen Weisen kennt, mit denen er sich dem Chor der Vaterlandssänger anreihte, der begreift, daß seine Tochter die Auferstehung ihres Volkes nicht nur mitgelebt, sondern miterlebt hat.

Für diese wahrhaft geniale Natur gab es überhaupt keine andere Möglichkeit des Sinns, als mitzuerleben. Jedes Ereignis, das sich vor ihrer Seele aufrichtete, jede Persönlichkeit, deren Bild davor trat, jedes bedeutende Wort, das hineingelangte,

wurde in diesem zu unbeschränkter Empfänglichkeit veranlagten Geiste zu einem Erlebnis, das in der Tiefe desselben ruhen blieb, eine Wurzel unablässig keimender Gedanken, ein Quell nie versiegender Erinnerung.

Die großen Epochen unserer Entwicklung, 1848 und 1866, sie hat sie mit angesehen, und als das Jahr 1870 kam, fand es zwar eine Greisin, aber das Herz unter dem weißen Haar war noch jung und stark zur Freude an der großen Zeit, ja noch achtzehn Jahre später schlug es warm genug, um den großen Schmerz zu empfinden, als der uns verließ, der für uns alle unser Kaiser Wilhelm gewesen war, und der als König von Preußen, als König und Kaiser ihr Leben solange und in naher persönlicher Freundschaft begleitet hatte.

Dieses Leben, in dessen stillem Strome sich die Berggipfel der großen Ereignisse spiegelten, welche Männer hat es noch zu Daseinsgenossen gehabt! Schillers großer Lebenstag war noch nicht verglüht, als sie zur Welt kam; fünf Jahre lang ist sie noch auf derselben Erde mit ihm gewandelt. Goethes ganze Entwicklung zum Olympier hat sie miterlebt; der Romantiker mystische Stimmen und ironisches Gekicher hat sie noch leibhaftig vernommen, mit einzelnen von ihnen, so mit Ludwig Tieck und Fouqué, noch persönlich verkehrt. Mit Wilhelm Müller, dem „Griechen-Müller", dem die Harfe Schuberts mehr zur Unsterblichkeit geholfen hat als die eigene, hat sie noch in mädchenhaftem Übermute bei Kaffee und Kuchen zusammen gedichtet und phantasiert. Während sie zu Berlin in still behaglicher Wohnung saß, hauste ihr Orts- und Zeitgenosse, der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann, bei Lutter und Wegner am Gendarmenmarkte, um dann in seine zehn Schritte davon belegene Klause hinaufzusteigen und in nächtlichen „Vigilien" Tolles und Herrliches aus seinem unerschöpflichen Kopfe heraus zu spinnen und zu fabulieren.

Und endlich taucht aus den Nebeln ihrer frühesten Jahre, wie ein schwermütiger Stern, der sich kaum über den Horizont wagt, das Antlitz und die Gestalt des unglücklichen Heinrich von Kleist auf. Im Hause ihrer Eltern, in dem er verkehrte, hat sie ihn gesehen und gesprochen und bis in ihre spätesten Jahre war ihr der merkwürdige, im Umgange schüchterne und scheue Mann lebendig und gegenwärtig geblieben. Es scheint, daß der Dichter eine Zuneigung zu dem früh entwickelten geistvollen

Mädchen gefaßt hatte, denn noch am Tage bevor er mit Henriette Vogel die verhängnisvolle letzte Reise antrat, war er bei Staegemanns erschienen und hatte die Tochter zu sehen verlangt. Er war abgewiesen worden und gegangen, um nicht zurückzukehren, und so oft die alte Frau später von jenem Tage erzählte, wurde ihre Stimme leiser und sie neigte das Haupt — „wenn ich ihn angenommen hätte damals — wenn —"

So hat sie in unserer Mitte geweilt und wir haben um sie her gesessen und sie verehrt und sind uns bewußt gewesen, daß wir ein Vermächtnis in ihr besaßen, eine lebendige Überlieferung aus der Zeit, die jedem Deutschen heilig und wert ist, da die Worte und Gedanken der großen Dichter im deutschen Volke umhergingen und seine Seele erweckten zur Begeisterung und zu großen Taten.

Aber dieser ganze Lebensinhalt von Begebnissen und Begegnungen, diese Fülle des Reichtums, den eigene Lebenserfahrung und unablässige Aufnahme fremden Geistes in ihr gesammelt hatte, sie wären schließlich zum toten Inventar eines Museums geworden, wenn nicht in dem zarten Körper dieser Frau eine Seele gewohnt hätte, so unverwüstlich in ihrer Leben gestaltenden Kraft, daß sie alle diese Schätze der Erinnerung, der Erfahrung und Belesenheit in lebenswarme Gegenwärtigkeit, in Fleisch und Blut ihrer eigenen Persönlichkeit zu verwandeln wußte. Diese Persönlichkeit aber zu schildern, diese aus tausend scheinbaren Widersprüchen zusammengesetzte, zur reizenden Harmonie vereinigte Natur dem begreiflich zu machen, der sie nicht selbst gekannt hat, — wie soll es demjenigen gelingen, dessen dürftiger Bericht sich auf wenige Zeilen Raumes beschränken muß?

Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglicher Weisheit überraschte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebenso oft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte; liebevolle Empfänglichkeit für jede fremde Persönlichkeit und dabei völlige Unmöglichkeit, aus der eigenen Persönlichkeit hinauszugehen; Wohlwollen für Mensch und Tier, und dabei ein ganz bestimmtes Ablehnen alles dessen, was nicht zu ihr gehörte; durch alle Verhältnisse der Welt und der Gesellschaft mit der ruhigen Sicherheit hindurchgehend, welche angeborene Vornehmheit verleiht, und dabei ohne eine Ahnung von Rang und Stand, von Würden und

Titeln. All dieses Widerstrebende vereint, all dies Widersprechende erklärt durch den Zauber, den die Natur ihren Lieblingen bei der Geburt in das Herz legt, den keine Zeiten veralten, kein Schicksal verblassen läßt: durch Naivität.

Es war ein Geheimnis in dieser Frau: sie wurde an jedem Tage neu geboren.

Das Schicksal hat in ihr Leben gegriffen, manchesmal und mit rauhem Griff; Kümmernisse sind über diesen gebrechlichen Nacken dahingegangen, lastend und schwer. Jedesmal aber, wenn der neue Tag anbrach, lag die Welt wieder vor ihr, wie ein offenes Buch voller Geheimnisse und Wunder; wie der Schwan, der die Wassertropfen vom Gefieder schüttelt, so richtete sich diese Seele aus Kummer, Not und Sorge auf, und wenn die Freunde ängstlich sorgend nach ihr fragen wollten, kam sie ihnen schon entgegen, unverwandelt und unwandelbar, denen ein Trost, die ihr Trost bringen wollten, und man sah sich an und sagte: „Sie ist unverwundbar.“

Ihre leibliche Jugend lag schon weit hinter ihr, als ich in näheres Verhältnis zu ihr trat. Sie war vermählt mit dem Generaldirektor der preußischen Museen von Olfers, dem sie drei Töchter und einen Sohn geschenkt hatte. In einem stillen Winkel des damals noch so viel kleineren Berlin stand das Haus, in dem sie, wie in einem behaglichen Nest, mit ihrer gesamten Familie wohnte: in der Cantianstraße, hinter dem Neuen Museum. Ihr Schwiegersohn, der Graf Yorck von Wartenburg, der sich in zweiter Ehe mit ihrer ältesten Tochter verheiratet hatte, bewohnte in derselben Straße das unmittelbar anstoßende Haus; beide Wohnungen, im gleichen Stock gelegen, waren durch einen Gang, der die Mauer zwischen den Häusern durchbrach, miteinander verbunden, und so flutete das Leben von hüben nach drüben und wieder zurück, eine lange Reihe von Jahren, von glücklichen Jahren hindurch.

In ihrer Wohnung war ein großes Berliner Zimmer, ein saalartiger Raum mit gelb gemalten Wänden, der einst in ganz Berlin gekannte und genannte gelbe Olferssche Saal. An diesen Raum, der jetzt mit dem ganzen Hause vom Erdboden verschwunden ist, knüpfen sich meine ersten Erinnerungen, wenn ich der teuren Frau gedenke; in diesem Zimmer, in dem sie am liebsten weilte, und das so ganz vom Zauber ihrer Persönlichkeit erfüllt war, habe ich sie kennen, sie lieben und ihr danken

gelernt, denn immer kam ich, die Seele von Zweifeln und Sorgen verdüstert und verwirrt, und immer ging ich, das Herz mit jenem goldigen Licht erfüllt, das uns der Verkehr mit einem wahrhaft bedeutenden Menschen, der Anblick tiefinnigen Familienglücks gewährt.

Jeden Mittwoch war offener Abend und dann versammelte sich in den freundlichen Räumen der gesamte Glanz von Berlin, Häupter der Wissenschaft, Spitzen der Kunst, Würdenträger, Männer und Frauen aller Kreise. Ihre Töchter: Marie, unsere Marie von Olfers, die Malerin und Dichterin, und Hedwig, die später mit dem Geheimen Legationsrat Abeken sich vermählte, boten den Gästen eine freundliche Gastlichkeit und der Verkehr war der zwangloseste. Was in Berlin immer gefehlt hat und heute noch mehr fehlt als früher, hier war es vorhanden: eine Gesellschaft, die sich untereinander gleich empfand; vor dieser Wirtin waren alle gleich. Ob sie jemals die Titulaturen ihrer Gäste gekannt hat, ich möchte es bezweifeln; was sie von jedem aber zu erwarten und zu gewinnen hatte, wenn er sich an den runden Tisch zum Gespräche mit ihr setzte, das wußte sie um so genauer.

Immer war es schön in dem alten gelben Saal, am schönsten aber am Silvesterabend, wenn in der Mitte des Raumes der hohe Weihnachtsbaum noch einmal im Kerzenlicht erglühte und eine kleine Schar von nächsten Hausfreunden unter seinen Zweigen vereinigt sah. Dem gastlichen Sinne der Mutter trat dann Marie von Olfers' phantasiereicher Geist zur Seite, und wenn der Silvesterpunsch aufgetragen ward, erschien regelmäßig eine kleine Lotterie in Gestalt von zierlichen, durch ihre künstlerische Hand mit Bildchen geschmückten Zetteln. Was jeder für das kommende Jahr zu erwarten hatte, er zog es aus dieser Lotterie, und es soll manchen gegeben haben, der nachher staunend bestätigt hat, wie richtig ihm in dem gelben Saal prophezeit worden war.

Aber die Kerzen erloschen, das freudige Geräusch des Lebens ward stiller und stiller; schweres Siechtum befiel Herrn von Olfers; häusliche Sorgen allerart traten hinzu und zu Anfang der siebziger Jahre nahm der Tod ihr den Gatten hinweg. Und nun kam die Stunde, die mit rauher Hand an dem alten Hause in der Cantianstraße anklopfte und den Frauen, die darin saßen, zurief: „Ihr müßt hinaus und euch ein neues Heim suchen." Fern von der alten Stätte, in der Margareten-

straße, drei Treppen hoch, wurde es gefunden; dort zog sie ein mit ihrer immer treuen Marie; dort haben sie gewohnt und dort in stiller Hinterstube liegt jetzt, während ich dieses schreibe, das teure Haupt auf letztem Kissen und das liebe Gesicht lächelt dem Eintretenden nicht mehr zu.

Das war freilich nicht mehr der gelbe Saal, das war nicht mehr der glänzende Mittelpunkt Berlins, nicht mehr die Gattin des hochgestellten Beamten — vieles war anders geworden, alles war anders geworden, nur eins war geblieben, wie es war: das war sie selbst, die unwandelbare, unverwundbare Frau.

Ob sie diesen letzten Teil ihres Lebens als einen Abstieg empfunden hat? Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht und an ihr wahrgenommen habe ich es nie. Lag nicht der Tiergarten dicht vor ihrer Tür? Und gab es etwas Schöneres, als an sonnigem Vormittag mit ihrer Marie dort zu spazieren und auf einsamer Bank zu sitzen? Hingen nicht an den Wänden der bescheidenen, aber freundlichen Zimmer die alten Bilder? Hatte sie nicht ihre Bücher? und ihre Gedankenwelt und ihre Träume? Sie hatte nichts verloren, denn sie besaß sich selbst. Wie die Biene, die aus unbeachteten Blumen Honig saugt, so ging sie durch diese genußgierende Zeit, aus Dingen Freude schöpfend, an denen tausende achtlos vorübergehn. Feste wurden ihr geboten, und sie ging ihnen nicht vorbei, denn in dieser gesunden Natur war kein Tropfen asketischen Bluts; aber sie suchte sie nicht, denn ebenso fern war ihr Genußsucht, und wahrhaft wohl war ihr doch nur am stillen, häuslichen Abendtische, im Kreise ihrer Töchter und einiger Freunde, bei geistig angeregtem Gespräch.

Ihre beiden verheirateten Töchter waren Witwen geworden und hatten das Haus bezogen, in dem die Mutter wohnte; und ehe man sich's versah, hatte sie dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen und den ganzen Hausrat geliebter und befreundeter Menschen wie in alter Zeit um sich versammelt, in deren Mitte sie nun wieder saß, schalkhaft lächelnd wie eine Zauberin, die sich ihres Sieges freut. Da hinauf, die drei Treppen in der Margaretenstraße, kam denn nun freilich auch ein Gast, dessen Besuch niemand entgeht, der neunzig Jahre und darüber hinaus lebt: das Alter. Es kam und brachte Genossen mit, deren Anwesenheit die arme alte Frau bitter und lästig empfunden hat: Schwerhörigkeit und Augenschwäche. Das Gespräch der Men-

schen, dem sie so gern gelauscht hatte, drang nicht mehr deutlich zu ihr; die geliebten Bücher, die ihr ein Leben lang Tröster und Berater gewesen waren, versagten sich ihrem durstenden Geiste. Der Druck dieser körperlichen Lasten mag es gewesen sein, der ihr in letzter Stunde das schwermütige Wort erpreßte, das sie dem trostsprechenden Arzte sagte: „Laßt mich einschlafen, ich habe mich überlebt.“ Es ist das einzige unrichtige Wort gewesen, das ich je aus diesem Munde vernommen habe — sie hatte sich nicht überlebt.

Wenn es je einen lebendigen Beweis dafür gegeben hat, daß eine geistige Natur im Menschen vorhanden ist, welche der körperlichen in ihm gebietet, so war es diese merkwürdige Frau. Von der langen Arbeit des Lebens verzehrt, verlangte der alt gewordene Körper kaum mehr nach leiblicher Kost; unauslöschlich aber war ihr Bedürfnis nach geistiger Nahrung. In den letzten Jahren ihres Daseins hat sie geradezu vom Geiste gelebt. Eine anregende Unterhaltung wirkte auf diese Frau wie ein Glas Wein; ein neuer Gedanke, der in sie eindrang, riß wie ein Zauberschlag alle Fesseln nieder, mit denen der welkende Körper diesen unverwelklichen Geist umspannen wollte, und er stand auf, jung und freudig wie am ersten Tage seines Bewußtseins.

Wenn ich neben ihr saß in solchem Augenblick, wenn ich sie ansah und wenn ich hörte, wie sie die Gegenwart urteilskräftig begriff und die Vergangenheit erinnerungskräftig heraufbeschwor, wie in den neunzig Jahren, die sie durchmessen, nicht eine Strecke war, wo sie unaufmerksam gewandelt war, wie kein Tag und keine Stunde der langen Zeit ihr verloren gegangen, ein jeder Augenblick ihr gewärtig und lebendig war bis zu dem, in dem wir uns befanden, dann kamen mir die Verse in den Sinn, die sie einst als alte Frau unter ihr Mädchenbild gesetzt hatte:

Hebst du freundlich die Gardine,
Siehst du wieder jung die Alten,
Nur ein Vorhang sind die Falten
Für der Psyche Kindermiene.

Ja — ein Kindesantlitz, ein ahnungs- und weisheitsvolles, das war das Seelenangesicht dieser Frau.

Sie hat noch viele Verse gemacht außer diesen, und es sind ergreifende und reizende darunter, aber das war doch nicht die Hauptsache an ihr. Diese Frau gab, indem sie empfing.

Das Beste, was sie uns gegeben hat, das war sie selbst, die Persönlichkeit, das große Wunder der Menschenwelt, an dem wir täglich achtlos vorübergehen, bis daß es uns einmal in einer solchen Gestalt entgegentritt, wie diese es war, daß wir nachdenkend davor stehen bleiben. Eine geniale Natur habe ich sie genannt, und eine solche ist sie gewesen. An dieser Frau habe ich erfahren, daß es neben der Genialität des Schaffens noch eine zweite, die Genialität des Seins, gibt. Welche von beiden die wertvollere — müßige Frage; welche von beiden aber die beglückendere, beglückender für den Träger wie für die Umgebung — alle die werden darauf zu antworten wissen, die des Glücks teilhaftig gewesen sind, mit Hedwig von Olfers zu verkehren.

Und für diese alle ist sie nun dahin. —

Aber wenn sie uns stehen sähe, in Tränen um ihr Lager gedrängt, ich glaube, sie würde sich aufrichten und zu uns sprechen: „Weinet nicht. Dieses Leben habe ich erfahren, in Weite und Breite, in Höhen und Tiefen, nun ist der Führer gekommen, der mich zu neuen, größeren Erfahrungen geleiten will."

Denn für diese phantasiereiche Seele, das weiß ich, war der Tod kein Ende. Darum weiß ich auch, daß er an ihr Bett getreten ist, nicht in der Schreckensgestalt des beinernen Gerippes, in welche eine irregeleitete Anschauung ihn gekleidet hat, sondern als der große, geheimnisvoll lächelnde Geist der Welt, dessen Mantel uns dunkel erscheint, solange wir ihn nur von außen sehen, und der, wenn er ihn auftun wird vor unseren Augen, uns Dinge enthüllen wird — wunderbar und ungeahnt.

„Das alte Haus"

(1892)

Ich bin ein Stadtmensch. — In der schönsten ländlichen Umgebung, während der Sommerfrische, überkommt mich manchmal der frevelhafte Gedanke: ‚Wie mag es jetzt in der Mohrenstraße in Berlin aussehen?' Die Mohrenstraße nämlich hat es mir angetan. Warum? Ich weiß es eigentlich selbst nicht. Vielleicht, weil ich früher als Student jahrelang in ihr gewohnt habe? Ich glaube nicht, daß es darum ist. Oder vielleicht, weil sie auf den Gendarmenmarkt führt und man von ihrer Ecke

aus den schönen Platz so schön überblickt? Das ist es vielleicht schon eher. — Trotz meiner Verehrung für Schiller kann ich mich nämlich an den neuen Namen nicht gewöhnen, und der Schillerplatz ist für mich immer noch der Gendarmenmarkt. Der Gendarmenmarkt und auf ihm das königliche Schauspielhaus. — Ja, ja, ja. Man mag mich auslachen, ich kann's nicht leugnen: immer und immer wieder, wenn das alte, herrliche Gebäude vor mir emporragt, überkommt mich etwas — wie soll ich es bezeichnen? — wie die Märchenstimmung der Jugend, vor der sich die Jugend auftut, ein Land voll Ahnung, Traum und seliger Erwartung.

Dann gedenke ich der Zeit, da ich als Schuljunge vom Zietenplatz nach der Niederlagstraße ins Gymnasium pendelnd, nie an der Ecke vorüberzugehen vermochte, ohne am Theaterzettel zu studieren, was heute gespielt würde, so daß ich bei meinen Mitschülern in den Ruf eines Theaternarren geriet. Ich gedenke des Abends, da ich zum ersten Male das Innere des geheimnisvollen Hauses betreten, und das „Käthchen von Heilbronn" sehen durfte, und ich fühle noch heute den Wonneschauer, der mich überflutete, als sich der Vorhang erhob und ich die Richter des heimlichen Gerichts in ihrer schwarzen Vermummung sitzen sah.

Ein Wonneschauer, eine Ekstase der Phantasie, wie ich sie seitdem nie wieder empfunden habe! Lina Fuhr spielte das Käthchen, Hermann Hendrichs den Grafen Wetter vom Strahl, und aus den flüsternden Bemerkungen der Umsitzenden vernahm ich, daß das zwei große Künstler wären. Nun — ich habe ihnen gewiß nicht widersprochen; der letzte Statist erschien mir ja wie ein geheimnisvolles, übermenschliches Wesen, und das einzige Gefühl, dessen ich mir klar wurde, war, daß so etwas eigentlich noch schöner sei, als wenn man in das Zimmer geführt wird, wo der angezündete Weihnachtsbaum steht. — Und meine Gedanken gehen weiter und die Tage kommen mir wieder, da ich als Student der Berliner Universität in der Mohrenstraße[1]), neben dem Englischen Hause, Chambre garnie in einem Hause wohnte, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist und einem Prachtbau den Platz geräumt hat, und ich denke daran, wie ich da oben in dem kleinen niedrigen Zimmer saß und in dem

[1]) Nr. 48, 2 Treppen. A. d. H.

kleinen niedrigen Zimmer weltenweite und himmelhohe dramatische Pläne schmiedete, die den Weg allen Papiers gegangen sind, und ich fühle den Krampf wieder, der mir in die Brust griff, wenn ich in jenen Tagen beim Schauspielhause vorüberging und der schwindelnde Gedanke mir kam, ob es denn geschehen würde, daß eines Tages der Theaterzettel da hängen und auf dem Theaterzettel ein Stück von mir angekündigt sein würde. Ein Stück von mir! Das erleben — und dann meinetwegen sterben, ohne weiteres sterben — das war's, was ich bei dem Gedanken empfand.

Nun bin ich in die Jahre gekommen, da man nicht mehr träumt — wenigstens nicht bei Tage —, da man sich des Vergangenen erinnert und das Kommende erwägt. Aber das Haus steht noch, wie es stand, das alte, liebe, edle Haus, und wenn ich in eine der alten Wein- und Bierstätten eintrete, die in der Nähe gelegen sind, zu Lutter und Wegner, zu Siechen oder zu Haase, wenn ich an den Wänden dort die Bilder der Schauspieler und Schauspielerinnen hängen sehe, wenn ich Worte aus ihrem Munde und Erinnerungen an die alte Theaterzeit unter Glas und Rahmen angebracht sehe, dann fühle ich, wie das alte Haus jahre- und jahrzehntelang den Mittelpunkt gebildet hat für die Stadt, in der es steht, und für Generationen von Menschen. Und wenn ich abends zur Theaterstunde vor dem Hause stehe und sehe die Männer und Frauen, die Knaben und Mädchen Berlins hineinströmen zu den geöffneten Türen, um Schiller oder Goethe oder Shakespeare zu genießen, und sehe sie nachher wieder herauskommen, leise miteinander sprechend, auf den Gesichtern den schönen Ausdruck, den ein edler Genuß auf menschliche Züge prägt — dann fühle ich, wie lebendig es dasteht in unserer Mitte, das alte Haus, dann empfinde ich, welch ein Strom des Guten, des Reinen und Schönen von ihm aus in die Seelen ungezählter Menschen hinübergeht, und ich danke alsdann im Geiste den Königen von Preußen, die ihrem Volke dieses Geschenk gemacht haben und es ihm erhalten mit freigebiger, königlicher Hand.

Wenn das Haus nicht wäre. — Nun — dann wären ja schließlich noch andere, Privattheater da, wo auch Schiller, Goethe und Shakespeare gespielt wird — aber alle in Ehren, wäre eines von ihnen, oder wären sie alle zusammen das, was uns das Haus auf dem Gendarmenmarkt, was unser königliches

liches Schauspielhaus ist? Nein! Ich bin auch ein königlich preußischer Berliner und weiß, wie der Berliner denkt und fühlt — es wäre nicht dasselbe, nimmermehr! Bei jedem Privattheater, auch dem besten, steht die Magenfrage in vorderster Reihe; ein königliches Theater kann über die Kasse hinwegsehen, eine größere Frage leitet seinen Gang: die Frage nach dem Seelenbedürfnis des Volkes.

Wenn das Haus nicht wäre — woher kommt mir denn nur plötzlich der törichte Gedanke[1]? Wenn so etwas denkbar wäre, dann müßte es ja auch denkbar sein, daß ein preußischer König die Hand von dem Hause nähme, daß er von der Überlieferung seiner Ahnen abwiche und sagte: „Ich gebe nicht länger“ — und das ist nicht denkbar, das weiß ein jeder, das ist unmöglich. Denn die preußischen Könige sind ja Hohenzollern und werden es sein, und es hat noch keinen Hohenzollern gegeben, der nicht gewußt hätte, was die dramatische Kunst für ein Volk bedeutet, die dramatische Kunst, die große Volksrednerin, die Erklärerin der Weltgeschichte, die gütige Mutter, die uns von Leiden und Freuden der häuslichen vier Wände erzählt, die weisheitvolle Erlöserin der Menschheit vom Drucke des Alltags, von der Last der Wirklichkeit. — Wenn das Haus nicht wäre — wenn ich nur begriffe, wo er plötzlich herkommt, dieser Gedanke, der früher nicht da war, und der nun auftaucht und quält, nagt, wie eine häßliche, böse Sorge, die man nicht hören, über die man sich hinwegsetzen will, und die sich dennoch wie ein Insekt in den Grund unserer Seele bohrt und plötzlich, während wir ruhig und heiter sind, mit bösen Augen zu uns aufblickt und uns zuflüstert: „Ich bin da, ich bin noch immer da.“ Wo mag er herkommen? Vielleicht daher, daß ich neulich einen bösen, schweren, quälenden Traum gehabt habe.

Dieser Traum nämlich führte mich weit von Berlin hinweg, in eine andere Stadt, und dieses war die Stadt Hannover. Inmitten der Stadt Hannover nämlich, auf dem Georgsplatze, in weitem Kreise von den malerischen Häusern der malerischen Stadt umrahmt, steht auch so ein altes, schönes, ehrwürdiges

[1]) Veranlassung gab das mit großer Bestimmtheit auftretende Gerücht, die Krone beabsichtige aus Ersparnisgründen das Hoftheater in Hannover als königliches Theater eingehen zu lassen. A. d. H.

Haus, und wenn die Hannoveraner daran vorübergehen, dann fühlen sie dasselbe, was die Berliner fühlen, wenn sie an ihrem Schauspielhause vorübergehen, und sie zeigen mit Stolz darauf hin und sagen dem Fremden: „Das ist unser Theater, unser königliches Theater.“ Ja, in der Tat; ein königliches Haus, von außen und innen; eine Freistatt der dramatischen Kunst, von den Königen von Hannover mit verschwenderischer Hand gegründet, von den Königen von Preußen mit freigebiger Hand erhalten. Das ist es — ich kann's bezeugen, denn ich habe das Haus in unvergeßlichen Stunden kennen gelernt und habe erfahren, was es für die Stadt bedeutet, in der es steht.

Wenn ich früher den Namen Hannover nennen hörte, hatte ich die Empfindung von etwas Kaltem, Fremdem, Gleichgültigem. Wie erstaunt war ich daher, als mir im Januar 1882 durch den damaligen Intendanten, den trefflichen Herrn von Bronsart, die Aufforderung zuging, ich möchte doch einmal nach Hannover kommen, mir eine Aufführung des „Menoniten“ ansehen, der dort mit Erfolg gegeben worden sei.

An einem Winternachmittage, als es schon zu dämmern begann, kam ich in der fremden Stadt an. „Geben Sie acht,“ sagte mir ein hannoverischer Herr, der mit mir im Coupe saß, „wenn wir in die Stadt einfahren, können Sie das Theater sehen.“ Und richtig, indem wir langsam zwischen den äußeren Häuserreihen dahinrollten, öffnete sich eine Straßenzeile nach dem Innern der Stadt; hochaufgetürmt stieg ein prachtvolles Gebäude vor meinen Augen auf, der Giebel des Daches mit zwei ehernen Greifen geschmückt, die eine Leier zwischen den Tatzen halten.

„Wie schön,“ sagte ich unwillkürlich.

„Nicht wahr?“ versetzte der Hannoveraner, „das ist unser Theater.“ Die Augen leuchteten ihm.

Mir wurde warm ums Herz. Wie das Wahrzeichen der Stadt erschien mir das Haus; die Stadt mochte doch wohl so kalt nicht sein. —

Nein — sie war nicht kalt. — Auf dem Bahnhofe empfing mich der alte Oberregisseur des königlichen Schauspiels, Müller, der nun tot ist, und die Schauspieler Holthaus und Grube, die beide, Gott sei Dank, noch leben.

„Wir haben uns gefragt,“ sagte der alte Müller, „wie der Dichter des ‚Menoniten‘ wohl aussehen möchte.“

„Dann fürchte ich,“ erwiderte ich, „daß Sie in diesem Augenblick eine Täuschung erleiden.“

„Das stimmt,“ gab er zur Antwort, „ich sehe einen königlich preußischen Assessor.“

Der Abend kam, das Stück wurde gespielt, und als das Stück zu Ende war, da hatte sich etwas Wunderbares begeben: aus den Herzen dieser Menschen, die ich mir kalt und starr und spröde gedacht hatte, war die Begeisterung aufgeschlagen, wie eine brausende Flamme; die Stadt, die mir bis vor einer Stunde fremd gewesen, wie eine Stadt in China, war mir bekannt geworden, vertraut geworden, an das Herz gewachsen mit all ihrem Denken, Fühlen und Wollen, hatte mich hineinblicken lassen in ihre Seele, und seit dem Tage liebe ich diese Seele und werde sie immer lieben, die starke, die warme, die keusche Seele von Hannover.

Warum ich dies alles erzähle? Nicht, um mich in der Nachempfindung befriedigten Stolzes zu baden, sondern um zu zeigen, wie es gekommen ist, daß ich mit jenen Menschen verwachsen bin; um zu beweisen, daß ich das Recht habe, mitzusprechen, wenn es sich um Hannovers Wohl und Wehe handelt; um zu erklären, warum der Traum, den ich neulich geträumt, mich so tief erschreckte und so schwer.

Eine Reihe köstlicher Abende folgte jenem ersten, und einer der schönsten kam bald danach.

Am 7. März 1882 wurde zum ersten Male in Deutschland am königlichen Theater zu Hannover „Harold“ gespielt. Als am Schlusse des Stückes[1]) Harold, das Sachsenbanner über dem Haupte schwingend, zum Kampfe gegen die Normannen hinausstürmte, brach im Theater tosender Jubel aus. Auf dem Banner war im roten Feld das weiße springende Sachsenroß gemalt — die Niedersachsen von Hannover hatten ihre Fahne erkannt.

Nach der Aufführung des „Harold“ wurde in den Bürgerkreisen der Stadt über den Dichter des Stückes gesprochen. Man hatte erfahren, daß ich in Berlin lebte. „Aber ein Preuße kann er nicht sein,“ hieß es. „Warum denn nicht?“ „Weil bei den Preußen so etwas nicht wächst.“ Als ich das Wort erfuhr, ging es mir bitter ins Herz. So also dachte und fühlte man

[1]) Richtiger am Schluß des vierten Aktes. A. d. H.

noch im Jahre 1882 von uns Preußen in Hannover; immer noch waren wir ihnen die Eroberer, die Normannen, die Barbaren. Wer da Abhilfe zu schaffen, wer da Geist zu Geist, Herz zu Herz zu führen vermöchte — welch eine Aufgabe!

Und bald darauf erlebte ich etwas Merkwürdiges; spät in der Nacht fuhr ich nach Berlin zurück; im Restaurationszimmer des Bahnhofes erwartete ich die Ankunft des Zuges. Während ich einsam in Gedanken saß, bemerkte ich an einem Tische, wenige Schritte von mir, eine Gruppe von Männern, die sich flüsternd unterhielten. Ihre Blicke gingen zu mir herüber. Hatten sie mich erkannt? Es schien beinahe, denn plötzlich erhob sich von den Männern einer und trat an mich heran.

„Habe ich die Ehre — mit Herrn von Wildenbruch?“

Ich stand auf: „Der bin ich.“

Der Mann sah mich an, und trotz der zehn Jahre, die seitdem vergangen sind, sehe ich die treuherzigen Augen noch heute.

„Herr von Wildenbruch,“ sagte er, indem er mir die Hand bot, „Sie könnten etwas Großes tun. Ein Stück sollten Sie schreiben, in dem Sie zeigen, wie Hannover sich mit Preußen versöhnt. Das müßte hier gespielt werden, in unserem königlichen Theater, das könnte etwas machen, etwas Großes, Ihnen würden die Hannoveraner glauben.“

Vom Bahnsteig läutete die Glocke zum Einsteigen. Ich hatte keine Zeit mehr, dem Manne zu antworten, vielleicht hätte ich ihm in dem Augenblick auch nichts zu antworten vermocht. Nur in die Augen konnte ich ihm sehen, die Hand ihm drücken, dann mußte ich fort.

Die Männer, die mit ihm zusammensaßen, hatten alle die Augen auf mich gerichtet, und indem ich mich nach der Tür wandte, nickten sie mir schweigend zu, als wollten sie bekräftigen und bestätigen, was jener mir gesagt hatte.

Es ist lange her seitdem, aber der Vorgang lebt in meiner Seele, als hätte er sich gestern zugetragen. Wer waren diese Männer? Einfache Bürger von Hannover; und in den Herzen dieser einfachen Männer war ein solches Bewußtsein von der Kraft und Gewalt der dramatischen Dichtung, daß sie in einem Drama eine politische Tat-Handlung erblickten.

Wenn ich damals hätte in die Zukunft sehen können! Wenn ich damals diesen Leuten hätte sagen müssen: „In zehn Jahren wird es so stehen, daß in Hannover überhaupt keine Stätte

mehr sein wird für die große dramatische Dichtung, in zehn Jahren wird es kein königliches Theater in Hannover mehr geben!“ Denn dieses war es, was ich neulich geträumt habe, dies ist es, was mich im Wachen verfolgt.

Mir träumte, ich stände im königlichen Theater zu Hannover, ganz einsam in dem weiten, schönen, feierlich geschmückten Raum.

Vom herabgelassenen Vorhange blickte Gott Apoll hernieder, auf dem Wagen stehend, von weißen Rossen gezogen. Ein tiefes Schweigen herrschte. Und plötzlich war mir, als würde von draußen ein Wort hereingeflüstert, ganz heimlich und leise, als schämte und fürchtete es sich vor sich selbst: „Schließt zu.“ Und das Geflüster lief durch alle Sitzreihen, durch alle Ränge, hinauf und hinunter, bis daß es wie ein schwerer, dumpfer Seufzer durch das Haus rauschte: „Schließt zu.“ Der gemalte Gott auf dem Vorhange wurde von Fleisch und Blut; seine Augen rollten und fragten: „Warum?“ Und das Geflüster kroch zu ihm herauf wie eine Spinne mit langen Schneiderbeinen und zischelte ihm zu: „Weil man dahinter gekommen ist, daß es Blech ist, was man früher gesagt hat, daß die Dichter mit den Königen gehen sollen — darum macht, daß ihr hinauskommt, ihr Götter und Göttinnen! Seht zu, wie ihr euch durch das Leben und die Welt schlagt und wie ihr anständige Abendkassen zusammenbringt! Mit dem alten Faulenzerleben ist es aus, das sogenannte königliche Theater hat ein Ende.“

Und in dem Augenblick, als ich das vernahm, als ich ein Knistern und Krachen hörte, das wie ein Echo des abscheulichen Wortes durch den ganzen ehrwürdigen Bau lief, hatte mich der Traum aus dem Theater hinaus, mitten in die Stadt versetzt, und ich hörte und sah, wie das Wort von Tür zu Tür, von Haus zu Haus lief, und die Mauern der Häuser wurden durchsichtig vor meinen Augen, daß ich die Menschen darin sitzen sah, ganz blaß, ganz betäubt, ganz erschlagen von dem Worte, das keiner glauben wollte, weil es unglaublich klang: „Das königliche Theater hat ein Ende.“

Nur eine Stelle war in der Stadt, da weckte die Nachricht keine Niedergeschlagenheit, sondern gellenden, jubelnden Hohn. Das war da, wo die Unversöhnlichen in Hannover sitzen. Eine schneidende Stimme brach hervor: „Da habt ihr euere Preußen! Nun könnt ihr die Suppe ausessen, die ihr euch mit ihnen

zusammen eingebrockt habt, ihr Preußenfreunde! Ihr Anbeter der Gewalt! Das Theater, das unsere Könige uns gebaut, das ihre Könige zu erhalten versprochen haben, in dem die Kunst gehegt und gepflegt worden ist, wie ein Heiligtum, aus dessen Mauern Künstler und Künstlerinnen hervorgegangen sind, die ganz Deutschland mit ihren Namen erfüllten, die dem königlichen Theater in Berlin selbst Ruhm und Glanz gebracht haben, unser Theater, unseren Stolz, unsere Ehre, unser teuer bewahrtes Kleinod, das schließen sie euch vor der Nase zu, dem reißen sie den Königspurpur von den Schultern, daß es nun dasteht in unserer Mitte wie ein Rumpelkasten, der besser gar nicht mehr wäre, als so!"

Und in dem Augenblick taten sich rechts und links die Türen an den Häusern auf und aus den Häusern brachen die Menschen hervor; aus allen Straßen, die auf den Markt mündeten, von allen Ecken und Enden kam es heran, zu Scharen gedrängt, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen und wie von einer wütenden Gewalt getrieben, drängten sie sich alle um mich, der ich mitten auf dem Markte stand. Augen, die freundlich geblickt hatten, sahen mich voll drohendem Grolle an; Hände, die sich in meine gelegt hatten, ballten sich zur Faust: „Ist es wahr, was die da sagen?" schrien sie mich an. „Ist es wahr, daß ihr uns die Perle aus unserer Stadt brechen wollt, ihr Preußen?"

Ich wollte erwidern, wollte ihnen zurufen: „Nein — nein — es ist nicht so" — aber ich konnte nicht — der Laut blieb mir in der Kehle stecken, und ich schwieg.

Und als sie mich dastehen sahen, wie einen verstummenden Schächer, verdoppelte sich ihre Wut.

„So also seid ihr, ihr Preußen? Wir haben euch geglaubt — und so haltet ihr das Versprechen, das ihr uns gegeben? Wir haben ehrlich Freundschaft mit euch halten wollen — und das ist der Lohn, daß ihr das an uns tut: daß ihr dem Lande Hannover sein Theater nehmt? Denn das weißt du doch, daß das Theater auf dem Georgsplatze nicht für die Stadt Hannover nur, sondern für das ganze Land Hannover war. Daß seine Schauspieler hinauszogen ins Land und ihm die Dichtungen brachten, die sie hier gespielt? Daß die Leute aus den kleinen Orten hereingezogen kamen zur Stadt Hannover, um einen schönen, reichen, stolzen Abend im königlichen Theater

zu verleben? Und diesen Strom des Geistes, der ins weite Land hinausging, grabt ihr uns ab? Diesen Quell des Guten, Großen und Schönen schüttet ihr uns zu? Warum das? Gib uns Antwort! Warum das? Warum —“

Und als das schreckliche „Warum?“ in meinen Ohren dröhnte, raffte ich mich noch einmal auf, um etwas zu sagen, etwas zu erwidern — und ich fand nichts. Wie ein Verzweifelnder, wie ein Fisch, der, aufs Trockene geworfen, nach Luft schnappt, so suchte ich nach einer Erklärung — und ich fand keine; keine Erklärung, keine Rechtfertigung, kein Wort, überhaupt — nichts! Wie am Pranger stand ich da, unter all den fragenden, forschenden, staunenden Augen — und da überkam mich etwas, etwas Entsetzliches, was ich nie geglaubt hatte, daß es mir je im Leben kommen könnte — ich schämte mich, daß —

Aber in dem Augenblicke wachte ich auf — Sonnenschein blickte in mein Fenster — es war alles nur ein Traum gewesen — Gott sei Dank! Indem ich mir den Angstschweiß von der Stirn trocknete, mußte ich schon lachen: als ob unsere Könige keine Hohenzollern wären; als ob so etwas geschehen könnte, da wo Hohenzollern sind. — Aber was der Mensch nicht alles träumen kann — man sollte es kaum für möglich halten.

Vom Schriftstellertag in Wien
(1893)

In Wien hat während des Pfingstfestes der deutsche Schriftstellerverband in Generalversammlung getagt.

Ob es der Frühling gewesen ist, der strahlend im Donautale eingekehrt war, der die Kastanien des Praters mit weißen und die Kastanien des Stadtparkes mit roten Blüten überschüttet und den ganzen Wiener Wald wie ein smaragdgrünes Riesenbukett sich vor die Brust gesteckt hatte, ob es die Gastlichkeit der Wiener Männer, oder die Lieblichkeit der Wiener Frauen, ob es der herzgewinnende Zauber der unverwelklichen alten Kaiserstadt, oder was es sonst gewesen ist — soviel steht fest, daß von den Teilnehmern an diesen Tagen keiner hinweggegangen sein wird, ohne das Gefühl mitzunehmen, daß es sich in den Gehegen des deutschen Schriftstellertums zu regen beginnt, wie sprossendes

Leben, wie neues Hoffen, daß Keime gepflanzt worden sind, aus denen etwas werden kann, wenn die Sonne hinzukommt, die jedes menschliche Werk zum Wachstum braucht, der gute Wille und der tatkräftige Fleiß.

Von den mancherlei Beschlüssen, die in Wien gefaßt worden sind, sollen hier zwei hervorgehoben werden, welche bemerkenswert sind, weil sie über den engen Bezirk innerer Verbandsinteressen hinausgehen, weil sie den ersten Ausblick in groß und weit gedachte Verhältnisse eröffnen, den Grundstein zu einem Bau gelegt haben, aus dem wirklich eine allgemeine deutsche Schriftstellervereinigung erwachsen kann, nicht nur dem Namen und der Form, sondern der Sache und dem Inhalte nach.

Wie den Stein des Sisyphus wälzt das deutsche Schriftstellertum seit Jahren und Jahrzehnten den Plan vor sich her, für seine Alten und Invaliden eine Pensionskasse zu begründen. Hundertmal unternommen und hundertmal eingeschlafen ist der Gedanke immer wieder aufgewacht beim Anblick dieser unglückseligen Menschen, dieser Ärmsten der Armen, die einst geschrieben und geschaffen haben und jetzt nicht mehr schaffen können, deren Leben fast ausnahmslos mit einem Frühlingsmorgen voller Hoffnungen begonnen hat, um in einer finstern Nacht trostloser Verzweiflung zu endigen, die den Tisch für andere gedeckt haben, und hungrig von der Tafel des Lebens aufstehen, von deren Dasein man in Deutschland meistens erst Notiz zu nehmen pflegt, wenn es vorbei ist, wenn das Geld zu einem Grabsteine für sie zusammengebettelt wird.

Ja — Deutschland, du Land der Dichter und Denker und der Leihbibliotheken! Hundertmal unternommen, ist der Plan immer wieder stecken geblieben, weil er mit unzureichenden Mitteln unternommen war, weil ihm der Lebensodem des allgemeinen Interesses fehlte, weil jede lokale Vereinigung für sich eine solche Kasse zu gründen versuchte, ohne danach zu fragen, was die anderen taten.

Wie ein Trompetenstoß wirkte daher die Nachricht, daß in München der Plan gefaßt worden sei, eine Pensionsanstalt zu begründen, welche endlich über den partikularistischen Rahmen hinausgehen, welche das ganze gesamte deutsche Schriftstellertum einheitlich umfassen sollte.

Und es ist nicht bei dem Plane geblieben. Mit einem Eifer, der nicht rühmend genug anerkannt werden kann, haben

die Münchener Schriftsteller, die wackeren Männer, Hand ans Werk gelegt; ein Angehöriger des bayrischen Königshauses ist in eigener Person an die Spitze des großen Unternehmens getreten, und so ist ein Pensionsstatut zustande gekommen, das nach dieser oder jener Seite des weiteren Ausbaues bedürfen mag, das aber vorläufig ein Schutzdach bietet gegen die Unbilden eines hilflosen Alters, ein Haus, in welches die deutschen Schriftsteller eintreten können. In seiner Wiener Generalversammlung hat nun der Schriftstellerverband beschlossen — und dies war der erste seiner Beschlüsse — das so gebaute Haus zu beziehen, Abstand zu nehmen von jeder partikularistischen Ausarbeitung einer eigenen Pensionsanstalt, Hand in Hand mit den Münchener Genossen an deren Bau weiter zu bauen und alle seine Mitglieder zum Eintritt in die Münchener Pensionskasse aufzufordern.

An alle Schriftsteller, welche heute dem Verbande angehören und künftig angehören werden, richtet sich daher die Mahnung: Tretet ein! denkt an eure Zukunft, an die niemand denkt, wenn ihr es nicht selbst tut! Spart jetzt, da ihr noch sparen könnt, den geringfügigen jährlichen Beitrag und zahlt ihn bei der Verbandskasse ein, die ihn zu der Münchener Pensionskasse abführen und dafür sorgen wird, daß ihr als Anwärter auf dereinstige Unterstützung vermerkt werdet.

Aber nicht an sie allein, sondern an alle, die ein Gefühl dafür haben, daß das Schriftstellertum einer Nation eine Sache von nationaler Bedeutung, die Literatur einer Nation, gewordene und werdende, ein Wertmesser der Nation gegenüber der Welt ist, daß es für ein Kulturvolk von einschneidender Bedeutung ist, ob seine Schriftsteller sich als abhängige Leute und als Bettler oder als selbständige, freie Männer fühlen, an sie alle richtet sich die Mahnung: „Geht dieser Sache nicht achtlos vorüber, denn sie ist wichtig und groß."

Aus den Beiträgen der Schriftsteller allein können sich die Fonds nicht bilden, aus denen Invalidengelder und Pensionen gezahlt werden sollen, dazu bedarf es der Zuschüsse von anderen Seiten, der großen Zuschüsse. Mögen sich die Verleger und Buchhändler dies in erster Linie zu Herzen nehmen; mögen es sich aber daneben alle gesagt sein lassen, die sich an deutschem Schrifttum in Prosa, Vers und Dramatik erfreuen und erbauen.

Aufhören soll die Unterstützung des einzelnen, die den einzelnen, indem sie ihn beschenkt, erniedrigt; in der Münchener Pensionskasse ist die Zentralstelle geschaffen, zu welcher jeder, der Herz und Hand für die große Sache offen hat, sein Scherflein beisteuern kann; und daß es eine solche Zentralstelle jetzt gibt, das ist das Segensreiche der neuen Errungenschaft. Neben diesem ersten Beschlusse und im inneren Zusammenhange damit ist ein zweiter zur Annahme gelangt, der, wenn er richtig ausgearbeitet wird, für das deutsche Schriftstellertum vielleicht noch größere Bedeutung erlangen kann als jener.

Vor einigen Jahren hat sich im Schriftstellerverbande eine Sezession vollzogen. Eine Anzahl, meist jüngerer, Schriftsteller ist aus dem Verbande ausgetreten und hat eine für sich bestehende Genossenschaft begründet. Die Trennung, die ursprünglich aus persönlichen Gründen erfolgte, ist zu einer sachlichen geworden; andere wirtschaftliche Prinzipien als sie im Verbande bestehen, sind in der Genossenschaft zur Geltung gelangt; beide Vereinigungen sind, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, in ein immer schärfer sich zuspitzendes Rivalitätsverhältnis geraten.

Die Übelstände einer solchen Lage, die um so deutlicher hervortraten, als sie sich in Berlin, im Vororte des deutschen Schriftstellertums, geltend machten, sind von beiden Seiten empfunden worden. In seiner Wiener Generalversammlung hat nun der deutsche Schriftstellerverband den ersten Schritt zur Aufhebung derselben getan, indem er den Willen zur Wiedervereinigung mit der Genossenschaft kundgegeben, und Maßregeln ins Auge gefaßt hat, um diese Wiedervereinigung praktisch durchzuführen.

Es könnte scheinen, als handelte es sich hierbei nur um eine Angelegenheit von innerer, wesentlich berlinisch lokaler Bedeutung, für welche das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen nicht der Mühe verlohnte.

Dem ist jedoch nicht so. Die Wiedervereinigung zwischen Verband und Genossenschaft bedeutet vielmehr die Inangriffnahme eines großen neuen Gedankens; sie ist nicht Selbstzweck, sondern nur der erste Schritt auf dem Wege, der zu der lange ersehnten, niemals vollbrachten einheitlichen Organisierung aller deutschen Schriftsteller führen soll.

Selbständigkeit des einzelnen Schriftstellers, ungeschmälerter

Entgelt seiner Leistung, das ist das Endziel, welchem die allgemeine Organisation aller Schriftsteller dienen soll. Daß sie sich dieses Gedankens bewußt waren, haben die zu Wien versammelten Mitglieder des Verbands durch die Art bekundet, wie sie ihren Beschluß faßten. Denn es kommt nicht allein darauf an, was man beschließt, sondern wie man beschließt. Keiner namentlichen Abstimmung hat es bedurft, kein Für und Wider hat stattgefunden, einstimmig, durch Akklamation ist der Beschluß zur Wiedervereinigung gefaßt worden. Das Ziel ist erkannt; der Weg dahin ist mühselig und schwer; ihn zu bewältigen, das ist jetzt die Aufgabe.

Damit es möglich werde, richtet sich jetzt zunächst an die, welche es angeht, nämlich an alle deutschen Schriftsteller die Mahnung: „Kommt zum Werke, und bleibt nicht fern stehen!"

Die Genossenschaft wird die Hand, die der Verband ihr gereicht hat, aufnehmen, daran ist kein Zweifel; denn in der Genossenschaft lebt, wie in dem Verbande, das Verständnis für die Lage der Sache.

Aber es gibt zahlreiche Schriftsteller, die weder dem Verbande noch der Genossenschaft angehören, und zu ihnen gehört leider ein großer Teil derjenigen, deren Namen in Deutschland Ansehen und Bedeutung hat.

An diese nun ergeht die Aufforderung, und zwar die ganz entschiedene Aufforderung: „Gebt eure Isoliertheit auf, tretet einer der beiden Vereinigungen bei!"

In England und Frankreich gilt es als eine Ehrenpflicht der angesehenen Autoren, daß sie den schriftstellerischen Vereinigungen ihres Landes angehören; dadurch sind diese zu Faktoren geworden, mit denen die öffentliche Meinung und die Gesellschaft rechnen muß.

In Deutschland steht es umgekehrt. Darum gelten bei uns die Vereinigungen und Interessen der Schriftsteller als eine Sache, um die sich die Gesellschaft nicht zu kümmern braucht.

Das ist ein trauriger Zustand. Eines Kulturvolkes unwürdig ist es, daß jemand Zutritt zur Gesellschaft erlangt, nicht weil, sondern obgleich er Schriftsteller ist.

Aber dieser Zustand wird fortdauern, solange die bedeutenden Schriftsteller durch ihr Fernbleiben den Glauben in der Gesellschaft erhalten, daß es sich bei jenen Vereinignngen um untergeordnete Dinge handelt, solange sie ihnen durch ihr Fernbleiben

den Stempel des Verächtlichen aufdrücken, solange sie nicht zu der Einsicht gelangen, daß ihre Anteilnahme nicht in der Absicht verlangt wird, daß sie herabsteigen, sondern daß sie das Niveau des deutschen Schriftstellertums emporheben sollen.

Ich kenne den Einwand natürlich sehr wohl, der sich gegen all diese Ausführungen erheben wird und welcher dahin lautet: „Werden die Leistungen der deutschen Schriftsteller dadurch besser werden, daß diese sich organisieren?"

Von hundert werden neunundneunzig mit einem raschen „Nein" bei der Hand sein — ich erlaube mir, mein „Ja" dagegen einzusetzen.

Die höchste Leistung, das weiß ich, bleibt ewig inkommensurabel und abhängig von der Individualität — die Durchschnittsleistung aber läßt sich heben, wenn man die Bedingungen hebt, unter denen sie entsteht.

Diese Bedingungen sind gegenwärtig trauriger Natur.

Abhängigkeit, das ist der Stempel, den das deutsche Schriftstellertum an der Stirn trägt, Abhängigkeit von sichtbaren und unsichtbaren Tyrannen. Wer nicht wirtschaftlich frei ist, ist überhaupt nicht frei, und der Schriftsteller muß frei sein, denn er verwaltet die höchsten Güter der Nation.

Die schlimmste Pest für ein Volk ist eine Literatur, die von anderen als von wahrhaft freien Männern ausgeübt wird. Ihnen diese Freiheit zu erringen, das ist das Ziel, dem die neue Organisation der Schriftsteller dienen soll.

Ich meine, es ist ein großes Ziel; ich meine, daß alle, in erster Linie die namhaften Schriftsteller mithelfen sollten an dem Versuche. Was hat sie denn zurückgehalten? Was hält sie zurück? Vielleicht der Gedanke, daß sie zu ihrem eigenen Fortkommen einer solchen Vereinigung nicht bedürfen? Das wäre ein kurzsichtiger Egoismus. Dadurch eben, daß sie sich selbst helfen können, sind sie ja imstande und berufen, der allgemeinen Sache zu helfen.

Oder vielleicht die Befürchtung, daß sie genötigt werden könnten, mit Elementen zusammen zu sitzen, die unter ihrer Würde sind?

Dem wird abgeholfen werden. Als fundamentales Prinzip wird der Grundsatz gelten, alle unsauberen und dilettantenhaften Elemente auszumerzen.

Man wird sich als Schriftsteller auszuweisen haben, wenn

man zu den Schriftstellern gehören will. Lesen und Schreiben gelernt haben tut's freilich noch nicht. Also meine Herren — die Türen sind geöffnet — was hindert noch, daß ihr eintretet? Eure Namen gehören dazu, damit die Gesellschaft in Deutschland das Wort „Schriftsteller“ endlich mit dem Tone auszusprechen lernt, mit dem es in anderen Ländern ausgesprochen wird; eure Namen muß man hören, wenn die Ohren des Staats, die bisher taub gewesen sind, hörend werden sollen für die Stimme des Schriftstellertums.

Es ist undenkbar, daß jemand den Mangel in unserem Staatsleben nicht empfände, daß während in demselben für Wissenschaft und Kunst, für alle geistigen Faktoren staatliche Anerkennung und Vertretung besteht, nur solche für die Literatur, für den Geist des nationalen Geistes, nicht vorhanden ist.

Der Mangel ist empfunden worden, seit langem und von allen, die überhaupt über solche Dinge bisher nachgedacht haben.

Der Zweck dieser Zeilen ist, nachzuweisen, daß diese Dinge Angelegenheiten aller sind, daß es Aufgabe aller ist, darüber nachzudenken.

Da wo ein Mangel ist, muß der Wille zur Abhilfe vorhanden sein; da wo ein Wille, da ist auch ein Weg; der Weg ist angedeutet — also denn, voran!

Das Heine-Denkmal

Eine Antwort (1894)

Meiner Ansicht nach ist in der Sache alles gesagt. Es handelt sich nicht mehr um Gründe und Gegengründe, sondern um Empfindungen.

Aus meiner Empfindung heraus erfolgt meine Antwort [1]).

---

[1]) Diese „Antwort“ ward eingeführt durch die nachfolgende redaktionelle Bemerkung: „Daß Heine in Düsseldorf zunächst kein Denkmal erhält, ist nach glorreichen Kämpfen von den Dunkelmännern siegreich durchgesetzt worden. Das „goldene“ Mainz beschloß darauf, sich selbst durch ein Monument des Dichters zu verschönen und zu ehren; denn Heine selbst, dessen Werke in keinem gebildeten deutschen Haus fehlen können, bedarf solcher Auffrischung seines Gedächtnisses nicht. Und nun beginnt man wiederum zu debattieren, ob es denn recht und billig sei, was in Mainz geschehen soll. Auf dieses erbauliche Schauspiel erlaubten wir uns Ernst von Wildenbruch hin-

Ich bin ein Deutscher von stark ausgeprägtem Nationalgefühl.

Mein Nationalgefühl ist aber nicht ein solches, daß es bei der rechten Hosennaht anfängt, um bei der linken zu enden, es ist auch kein Kultus, kein Weihrauchschwingen vor einem Altar, auf dem Germania in altgermanischer oder mittelalterlicher Tracht paradiert, es ist Liebe. Und weil ich dem Grundsatze nicht huldige, daß Liebe blind macht, bin ich nicht blind gegen die Schwächen Deutschlands und gegen die Gefahren, die es bedrohen.

Zu diesen rechne ich vor allen den geistigen Pauperismus, der sein Calibangesicht über Deutschland zu erheben beginnt. Ich verstehe darunter die Verödung an Kopf und Herz, die sich bei uns auszubreiten beginnt.

Den hauptsächlichen Grund zu dieser Erscheinung erblicke ich in der von Tag zu Tag fortschreitenden Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität. Darum sollten sich, meiner Ansicht nach, die wahrhaft Gebildeten von ganz Deutschland einmütig zusammenfinden, wo sich die Gelegenheit bietet, diesem Respekte vor dem Geiste durch eine greifbare Handlung Ausdruck zu verleihen.

Und eine solche Gelegenheit ist hier geboten.

Kein Mensch, ob persönlicher Freund oder Feind Heinrich Heines, zweifelt ernsthaft an der Größe seines Geistes. Kein Mensch ist sich ernsthaft unklar darüber, daß Heinrich Heine mit seinen Werken die Seele Deutschlands beschenkt und bereichert hat.

Darum sollten sich die Gebildeten Deutschlands klar darüber sein, daß die Frage ganz falsch behandelt wird, wenn man sie von dem beschränkten pro- oder antisemitischen Standpunkte aus behandelt; sie sollten sich klar sein, daß eine viel größere, wichtigere Frage zur Entscheidung steht.

Diese Frage aber lautet:

Soll in Deutschland Geistesgröße immer und unter allen Umständen anerkannt und soll der Persönlichkeit, von der sie, zum Wohle Deutschlands, ausgegangen ist, Dank in sichtbarer

---

zuweisen. Dieser Dichter, dem man sicher nachrühmen kann, daß in seinen Werken heute der vaterländische Ton am kraftvollsten erklingt, schreibt uns darauf":

Gestalt bewahrt werden — oder soll es in Deutschland Zeiten und Stimmungen geben dürfen, wo Geist hinwegdekretiert, Verdienst als nicht vorhanden, Dankbarkeit als überflüssig erklärt wird?

So steht die Frage, und so lautet sie.

Wer in der Beantwortung derselben zweifeln will, der zweifle — ich für meine Person habe sie beantwortet, indem ich dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Heine beigetreten bin.

Indem ich Ihnen, geehrter Herr, freistelle, von dieser meiner Äußerung in der ‚Nation' Gebrauch zu machen, verbleibe ich

Berlin, den 1. April 1894

hochachtungsvoll ergebenst
Ihr
Ernst v. Wildenbruch.

Besinnt Euch!
(1895)

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 21. Februar 1895 hat sich folgendes begeben:

Vom Ministertische aus war erklärt worden, daß in Berlin eine Menge neuer Theater entstanden wären, die zunächst auf Erwerb ausgingen und verdienen wollten, denen es nicht mehr darauf ankäme, gute Sitte und edlen Sinn zu pflegen, sondern darauf, möglichst viel zu verdienen, selbst auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.

Diesen Äußerungen folgte lebhafte Zustimmung von rechts und aus dem Zentrum, und dann ertönte von dieser Seite der Zuruf: „Wie die meisten Schriftsteller!"

Kein Ordnungsruf erfolgte auf diesen Zuruf, keine Rüge, nicht einmal ein Widerspruch. Es hat also im preußischen Abgeordnetenhause den deutschen Schriftstellern — denn an die nichtdeutschen wird der Herr wohl kaum gedacht haben — ungestraft gesagt werden dürfen, daß die Mehrzahl von ihnen nur schriebe, um recht viel Geld zu verdienen, auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der größte Teil des Publikums achtlos an dem Worte vorübergegangen.

Man könnte fragen, warum ich es aufgreife?

Ich habe zweimal, vom Vertrauen der deutschen Schriftsteller berufen, an der Spitze von zwei der größten Schriftsteller-Vereinigungen gestanden. Ich bin von diesen Stellungen zurückgetreten, weil Arbeit anderer Art mich überbürdete; mein inneres Verhältnis zu den Schriftstellern und ihrer Sache ist dasselbe geblieben, das es war.

Darum will ich dem Zwischenrufer hiermit quittieren. Denn es handelt sich um eine Verleumdung — und ich bin der Ansicht, daß man in einer Zeit, da die Verleumdung wuchert, sie beim Kragen nehmen soll, wie man das Unkraut anfaßt und ausreißt und dahin wirft, wohin es gehört.

„Aber was willst du denn?“ wendet man mir ein, „er hat ja gar nicht gesagt ‚alle‘, sondern nur ‚die meisten‘, es braucht sich also der einzelne gar nicht getroffen zu fühlen.“

Sehr richtig — es braucht sich keiner getroffen zu fühlen, aber es kann es ein jeder. Es ist, wie wenn jemand an einem Hause vorübergeht, hinter dessen Fenstern er Menschen versammelt weiß, die er nicht leiden kann. Er nimmt einen Stein von der Straße auf und wirft ihn durch die Fensterscheiben ins Zimmer. Irgendeinen wird er schon treffen — hoffentlich möglichst viele. Sollte einer sich beschweren — nun, mein Gott, er hat ja nicht „alle“ treffen wollen, sondern nur „die meisten“. Denn die meisten von denen da drinnen kann er nun einmal nicht leiden.

Nein — er kann sie nicht leiden; und das eben ist es, was die Sache zu einer ernsten macht.

Das Wort ist ein Symptom, das Symptom für eine Stimmung, vor der gewarnt werden muß, weil sie einen neuen Spalt in den von Leidenschaften zerklüfteten Boden Deutschlands zu reißen droht; aus dem Worte spricht der Haß.

Und wenn man daraus, daß dieser Ausdruck des Hasses unbeanstandet bleiben konnte, den Schluß ziehen darf, daß die Stimmung, die ihn hervorbrachte, eine allgemeinere ist, so erscheint es an der Zeit, daß man denen, in deren Herzen solche Empfindungen kochen, ein „Besinnt Euch!“ zuruft.

Woher dieser Haß? Gegen wen dieser Grimm?

Sehr einfach daher, daß vieles von dem, was heute in Deutschland geschrieben wird, dem Zwischenrufer und mit ihm gewiß sehr vielen anderen nicht gefällt, und daß sie denen zürnen, die so unliebsame Sachen schreiben.

Um die Sache mit einem Namen zu nennen: sie können den heutigen Naturalismus nicht leiden.

Gut, meine Herren. Es gibt auch unter den Schriftstellern manche, denen der Naturalismus ebensowenig sympathisch ist wie Ihnen. Zu diesen rechne ich zum Beispiel mich selbst.

Ich liebe die Hervorbringungen des Naturalismus ihrer überwiegenden Zahl nach keineswegs — wobei allerdings gesagt werden muß, daß heutzutage Naturalismus häufig mit dem Realismus, dem Nährboden aller echten und rechten Dichtung, verwechselt wird.

Aber es ist zweierlei, die Werke eines Verfassers nicht lieben und den Verfasser deshalb moralisch an den Pranger stellen.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß man mich für einen Anwalt des Naturalismus und seiner Vertreter hält.

Das, wofür ich spreche und sprechen muß, ist etwas viel Größeres als eine vereinzelte literarische Richtung, es ist die Literatur selbst. Denn eine Gefährdung der Literatur bedeutet es, wenn man Verfassern deshalb, weil ihre Werke einem nicht gefallen, verwerfliche Motive des Schaffens unterschiebt.

Durch Anklagen solcher Art, durch die man die Vertreter der Literatur zu Feinden der Nation stempelt, trägt man Verbitterung in die Herzen der Schaffenden und Mißtrauen in die Seelen der Empfangenden.

Wenn man für Anschauungen solcher Art die Arme des Staates zur Unterstützung ruft, so tötet man das Lebenselement jeglicher Literatur, die individuelle Freiheit.

Es gibt keine Literatur und hat, solange Menschen denken und dichten, nie eine gegeben, ohne daß dem schaffenden Individuum die Freiheit zugestanden war, die großen Fragen der Weltordnung und Sittlichkeit aus seiner eigenen Seele heraus zu beantworten.

Inquisitionstribunale und Scheiterhaufen haben Einspruch erhoben gegen diese Berechtigung — aber die Tribunale sind zersprengt, die Scheiterhaufen erloschen und das Recht ist geblieben. Es muß also wohl etwas Unsterbliches an diesem Rechte sein.

Ich gebe zu, daß unreife Geister, im Besitze solcher Freiheit, zur Zügellosigkeit verlockt werden können. Dann prüfe man den einzelnen Fall und, wenn es ernsthaft not tut, richte man.

Aber man verallgemeinere nicht!

Man erkläre nicht Acht und Bann über geistige Bewegungen, bevor man sich die Mühe gegeben hat, die Entstehung einer solchen Bewegung aus ihren inneren Gründen zu verstehen. Und wenn man als Abgeordneter des Landes Worte spricht, die im Lande gehört werden, so werde man sich klar darüber, daß man dem Geiste seines Landes Schaden zufügt, wenn man Bewegungen, zu deren Erklärung es tiefdringender psychologischer Erkenntnis bedarf, mit einem kurzen, rohen Worte auf äußerliche und gemeine Entstehungsursachen zurückführen will.

Man gebe den Versuch auf, unter staatlicher Oberaufsicht eine allgemein gültige Brille schleifen zu wollen, durch deren Gläser die schaffenden Individuen zu sehen haben, wenn sie die Welt betrachten. Wäre es denkbar, daß ein derartiger Versuch gelänge, so würde er eine Literatur hervorbringen, schlimmer als die zügellose, eine feige.

Denn eine zügellose Literatur mag für den Augenblick gefährlicher erscheinen — eine feige ist auf die Dauer tödlich.

Die Literatur eines Volkes ist das Salz, dessen das Volk für seinen Knochenbau bedarf. Eine feige Literatur ist kein Salz.

Eine solche Literatur wird vielleicht niemanden im Schlafe stören — aber sie wird auch keinen großen Gedanken wecken. Sie wird vielleicht zu keiner gefährlichen Leidenschaft anstacheln — aber auch nie das Feuer edler Leidenschaft entzünden. Wollen wir einen solchen Zustand für Deutschland bereiten? Soll das mündig und mannbar gewordene deutsche Volk freiwillig zurückkehren in die Wiege, zu Ammenlied und Kindersyrup? Man befreie sich von greisenhafter Ängstlichkeit, indem man den Dingen ins Gesicht sieht.

Wie viele von denen, die über die heutige Literatur zetern, kennen sie denn überhaupt? Drei Viertel von dem, was darüber gesagt wird, spricht einer dem anderen blindlings nach!

Ist die Bewegung der heutigen Literatur denn etwa auf Deutschland beschränkt? Oder etwa in Deutschland entstanden?

Nein — es ist eine Bewegung, die durch ganz Europa, durch die gesamte Kulturwelt geht. Gibt denn das gar nichts zu denken?

Wissen denn die Herren wirklich nicht, daß, solange es eine Menschheitsliteratur gibt, Erscheinungen dieser Art wieder

und immer wieder aufgetreten sind? Daß jede junge Generation von dem treibenden Gedanken der Zeit fortgerissen worden ist und zu schieben geglaubt hat, während sie geschoben wurde?

Wenn solches an der jungen Generation des heutigen Deutschlands geschieht, so kann man es einfach als eine Naturnotwendigkeit bezeichnen.

Man kann es beklagen, daß in diesen Seelen das nationale Empfinden sich dem Eindringen fremder internationaler Mächte nicht stärker widersetzt hat — aber man darf nicht vergessen, daß die unmittelbar vorhergegangene Epoche, die in Konventionalität verwaschen und verblaßt, auch für das Vaterlandsgefühl nur noch halbe und gedämpfte Töne in der Brust hatte, dieses trotzige Aufbäumen jugendlicher Individualität gewissermaßen herausgefordert hat.

Man kann mit glühender Seele an der Wiederauferstehung und Weiterentwicklung Deutschlands seit 1870 hängen — aber man kann begreifen, daß das Gründertum und der Plutokratismus, der hinter den großen Ereignissen daherkam, wie der bucklige Thersites hinter den homerischen Helden, die Gemüter der Jugend zu leidenschaftlicher Empörung aufgestachelt hat. Ja, es muß ausgesprochen werden, daß es nicht der schlechteste Bestandteil der deutschen Natur ist, der zu solcher Auflehnung trieb, und wenn man dieser Generation nachsagt, daß sie mit ihrer Gesinnung Schacher treibt, um Geld damit zu verdienen, so ist das der blanke, bare Unverstand, so ist das eine Verleumdung.

Es gibt unter den jungen Leuten dieser Richtung Fanatiker — daß aber Fanatiker gute Rechner wären, das habe ich noch nie gehört.

Wer die Verhältnisse kennt, kann über solche Behauptungen wirklich nur lachen.

Welches sind denn die Quellen, aus denen in Deutschland den Schriftstellern das Geld zufließt? Es sind die Familienjournale.

Glauben denn die Herren, daß die Werke des jüngsten Naturalismus Aufnahme in die Familienjournale finden?

Die Verleger dieser Blätter kreuzen und segnen sich davor, wie vor dem Gottseibeiuns.

Die Familienjournale aber stellen in Deutschland die breite

Heerstraße dar, auf welcher die Erzeugnisse der Literatur ins Volk gelangen.

Wozu also der Lärm von der vergiftenden Literatur, die ins Volk dringt, wenn es gar nicht wahr ist, daß sie zu ihm gelangt?

Die Verleger lehnen die Werke ab, weil sie wissen, daß sie mit einem Schlage hundert Abonnenten und mehr verlieren, wenn sie einen Roman oder eine Novelle bringen, die dem Familienoberhaupte im Hinblick auf seine Kinder Bedenken einflößt.

Wozu also die Bevormundung der Familie, wenn diese sich völlig genügend selbst bewacht. Glaubt der Zwischenrufer, daß die Schriftsteller des Naturalismus diese Verhältnisse nicht kennen? Sie kennen sie besser als er.

Und wenn diese Schriftsteller den unergiebigen Boden trotzdem weiter beackern — nun, so mag man von ihnen sagen, was man wolle, aber wenn man sagt, daß sie es tun, um möglichst viel Geld damit zu verdienen, so verleumdet man.

Darum ist zu verlangen, daß jemand, der an öffentlicher Stelle große Worte über die Schriftsteller in die Welt posaunt, erst etwas von dem verstehe, wovon er spricht.

Es ist zu verlangen, daß jemand, der über eine geistige Bewegung mitspricht, sich klar darüber sei, was eine solche Bewegung ist; daß es nicht das Ergebnis menschlicher Willkür, sondern daß es ein elementares Ereignis ist.

Wem der Wind nicht gefällt, der über das Feld weht, der bleibe zu Hause — wem die Werke einer literarischen Richtung nicht gefallen, der gehe nicht in die Theater, wo diese Werke gespielt werden, lese nicht die Bücher, wo sie gedruckt stehen. Niemand zwingt ihn dazu.

Aber er bilde sich nicht ein, daß er dem Winde gebieten und der Bewegung durch einen Zwischenruf Einhalt tun könne.

Jede geistige Bewegung trägt ihr Lebensgesetz in sich selbst, und nur in sich selbst.

Geht sie hervor aus augenblicklichen Wallungen der Menschheitsseele, so wird sie mit diesen vergehen, und keine Reklame wird sie am Leben erhalten, und nichts. Geht sie hervor aus den ewigen und unsterblichen Elementen des Menschengeistes, so wird sie unsterblich sein wie diese, und die Maßregeln, die man ihr in den Weg schiebt, werden unter ihr zerbrechen, nicht sie unter ihnen.

Darum lasse man ab von solchen Maßregeln, denn sie sind auf die Dauer entweder überflüssig oder vergeblich, für den Augenblick aber immer vom Übel, denn sie tragen etwas vom Schwefelgeruch der Inquisition an sich. Für Inquisition aber ist niemals Raum gewesen in Deutschland, und am wenigsten in dem Staate, dessen König als erster von allen Monarchen die Tortur abschaffte, in dem Preußen Friedrichs des Großen.

Echo

(1896)

Eine Oreade war es den Griechen, ein Wesen zwischen Göttern und Mensch, der Geist von Tälern und Höhen, Wäldern und Gebirgen, aus dessen Brust der geheimnisvolle Ton kam, den wir Echo nennen.

Sprache war ihr versagt, lautlos segelte sie dahin im unermeßlichen Raume — nur wenn der Mensch sie anrief, dann blieb sie stehen, dann erhielt sie Stimme, sprach sie zum Menschen. Und wenn der Mensch ihre Stimme vernahm, überkam ihn ein schauerndes Wohlgefühl, denn sie sprach zu ihm mit dem Laut seiner eigenen Stimme; und weil die Stimme in unserer Brust der allereigenste, der alleruntrüglichste Ausdruck unseres Innern ist, so war es dem lauschenden Menschen, als käme ihm das leibhaftig entgegen, was er unsichtbar und ungreifbar in sich trug, seine eigene Seele.

So dachten die Griechen, so fühlten sie — wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sind klüger. Für uns keine Götter und Zwischengötter mehr, kaum noch ein einziger Gott; und sogar der Begriff „Mensch“, der für diese kindlichen alten Griechen der einfachste, natürliche war, ist uns zum Inbegriff alles Verzwickten, Verzwackten und Komplizierten geworden.

Wir wissen ganz genau, daß, wenn wir in Wald und Berg hinausrufen, nicht ein fremdes Wesen uns Antwort gibt, sondern daß es nur unsere eigene Stimme ist, die im Widerhall zu uns zurückkehrt.

Wir sind klüger geworden als die einfältigen alten Griechen — ob wir auch weiser sind?

Denn manchmal geschieht es auch noch in unserem klugen neunzehnten Jahrhundert, daß, wenn wir unsere Stimme erheben

zu einem kräftigen Wort, uns plötzlich ein Ton zurückkommt, ein Widerhall und doch mehr als ein Widerhall, ein Nachklang unserer eigenen Stimme und doch mehr als ein bloßer Nachklang, ein Ton, der geboren und geformt worden ist in eines anderen Brust und Mund, und der uns, wenn wir ihn vernehmen, mit seltsamem Wohlgefühle berührt, weil wir fühlen, daß das Unsichtbare und Ungreifbare in uns, unsere Seele, hinausgegangen ist und zu uns zurückkehrt, nachdem sie Zwiesprache gehalten hat mit anderen Seelen.

Nicht Berg und Tal freilich, nicht Wald und Geklüft, noch die leeren Gebiete der Natur, die Menschen sind es, zu denen wir hinausrufen müssen, wenn wir dieses Echo vernehmen wollen; denn aus den Menschenherzen wird es geboren und kehrt es zu uns zurück. Von einem solchen Vorgange aus jüngster Zeit will ich berichten. Die Worte, die ich hier niederschreibe, sind das Echo eines Wortes, das kürzlich in Wien gesprochen worden ist. Der, von dem es ausging, war der Abgeordnete Prof. Sueß; Ort und Zeit, wo es geschah, war das Abgeordnetenhaus in Wien am 30. November. Es handelte sich um einen Gegenstand von hoher Bedeutung, um die von der österreichischen Regierung in Vorschlag gebrachte Verstaatlichung der Kollegiengelder der Universitätsprofessoren.

Ich bin kein Universitätsprofessor, auch kein Lehrer an irgendeiner Hochschule; die technischen Bestandteile der Frage zu erörtern, bleibe diesen anheimgestellt. In seiner Rede aber hat Prof. Sueß ein Wort gesprochen, das sich nicht an die Universitätsprofessoren nur, sondern an alle Österreicher, und nicht an die Österreicher nur, sondern an alle deutsch sprechenden, deutsch denkenden und empfindenden, an alle deutschen Menschen überhaupt richtete, indem er es als einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit für Österreich bezeichnete, daß dessen geistige Verbindung mit Deutschland aufrechterhalten bleibe.

Man könnte es beklagen, daß eine solche Notwendigkeit überhaupt noch betont werden muß, daß damit die Möglichkeit hingestellt ist, daß ein solches von der Natur, der Geschichte, der Vernunft gewebtes Band von der Natur, aller Geschichte und Vernunft zum Trotz wirklich einmal reißen könnte, aber man muß es mit Freuden begrüßen, daß hier durch die verwirrenden Kreuz- und Quergänge einer parlamentarischen Debatte mit fester Hand hindurchgegriffen, daß mit einem entschlossenen,

einem entscheidenden Worte der Kern einer Frage zutage gefördert worden ist, deren Wichtigkeit ungeheuer genannt werden muß, daß der Welt klipp und klar vor Augen gestellt worden ist, um was es sich eigentlich bei der ganzen Frage handelt. Ein Wort, das sich, Echo heischend, an alle deutschen Herzen richtet, das mir, als ich es las, das Gefühl erweckte, als müßte ihm aus allen diesen Herzen wie ein Donnerschrei die Antwort kommen: „Nimmermehr! Nimmermehr soll es gelingen, das geistige Band, das heilige Band zu zerreißen, das Reichs-Deutschland mit Deutsch-Österreich verbindet!"

Aber der Deutsche ist leider so geartet, daß er von einer Gefahr erst Notiz zu nehmen pflegt, wenn sie zu ihm in die Stube tritt und Anstalten macht, ihm den Schlafrock vom Leibe zu ziehen und ihn aus seinen eigenen vier Wänden hinauszuwerfen. Solange sie noch vor der Tür steht, kümmert sie ihn nicht. Für den Deutschen gibt es keine Gefahren, sondern nur Kalamitäten.

Darum, weil ich die Möglichkeit voraussehe, daß das Wort aus Wien ohne Echo aus Deutschland bleibt, und weil es ein Unglück wäre, wenn solches geschähe, will ich, der ich im Herzen des neuen Deutschland, in Berlin lebe, dem Manne, der es gesprochen hat, sagen, daß man ihn bei uns gehört hat.

Ich fühle mich berechtigt, mitzusprechen, denn in seiner alle Gebiete des geistigen Lebens weit überblickenden Rede, hat Prof. Sueß richtig erkannt und kräftig betont, daß zum geistigen Leben einer Nation dessen Literatur, zu den geistigen Besitztümern eines Volkes in erster Linie dessen dramatische Dichtung gehört. Jedes seiner Worte ist eine Anklage gegen die Art, wie in Wien von Seite der Regierung mit diesem kostbaren Gute, diesem nationalen Wertbesitze geschaltet und gewaltet wird; jedem seiner Worte habe ich voll Wehmut und Stolz beigestimmt.

Voll Wehmut, weil ich mir sagen mußte, daß auch im neuen Deutschland, im Deutschen Reich, das Verständnis für diesen allerwichtigsten Gegenstand keineswegs der Größe der Sache entspricht — voll Stolz, weil ich mich erinnerte, daß ich schon im Beginn dieses Jahres, als ich das Verbot meines „König Heinrich" in Wien erfuhr, meine Gedanken über diesen Vorgang ausgesprochen[1]) hatte, und weil ich mir sagen durfte,

[1]) Im März 1896 wurde die Aufführung seines Dramas „König Heinrich" von der Statthalterei in Wien verboten. Wildenbruch

daß ich mich in allen meinen Empfindungen mit dem trefflichen Redner vom 30. November begegne.

Sei es mir vergönnt, da ich annehme, daß nicht alle Leser dieser Zeitung das gelesen haben, was ich damals schrieb, aus dem betreffenden Aufsatze den Passus hier anzuführen, in welchem ich den Begriff des historischen Dramas, wie ich es auffasse, auseinandergesetzt habe:

„Das historische Drama, insoferne es das echte und wahre ist, insoferne es ein Bedürfnis des Volkes erfüllt, ihm die Gestalten verkörpert, an denen seine Seele hängt, ihm die Begebenheiten lebendig macht, die wie Schatten und Sage unter ihm umgehen, dieses historische Drama wird nicht von einem einzelnen geschaffen; es entsteht durch ein Zusammenwirken von verschiedenen Kräften. Und weil diese Kräfte elementarer Art sind, so erzeugen sie ein elementares Werk. Werke dieser Art aber tragen ihr Gesetz in sich selbst nnd wollen nach ihrer eigenen Natur beurteilt und behandelt werden. Der Dichter gießt seine Worte in die Form — die Form aber war ihm vorgezeichnet von der Mythen bildenden Phantasie seines Volkes. Der Dichter tut nichts weiter, kann nichts weiter tun, als daß er der unartikulierten Seele seines Volkes artikulierte Laute verleiht.

Daher erklärt sich die große, die geheimnisvolle, über alle Wirkungen hinausgehende Wirkung des nationalhistorischen Dramas, weil alle, die es in sich aufnehmen, ahnend empfinden, daß sie mitgeschaffen haben an dem Werk, daß es nicht eine fremde willkürliche Erfindung ist, die auf sie eindringt, sondern daß es ihr eigenes Gefühl, ihr eigenes Denken und Wollen, ihre eigene Seele ist, die sich losgelöst hat von ihnen und nun, in einem Zaubergewande, das sich Dichtung nennt, zu ihnen zurückkehrt. So sind die großen dramatischen Denkmäler aller Zeiten entstanden; so hat jedes Kulturvolk sich seine historische Dramatik geschaffen, und so kann man sagen, daß die historische Dramatik eines Volkes den Kraftmesser für seine Seele darstellt.

Daraus ersieht man, daß die historische Dramatik eines Volkes ein Wertbesitz in seinem Geistesleben ist, ein Element seiner Entwicklung, ein Gegenstand von höchster Bedeutung, der

---

legte dagegen Verwahrung ein in einem in der Morgenausgabe der National-Zeitung vom 26. März 1896 erschienenen Aufsatz: „Deutsch-historische Dramatik“.

seiner Bedeutung nach zu behandeln ist, mit Vorsicht, mit Respekt, vom höchsten, geistigsten Standpunkte aus.

Fragen wir nun, wie denn die leitenden Gewalten, die deutschen Regierungen, ihre Stellung zur Sache auffassen; inwieweit sie es sich angelegen sein lassen, die nationalhistorische Dramatik zu fördern?

Antwort — der ‚König Heinrich‘ wird in Wien verboten. Ja, aber — Wien gehört doch nicht zu Deutschland? Nein — Wien gehört nicht in den politischen Verband des Deutschen Reiches — das weiß ich. Aber Wien gehört ins Bereich der deutschen Dichtung. Wer in Deutschland, wer für Deutschland dichtet, dichtet für das deutsche Österreich mit. An der deutschnationalen historischen Dramatik, wie ich sie, als aus der Seele des Volkes hervorgehend, beschrieben habe, dichtet und schafft der edle deutsche Stamm mit, den wir den deutschösterreichischen nennen.

Darum, wenn in Wien dem deutschen Dramatiker der Mund verboten wird, so ist das ganz dasselbe, als geschähe es im Deutschen Reich, so ist das ein Eingriff in das Recht des Wiener Volkes, dem das Stück genau so angehört, wie dem übrigen Deutschland, und man hat bei solchem Eingriff die Berechtigung, zu fragen: ‚Warum?‘ — — —“

So habe ich am 26. März 1896 geschrieben, ohne damals zu ahnen, daß am 30. November desselben Jahres in Wien ein Mann auftreten und seiner Regierung die von mir gestellte Frage: „Warum?“ auch seinerseits vorhalten würde: „Warum ist der ‚König Heinrich‘ für Österreich verboten worden?“

Ich bin überzeugt, daß Herr Prof. Sueß meinen Aufsatz nicht gelesen hatte; aus eigenem Antriebe ist er zu seiner Frage gelangt, und das gerade ist für mich so wertvoll.

Nicht, weil es mein Werk betraf, und nicht in persönlicher Angelegenheit habe ich damals geschrieben, sondern im Auftrage einer größeren, einer allgemeinen Sache. Nicht aus Freundschaft zu mir — denn er kennt mich persönlich gar nicht, und er hat auch das Verbot anderer Stücke wie des meinigen erwähnt, — hat Prof. Sueß seine Frage gestellt, sondern auch er im Auftrage einer größeren, einer allgemeinen Sache.

Ohne Verabredung und Vereinbarung sind wir beide, Prof. Sueß und ich, weil wir den Dingen ins Gesicht sahen, zu der Überzeugung gelangt, daß das Gesicht unserer Zeit einen ge-

fährlichen Zug aufweist, daß eine Notlage vorhanden ist, eine Gefahr, eine schwere Gefahr für das, was deutscher Geist, Entwicklung des deutschen Geistes, Deutschtum überhaupt heißt.

Das Verbot des „König Heinrich" und der anderen, von Prof. Sueß genannten Stücke ist ein Symptom, ein Anzeichen dafür, daß ein finsterer Geist in den Landen umgeht, wo man deutsche Sprache spricht.

Wer die Verbreiter dieses finsteren, dieses schwarzen Geistes sind, danach braucht man nicht lange zu fragen, das verkünden sie uns selbst laut und deutlich genug in den schäumenden Artikeln ihrer Blätter. Aber die Tatsache muß festgenagelt und dem allzu friedseligen Deutschtum vor die Seele gehalten werden, daß es eine Vereinigung von Geistern gibt — nennen wir sie immerhin eine Kongregation — die dem deutschen Geiste in innerster Seele feindlich gegenübersteht, feindlich bis zur Unversöhnlichkeit. Eine Vereinigung von Geistern, die nichts wissen will von der Heiligkeit nationalen Empfindens, weil sie nur ihre Empfindungen für heilig hält, ihre Empfindungen, die sie aus einer höheren Welt herleitet, durch die sie sich aber nicht einen Augenblick hindern läßt, Bündnis zu machen mit den „Kindern dieser Welt", wenn sich dabei die Gelegenheit bietet, dem verhaßten Deutschtum zu Leibe zu gehen. Der Geist dieser Vereinigung ist es, der dem deutschen Dichter die Hand lähmt, wenn er von den großen Ereignissen der deutschen Geschichte, wenn er von den tiefsten Geheimnissen der Menschennatur verkündigt, indem er die Absichten des Dichters verleumdet und gegen sein Schaffen die Polizei ins Feld ruft. Dieser Geist ist es, der, wenn er zur Macht gelangte, tabula rasa machen würde mit allem, was man deutschen Geist nennt.

Eine Gefahr steht vor unserer Tür, eine tödliche. Warten wir nicht, bis sie ins Zimmer tritt; dann wäre es zu spät. Stehen wir auf dagegen; vereinigen wir uns gegen die Vereinigung!

Ein geschlossenes Bewußtsein steht uns gegenüber — nur ein geschlossenes Bewußtsein unserseits kann uns erretten; das Bewußtsein, daß die politische Verbindung zwischen Deutschland und Österreich schön und gut, aber nicht genügend ist, daß vielmehr Menschen, die von Natur zueinander gehören, sich über gemeinsame Tod- und Lebensfragen untereinander verständigen müssen, daß nicht nur ein Bündnis der Staaten, sondern ein

Bund der einzelnen mit dem einzelnen, der Geister mit den Geistern aufgerichtet werden muß.

In diesem Sinne, obwohl ich nur ein einzelner bin, habe ich gesprochen; denn Worte, wie die des Prof. Sueß, dürfen nicht ungehört zu uns herüber dringen und ohne Widerhall in Deutschland bleiben; und wenn der Widerhall auch nur ein schwacher ist — einer und der andere in Österreich wird ihn doch vielleicht hören.

*Zur Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung
(1896)

Fünfzig Jahre bin ich geworden, vielen Menschen bin ich begegnet, viele Gesichter habe ich gesehen, manche darunter lieblich und schön, so daß sie nie untergegangen sind in meiner Erinnerung, darin fortlebend in dauerndem Reiz — unter all den nie vergessenen das unvergänglichste aber warest mir du, unter all den reizenden das schönste warest mir du, teueres Gesicht mit der sorgendurchfurchten Stirn, dessen Falten ich nachzog mit tastender Hand, wie die Zeilen eines heiligen Buches, in dessen Augen ich mich versenkte wie in eine Offenbarung alles Großen und Guten, Antlitz, an dem ich gehangen habe mit meinen Armen, meinen Lippen, mit meiner Seele und meiner Liebe, teueres, heiliges Antlitz meiner Mutter.

Möglich, daß es schönere Frauen gegeben hat als dich — ich frage nicht danach; mir warest du nicht häßlich noch schön, mir warest du wie das Tageslicht, ohne das man nicht leben kann, das man in sich aufnimmt, ohne zu prüfen und zu wägen — möglich, daß es schönere Länder gibt als dich, Mark Brandenburg, sandiges Land, schönere Städte als dich, Berlin, du ohne Berge, vom dürftigen Strome durchrauscht, vom Sande umgürtet — möglich, wahrscheinlich gewiß — aber ich frage nicht danach; mir seid ihr nicht häßlich noch schön, mir seid ihr Vater und Mutter und Heimatland; nicht mit den Augen hänge ich an euch, sondern mit dem Herzen und mit meiner Liebe.

Ich kenne dich, Mark Brandenburg, darum liebe ich dich; mit deinem Luch und Bruch, deinen stillen Dörfern, mit den breiten, sandigen Straßen darin, auf denen die uralten Linden stehn, in deiner ernsten Schönheit liebe ich dich, du keusches

Land, das du gesucht, nicht besucht sein willst, das du hinter Fichten und Sand dich versteckst, dem Wanderer aber, der dir nachgeht, deine blauen Seen erschließest, wie dunkle Augen voll Tiefsinn, voll stiller Schönheit und weisheitsvoller Mär. Ich kenne dich, Berlin, darum liebe ich dich, mit deinen langen, geraden Straßen, in denen das Leben strömt, mit deinen stillen Straßen liebe ich dich, zur Rechten und Linken, wo den Wanderer plötzliches Schweigen umfängt; ich liebe dich, wenn ich am Nachmittage über den Wilhelmplatz gehe und die Kinder umherspielen zwischen den Beinen der Helden des Siebenjähriges Krieges, wenn die Gendarmentürme sich aufrecken in den mondlichterhellten, abendlichen Himmel, und ich staune dich an, wenn mich die Stadtbahn dahinträgt, wenn sich die endlosen Zeilen lichtflammender Straßen vor mir auftun und, über sie hinausragend, bleich angestrahlt vom weißen elektrischen Licht, wie ein Haupt voll großer, schwerer Gedanken, das Haus, in dem ein Geschlecht von königlichen Menschen wohnt, das Königsschloß der Hohenzollern.

Mark Brandenburg, Berlin, wie ich als Kind mit kindischer Hand die Falten im Gesicht der Mutter nachzog, neugierig die Schrift entziffernd, die das Leben hineingeschrieben hatte mit langsam schwankendem, wuchtigem Griffel, so in den Büchern der Geschichte habe ich gelesen und daraus erfahren, was ihr waret und seid, was ihr erfahren habt und ertragen, gewollt und erreicht. Die alten Bücher haben mir gesagt, daß es ein hartes Leben war, das da gelebt worden ist zwischen Elbe und Oder, reich an Kämpfen, dürftig an Freuden, und immer der Arbeit, der Arbeit, der Arbeit voll.

Ich habe gelesen, Berlin, daß es jetzt zweihundert Jahre her sind, und etwas mehr, als deine Bürger zusammentraten, zur Verzweiflung getrieben von der Gottesgeißel, dem Dreißigjährigen Krieg, als sie zusammentraten und beschlossen, auszuwandern aus Berlin, weil es sich nicht mehr leben ließ in der verkommenen Stadt, verfaulenden, verpesteten nnd verseuchten Stadt.

Ich habe es gelesen und hinausgeblickt in das Berlin von heute und mich staunend gefragt: Wie ist es möglich? In zweihundert Jahren das? — Wie wurde das Wunder vollbracht? Und das alte Buch hat mir die Erklärung gegeben; es hat mich belehrt, daß dir in deiner Armut und Not ein Geschenk gemacht

wurde, wie der Himmel es selten verleiht: ein großer Mann, ein königlicher Mensch, Friedrich Wilhelm genannt, der Große Kurfürst. Ich habe gelesen, daß andere nach ihm gekommen sind, aus seinem Geschlecht, Königsgedanken im Haupte wie er, Liebe zu ihrem Volke im Herzen wie er, und daß du mit ihnen zusammengewachsen bist, du mein Volk, mit deinen Hohenzollern, unteilbar und untrennbar, ein Leib und eine Seele, von der Wunde, die den einen traf, der andere verletzt, von der Freude des einen der andere erquickt, Könige, Bürger und Bauern ein Ganzes, eine Verkörperung dessen, was die Welt bezwingt, ein mächtiger, einiger Wille.

Und die Zeiten sind gegangen, die Jahrzehnte und Jahrhunderte; Taten sind vollbracht worden, kämpfende Taten, immer wachsend an Kraft, immer breiter an Umfang, immer gereifter durch das Ziel, dem sie gelten, erst nur für die Mark und Berlin, für Preußen alsdann, und endlich für Deutschland.

Draußen haben sie gestanden, die Fremden, höhnend auf dich hingeblickt, zischelnd dich verleumdet: „All ihre Taten sind Gewalttat, all ihr Können der Krieg, Streiten und Kämpfen ihre einzige Lust.“ Du aber hast sie reden lassen, du mein starkes, männliches Volk, nur dein schweigendes Herz hat stolz gelächelt: „Ihr kennt mich nicht,“ und während sie von dir sagten, daß du auf Krieg ausgingest und Raub, hast du an deiner narbigen Brust den Frieden genährt, hast ihn gehütet in deinen nervigen Armen, daß niemand ihn dir entriß, bis daß er groß wurde, mannbar wurde, bis daß die Stunde kam, ihn hinauszuführen und zu zeigen der Welt, und die Stunde ist gekommen, und sie ist heut!

Heut, unter rauschenden Fahnen, zieht dein König hinaus auf das prangende Feld, dein Hohenzoller, der Deutschen gekrönter Kaiser, und jauchzend, Berlin, ziehst du hinter ihm her; auf das Feld, wo die Paläste des Friedens errichtet stehen, wo die Häuser gebaut sind, darinnen man die Werkzeuge bewahrt, mit denen die Wunden geheilt werden, mit denen das Leben verschönt und Menschenglück bereitet wird.

Du hast das Feld abgesteckt, du hast die Häuser errichtet, das große Werk des Friedens, Berlin, es ist deins!

Und wenn sie nun kommen werden von nah und von fern, Einheimische und Fremde, Deutsche und Nicht-Deutsche, wenn sie staunend stehen und bewundernd umhergehen werden, dann

will ich still zur Seite treten; im Stolz wird meine Seele aufatmen, weil sie dich anerkannt sieht, und im Gebet wird sie sich erheben, daß es dir erhalten bleibe, das, was dich groß gemacht hat, das freudige Herz, der rastlose Mut, der nie wankende Glaube an die gottbeseelte Menschheit, du mir Vater und Mutter, Heimatstadt, geliebtes Berlin!

*Der Hervorruf des Schauspielers im Theater

Ein Gutachten[1]) (1896)

Geehrte Redaktion!

Ihre Anfrage gibt mir erwünschte Gelegenheit, mich über eine Maßregel auszusprechen, die für mich, wie wohl für einen jeden, der mit innerem Anteil das Theater besucht, Gegenstand des Nachdenkens und des prüfenden Gefühls gewesen ist.

Mein Urteil steht seit langem fest: Ich verwerfe die Maßregel, durch welche den Darstellern verwehrt wird, nach dem Niedergange des Vorhangs zu erscheinen, um den Dank des Publikums entgegenzunehmen, vollständig. Meine Empfindung hat in dieser Beziehung nicht ein einziges Mal geschwankt; im Gegenteil, sie hat sich verstärkt, so oft ich in der Lage gewesen bin, den halb traurigen, halb abgeschmackten Vorgang mit anzusehen, daß ein Publikum, das seiner Empfindung Ausdruck geben wollte, gelangweilt und geärgert davon abließ, weil es bemerkte, daß die breite Leinwand, die da herabgelassen war, der Vorhang, keine Notiz von seinen Bemühungen nahm, die Wellen eines warmen Gefühls kalt an sich abgleiten ließ.

Es braucht ja wohl nicht ausgeführt zu werden, was für ein schlimmes Ding der Theatervorhang an und für sich ist. Diese breite, meistens langweilige Wand, die das Theater in zwei Hälften schneidet, in zwei Hälften, die nichts miteinander gemein haben, während der Natur der Sache nach Bühne und Zuschauerraum vom Beginn der Vorstellung bis an das Ende einen einheitlichen, von einem großen Wechselstrom des Gefühls erfüllten Raum darbieten sollten.

Aber es ist müßig, darüber Worte zu verlieren. Die Ent-

[1]) Auf die an eine Anzahl von dramatischen Dichtern und an Bühnenleiter gerichtete Umfrage des Berliner Börsen-Couriers.

wicklung, die das Drama von der Zeit der Griechen her in dem Sinne genommen hat, daß aus dem kurzen, an einem Orte sich abspielenden Lebens moment eine von Ort zu Ort wandelnde, in aufeinander folgenden Abschnitten sich entwickelnde Lebensgeschichte geworden ist, hat mit einer gewissen Naturnotwendigkeit dahin geführt, daß man das Ende eines jeden solchen Abschnitts mit einem äußerlich wahrnehmbaren Zeichen andeutete, mit einem Akzent versah; und diesen Akzent stellt das Niederlassen des Vorhangs am Ende des Aktes, oder des Zwischenvorhangs am Ende der Szene dar. Ein Übel, wenn schon ein notwendiges, bleibt der Vorhang darum doch; das hat wohl jeder empfunden, der einmal eine griechische Tragödie im griechischen Stile hat darstellen sehen und das große einheitliche Gefühl, das ihn aus dem Theater begleitete, mit der zerhackten Empfindung vergleicht, mit der uns auch die beste Darbringung moderner Dramatik entläßt. Dafür sprechen auch die immer wiederkehrenden, keineswegs unberechtigten Äußerungen, die eine Wiedereinführung der Zwischenaktsmusik verlangen; Äußerungen, die nichts anderes bekunden, als daß das Publikum sich beim Beginn jeden neuen Aktes zu einer Anstrengung gezwungen sieht, um in die Stimmung zurückzukommen, die mit dem Niedergange des Vorhangs am Schlusse des vorhergehenden Aktes guillotiniert worden war. Ist der Vorhang also einmal unvermeidlich, so kann es nur noch darauf ankommen, die Wirkung desselben so wenig tötend als möglich zu machen, die Scheidewand, die er zwischen Bühne und Zuschauerraum, zwischen Schauspieler und Publikum schiebt, nach Möglichkeit aufzuheben.

Diesem Bedürfnis wird aber am allerwenigsten gedient, wenn der Vorhang, wie es jetzt leider an vielen Theatern geschieht, leblos, jedem Ausdruck der Empfindung taub, vor uns niedersaust, einer Türe gleich, die uns vor der Nase zugeworfen wird und uns von liebgewordenen Gestalten trennt.

Die Gründe, die für die Maßregel vorgebracht werden, sind ja bekannt; sie lassen sich in den einen Satz zusammenfassen: „Die Illusion wird gestört.“ Die Illusion — wessen? Nun natürlich des Zuschauers; des Zuschauers, dem es unerträglich sein muß, wenn sich der blutige Richard, der strahlende Siegfried, der finstere Wallenstein wieder in den Menschen Kainz oder Matkowsky oder Nesper verwandelt und dankend mit höflich gebeugtem Rücken den Beifall quittiert.

Das klingt sehr berechtigt und ist doch nur eine blasse Theorie.

Wessen Illusionsfähigkeit auf so schwachen Füßen steht, der sollte überhaupt nicht ins Theater gehen; oder wenn er es tut, sollte er den Theaterzettel nicht lesen; denn der Theaterzettel verrät ihm ja auch, daß die Gestalten der Dichtung von Menschen dargestellt werden.

Ganz wo anders liegt die Störung, die unsere Illusion und Stimmung im heutigen Theater erleidet, nämlich in den Pausen, namentlich in den fürchterlichen „größeren" Pausen mit Abfütterung und Theaterrestauration.

Wenn der Mensch ein oder zwei Seidel Bier im Leibe hat, ist es mit der ganzen Stimmung vorbei; wenn er seine gehörige Portion Butterbrote vertilgt hat, ist er mit Welt und Schicksal zufrieden und bringt dem Leiden der tragischen Helden nur noch ein platonisches Interesse entgegen.

Störung der Illusion — worin besteht denn die Illusion im Theater? Der Reiz, der die Wirkung des dargestellten Dramas so himmelhoch über den des gelesenen erhebt? Eben darin, daß die Gestalten der Dichtung sich loslösen aus dem Buche, daß sie Menschen werden, mir entgegentreten mit der Gewalt, mit welcher der lebendige Mensch im lebendigen Leben auf mich wirkt, mit dem Tone des Worts, mit dem Ausdruck des Gesichtes, der Bewegung der Gestalt. Es ist gar nicht wahr, daß es Herr Kainz sein soll oder Herr Matkowsky oder Herr Nesper, dem ich zurufe, sondern der Mensch gewordene Richard, der Mensch gewordene Siegfried und Wallenstein, sie sind es, denen mein Zuruf gilt. Sie sind es, die großen Gestalten der Dichtung selbst, mit denen ich in Wechselwirkung trete, die mir, indem sie meinem Zuruf folgen, andeuten, daß sie meine Freude verstehen, mein Entzücken teilen, daß wir uns in einer großen Stunde und einer großen Empfindung zusammengefunden haben. Diesen tiefen, geheimnisvollen Reiz der Bühnendramatik heißt es zerstören, diese Wechselwirkung zwischen Dichterwerk und Publikum heißt es aufheben, wenn man dem Publikum verwehren will, den Darstellern des Werkes von Angesicht zu Angesicht seinen Dank darzubringen.

Die Erfahrung aber lehrt, daß sich das Publikum sein Recht gar nicht nehmen läßt, daß es seinen Beifall, der am Schlusse des Aktes ohne Wirkung bleibt, mitten in den Akt

hineinträgt, und dem Schauspieler auf offener Bühne zujubelt, dann allerdings den lebendigen Vorgang auf das empfindlichste störend. Aber — wird mir entgegengehalten — es handelt sich gar nicht allein um die Illusion des Publikums, sondern um die der Schauspieler selbst. Der Schauspieler, der genötigt wird, nach Schluß des Aktes herauszutreten und dem beifallrufenden Publikum zu danken, wird aus dem Zusammenhange seiner Stimmung, aus der Welt des Dichterwerkes herausgerissen und einer Welt gegenübergestellt, die ihn augenblicklich gar nichts angeht, da ihn weder das Theater noch das Publikum, sondern nur das Stück da oben auf der Bühne und die Gestalt etwas angeht, die er in dem Stücke darstellt. Darum, wenn man ihn zwingt, auf die Äußerungen des Publikums, und wären es die freundlichsten, einzugehen, so stört man ihn, so weckt man ihn gewissermaßen aus dem Phantasietraum, den er da oben auf der Bühne redend und handelnd träumt, und dadurch stört man seine Illusion, zerstört man sein Werk.

Dieser Einwand klingt noch viel berechtigter und feiner als der erste, und in Wirklichkeit ist er doch nur ein großer Irrtum.

Denn ein Irrtum ist es, ein hochmütiges Verkennen alles dessen, was Dramatik und Theater heißt, wenn der Schauspieler sich einbildet, daß das Werk des Dichters sich nur zwischen ihm und seinen Mitdarstellern abspielt, wie ein Ding an sich, an dem das Publikum keinen anderen Anteil hat als den des stummen Zuhörens und Zusehens. Wäre es so, dann würde der Schauspieler zu allererst an sich selbst die ertötende Wirkung eines solchen Verhältnisses spüren; er würde sich da oben auf der Bühne wie unter einer Glasglocke befinden, durch die keine Lebensluft von draußen eindringt; das Wort würde ihm auf den Lippen ersterben, er würde unfähig werden zum Spielen. Aber es ist nicht so; nicht der Schauspieler nur lebt und bewegt sich in der anderen Welt, die das Dichterwerk vor ihm auftut, sondern das Publikum auch; nicht ihn allein umfängt der wache Traum, den das Dichterwerk erzeugt, sondern alle Seelen, die im Theater versammelt sind, werden in den Traum hineingerissen. Daß der Schauspieler im Theater der Gebende ist, das ist gewiß; aber er ist nicht ausschließlich der Gebende, das Publikum gibt auch. Das Drama wird nicht auf der Bühne allein, es wird im ganzen Theater gespielt, nicht von den Schau-

spielern allein, sondern von Schauspielern und Publikum zugleich; das Publikum spielt mit.

So ist es gewesen, seitdem die Menschheit sich zur dramatischen Kunst aufgeschwungen hat; so ist es und so wird es bleiben, und keine moderne Theorie wird an diesem Elementargesetze der dramatisch-theatralischen Wirkung etwas ändern. Das Publikum spielt mit, und seine Mittätigkeit äußert sich in zwei Momenten: einmal in dem lautlosen Verfolgen der Handlungen, solange der Vorgang auf der Bühne sich abspielt, in dem stummen Insichaufnehmen der Wirkung, in der schweigenden Sammlung, aus der die Stimmung emporsteigt und zur Bühne hinaufgeht, wie ein elektrischer Strom, den der Schauspieler nicht hört, nicht sieht, den er jedoch vibrierend in allen Nerven empfindet — dann aber darin, daß das Publikum, sobald der Vorgang auf der Bühne zum Abschluß gelangt ist, seinen Empfindungen Ausdruck verleiht, starken, lebendigen, je lebendiger desto besser. Der Beifallsruf des Publikums ist die Form, in dem es an dem Stücke mitspielt.

Darum, mit demselben Recht, mit dem der Schauspieler verlangen darf, daß das Publikum andächtig seinen Leistungen folgt, hat das Publikum von ihm zu beanspruchen, daß er das Spiel nicht stört, wenn es seinerseits in Tätigkeit tritt; er muß erscheinen, wenn das Publikum ihn ruft, und wenn er es nicht tut, so ist das ein falscher Stolz, so heißt das, den Wechselstrom zwischen Bühne und Zuschauerraum unterbrechen, das große Zusammenspiel der beiden Faktoren, aus denen sich die dramatische Wirkung zusammensetzt, lähmen und aufheben.

Könige treten auf den Balkon heraus, wenn sich das Volk vor ihrem Schlosse sammelt und nach ihnen ruft — ist es eine Entwürdigung für den Schauspieler, wenn er es ihnen gleich tut?

Niemand verlangt von ihm, daß er mit dem gebeugten Rücken eines Trinkgeld empfangenden Lakaien erscheint; er komme im Geiste der Rolle, die er spielt, in dem Bewußtsein, daß er in der Ausübung eines königlichen Werkes sich befindet, in der Wiedergabe des Dichterwortes — aber er komme. Er dulde nicht, daß das taube, stumme, dumme Ding, der Vorhang, ihn abscheide von dem lebendigen, befruchtenden Leben, das von da draußen zu ihm hinverlangt, daß der schwerfällige Lappen sich wie ein stummer Vorwurf der Begeisterung empfänglicher Menschen entgegenstelle.

Der Schauspieler erscheine, wenn das Publikum ihn ruft; das ist mein erstes und letztes Wort — nur eines ist noch hinzuzufügen: es war an einigen Bühnen üblich und ist es wohl noch, daß zwar der Schauspieler erscheinen darf, daß aber trotzdem der Vorhang niedergelassen bleibt. Ein Schlitz ist alsdann in dem Vorhang angebracht, durch den der Schauspieler heraustritt, um sich vor dem Publikum zu verneigen.

Das ist eine halbe und darum verwerfliche Maßregel. Das störende, trennende und ertötende Element, das der niedergelassene Vorhang mit sich bringt, bleibt bei solcher Gepflogenheit bestehn; der Schauspieler, zwischen Vorhang und Rampe gedrängt, bietet ein unschönes Bild, und auf diesem Wege kann die Stimmung im Theater wirklich beeinträchtigt werden.

Das einzig Richtige ist daher, daß der Vorhang sich, auf den Zuruf des Publikums wirklich erhebt. Hinter dem Vorhang werde der Schauspieler sichtbar, inmitten der Szene, in der er soeben gespielt hat, in der er das Publikum hingerissen hat; dann, wenn er als Beherrscher der Szene Dank und Gruß des Publikums empfängt, wird es sich von selbst machen, daß es mit Würde geschieht.

Marie Seebach

Ein Erinnerungsblatt. (1897)

So ist es denn zur Tatsache geworden, das was damals nur ein Schreck war, freilich ein tödlicher, an dem grauen Winternachmittag, zur Wende von 1893 zu 1894, als ich die Potsdamer Straße entlang gehend Marie Barkany begegnete und diese mich ansprach: „Wissen Sie denn schon, was unserer Seebach geschehen ist?“ Ich wußte noch von nichts. „Jetzt, da ich es Ihnen erzähle, ist sie wohl schon tot. Heut mittag ist sie überfahren worden, von einem Lastwagen, der ihr beide Beine gebrochen hat.“

Als ich damals nach Haus kam, sagte ich meiner Frau vorläufig nichts. Wir waren zu einer Gesellschaft eingeladen, konnten nicht mehr absagen; und ich wußte, was für meine Frau der Tod Marie Seebachs bedeute, wußte es, weil ich es an mir selber fühlte — erst spät am Abend, als wir zurückkehrten, vertraute ich ihr die schreckliche Nachricht an.

Und siehe da — Marie Seebach war nicht tot!

Wenige Tage später saßen wir an ihrem Bette in der Bergmannschen Klinik, in der Kesselstraße, und auf dem Bette lag etwas, mit geschienten Beinen, ein Körper, ein Körperchen, ein Überbleibsel von Mensch, und im Geiste erlebte man das Furchtbare noch einmal, sah die Hundertzentnerlast des Wagens noch einmal dahingehen über dies gebrechliche Knochengerüst und unsere schweigenden Augen fragten einander: „Lebt sie denn wirklich noch? Kann sie noch leben?"

Ja — und ob sie noch lebte!

Amputieren hatte man sie wollen, aber da war man schön angekommen. Ein amputierter Mensch kann nicht mehr auf die Bühne; und Marie Seebach nicht mehr auf die Bühne?! Lieber gar kein Leben, als ein solches. Darum kurz und bündig: „Nein!" Geht's nicht, daß man dabei leben bleibt — nun denn — aber es wird gehen, es muß. Das sagten die leise hauchenden Lippen, das sagten die laut sprechenden großen Augen: „Es wird, denn ich will." Und als wir die Tür hinter uns schlossen, sagten wir zueinander: „Sie wird leben bleiben, wird aufstehn und wieder auf Beinen und Füßen gehn, denn sie will."

Das war Marie Seebach; in einem vom Leben halb aufgezehrten Körper unbezwingliche Willenskraft, in einem von grimmigen Enttäuschungen der Liebe durchwühlten Herzen die eine, alles überwältigende, unsterbliche Liebe zur Kunst, zu ihrer Kunst, zur dramatischen, zur Bühne, zum Theater.

Nur wenige sind sich darüber klar, was für ein geheimnisvolles Ding das Theater ist, worin die dämonische Gewalt beruht, mit der es jeden festhält, der einmal sich hinter die Kulissen gewagt, einmal ihren dumpfigen Geruch eingeatmet hat — das Theater ist nicht ein Bild des Lebens, es ist das Leben selbst, das Leben im engsten Raum, im Brennspiegel zusammengerafft. Darum, verzehnfacht und bis ins tiefste Mark schneidend jeder Schmerz, über alle Dächer dahintragend jede Freude, darum verzehnfacht alles, was man Lebensenergie nennt. Ich habe es erlebt, daß Schauspieler vom Krankenlager, auf dem schmerzvolles Leiden sie gefesselt hielt, in die Vorstellung gekommen sind und den ganzen Abend hindurch, während ich wußte, wie sie litten, während ich jeden Augenblick erwartete, sie zusammenbrechen zu sehen, gespielt haben, ohne daß eine Seele im

Publikum von ihren Qualen etwas ahnte; daß zarte Frauen auf der Bühne mitten im Spiel sich Glieder gebrochen und trotzdem die Szene zu Ende gespielt haben, als wäre nichts geschehen. Ich habe mir das aus dem Affekt erklärt, aus der ungeheueren Anspannung, in welche eine Aufführung das Nervensystem des darstellenden Künstlers versetzt. Aber wenn eine solche Anspannung nicht für den Augenblick nur aushält, sondern für das ganze Leben, jeden Atemzug des Lebens erfüllend mit immer gleicher Glut, dahintragend über Tage, Wochen und Monate voll leiblicher Schmerzen, hinweghebend über Qualen der Seele, an denen andere verbluten würden und vergehen — dann muß zwischen solchem Menschen und dem Theater eine eingeborene Wechselbeziehung bestehen, dann ist diese Macht keine Nervenkraft mehr, sondern eine Seelengewalt, eine phänomenale — und die Verkörperung einer solchen Gewalt, das war diese zarte, schmächtige, zuletzt, weil die Augen den Dienst zu versagen begannen, beinah tastend schreitende Frau, das war Marie Seebach. Mögen die Philosophen streiten, was Genie sei und Genialität; wer jemals einem genialen Menschen begegnet ist, der fragt nicht mehr, der weiß, daß es eine von einer einzigen Sache, einem einzigen Gedanken voll und ausschließlich und ganz und gar erfüllte Persönlichkeit ist. Und eine solche Persönlichkeit, ein solches bis an den Rand mit dem Göttertrank der Kunst gefülltes, tiefschaliges Gefäß, das war Marie Seebach.

Als der Winter zu Ende ging, stand sie vom Krankenlager auf, um nach Göggingen zu ziehen, wo ein merkwürdiger Mann haust, der menschliche Gliedmaßen wieder neu macht; und als der Sommer gekommen war, traf ich an einem sonnigen Sonntagnachmittag in der Tiergartenstraße eine Frau, die auf einen leichten Stock gestützt, kaum noch ein wenig lahm gehend, sich mit Freunden und Bekannten begrüßte — das war dieselbe, die ich im Winter regungslos, mit geschienten Beinen hatte vor mir liegen sehen. Auch durfte man gar nicht von dem Unfall sprechen; das war gewesen und vorbei; von anderem wollte sie hören, von Wichtigerem: was für neue Stücke waren in der Zeit geschrieben worden? Wann würden sie gespielt werden und wo? War eine Rolle darin für sie? Denn das sollte nur niemand denken, daß solch eine Bagatelle imstande sein könnte, sie von der Bühne fernzuhalten. Wenn die nächste Saison käme, sollte man schon sehen. — Und die Saison kam, und

man sah, man staunte und fragte sich: „Ist das alles nur ein Traum gewesen? Der Lastwagen, die gebrochenen Glieder, das Gerädertwerden? Alles nur ein Spuk und ein Traum?“ Und nun ist das Unglaubliche dennoch wahr, das Unmögliche dennoch Tatsache geworden: Marie Seebach wird nie mehr auf der Bühne stehen.

Wieder einmal hat der plump brutale Vorgang, den man „das Sterben“ nennt, einen seelenvoll plaudernden Mund zum Schweigen gebracht; wieder stehen wir vor der Frage, vor welcher der erste Mensch stand, als er zum erstenmal einen Nebenmenschen sterben sah: „Wie ist es möglich, daß das große Wunder der Welt, der menschliche Geist, aufgehoben und vernichtet wird durch das mechanische Ineinandergreifen untergeordneter Mächte?“

Zum zweiten Male setze ich in dieser Zeitung das schwarze Kreuz hinter den Namen einer Frau, die mir teuer war, die mir gehört hat und nicht mehr gehört, und indem ich es tue, lausche ich auf und höre, wie es anfängt, stiller um mich zu werden, wie sie verstummen und verschwinden, die Großen, die Bedeutenden, die Menschen, die noch aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stammten, in deren Seelen noch der große Hunger nach neuen Zielen, der große Glaube an deren Erreichung war, die uns erhungert und erarbeitet und geschaffen haben das, was wir jetzt genießen, wir, das satte, übersättigte Geschlecht der zweiten Hälfte, des fin de siècle.

Denn so wie jene erste, von der ich hier gesprochen, Frau von Olfers[1]), so hat auch diese zweite mir gehört, und daß ich sagen darf, wir waren gute Freunde, das ist mir in dieser Stunde ein wehmutsvoller Stolz.

Nicht eine Abhandlung über das, was Marie Seebach als Schauspielerin war, will ich darum schreiben. Denn obschon ich sie noch oft, sogar in Gestalten meiner eigenen Stücke auf der Bühne gesehen, war doch der Ruhm ihrer jungen Taten schon zu einer Erinnerung geworden, als ich sie kennen lernte; in ihren jugendlichen Rollen habe ich sie nicht mehr gesehen. Auch ist alles, was diesen Gegenstand betrifft, vor wenig Wochen erst in dieser Zeitung von berufenem Munde[2]) gesagt

---

[1]) Vgl. oben S. 79 ff.
[2]) Karl Frenzel.

worden; der letzte Freundschaftsdienst, den ich ihr erweisen konnte und erwiesen habe, war, daß ich ihr in Baden-Baden, wo wir uns getroffen hatten, die Nummer der „Nationalzeitung“ übersandte, in welcher die schöne Anerkennung geschrieben stand.

Nicht der Schauspielerin allein, der Künstlerin, wie sie innerhalb und außerhalb des Theaters war, der ganzen ungeteilten Persönlichkeit gelten meine Worte. Und indem der Leser von mir erfährt, daß es schon Herbst für sie war, als unsere Atmosphären sich zum ersten Male berührten, möge er, indem er aus meinen Worten die Bewegung heraushört, die mich beim Scheiden dieser Frau ergreift, eine Ahnung bekommen, wie groß, wie tief, wie unvergeßlich der Eindruck dieser Persönlichkeit gewesen sein muß. Dieser Persönlichkeit, die im Leben so gänzlich frei von angenommener Würde, von selbstverherrlichender Eitelkeit war, daß ich, als wir uns zum ersten Male begegneten, meine Bekanntschaft mit ihr beinahe mit einer ungeheuren Dummheit eröffnet hätte. In einem gastlichen Berliner Hause, wo ich zum Mittagessen eingeladen war, geschah es, daß ich aufgefordert wurde, eine mittelgroße, zart und schlank gebaute Dame, deren Haar bereits zu ergrauen begann, und die mich mit ein Paar großen, klugen Augen leuchtend ansah, zu Tisch zu führen. Ihren Namen hatte ich, indem wir miteinander bekannt gemacht wurden, wohl gehört, ohne besonders darauf acht zu geben — Frau Niemann-Seebach — kaum daß ihr Arm in dem meinen lag, befanden wir uns schon in lebhafter Unterhaltung, und unser Thema war Theater und dramatische Kunst. Ich war damals bereits glücklicher Inhaber einer ganzen Reihe von unaufgeführten Dramen, die außer mir und meinem Tischkasten höchstens die Theaterdirektoren kannten, die sie mir zurückgeschickt hatten, und auch diese vielleicht nicht, da sie sie wahrscheinlich nicht gelesen hatten; in meinem Kopfe war nur ein Gedanke: Theater und dramatische Kunst. Und nun meine Überraschung, als ich bemerkte, daß meine Nachbarin sich ganz in der gleichen Verfassung befand, auch nur einen Gedanken und ein Thema hatte: Theater und dramatische Kunst. Und wie sie davon sprach! So daß ich, der Laie, mit staunenden Ohren lauschte und eben im Begriff war, die Lippen zu der Frage zu öffnen: „Sagen Sie mir nur in aller Welt, woher Sie das Theater so genau kennen?“ als mir, wie durch eine Eingebung, vor dem Absturze in unsterbliche Blamage einfiel:

„Herrgott, du sitzest ja neben der Seebach! Neben Goethes Gretchen und Klärchen und Stella, neben Shakespeares Julia — und“ — und das Gesicht, das ich in dem Augenblick gemacht haben muß — gebe Gott, daß keiner der Tischgenossen es gesehen, oder wenn er es gesehen, daß er es vergessen hat! Von einer aber weiß ich, daß sie von meiner Bestürzung nichts, auch nicht das mindeste merkte: das war meine Nachbarin selbst, die Seebach, die berühmte Marie Seebach, die so mit ihren Gedanken, so mit dem geliebten Theater in ihren Gedanken beschäftigt war, daß sie nicht Zeit hatte, darauf zu achten, was ihr Nachbar für ein Gesicht schnitt.

Warum ich die possierliche Geschichte erzähle? Weil ich sie nie habe vergessen können, weil sie mir charakteristisch erscheint für die Frau, die so dahingegeben in ihrer Sache lebte und webte, daß sie wie blind wurde und taub für alles Äußerliche rings umher, die gar nicht daran dachte, daß sie, die weltberühmte Frau, zu einem gänzlich unberühmten, ungenannten, kaum gekannten Manne sprach, ihm alles sagte, alles anvertraute, was sie auf dem Herzen hatte, weil sie fühlte, daß diesem Menschen das Herz von der gleichen Flamme brannte, wie ihr, und weil sie in dem Augenblick nichts anderes fühlte und wußte, als die leidenschaftliche Wonne, ganz in der Sache zu sein, in der heiligen Sache.

Ich habe es nie bereut, in dieser Weise mit der berühmten Frau Bekanntschaft gemacht zu haben; manchmal kommt man durch Stolpern rascher ans Ziel als durch zielbewußtes Schreiten; und schneller und unmittelbarer hätte sich ihr Wesen nicht vor mir erschließen können. Später, als wir uns wirklich kennen gelernt hatten und Freunde geworden waren, als kaum ein Weihnachtsabend verging, an dem sie nicht unter unserem Weihnachtsbaum gesessen hätte, habe ich ihr von jener ersten Begegnung erzählt, und sie hat weidlich darüber gelacht. Aber auch später, so oft sie kam, als die Haare immer grauer, schließlich ganz weiß und die Augen immer schwächer zu werden anfingen, ist sie mir nie anders erschienen als in jener ersten, vor Jahren gewesenen Stunde, immer ganz und ausschließlich in der großen Sache, immer ganz der Begeisterung voll, unter dem Schnee des beugenden Hauptes stahlkräftige Jugend, immer noch Gretchen und Klärchen und Julia Capulet.

Daß ihre schaffende Seele eigentlich immer und immer nur

in diesen Gedanken weiterlebte, das war ja, wenn man die Sache vom begrenzten schauspielerischen Standpunkte ansieht, ein Art tragisches Verhängnis für sie. Trotz all der wahrhaft mächtigen Energie, mit der sie jede neue Aufgabe angriff, ist sie in das „alte Fach" wohl nie so hineingewachsen, wie es bei jenen Gestalten der Fall gewesen sein mag; Rollen dieser Art mußte sie „lernen"; in jenen mag sie gelebt und gewebt haben wie der Schmetterling in der wiegenden Luft, der sich wahrscheinlich wundern würde, wenn man ihm zumutete, daß er das Fliegen erst lernen solle. Auch hat sie dies ihr Verhängnis wohl gefühlt; manchmal, beinah unwillkürlich, brach die Klage aus ihr hervor, und drollig und rührend zugleich wirkte es alsdann, wenn sie das glückliche Schicksal gleichalteriger Kunstgenossinnen hervorhob, die ein „kleines" Gesicht hätten, während sie ein „langes" besaß; Gesichter jener Art hielten sich länger jung, als die langen. An einem Abend, als sie sich in solcher Art in unserem Kreise ausgesprochen hatte, ging ich schweigend hinaus, nahm Goethes „Stella" vom Bücherbrett und legte ihr das Buch in die Hand. Marie Seebach schlug's auf, und einen Augenblick später wußten wir nichts mehr von dem „langen Gesicht", sahen nicht mehr das graue Haar und die gebrechliche Gestalt der alternden Frau — die junge Seele des großen Dichters stand mitten unter uns, schauernd vom Schöpfersdrange, wiedergeboren in der immer jugendlichen Seele der seltenen Frau. Noch jetzt, indem ich das Zimmer ansehe und den Stuhl, auf dem sie damals saß, ist es mir, als vernähme ich die weihevolle Stille, die ihre Worte aufnahm wie eine Verkündigung großer, wunderbarer Dinge.

Gerade weil sie äußerlich nicht mehr imstande war, die Gestalten zu verkörpern, die sie innerlich noch vollkommen besaß, wurden sie ihr zu einem bleibenden, fruchtbaren Besitztum, zu einem Jugendquell; denn sie hat nie von ihnen Abschied genommen, wie das Alter von der Jugend Abschied nimmt, sie hat sie festgehalten mit dem Kraftgefühl der Jugend, die sich die Welt zu eigen fühlt, auch wenn sie ihr nicht gehört.

Was die Zuschauer im Theater verloren, das profitierten die Zuhörer innerhalb der vier Wände, wo sie vorlas, oder von ihren Gestalten sprach. Denn weil ihre Kunst keine bloß instinktive, sondern eine tief bewußte war, verstand sie herrlich davon zu sprechen; das profitierten ihre jüngeren Kunstgenos-

finnen, deren Leistungen sie mit aufmerksamem, immer neidlosem Auge folgte, denen sie mitteilte und Anleitungen gab aus ihrem reichen künstlerischen Schatz, und die zu ihr aufblickten — ich habe mich davon mehr als einmal überzeugt — mit liebender Ehrfurcht.

Ja, wer diese Frau nur gekannt hat, indem sie ihm auf der Bühne entgegentrat, der hat sie nur halb gekannt, der weiß nicht, was Marie Seebach eigentlich war. Der nur erfuhr es, dem sie im Verkehr ihre Seele erschloß, dem sie alles sagte, was sie im Herzen trug. Freilich, eine Bedingung war dabei: von Alltagsdingen konnte sie nicht sprechen, sprach sie fast nie; sie mußte gewiß sein, daß der, zu welchem sie sprach, eines Geistes-Blutes war mit ihr, nur ein Interesse hatte, dasselbe, das sie erfüllte, die dramatische Kunst. Derjenige aber, der so geartet war und den das Schicksal mit ihr zusammenführte, der genoß, der lernte, der wurde reich — und so ist es mir gegangen.

Zwei Ströme sind es, die, aus verschiedenen Quellen entspringend, in einem Punkte, der Bühne, zusammenfließend das dramatische Werk hervortreiben. Aus der Seele des Dichters erhebt sich die Welle, die den dramatischen Gedanken und seine Gebilde hinüberträgt in die Seele des darstellenden Künstlers, des Schauspielers, und wenn dies ein echter Schauspieler, ein wahrer Künstler ist, dann brausen die Tiefen seines Innern, indem sie den dramatischen Gedanken empfangen, auf, dann steigt aus ihnen, jener korrespondierend, eine selbsttätige Welle empor, die den Gedanken des Dichters in den Armen hält, ihn hinausträgt vor die Welt, auf die Bühne, dahin, wo im Wechselverkehr, gleichsam in geistiger Ehe zwischen Dichter und Schauspieler, das menschenbezwingende Werk entsteht, das Drama.

Stelle sich jeder vor, was es für den dramatischen Dichter bedeutet, wenn solche Empfänglichkeit sich ihm erschließt, wenn ihm aus solchem Herzen sein Werk wieder entgegenkommt, dasselbe das es war, und doch ein neues, weil es durch die selbsttätige Seele eines anderen hindurchgegangen ist. Und ein solches Herz war das von Marie Seebach, diese höchste Wonne, die dem dramatischen Dichter beschieden ist, hat sie mir manchmal, hat sie mir oft bereitet.

Dieser Frau ein Drama vorzulesen — wenn man beschreiben könnte, wie das war! Dieses Versinken und Vergehen,

dieses atemlose Gebanntsein, dieses beinah körperlich, in den durchleuchteten Zügen, den überströmenden Augen, den zuckenden Gliedern sich äußernde Mitleben, Mitverfolgen, Mitwachsen bis zum gipfelnden Ende hin — es ist gewesen und wird nicht wieder sein.

Auf Tage hinaus wirkte der Eindruck des Empfangenen, wenn es ein wirklicher Eindruck gewesen war, in ihr nach; sie zehrte, sie lebte davon. Noch in den letzten Tagen ihres letzten Berliner Aufenthaltes fand sie der Geheimrat von Bergmann, ihr ärztlicher Berater, nachdem sie Tage vorher niedergedrückt und leidend gewesen, mit veränderten, verjüngten Zügen vor. „Was ist Ihnen geschehen?"

„Ich bin neulich den Abend bei — — gewesen, und er hat uns etwas vorgelesen." An dem Tage hat Herr von Bergmann ihr nichts zu verschreiben gebraucht.

Und indem ich diese Worte niederschreibe, gedenke ich dessen, was ich einst von der anderen, von Frau von Olfers gesagt habe, daß sie in ihren letzten Tagen eigentlich nur noch vom Geiste gelebt hat. Dasselbe läßt sich von Marie Seebach sagen, von Marie Seebach, die für die Hausfrau, bei der sie zu Tische war, insofern einen Gegenstand der Verzweiflung bildete, als sie kaum wußte, was man ihr vorsetzte, was sie aß, die kaum zu antworten wußte, wenn man sie fragte, ob Rot- oder Weißwein, weil ihre Gedanken immer weit davon ab, immer nur auf eins gerichtet waren. „Was ist da eben gesprochen worden? Was für ein Gedanke läuft um den Tisch?"

Zwei völlig verschiedene Naturen, Frau von Olfers und Marie Seebach — die eine immer stiller sich einwickelnd in sich selbst, die andere eine expansive, mit allen Kräften in die Welt strebende Natur — aber in einem Punkt waren sie sich gleich, beide trugen das Stigma der Genialität an sich, die Unverwundbarkeit. Es ist ja kein Zufall, daß die beiden großen Dichterrassen Europas, Hellenen und Germanen, die Helden ihrer Sagen, Achill und Siegfried, unverwundbar sein ließen, zugänglich nur an einer einzigen Stelle für die Weltkrankheit, den Tod; sie ahnten und fühlten, daß sie damit das Geheimnis des genialen Menschen kennzeichneten. Nicht Gefühllosigkeit, nicht Unempfindlichkeit gegen Stacheln und Schmerzen — das bedeutet Unverwundbarkeit nicht — sondern die Unzerstörbarkeit des innersten Lebenskernes. In solchen Menschen ist etwas, das

in anderen nicht ist, in der Tiefe ihres Wesens eine letzte Kammer, eine — um das Bild zu gebrauchen — wasserdichte Schotte, die sie öffnen und verschließen, hinter die sie sich zurückziehen können, so daß nichts zu ihnen einzudringen vermag, kein böser Menschenwille, kein Schicksal und kein tötendes Leid. Dort, in der geheimnisvollen Kammer sitzt die Natur dieser Menschen, und von ihren Lippen kichert und jauchzt das heilige Lachen. „Ihr glaubt mich zu kennen, und kennt mich nicht; ihr haltet mich für gestorben, weil ihr mich nicht seht — aber ich werde herauskommen, und dann werdet ihr sehen, daß ich lebe."

Eine solche letzte, geheime Kammer war in Frau von Olfers, und eine solche in Marie Seebach auch.

Gewissermaßen unter unseren Augen hat sich die Tragödie im Leben dieser Frau abgespielt, das Schicksal ihres Sohnes. Dieser reichbegabte junge Mann hatte sich auf verschiedenen Kunstgebieten versucht und auf allen Schiffbruch gelitten, bis daß er schließlich, fern von der Heimat, einem vorzeitigen Tode kläglich zum Opfer fiel. Jeden Seufzer der Enttäuschung, den dieses scheiternde Leben der Mutter abpreßte, haben wir von ihren Lippen gehört; wir haben gesehen, wie der Seelenschmerz in ihren Zügen zu wühlen begann, um Spuren zu hinterlassen, die sich nie wieder verwischen sollten. Aus unserem Hause gewissermaßen ist sie aufgebrochen, um nach Italien, an das letzte Lager des sterbenden Sohnes zu eilen, und in unser Haus brachte sie die Kunde heim: „Ich bin zu spät gekommen, habe ihn nicht mehr lebend gesehn." Noch heut sehe ich sie dort sitzen, auf demselben Stuhl, auf dem sie damals „Stella" vorlas; noch heut sehe ich die dicken, schweren Tränen, die über ihre Wangen flossen, und noch heut durchzuckt es mich, wie es mich damals durchzuckte, als sie schließlich, das Tuch hervorziehend, mit energischer Bewegung die Tränen trocknend, das Haupt zu mir emporwarf und mich fragte: „Na — und diesen Winter! Was bringen Sie uns Neues?" Ich verstand dieses Wort, ich verstand den Blick, dieses: „Hilf mir, gib mir die Hand, daß ich mich hinausrette aus diesem erstickenden Jammer in die reine, in die leichte Luft, in unser gemeinsames heiliges Asyl, die Kunst!" Fünf Minuten darauf waren wir in angeregtem, alles andere vergessendem Gespräch über Theater und dramatische Kunst, und eine halbe Stunde später ging eine aufatmende Frau aus unserem Hause.

So steht sie vor mir, wenn ich an sie denke, die so schwer geprüfte, keiner Prüfung unterliegende, die körperlich so schwache, in der Seele so starke, die so oftmals bitterlich beraubte, dennoch und trotz allem so reiche, glückliche Frau. Glücklich, weil die geheimnisvolle, gabenspendende Macht ihr das verliehen hatte, was sie nur ihren Lieblingen gewährt, was einzig und allein über die Drangsal des Alltags hinausträgt: die Fähigkeit, über dieser Alltagswelt eine höhere Welt zu sehen, die Göttergabe der Phantasie.

Und so nehme ich Abschied von dir, Marie Seebach. Zum Dank für alles, was du mir warst und was du mir gegeben hast, versuche ich in diesen flüchtigen Zeilen dein teures Bild noch einmal nachzuzeichnen, damit es vor die Menschen trete, damit sie erkennen, was sie an dir besessen, was du warest, daß du ein Typus warst der wunderbaren Menschenart, vor welcher die anderen Menschen oft nur mit halbem Verständnis, immer jedoch mit Staunen und unbewußter Andacht stehen — ein Typus der großen, echten Künstlernatur.

Der Erdbeerbaum

(1897)

Die Plauderei Joh. Trojans in der Nummer vom Mittwoch, den 3. November, verlockt mich, auch von meinen persönlichen Erlebnissen mit dem Erdbeerbaume zu erzählen. Ich sage persönliche Erlebnisse, denn an dem Erdbeerbaum habe ich erfahren, daß es zwischen Mensch und Pflanze ein persönliches Verhältnis geben, daß ein Baum oder ein Strauch einem zu einer Art menschlicher Persönlichkeit werden kann.

In Konstantinopel, wo ich sechs Jahre lang als Knabe gelebt habe, ist oberhalb von Therapia und Buyukdere ein weit ausgedehnter Wald, der Belgrader Wald genannt, der sich von dem Ufer des Bosporus bis an das Schwarze Meer erstreckt. Wenn ich an diesen Wald zurückdenke, steht er nicht grün vor meiner Erinnerung, wie ein gewöhnlicher Wald, sondern rot, scharlachrot. Diese Farbe hatte er von dem Erdbeerbaum, der dort in tausend und aber tausend, in zahllosen, mit roten Früchten behangenen Büschen gedieh. Im Belgrader Walde habe ich den Erdbeerbaum kennen gelernt, und zwar gründlich, nicht vom An-

sehen nur, sondern auch vom Kosten. Denn wenn Plinius, wie ich durch Trojan erfahre, behauptet, daß man von den Früchten des Erdbeerbaumes eine äße, und keine zweite danach, so muß ich dem aus eigener Erfahrung widersprechen; ich habe deren ungezählte Mengen verschlungen, ich und die Genossen, die mit mir waren, meine Brüder und unsere Spielgefährten, gleichaltrige Knaben aus der deutschen Kolonie von Konstantinopel, insbesondere die Söhne des Kaufmanns Schneider, Ernst und Ferdinand Schneider, und Themistokles von Eckenbrecher, der jetzt in Deutschland wohlbekannte Maler.

Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß uns die so massenhaft zur Kenntnis genommenen Erdbeerbaumfrüchte schlecht bekommen wären; freilich befanden wir uns alle in dem Alter, in dem man unreife Äpfel lieber ißt als reife, und in dem einem eigentlich nichts schlecht bekommt.

Seit jener Zeit und seit jenen Studien im Belgrader Walde waren Jahre vergangen, Jahre um Jahre. Ich war nach Deutschland gekommen; der Erdbeerbaum war drunten im warmen Süden geblieben, und weil ich ihn nie mehr sah, vergaß ich ihn. Ich machte meine Studien, meine Examina; schließlich, wie man bei uns zu sagen pflegt, „veränderte" ich mich, das heißt, ich heiratete, und so, als „veränderter" Mann, kam ich 1891 mit meiner Frau nach Capri. Abends langten wir an; unser erster Spaziergang am nächsten Morgen war der Weg von Capri nach Anacapri hinauf, der wundervolle, am Monte Solaro emporklimmende Serpentinenweg. Da plötzlich, wie gebannt bleibe ich stehen — was war's, das mich so wunderbar berührte und das mir mit einem Schlage den Belgrader Wald in die Seele zurückrief, den lange vergessenen, und die Eltern, die lange verstorbenen, und die Landpartien, die wir mit ihnen gemacht, die Gefährten, mit denen ich gespielt, die alte Zeit, die lange vergangene Jugendzeit? Vor uns stand ein Strauch, mit reizenden, roten Früchten behangen, den meine Frau nicht kannte, weil sie ihn niemals gesehen, den ich aber kannte, wieder erkannte, beinah jauchzend wieder erkannte, wie einen alten Freund — den Erdbeerbaum!

Ja wirklich, wie ein alter Freund. Denn indem er so da vor mir stand, mit seinen roten, pausbäckigen kleinen Früchten, war es mir doch, als stände da ein Mensch vor mir, ein lieber, kleiner Kerl, die Arme in die Hüften gestützt, der mich mit

listigen, lustigen Augen anblinzelte, als wollte er sagen: „Wir haben uns aber lange nicht mehr gesehen."

Wahrhaftig — er hatte recht. Und indem ich der Menschen gedachte, die einstmals dagewesen waren und jetzt nicht mehr waren, unter der Erde die einen, die anderen über die Erde verstreut; indem ich der Dinge gedachte, die sich ereignet hatten in der Zeit, da wir uns nicht gesehen, und indem ich fühlte, wie ich älter geworden war, während er da vor mir stand, frisch und grün und pausbäckig und jung, kam es mir zum Bewußtsein, was für rasch durchwandernde Gäste wir Menschen in dem großen Hause sind, in dem Büsche und Bäume als altes, dauerndes Inventar stehen.

So hatte ich den alten Bekannten wiedergefunden, um ihn bald darauf und auf längere Zeit wieder aus dem Gesicht zu verlieren; denn unser Aufenthalt auf Capri war nur kurz. Erst in diesem Herbst, 1897, und vor noch nicht vierzehn Tagen, war mir ein Wiedersehen beschieden, freilich nicht auf Capri, sondern in Siena, oder vielmehr in der Umgegend von Siena. In der Umgegend von Siena nämlich, westlich der Stadt, auf einem der zahlreichen Hügel, die aus dem welligen Gelände aufsteigen, liegt eine alte, von noch älteren prachtvollen Steineichen umgürtete Villa.

Es ist ein ehemaliges Kastell, das seine Geschichte hat; Cosimo der Mediciäer soll alldort seinen Standort gehabt haben, als er 1554 Siena belagerte; und man muß es ihm lassen, daß sein Standort gut gewählt war. Der Anblick der Stadt, welche da drüben auf ihrem Berg, von den alten Mauern heut noch umschlossen, wie vor dreihundert und fünfhundert Jahren, malerisch zusammengeschachtelt liegt und ihren gigantischen Dom, ihre Glockentürme und Befestigungstürme zum Himmel streckt, ist über alle Beschreibung schön. Sehenswürdigkeiten allerart birgt die alte Villa: Kanonenkugeln, die von den Sienesen auf Cosimo abgefeuert worden sind, ihn aber nicht getroffen und nicht verhindert haben, der alten, freien Stadt das rauschende Gewand der Freiheit auszuziehen und sie zu seiner Dienerin zu machen, finden sich eingemauert im Walle des Kastells. Fresken von der Hand Baldassaro Peruzzis schmücken die Plafonds im Innern des Hauses; eine herrliche Arbeit Luca della Robbias befindet sich über der Kapellentür. Dies alles wird dem Fremden pünktlich und Stück für Stück von dem Kustoden gegen Ent-

richtung des pflichtigen Trinkgeldes gezeigt. Alles — nur eins nicht, obgleich es von all den Sehenswürdigkeiten vielleicht die sehenswürdigste ist, wenigstens für den Wanderer, der aus Deutschland kommt. Dieses eine ist ein Baum, und vermutlich, weil es ein Baum ist, gibt sich der Kustode nicht die Mühe, ihn dem Fremden zu zeigen, denn dem Italiener bedeuten Bäume nichts. Der Besucher ist darauf angewiesen, ihn selbst zu finden. Wir aber haben ihn gefunden, und als wir ihn entdeckt hatten, blieben wir sprachlos vor der herrlichen Erscheinung stehen.

Von dem tief dunkelgrünen Hintergrunde der Steineichen hob sich etwas ab, das so aussah, wie ein im Freien angezündeter Weihnachtsbaum, wie ein mit Edelsteinen überschütteter Baum, leuchtend, weiß und rot.

Dieses wunderbare Gewächs war ein Erdbeerbaum, ein Erdbeerbaum von ungewöhnlicher Größe, der seine reifen, roten Früchte trug, daneben aber über und über in weißen Blüten prangte.

Es hat lange gedauert, bis wir uns von dem Anblick trennen konnten, endlich aber ist es geschehen, und nun sitze ich wieder hier in Berlin, während fern dort unten bei Siena der farbenprächtige Baum sich mit den ernsten, dunklen Steineichen unterhält; und indem ich zum Fenster hinausblicke, in den grauen Berliner Himmel, taucht in meiner Seele ein Leuchten auf, ein Funkeln und Flimmern, wie von blinkenden Edelsteinen, rot und weiß.

Welche Freude nun für mich, als ich aus Trojans Worten erfuhr, daß außer mir noch eine Seele in Berlin ist, die den Erdbeerbaum ins Herz geschlossen hat, den lieben, alten Erdbeerbaum; und welche doppelte Freude, als ich las, daß auch Julius Rodenberg ihm gewogen ist.

Drei deutsche Schriftgelehrte, die sich für ihn interessieren! Wenn das der Erdbeerbaum wüßte! Wenn es doch ein Mittel gäbe, ihm das auf irgendeine Art kund zu tun! Vielleicht, daß er sich entschlösse, und den Versuch machte, sich in Deutschland anzusiedeln. Für Deutschland wäre es kein Schade.

Karl von Weber

(1897)

In der Altstadt Dresden ist eine stille Straße, in der stillen Straße, hinter Mauern gehegt, ein stiller, stiller Ort, der Friedhof der katholischen Gemeinde.

Da ruht der Mann, bei dessen Tönen die Gesichter der Menschen hell und ihre Herzen freudig werden, der Schöpfer des Freischütz, des Oberon und der Euryanthe, da rastet Karl Maria von Weber vom Menschen beglückenden Lebenswerk. Alldort ruht, Seite an Seite mit ihm, Max Maria von Weber, sein Sohn, der wundervolle Mensch, der in der sehnenden Erinnerung aller weiterlebt, die ihn gekannt; und dort hat sich die Erde kürzlich von neuem aufgetan, um wieder einen Karl Maria von Weber an ihr dunkles Herz zu nehmen, den jüngsten der drei, den Enkel des Alten, den Sohn seines Sohnes, der als Oberstleutnant der sächsischen Armee in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember dieses Jahres in Dresden gestorben ist.

Das Schicksal hat manchmal tragische Launen: beinah zu derselben Stunde, da in Berlin der unsterbliche Götterknabe des großen Alten, der Freischütz, zum sechshundertstenmal über die Bretter ging, auf denen er zum Dasein erstand, rollten die Schollen auf den Sarg seines Enkels. Oder war es vielleicht etwas anderes als Laune? Eine mahnende Andeutung vielleicht des großen, weisen Schicksals, daß die Gedanken-Nachkommenschaft der großen Männer langlebiger zu sein pflegt, als ihre leibliche? Denn er ist früh gestorben, dieser jüngste Weber, zu früh, kaum da er achtundvierzig Jahre alt geworden war. Und wenn schon von einem Vergleich mit dem Großvater nicht die Rede sein kann, wenn er auch an den Vater nicht heranreichte, so ist es doch schade um ihn, denn ein guter, lieber Mensch, ein reich und vielseitig begabter, ist mit ihm dahingegangen, einer, der, wenn auch als kleinster, doch in das große Geschlecht gehörte, aus dem er herkam. Wie er eigentlich Soldat geworden —? Nicht durch den Willen des Vaters, sondern durch die Fügungen des Jahres 1870, das den begeisterten Jüngling zur Fahne rief, zur Fahne, die ihn dann nicht wieder losließ.

Der Vater, der kluge, bedeutende Mann, hat wohl richtiger in der eigensten Art des Sohnes gelesen, als dieser selbst, als

er wünschte und wollte, daß aus dem Sohne etwas anderes werden sollte als ein Soldat, ein Mann der Wissenschaften, der von ihm so geliebten, mit so genialer Kraft geübten technischen Wissenschaften.

Wäre der Wille des Vaters durchgedrungen! Vielleicht, daß ihm vieles von dem erspart geblieben wäre, was sein Herz in Kummer erdrückt hat, von dem gescheiterten Wollen, den getäuschten Erwartungen, die auf der erkalteten Stirn des Entschlafenen geschrieben standen und die, indem ich sie in dem schönen, erloschenen Antlitz las, mir die Tränen aus den Augen gepreßt haben.

Denn nachdem er ein Soldat, Friedenssoldat geworden war, regte sich in ihm der Geist des großen Ahnen und trieb ihn, sich hineinzuwagen in das Land der Kunst, das gefährliche Land, wo die Sirenen hausen, die von hunderten immer nur einem sich als beglückende Weiber, den neunundneunzig anderen aber als berückende, grausame Wesen zeigen, die ihnen das Herzblut austrinken und sie zerfleischen unter Qualen. Furchtbare Schickung, wenn der Drang zur Kunst sich regt, ohne daß ein ausgiebiges Können zur Seite steht, wenn die Flügel sich heben, ohne daß sie die Kraft haben, den Sturm zu fassen.

Vielleicht, wenn er einem Berufe angehört hätte, der seinen regen Geist vollinhaltlich erfüllte, daß er es gemacht haben würde, wie der Vater, der auch künstlerisch veranlagt, zugleich weise genug war, zu erkennen, daß nicht die Phantasie sein Gebiet war, sondern die Wirklichkeit, und der, indem er die Nüchternheit der Wissenschaft vom fernen Lichte der Phantasie beglänzen ließ, mit seinen Geschichten „Vom rollenden Flügelrad" eine reizende Arabeske in das Gewand der deutschen Literatur wob.

Aber es sollte nicht also sein. Und wieder zeigt sich uns an dem Dahingegangenen das grausame Naturgesetz, das über den Nachkommen großer Künstler, den Ikariden, waltet, die, weil sie den Vater Dädalus haben fliegen sehen, nun meinen, auch fliegen zu können, und sich darin täuschen; wieder zeigt sich uns das unerbittliche Gesetz, das über Kunst und Künstlern herrscht, daß auch das reinste und edelste Wollen noch keine Anwartschaft auf Gelingen und Belohnung verleiht.

Denn rein und schön und edel war alles, was Karl von Weber wollte, als er die Feder zur Hand nahm, um Novellen,

Romane und Dramen zu schreiben, aber auch die liebevollste, entgegenkommendste Beurteilung mußte vom ersten Augenblick an erkennen, daß ihm das geheimnisvolle Etwas versagt war, das sich nicht lehren und geben und nicht erzwingen läßt — der schaffende Instinkt.

Und so entstand nun der bitterliche Kampf zwischen Wollen und Vollbringen, dem jeder, der den prächtigen Menschen liebte, mit Sorge zusah, mit begründeter Sorge, weil er endlich, als der lang gehegte, mit Darangabe aller Seelenkräfte gepflegte Gedanke seines Lebens Schiffbruch erlitt, zur Katastrophe führen mußte.

Dieser Gedanke war, das von dem Großvater hinterlassene Opernfragment „Die drei Pintos" zur vollgestaltigen Oper auszubauen und der deutschen Bühne zu schenken. Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, sei hier nur gesagt, daß das große Unternehmen nicht vollständig gelang. Die Oper, zu der sich Karl von Weber mit einem befreundeten Musiker zusammengetan hatte, wurde hier und dort aufgeführt, ohne daß sie es zu einem wirklichen, dauernden Erfolg zu bringen vermochte. Und es konnte auch nicht anders sein. Die dramatische Gestaltung des Textes war unzureichend; die Musik wirkte im ersten Akte, der noch teilweise von der Hand des alten Meisters skizziert war, hinreißend, dann wurde es ein Flickwerk aus Weberschen Musikstücken anderer Art, die von der unzulänglichen, dem Weberschen Genius fremden Hand eines modernen Musikers zu einem Ganzen verbunden werden sollten. Ein großer Aufwand von Anstrengungen und Mühe, ein noch viel größerer von Erwartungen war vertan.

Und von dem Gram um den Fehlschlag erholte er sich nicht, konnte er sich nicht erholen, weil in ihm der Heilquell nicht floß, in welchem die schaffende Natur sich von Kümmernissen gesund badet, weil es ihm nicht verliehen war, in der Trunkenheit neuen Hervorbringens den Schmerz zu vergessen, den ihm das hinter ihm liegende Werk bereitet hatte.

Von da an zog sich über seinem Haupte die finstere Krankheit zusammen, die den einstmals körperlich und geistig so blühenden Menschen Jahre, schlimme Jahre lang festhalten, ihn loslösen sollte von denen, die er einst geliebt, die ihn liebten bis zum letzten Augenblick, die ihn zu einem Toten machte, lange bevor der Körper sich auch zum Sterben entschloß.

Nun ist es so weit, und er ist erlöst. Aber, wie es bei solchen Gelegenheiten geschieht — indem wir von ihm Abschied nehmen, denken wir nicht mehr an den kranken Mann der letzten Jahre, sondern es steigt uns das freundliche Bild des Karl von Weber wieder auf, wie es einstens war, das wir nun nicht mehr sehen werden, nie mehr. Nicht einem Großen gelten diese Worte, nur einem Guten und Unglücklichen. Ihm errichtet man kein Denkmal, ihm weiht man keine tönende Gedenkrede und keinen Lorbeer; nur eine Blume wirft man auf sein Grab, und alles, was man ihm nachruft, ist ein letztes, tränenerstidtes „Fahre wohl!"

Das deutsche Drama. Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand

(1898)

Wer vom deutschen Drama sprechen will[1]), darf von der deutschen Geschichte nicht schweigen, denn die dramatische Dichtung eines Volkes steht im organischen Zusammenhange mit seiner geschichtlichen Entwicklung. Natürlich ist hier und im ganzen ferneren Verlaufe dieser Abhandlung nur an wirkliche dramatische Kunst und deren Erzeugnisse, nicht an Theaterstücke gedacht, die, zur Ausfüllung eines Abends bestimmt, mit diesem vergehen. Für die Produkte dieser Gattung, die, solange es ein Theatergewerbe in der Welt gibt, immer neben der Dramatik einhergelaufen sind, gilt kein Kunstgesetz, sondern nur die Marktfrage nach Angebot und Absatz. Und ich erwähne dies, damit diejenigen, denen meine Ansichten vielleicht zu individuell erscheinen, nicht aus dieser Art von Stücken, dieser sogenannten Dramatik, Einwendungen gegen mich hernehmen.

Man kann darüber streiten, ob die bildende Kunst an ihre Nationalität gebunden sei, obgleich ich der Meinung bin und die Erfahrung es bestätigt, daß ein deutscher Maler immer anders malen wird als ein englischer oder französischer; man

---

[1]) Es ist vielleicht nicht überflüssig daran zu erinnern, daß dieser Überblick über die Entwicklung des deutschen Dramas ursprünglich nicht für deutsche, sondern amerikanische Leser geschrieben ist. Diese Einstellung erklärt manche Wendungen, erklärt vor allem auch die gerade bei Wildenbruch sonst unbegreifliche Übergehung Heinrich von Kleists. A. d. H.

kann ebenso hinsichtlich der Musik streiten — unbestreitbar aber ist, daß die Dichtung national sein muß. Jedes lyrische Gedicht atmet die Seele seines heimatlichen Bodens; in jeder erzählenden Dichtung, wenn sie innerlich echt und wahr ist, sind die handelnden Personen Landsleute des Dichters; und von allen Dichtungsarten die nationalste, diejenige, die sich am wenigsten von dem Volke trennen läßt, in dem sie entsteht, ist die dramatische. Aus dem lyrischen Gedichte spricht die Persönlichkeit des Dichters, desgleichen aus der Novelle; aus dem Drama und bis auf einen gewissen Grad auch aus dem Epos und dem Roman erhebt sich die Stimme eines ganzen Volkes. Und darin beruht seine Wirkung. Denn man irrt sich, wenn man glaubt, daß das Drama nur deshalb Gewalt über die Seelen übe, weil es die Gedanken des Dichters in menschliche Gestalten verkörpert und reden läßt — seine Macht besteht darin, daß das Volk, das den Zuschauerraum füllt, ohne es zu wissen und zu ahnen, an dem Werke mitdichtet und mitspielt.

Darum ist zu allen Zeiten das Drama auf das innigste mit dem Schicksal des Volks verknüpft gewesen, aus dem es entstand. Das Schicksal eines Volkes aber ist seine Geschichte. Darum ist und bleibt das historische Drama das eigentliche, und je mehr ein Drama sich davon entfernt, um so mehr büßt es den Charakter seiner Gattung und damit seinen Wert ein. Nur muß man sich, um dieses richtig zu verstehen, vergegenwärtigen, daß es neben der äußeren auch eine innere Geschichte, neben der politischen auch eine Kulturgeschichte gibt, daß daher ein Drama nicht aufhört, ein historisches zu sein, wenn es seinen Gegenstand aus dieser inneren Geschichte nimmt.

Aus dem Gesagten folgt, und ein Überblick über die Literaturgeschichte bestätigt es, daß die dramatische Dichtung der Kulturvölker sich immer in parallelen Linien, aufsteigend und absteigend, neben der geschichtlichen Entwicklung dieser Völker bewegt hat. Als die Perserkriege geschlagen waren, stürmten die Dramen des Äschylos wie der Jubelruf des jugendlichen Hellenentums empor. Ihnen folgte die männliche Gereiftheit der Sophokleischen Dramatik, und von Sophokles stiegen, mit dem Verfall des Hellenentums, die Dramen des Euripides in der Anschauungsweise des Verfalls, zum Pessimismus hinab, während die Komödien des Aristophanes das gellende Lachen der Verzweiflung als Begleitmusik mitspielten.

Nachdem Spanien sich seines Sieges über die Mauren bewußt geworden war, kam die Epoche seiner großen dramatischen Kunst, aus der die Namen von Lope de Vega und Calderon hervorragen. Als England sich unter seiner großen Königin Elisabeth zur Weltpolitik aufraffte, sprang das zügellose, aber kraftvolle Geschlecht der Marlowe, Green und ihrer Genossen auf die Bühne, aus deren Mitte, wie der ragende Baum aus dem Unterholz, der geheimnisvolle Mann hervorging, Shakespeare. Wären die Kämpfe der weißen und der roten Rose nicht gewesen, so wäre nie ein Shakespeare gewesen. Hätte es nicht ein „lustiges, altes England“ gegeben und hätte das Ohr dieses Mannes nicht die Fähigkeit besessen, das Jauchzen und Lachen eines ganzen Landes, seines Volkes, zu hören und zu bewahren, so wäre nie ein John Falstaff erschienen. Ganz England mit seinem Ruhm und seiner Größe ist in den Dramen Shakespeares wie in einem goldenen Schrein aufbewahrt.

Als Frankreich sich unter dem Kardinal Richelieu emporhob, als es unter Ludwig XIV. zur Sonnenhöhe aufstieg, wurden seine großen Dramatiker Corneille und Racine geboren und es kam der dramatische Historiograph seiner Sittengeschichte, Molière.

Und als Deutschland, das arme Deutschland, die hundert Jahre hinter sich gebracht hatte, die nötig gewesen waren, die Gräßlichkeit des Dreißigjährigen Krieges zu verdauen, als zum ersten Male wieder ein deutscher Mann, der preußische König Friedrich, aufgestanden war und die Augen Europas auf seine Taten gelenkt hatte, wurde die dramatische Seele Deutschlands wach, Lessing erschien, Goethe nach ihm und Schiller nach diesem, und das bis dahin so stumme Land wurde zur tönenden Zunge Europas.

Und so bin ich bei Deutschland angelangt, von dem ich sagen soll, wie es jetzt, nachdem abermals hundert Jahre dahingegangen sind, in dramatischer Beziehung aussieht.

Das ist kein leichtes Stück Arbeit, denn in der Geschichte und der Seelenart des deutschen Volkes sind Elemente, die es beinahe unmöglich erscheinen lassen, daß ihm das große, echte Drama gelingen sollte.

Es ist eine hergebrachte Sache, daß man das Drama mit dem Werke des Bildhauers vergleicht, und wie so manches Hergebrachte ist der Vergleich falsch. Die Wirkung der pla-

stischen Kunst beruht auf der Einzelfigur — das Gesetz des Dramas ist, daß die Gestalt der Hauptfigur, des Helden, zu anderen Persönlichkeiten in ein Verhältnis, einen Konflikt tritt. Sein Gesetz ist die Gruppe. Die Gestalt des Bildhauers stellt einen Moment dar; in diesen Moment ist sie unbeweglich und für immer gebannt. Die Gestalt des Dramatikers muß von einem Moment zum anderen fortschreiten; Bewegung ist das Gesetz des Dramas, Entwicklung, von einem Anfang zu einem Ende, von einem Fundament zu einem Gipfel. Will man daher die dramatische Kunst mit einer anderen vergleichen, so gibt es nur eine, die sich zu solchem Vergleiche heranziehen läßt, die Architektur. Wie sich im Drama der Gedanke des Dichters von Akt zu Akt emporbaut, bis er am Schicksalsschluß des Helden angelangt ist, so steigt vor mir, indem ich ein Bauwerk ansehe, der Gedanke des Baumeisters in bewegter Linie empor, von Stockwerk zu Stockwerk, bis daß das Dach daraufgesetzt ist, und nun das Ganze vor mir steht, als ein geschlossener Organismus, ruhevoll, aber nicht starr, gegliedert, aber übersichtlich. Scheinbar ganz verschieden, in Wirklichkeit nahe verwandt, sind die Materialien, mit denen der Baumeister arbeitet und der dramatische Dichter, Steine und Tatsachen. Solange die Steine verstreut am Boden liegen, sind es tote Blöcke, die mir nichts sagen; sobald sie, von der Hand des Architekten zusammengefaßt, ein Gebäude geworden sind, werden sie lebendig; sie sprechen zu mir und ich verstehe den großen Gedanken, den sie aussprechen. Solange die Tatsachen unverbunden, eine neben der anderen, mir aus dem Weltraume des Geschehens entgegentreten, haben sie keine Bedeutung für mich, erscheinen mir wie Zufälligkeiten; sobald sie dagegen, von der Hand des Dramatikers zusammengefaßt, zum kunstvoll gegliederten Drama geworden sind, erkenne ich einen weisheitsvollen Zusammenhang zwischen den Dingen, erkenne, daß jede dieser scheinbar zufälligen Tatsachen ein Gedanke des Weltgeistes ist, die sich gegenseitig bedingen und vom Anbeginn der Dinge an die Stunde regieren, in der ich augenblicklich lebe. Steine und Tatsachen, Bauwerk und Drama werden von einem und demselben Gesetze umschlossen und regiert, von der Linie, die ihnen den Umriß vorschreibt.

Betrachtet man die Dinge von diesem Gesichtspunkte aus, so wird man verstehen, warum ich gesagt habe, daß in der Seelenart des Deutschen Elemente sind, die ihm die vollendete

dramatische Kunst beinahe unmöglich machen; denn dem Deutschen, und nicht nur dem Deutschen, sondern dem Germanen überhaupt, ist der Gedanke der künstlerischen Linie von Natur aus fremd. Stimmung und Farbe, das ist sein Element, nicht aber die Zeichnung.

Vergleiche man, um dies zu verstehen, die beiden Urdichtungen, aus denen alle Dichtung der europäischen Völker herstammt, die Mythologie der Griechen und der Germanen. Götter und Göttinnen der Griechen, Zeus, Apollo, Poseidon, Hephästos, Hera, Aphrodite und alle anderen sind greifbar persönliche, scharf gegeneinander abgegrenzte Wesen; während Wodan, Loki und Thor, Freia und Baldur und alle anderen Götter und Göttinnen der Germanen nur Begriffe sind, mehr oder weniger verkörperte Begriffe körperloser Naturgewalten. Alle Taten und Handlungen der griechischen Götter sind menschlich verständlich, eigentlich menschlich selbst; fortwährend sind sie mit den Menschen im Verkehr, Götter lieben menschliche Frauen, Göttinnen lassen sich von irdischen Männern lieben. Davon ist bei den Göttern der Germanen nicht die Rede. Diese Götter sind immer übermenschlich groß, alle ihre Taten sind kolossal. Kolossal sind die Kämpfe, die sie untereinander und mit den Riesen führen; über den Menschen aber thronen sie wie die Wolken, die wohl Sturm und Regen und Schnee auf uns herabsenden, auch das Sonnenlicht zu uns herniederdringen lassen, niemals aber sich körperlich an die Brust der Menschheit schmiegen. Bleibt es dahingestellt, welche von beiden Götteranschauungen die tiefsinnigere ist — daß die griechische für die Kunst die gedeihlichere war, darüber kann kein Zweifel bestehen. Dem Griechen stiegen seine Götter zur Erde herab, sie zeigten ihm ihr Antlitz und ihre Gestalt, und ließen sich von ihm porträtieren, in Farbe, Marmor und Erz; sie wohnten in seiner Mitte, und er baute ihnen Wohnhäuser in Gestalt wunderbarer Tempel. Der Germane erblickte seine Götter nie; sie wohnten in einer Höhe, zu der kein leibliches Auge, sondern nur der Gedanke reichte; wenn er zu ihnen beten wollte, ging er hinaus in den nicht von Menschenhänden gebauten Wald, oder auf die unbegrenzte Heide. Alles Denken des Griechen war körperlich und bildlich; alles Denken des Germanen unkörperlich und abstrakt. Immer fand der Grieche in der umgebenden Körperwelt, in den Linien seiner Gebirge und Meere, in den Formen und Gliedern der menschlichen Gestalt

die Modelle für die Gebilde seiner Phantasie und zugleich die festen Maßlinien, über die er nicht hinaus durfte und nicht hinaus verlangte. Immer verlangte die Phantasie des Germanen über die umgebende Körperwelt hinaus, und immer war ihm das Maß eine Fessel. Darum ergab sich dem Griechen die Kunst, und er schenkte sie der Menschheit; dem Germanen ergab sich der Gedanke, der in die unerforschten Tiefen des Weltraumes dringt; er schenkte der Menschheit seine philosophischen Systeme.

Aber die Kunst versagte sich ihm, insbesondere die Kunst, die vor allem anderen Körperlichkeit und festen Umriß verlangt, die dramatische. Zwar, wie ich schon gesagt habe, der Engländer fand im sechzehnten Jahrhundert den Weg zu ihr hin. Denn dem angelsächsischen Blute hatte sich das normannisch-romanische Blut gemischt und das Normannentum hatte ja die Erbschaft des erloschenen Griechentums, zum Teil wenigstens, übernommen. Dem Deutschen aber fehlte diese Blutmischung, und ihm fehlte noch eins, was der Engländer besaß, die ganze Linie einer sich stetig entwickelnden nationalen Geschichte.

Denn die deutsche Geschichte hat sich nicht in einheitlicher, ruhig aufsteigender Linie, sondern in Zickzacklinien, manchmal in schrecklichen, in gigantischem Aufsteigen und fürchterlichem Abstürzen bewegt. Wie hätte ein deutscher Dichter aus diesem wüsten Durcheinander die großen Linien finden sollen, die das Drama verlangt? Wo hätte ihm der Ton herkommen sollen, der alle deutschen Herzen zwang, da jeder Deutsche etwas anderes wollte als der andere?

Darum, wie in Verzweiflung gelähmt, ließ der deutsche Genius die Hand vom dramatischen Schaffen überhaupt; denn die scheinbaren Ausnahmen, die Stücke eines Kaspar von Lohenstein und auch die besseren eines Andreas Gryphius, bestätigen nur diese Behauptung. Sie können als Dramen im wahren Sinne des Wortes nicht gelten.

Aber in der deutschen Seele ist eine geheimnisvolle, dem Fremden kaum verständliche Eigenschaft, ein Zwiespalt, ein beständiger Kampf, der, indem er das Gemüt des einzelnen oft bitter verwundet, die Nation als Ganzes immer wach und, trotz aller Angriffe von außen, immer lebendig erhalten hat. Dieser Kampf besteht darin, daß der Deutsche sich einerseits mit zäher Gewalt an seine Stammesart anklammert, anderseits aus seiner

Art hinaus, darüber hinweg verlangt und Fähigkeiten entwickelt, die ihn darüber hinaustragen. Nur so läßt sich eine so wunderbare Erscheinung, wie die des großen deutschen Dramatikers Friedrich Schiller erklären. Vergleicht man den dichterischen Gehalt der Schillerschen Dramen mit dem der Shakespeareschen, so muß man zugestehen, daß er gegenüber der greifbaren Körperlichkeit, der gesättigten Farbengewalt des Engländers blaß, abstrakt und doktrinär ist. Das ist das deutsche Element in ihm. Neben dieser Eigenschaft aber springt aus denselben Dramen eine andere auf, die ganz und gar über die deutsche Natur hinausgeht, die aus dieser, und darum eigentlich überhaupt gar nicht erklärt werden kann, eine Begabung zum Aufbau des Dramas, zur Führung der dramatischen Linie, die ihn nicht nur ebenbürtig neben die griechischen und die größten romanischen Dramatiker stellt, sondern die ihn geradezu einzig erscheinen läßt. Wer sich davon überzeugen will, der lese aufmerksam die Wallenstein-Trilogie vom Anfang bis zu Ende durch; die Art, wie hier der dramatische Faden gesetzt ist, wie er geschlungen, weitergeführt und schließlich gelöst wird, ist bewundernswert.

Bezeichnend für Deutschland aber ist es, daß, sobald die mächtige Gestalt Schillers in die Erscheinung getreten war, sogleich die andere, oben gekennzeichnete Eigenschaft der deutschen Natur, die sich an die Stammesart anklammert, mit aller Gewalt sich gegen ihn aufbäumte. Dies geschah in dem Kampfe, den die romantische Dichterschule gegen ihn eröffnete.

Dieser Kampf ist nicht nur bemerkenswert durch die leidenschaftliche Gehässigkeit, mit der er geführt ward, nicht nur charakteristisch für seine Zeit, er ist typisch für Deutschland überhaupt, weil er den Ringkampf zweier Naturgewalten in einer und derselben Volksseele darstellt, weil er nicht mit Schiller und den Romantikern aufgehört hat, sondern seitdem mit längeren oder kürzeren Ruhepausen fortgewütet hat und gerade in unserer Zeit die ganze literarische Denkungs- und Empfindungsweise Deutschlands wieder durchwühlt und zerfleischt.

Die Romantiker empfanden ganz genau das Element in Schiller, das aus der deutschen Natur hinausging, und das eben war ihnen verhaßt. Das war Schillers Schwäche: seine Abstraktheit, seine Rhetorik hoben sie mit geschäftigem Eifer hervor; seine Kraft in der Struktur des Dramas verschwiegen sie, sahen

sie nicht oder wollten sie nicht sehen; das erschien ihnen als etwas Wertloses. Denn ihr Bestreben ging darauf hinaus, die deutsche Vergangenheit aus ihrem Innern heraus wieder lebendig zu machen, nicht nur durch die Stoffe, die sie aus der deutschen Geschichte nahmen, sondern auch durch die Form, die eine ganz eigene, deutsche sein sollte. Eine solche gab es aber noch gar nicht; sie mußten sich diese Form erst selbst erfinden, und darum litten sie Schiffbruch. Denn es gab unter den Romantikern geistreiche, sogar geistvolle Persönlichkeiten, kritische Köpfe ersten Ranges, aber nicht eine einzige im höchsten Sinne schaffende Kraft, vor allem nicht eine einzige, die auf dramatischem Gebiet dem Dramatiker Schiller auch nur das Wasser gereicht hätte. Dies alles fühlten sie instinktiv und darum spielten sie zwei Trümpfe gegen ihn aus, mit denen sie Schiller totzuschlagen glaubten: Shakespeare und Goethe. Und beide Trümpfe wurden in ihren Händen zu Fehlschlägen.

Schillers Verhältnis zu Shakespeare habe ich bereits angedeutet; aber es muß hinzugefügt werden, daß, so viel mächtiger Shakespeare als Dichter ist, Schiller ihn in der Architektur des Dramas unbedingt überragt. Goethe hingegen war viel zu sehr der „große“ Goethe, als daß er sich als Keule gegen den großen Schiller hätte mißbrauchen lassen. Zu den größten Eigenschaften Goethes gehört es, daß er immer neidlos anerkannt hat, wie mächtig Schiller auch ihn in der Kraft, dramatische Dichtung aufzubauen, überragt hat. So ergab sich als geradezu giftige Frucht dieses bösartigen Treibens der Romantiker schließlich nur dies, daß die beiden herrlichen Dichtergestalten, die im Leben ein Freundschaftsverhältnis aufrecht erhalten hatten, wie es schöner nie dagewesen ist, im Bewußtsein des deutschen Volkes zu inneren Gegnern gemacht wurden, von denen man den einen verletzen und verstoßen muß, wenn man den anderen lieben und verehren will.

Und im weiteren Verlaufe dieser Dinge trat im Geistesleben Deutschlands eine Erscheinung zutage, die, seit dem sechzehnten Jahrhunderte darin wahrnehmbar, bis auf die heutigen Tage fortgegangen ist und seine Wirkung ausgeübt hat: der Zwiespalt zwischen der Denk- und Empfindungsweise der Gebildeten und des Volkes. Im Volke, das seinem großen, unbeeinflußten und unbeirrbaren Instinkt folgte, blieb Schiller der große, der geliebte und angebetete nationale Dichter; bei den Gebildeten,

die sich von einigen Wortführern einschüchtern und hinnehmen ließen, wurde es zu einem Kennzeichen geistiger Überlegenheit, halb verächtlich die Achseln über ihn zu zucken. Wie verderblich ein solches Verhältnis auf die Literatur eines Volkes einwirken muß, braucht nicht erst gesagt zu werden; die Dichter verloren dadurch das Verständnis für die tiefen Bedürfnisse ihrer Volksseele, den Zusammenhang mit den großen, unirdischen Gewalten, aus denen einzig und allein die große dramatische Kunst Leben schöpft. Das zeigte sich in den Jahrzehnten nach Schillers Tode, als ein klägliches Experimentieren, ein Tasten und Tappen nach allen möglichen Stoffen an die Stelle des gewaltigen, einheitlichen Dranges trat, der Schillers Lebenswerk geleitet hatte. Das zeigte sich noch stärker in den Leistungen der Dichterschule, die in den letzten Lebensjahren Goethes aufstand und nach seinem Tode zur Blüte gedieh, dem sogenannten „jungen Deutschland“.

Diesem Geschlecht bot die Geschichte und die Entwicklung des Vaterlandes nichts, weniger denn nichts, Verzweiflung. Die große Bewegung der Freiheitskriege war verrauscht; eine erbärmliche Politik hatte das deutsche Volk um den Preis seines heldenmütigen Aufschwunges betrogen; Deutschland befand sich in schmählichem Rückgange. Nach außen hin ein Bild aller Schwäche, ohne einheitlichen Willen, ohne die Kraft, auch nur die Grundbedingungen seines staatlichen Daseins zur Geltung zu bringen; im Innern zerrissen in sechsunddreißig sogenannte Bundesstaaten, von denen einzelne nicht viel größer als eine Nußschale, die aber alle nur von einem Bestreben erfüllt waren, ihre geheiligte Sonderexistenz aufrecht zu erhalten. Unter der gefirnißten Oberfläche dieses kläglichen, mit künstlichen Mitteln zusammengeleimten und gehaltenen Baues das dumpfe Murren eines großen Volkes, das die Unwürdigkeit zu empfinden begann, in der es gehalten wurde, in dem sich stärker und stärker das Bedürfnis zu regen begann, zu werden, was die Völker rings umher schon lange waren: ein einheitliches Volk; und daraus wieder entspringend eine Verschwörung der Gewalthaber, die sich durch solche Volksstimmungen bedroht fühlten und nun mit der Grausamkeit der Feigheit gegen alle Kundgebungen dieses tiefberechtigten und gerechten Unwillens einschritten.

Nichtdeutschen Menschen wird es schwer fallen, sich den jammervollen Zustand vorzustellen, in dem ein großes, kraft seiner

Begabung zu allen höchsten Aufgaben der Menschheit befähigtes und berufenes Volk jahrzehntelang hinzuschmachten verdammt war. Nichtdeutsche Menschen müssen sich aber bemühen, diese Vorstellung in sich zu erwecken, wenn sie die ungeheure Wirkung begreifen wollen, die es in Deutschland hervorrufen mußte, als endlich ein Staatsmann erschien, der diese murrende Stimme seiner Nation verstand, der einsichtig genug war, zu erkennen, daß dieses Grollen nicht die Zerstörung, sondern das Leben verkündete, und der den Mut besaß, statt wie bisher gegen diese Macht, mit ihr vereint zu gehen und Deutschland durch eine „Revolution von oben“ zu retten.

Zu der Zeit aber, als die Dichterschule des „jungen Deutschland“ schrieb, war dieser Wille, wenn auch schon geboren, doch noch nicht am Werk, und nichts deutete sein Kommen an. Für sie gab es daher als treibende Macht nur ein Gefühl, das der Sehnsucht, der Sehnsucht, aus den Verhältnissen herauszugelangen, die sie umgaben. Aber dieser Sehnsucht leuchtete keine Hoffnung, kein bestimmtes Ziel. Es schien undenkbar, daß einer der deutschen Staaten die Hand ausstrecken würde, Deutschland aus dem Sumpfe zu reißen, daß in Deutschland selbst eine Macht aufstehen würde, um die sich die zerrissenen Glieder wie um einen Kern sammeln konnten.

Darum wurde das Suchen dieser Dichter ziellos, planlos und unbestimmt. Aus dem heiligen Zorn, der ja, wie kaum etwas anderes, große dramatische Dichtungen hervorzutreiben geeignet ist, wurde dumpfe Unzufriedenheit. Deutschland, das eigene Vaterland, erschien ihnen wie ein Leichnam, mit dem nichts mehr zu machen war; seine Staatsformen abgetan und überlebt. An ihre Stelle trat in ihrer Vorstellung ein neues, phantastisches, der deutschen Volksseele ganz fremdes Staatengebilde, eine deutsche Republik. Weil es zu ihrer Zeit in Deutschland keine großen Männer mehr gab, vergaßen sie, daß es in ihrem Lande jemals solche gegeben hatte, vergaßen die Größe der eigenen Vergangenheit. Nur außerhalb Deutschlands gab es noch eine Zeit großer Männer und Verhältnisse. Darum ging all ihr Streben aus Deutschland hinaus, um in beneidender Bewunderung sich vor dem Auslande zu beugen. Und diese internationale Gesinnung hatte nichts mit der großen Menschenverbrüderungsidee Rousseaus gemein, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts Schillers Seele entflammt hatte; sie war das Er-

gebnis der Armut, die im Auslande betteln ging, weil sie zu Hause keine Nahrung fand.

Nach diesem allen wird man sich vorstellen können, was für ein zerfahrenes Gesicht die deutsche dramatische Dichtung dieser Zeit aufweist. Nicht daß die Produktion gestockt hätte — im Gegenteil, es wurden massenhaft Dramen geschrieben. Denn das ist auch eine aus dem obengeschilderten Zwiespalt hervorgehende Eigenheit Deutschlands, daß, während die deutsche Seele eigentlich undramatisch ist, ihr Drang zum dramatischen Hervorbringen sich kaum zügeln läßt. Aber die Qualität dieser Hervorbringungen stand in keinem Verhältnisse zur Quantität und man muß die großen Begabungen, die damals tätig waren, aufrichtig beklagen, daß sie dazu verurteilt waren, in solcher Zeit zu schaffen. Bezeichnend dafür, wie gänzlich der Sinn für dramatische Größe dieser Generation verloren gegangen war, ist die Art, wie kläglich die häufig unternommenen Versuche ausfielen, die großen Sagendichtungen Deutschlands, insbesondere die Nibelungensage, zu dramatisieren, und doppelt bezeichnend die Art, wie die zünftigen Dramatiker dieser Zeit achselzuckend an dem Manne vorübergingen, der neben ihnen schaffte und schuf, der ebenfalls nach den deutschen Sagenstoffen griff und der, während sie ihn geringschätzig ignorierten, der einzige war, der diese Stoffe in ihrer Größe erkannte und sie dramatisch zu gestalten vermochte.

Dieser Mann war der Musikdramatiker Richard Wagner, der nicht nur turmhoch über den Dramatikern des „jungen Deutschland" steht, sondern der überhaupt und bis in unsere Tage der genialste deutsche Dramatiker seit Friedrich Schiller ist. Ohne auf die übrigen Musikdramen Richard Wagners einzugehen, sei hier nur, um das Gesagte zu erläutern, auf die Art hingewiesen, wie er, im Gegensatze zu den Dramatikern seiner Zeit, den Stoff der Nibelungensage erfaßt hat. Alle diese Dramatiker wählten nämlich als Grundlage für ihre Dramatisierung des großen Stoffes das deutsche Nibelungenlied. Keinem einzigen fiel es ein, über dasselbe hinauszugehen, keinem einzigen kam der Gedanke, daß das Nibelungenlied selbst schon eine Bearbeitung, eine abgeschwächte Bearbeitung der ursprünglichen Sage war. Alle diese Dramen waren also Bearbeitungen einer Bearbeitung; man kann sich vorstellen, was daraus wurde! Alle diese Dramatiker übersahen gänzlich, was schon der Verfasser des Nibelungen-

liedes übersehen hatte, wo eigentlich der dramatisch-tragische Konflikt des Stoffes ruht, nämlich in dem Verhältnisse zwischen Siegfried und Brünhilde. Alle machten es dem Verfasser des Nibelungenliedes nach, dem es darauf angekommen war, den Kampf zwischen den Burgundern und Hunnen zum Schwerpunkte des Werkes zu machen, während er die Vorgänge, die sich zwischen Siegfried und Brünhilde abgespielt hatten, kaum andeutete und so das Verhältnis zwischen beiden ganz unverständlich ließ.

Der einzige also, der den Blick besaß, um zu erkennen, wo die dramatisch-tragische Wurzel des ungeheuren Stoffes ruhte, der die Hand besaß, den Stoff an dieser Wurzel zu packen und darauf sein Drama aufzubauen, war der Mann, über dessen kühne, manchmal sonderbare Wortfügungen die zünftigen Dramatiker hohnlachten, ohne zu fühlen, ohne auch nur zu ahnen, welch mächtige dramatische Konzeptionskraft aus seinem Werke sprach. Richard Wagner war es, welcher erkannte, daß es sich um einen Sagenstoff, nicht um einen geschichtlichen, handelte, daß mithin das historische Gewand, in den das Nibelungenlied ihn gekleidet hatte, gar nicht paßte. Mit der Entschlossenheit des Genies griff er darum zu, riß den Stoff von da hinweg, wo er nicht hingehörte, aus dem Konflikt historischer Menschen, stellte ihn an seine wahre Stelle, in die vorgeschichtliche Urzeit, unter Götter und Übermenschen, und indem er Siegfried und Brünhilde in den Mittelpunkt des Werkes rückte, alles auf diese beiden Gestalten hinarbeiten und aus ihrem Verhältnis herauswachsen ließ, schuf er ein Drama, das heute den ganzen Erdkreis beherrscht, während die Nibelungendramatiker, die einst die Achseln über ihn zuckten, vergangen und tot sind und nur hie und da noch einmal zu einem dürftigen Eintagsleben aufgeweckt werden [1]). Wären es aber nur die Dramatiker selbst gewesen, die dem genialen Mann in den Weg traten, so ließe man sich das gefallen, denn ein altes Sprichwort sagt: daß kein Töpfer die Scheibe des anderen lobt. Schlimmer und bezeichnender ist die Art, wie in Deutschland die Kritik seinen Anfängen begegnete, und in einem Aufsatze, der die dramatische Produktion eines

---

[1]) Daß Hebbels in diesem Zusammenhang gar nicht gedacht wird, erklärt sich wohl nicht nur aus dem Plan des Aufsatzes, sondern auch aus Wildenbruchs persönlicher Stellung zu Hebbel. A. d. H.

Landes behandelt, darf dieser andere wichtige Faktor, die dramatische Rezeption, die man Kritik nennt, nicht stillschweigend übergangen werden.

Da ist denn zu sagen, daß es damit in Deutschland schlecht bestellt ist, und es erklärt sich dies, wenn man sich des oben Gesagten erinnert, daß die tiefsten Instinkte der deutschen Seele eigentlich undramatisch sind. Wer die Gesetze der dramatischen Kunst nicht instinktiv in sich selbst fühlt, kann sie auch nicht erkennen, wenn sie ihm aus einer anderen Persönlichkeit und deren Werken entgegentreten. So wie die Kritiker der romantischen Schule Schillers dramatische Gewalt nicht empfanden, so erging es den Kritikern zur Zeit Richard Wagners, und so macht es die Kritik in Deutschland noch heute. So viele Zeitungen, so viele dramatische Kritiker gibt es in Deutschland und jeder von diesen — wobei der Masse, die den Wortführern nachspricht, noch nicht einmal gedacht ist — hat seine ganz besondere Theorie von der dramatischen Kunst für sich. Nicht an dem großen, allgemein gültigen Gesetz der Dramatik, sondern an seiner höchst persönlichen Theorie mißt und beurteilt jeder dieser Kritiker das Werk, das ihm entgegentritt. Der schwere Schade, der sich daraus für die dramatische Kunst nach beiden Seiten, der produktiven und rezeptiven, ergibt, liegt auf der Hand. Die Urteilsfähigkeit des Publikums, an sich schon unsicher genug, wird durch dieses, häufig in krassem Widerspruch zueinander stehende Stimmengewirr völlig unsicher gemacht; die naive Empfänglichkeit wird ihm vernichtet. Für den schaffenden Dichter aber geht die Empfindung, daß die Kritik eine korrigierende, zugleich aber helfende Macht, eine höhere Instanz sei, bei der er sich Belehrung und Förderung holen könnte, gänzlich verloren. Er fürchtet sich vor ihr, ohne daß er sie respektiert; er ist verloren, wenn er sich bei diesem Wirrwarr von Meinungen Rat erholen will. In ganz Deutschland — es ist traurig aber wahr — wüßte ich augenblicklich nicht eine kritische Persönlichkeit zu nennen, die auf wirklich überragendem, die dramatische Kunst überschauendem Standpunkte stünde.

Aber genug hiervon; denn wir stehen vor dem immer noch geschlossenen Tore der neuen Zeit, und Menschen ermüden, wenn man sie zu lange vor einer verriegelten Pforte stehen läßt. In die bleierne Stille, die seit dem gellenden Aufschrei des Jahres 1848 über Deutschland lagerte, fiel ein Donnerschlag; auf das

unfruchtbar gewordene Land brach ein Gewitterregen hernieder; durch die hoffnungslos gewordenen Poeten ging, wie der Flügelsturm eines mächtigen Adlers, neues Erwachen, neue Hoffnung und neues Leben. Das war das Jahr 1866. Freilich war der Regen, der da herniederging, rot, rot und heiß wie Menschenblut; freilich erschien der Schlag, der da herabschmetterte, vielen im ersten Augenblick wie der endgültige Vernichtungsschlag, den das Schicksal für Deutschland noch übrig hatte. Aber diese Vorstellungen täuschten; die Augen, die die Dinge so ansahen, waren kurzsichtig. Eine mächtige Hand war es gewesen, die die Schleusen aufgezogen hatte, aus denen sich der Blutregen ergoß, aber diese Hand war zielbewußt und stark genug zugleich, die Schleusen wieder zu schließen. Der Pilot war gekommen, der das Steuerruder des taumelnden Schiffes in die Hand nahm, der Staatsmann zu seinem Werke gediehen, der den Sturmwind der deutschen Volksseele in die Segel seines Schiffes zu fangen wußte: Bismarck. Nichtdeutsche Menschen, die sich vielleicht manchmal im stillen über die unermeßliche Popularität dieses Namens in Deutschland wundern, werden nach dem, was ich ihnen in kurzen Andeutungen von der deutschen Geschichte gesagt habe, begreifen, woher diese Liebe stammt; werden begreifen, daß die Deutschen in ihm viel mehr als den großen Staatsmann, daß sie in ihm den Erlöser, den Mann verehren, der alle tiefsten und geheimsten Wünsche und Hoffnungen ihres Innern verstanden und ihnen die Berechtigung zum Dasein erkämpft hat. Und indem er dies tat, verlieh er den Regungen dieser oft so komplizierten, sich selbst so schwer verstehenden deutschen Volksseele durch seine lapidaren Kernworte und Sprüche einen Ausdruck, der jedesmal wie ein Blitz in die Herzen schlug, jedesmal von Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet sofort verstanden und mit stürmischem Jubel aufgenommen wurde. Jedes dieser Worte, in dem sich die deutsche Art mit all ihrem Tiefsten und Besten ganz wiederfand, ging im Augenblick, wo es entstanden war, wie ein geflügeltes Wort durch das Land. Und wenn man denjenigen, dessen Worte in die Herzen der Mitmenschen dringen und darin weiterleben, einen Dichter nennt, wenn man die Bedeutung eines Dichters nach der Weite seiner Wirkungen bemißt, so kann man sagen, daß der Fürst Bismarck eigentlich der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ist.

Bismarck, der aus einem Gebiete Deutschlands herkam, das

arm an Schönheit und Reichtum, aber fruchtbar an Manneskraft ist, aus der Mark Brandenburg, mußte den Deutschen wirklich wie ein Gottesgeschenk erscheinen, und ein Gottesgeschenk war das, was er ihnen vier Jahre nach 1866, 1870, brachte, indem er ihnen das deutsche Kaisertum wieder schenkte. Denn für die Deutschen, deren politisches Denken immer zu drei Vierteln Gefühlspolitik ist, bedeutet das Kaisertum ganz etwas anderes, als eine mehr oder weniger praktische Staatsverfassung, es ist für sie die verkörperte Erfüllung all ihres tiefsten Sehnens, die verkörperte Bestätigung alles dessen, wofür sie gelitten, die Wiederanknüpfung an Traditionen, aus denen alle produktiven Elemente ihrer Seele die reinste und die reichste Nahrung gesogen hatten.

Nichts ist bezeichnender dafür, als die Sage von Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Hohenstaufen, der verzaubert im Kyffhäuserberge saß und schlief und darauf wartete, daß die Raben aufhören würden, um den Berg zu fliegen. In aller Erniedrigung, aller Hoffnungslosigkeit war diese Legende unausrottbar in den deutschen Gemütern festgehalten, von unzähligen Dichtern unzähligemal wiederholt, schließlich zu einem politischen Glaubensartikel geworden. Die gesamte deutsche Politik spitzte sich für das Volk eigentlich in den drei Fragen zu: „Wann wird Deutschland wieder einen Kaiser haben?“ „Wer wird deutscher Kaiser werden?“ „Werden wir Straßburg wieder bekommen?“ Auf alle drei Fragen gab das Jahr 1870 schlagende Antwort.

Und nun die Wirkung all dieser großen Ereignisse auf die deutsche dramatische Kunst? — Es dauerte lange genug, bis sich eine solche zeigte. Das erklärt sich einerseits aus der langsamen und bedächtigen Art, mit welcher der deutsche Geist überhaupt arbeitet, anderseits daraus, daß die Männer, die im Augenblick, als die großen Ereignisse einbrachen, am literarischen Ruder standen, mit den neuen Dingen nicht mehr fertig wurden. Es waren die Überreste des „jungen Deutschland“ und diese waren alt geworden, verbittert und unfruchtbar. Nur die junge Generation hatte das Jahr 1866 mit unbedingtem Jubel aufgenommen; die alte keineswegs. Von diesen verhielten viele sich zweifelnd, die meisten geradezu ablehnend. Die Gedanken von 1848, die Revolution „von unten“, waren das Ideal gewesen, nach dem sie strebten; die Revolution „von oben“, die jetzt kam, begriffen

sie nicht; sie weckte ihr Mißtrauen. Und als dann das Jahr 1870 absolut keine Möglichkeit zu solchem Mißtrauen mehr ließ, waren sie nicht mehr frisch genug, in den einmütigen Jubel ihres Volkes einzustimmen, neue Saiten auf ihre Harfen zu spannen. Sie verstummten und grollten, und eine der bedenklichsten Charaktereigenschaften der deutschen Art trat an ihnen zutage: sich glühend, verlangend nach einem erträumten Ideal zu sehnen und dann, wenn das Traumgebilde zur Tatsache wird, es zu benörgeln, ärgerlich von sich zu stoßen, weil es vielleicht in einem und dem anderen nebensächlichen Punkte dem erträumten Ideal nicht ähnlich sieht.

Von diesen Alten war mithin ein neuer Ton in der deutschen Dramatik nicht mehr zu erwarten; noch weniger aber kam ein solcher Ton von den Männern her, die 1866 und 1870 in der Vollkraft des Schaffens standen und die in den ausgetretenen Geleisen des „jungen Deutschland“ weitergingen, ohne daß sie die immerhin große Begabung aufzuweisen gehabt hätten, die in der Schule des „jungen Deutschland“ geschafft hatte. Über diese Zwischengeneration gehe ich rasch hinweg, denn es ist von ihr nichts Gutes zu sagen. Keine große Empfindung, kein großer Gedanke beseelte sie; all ihr Streben ging dahin, für Deutschland nach dem Muster des französischen Theaters eine sogenannte Dramatik der modernen Gesellschaft und des Salons zu erfinden; ein Streben, das natürlich zu ganz erkünstelten Werken führen mußte, weil Deutschland einen „Salon“ und eine „Gesellschaft“ im Sinne Frankreichs, wo diese Dinge wirkliche Bedeutung haben, gar nicht kennt. Eine beschämende Tatsache bleibt es in der Erinnerung eines jeden, der diese Zeiten miterlebt hat, daß unmittelbar nach den welterschütternden Ereignissen von 1870 die deutschen Theater sich mit fanatischem Entgegenkommen gerade den Stücken dieser Art öffneten, daß das deutsche Volk in Scharen dahinlief, diese Stücke zu sehen, die ihm für alles, was es in tiefstem Herzen suchte und nicht erhielt, nichts weiter gaben, als ein paar niedrige Lustspielsituationen und eine mit den Flittern einstiger wirklicher Dichter aufgeputzte Scheindramatik.

Wie tief sich der Schade einer solchen Literatur in die Gemüter eingefressen, wie weit sich die seichte Anschauungsweise in den theaterleitenden Kreisen Deutschlands verbreitet hatte, das hat niemand bitterer erfahren, als der Verfasser dieses Aufsatzes

selbst, als er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seine ersten, aus der deutschen und anglogermanischen Geschichte entnommenen Dramen schrieb, und dem sich sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch verschlossen.

Mögen es mir die Leser dieses Aufsatzes als einem ehrlichen Manne glauben, daß es mir nicht lieb ist, persönlich von mir selbst zu sprechen, daß mir der Gedanke, als wollte ich um meine Werke wie ein weihrauchopfernder Narr herumgehen, unleidlich ist und fern liegt; aber ich muß meiner selbst erwähnen, weil, wie ich damals als Sturmbock gegen die Mauern anlief, auf denen höhnisch grinsende Achselzucker standen, ich noch heute als Verkörperung einer Richtung dastehe, von der sich das neueste Geschlecht schon wieder abgewandt hat, weil es meint, darüber hinausgekommen zu sein. Diese Richtung war die historische, die bewußte Vereinigung menschlich-dramatischer Schicksale mit großen geschichtlichen, insbesonders nationalgeschichtlichen Vorgängen.

Denn zweierlei war mir klar: einmal, daß ein Wiederaufleben großen dramatischen Empfindens im deutschen Volke nur möglich war, wenn ihm gezeigt wurde, daß es größere Fragen und wichtigere Konflikte für die Menschheit gibt, als die in den deutschen Dramen der letzten Zeit nach französischem Muster abgehandelten Ehestandsfragen und Ehebruchskonflikte; sodann aber, daß, wenn je eine Zeit gekommen war, um zu den großen Aufgaben der dramatischen Kunst zurückzugelangen, diese Zeit jetzt war und daß, wenn jetzt der Augenblick versäumt wurde, sie vielleicht nie wieder gekommen sein würde. Richard Wagner hatte durch seine Musikdramen die Augen Deutschlands wieder auf den Quell gelenkt, der aus der deutschen Sagenwelt entspringt; aber in weiser Erkenntnis, daß die Musik Sagengestalten verkörpern kann, nicht aber wohl historische, hatte er die Hand von der eigentlichen Geschichte abgelassen. Hier lag das Aufgabenfeld für den rezitierenden Dramatiker. Deutschland war politisch reif geworden. Nur für ein politisch reifes und zugleich hoffnungsstarkes Volk kann der Dichter historisch-politische Dramen schaffen. In dieser Richtung habe ich mich bemüht. Wie eine kommende Zeit über meine Werke und ihren Wert an sich urteilen wird, lasse ich dahingestellt; ob und wieviel sie wert sind, weiß ich nicht. Das einzige, was ich weiß, ist, daß in der Zeit, als ich anfing, Seelenkraft nötig war, so zu schreiben,

wie ich schrieb. Seelenkraft, um die immer wiederkehrenden höhnischen Abweisungen zu ertragen, die wohlgemeinten Warnungen besorgter Freunde und Verwandten nicht zu hören, Seelenkraft, um den Bann zu brechen, den Gemütsseichtigkeit, Phantasiefeindlichkeit und Frivolität über Land und Volk geworfen hatten. Das, was ich weiß, ist, daß der Bann gebrochen worden ist, daß die Theaterleiter seitdem wieder angefangen haben, daran zu glauben, daß man auch mit anderen Werken, als mit trivialen, Erfolge erzielen kann, und daß, wenn seitdem die deutsche dramatische Dichtung wieder ernst und tief und inbrünstig geworden ist, der Anfang und die Möglichkeit dazu in den Tagen geschaffen worden ist, als zum ersten Male wieder die Stimme der großen Leidenschaft an die Seelen der deutschen Menschen schlug und ihnen von dem Zusammenhange ihres Tages mit den großen Dingen ihrer Vergangenheit sprach. Und indem ich so an die neue und neueste Phase in der Entwicklung des deutschen Dramas gelange, spreche ich es aus, daß es besser geworden ist, als es vordem war, viel besser.

Aber wie es mir schwer fiel, von meiner Persönlichkeit und meinen Werken zu sprechen, so ist es auch keine leichte Aufgabe für mich, von dieser neuesten Zeit zu berichten. Denn sie stellt einen Kampf dar, einen leidenschaftlichen, der zwar auch schon wieder Abschnitte und Phasen aufweist, aber noch immer weitergeht, und in diesem Kampfe stehe ich selbst mitten drin, da ich einem großen Teile der neuesten Schule als Vertreter einer Richtung gelte, mit der aufgeräumt werden muß. Und es heißt eigentlich sehr viel von einem Soldaten verlangen, wenn man ihn, während der Kampf ihn umtobt, auffordert, einen ruhigen, sachlichen Bericht über die Schlacht zu liefern. Trotzdem will ich mich dazu mit möglichster Objektivität bemühen.

Nachdem die großen Erfolge in der Neugestaltung Deutschlands errungen waren, kam ein Geschlecht zur Welt, das mit einem ganz anderen Gefühle aufwuchs, als seit Jahrhunderten deutsche Jugend aufgewachsen war. Deutsche Jugend hatte bisher, sobald sie reif genug geworden war, die politischen Verhältnisse einigermaßen zu beurteilen, immer erkannt, daß diese schlimm waren: für sie war daher die Zukunft die Zeit gewesen, auf die sie in Sehnsucht blickte. Das jetzt geborene Geschlecht dagegen wuchs unter wohlgeordneten, glatten Verhältnissen auf; alles das, um was die Vorfahren mit Leib und Seele gerungen hatten,

war ihm wie von einem großen Zauberer in die Tasche gelegt. Um es mit einem Worte zu sagen: deutsche Jugend war immer hungrig aufgewachsen: jetzt kam zum ersten Male ein sattes junges Geschlecht. Sattheit aber ist für den Menschen, namentlich den deutschen, ein gefährlicher Zustand; denn der Deutsche ist keine lichte, zur Fröhlichkeit angelegte, sondern eine dunkle, zum Trübsinn neigende Natur; er ist größer im Unglück als im Glück. Schon Tacitus erzählt von den Germanen, daß sie, von Jagd und Krieg heimgekehrt, satt gegessen und getrunken, sich auf die Bärenhaut legten und schlimme Dinge trieben, spielten, Haus, Hof und Weib und Freiheit verspielten. Diesem Geschlecht erging es, wie der Nachkommenschaft eines durch saure Arbeit reich gewordenen Mannes, es wußte nichts mehr von den Mühen des Erzeugers, nichts mehr von der Wut, mit der auswärtige Feinde Deutschland hatten verhindern wollen, Deutschland zu werden; diese einstigen Feinde waren ihm keine Feinde mehr. Es verlernte den Haß, den großen Zorn, aber damit auch die große, begeisterte Liebe. Dazu kam, daß Deutschland viel reicher an Geld geworden war, als früher; Wohlleben aber erschlafft die Seele, wie zu häufiges warmes Baden den Leib. Deutschland war ja nun da — wozu sich denn immer noch einmal darüber freuen, daß es da war? Das war ja langweilig, war dumm, das überließ man billigerweise dem untergeordneten Volk, den Männern, die geschmacklos genug waren, immer noch mit ihren Kriegsmedaillen auf der Brust umherzugehen und sich daran zu erfreuen. Der böse Zwiespalt im deutschen Geistesleben, den ich oben erwähnte, das Auseinandergehen in der Anschauung der Gebildeten und der Ungebildeten, trat in widerwärtiger Weise hervor; dieses junge Literatengeschlecht, das selbst nie Pulver gerochen hatte, blickte mit Verachtung auf die Volksmenge, die sich festlich zur Begehung nationaler Sieges- und Gedenktage versammelte, und erfand sich, um sie zu charakterisieren, infame Ausdrücke, wie „Hurrakanaille“ und andere.

Neben diesem allen war auch diese Jugend immerhin eine deutsche, mit den Stammeseigenschaften der deutschen Art versehen. Das große Element der deutschen Art, die Sehnsucht, war auch in ihren Seelen; nur wußten sie in ihrer Übersättigung nicht, wonach sie verlangen sollten. Da kam ihnen von außen Rat: die norwegischen Poeten tauchten am Horizont auf. Zuerst war es der norwegische Dramatiker Björnson, der in Deutschland

bekannt und mit großer Wärme aufgenommen wurde. Und das war gut. Denn Björnson ist ein großer, aus warmen Organen schaffender Dichter. Er brachte der deutschen Jugend keine fremden Elemente, in die sie sich erst künstlich hineinzuleben hatte, sondern Geist von ihrem Geiste, Blut von ihrem Blute. Skandinavien ist schließlich auch germanisches Stammesland, und das Germanische, wenn es sich auch bitter befehdet, versteht sich darum doch. Björnson ist selbst eine begeisterte Natur; seine Einwirkung auf Deutschland, das immer, wenn es stark und gesund bleiben soll, der Begeisterung bedarf, konnte daher nur eine günstige sein. Aber zum Schaden Deutschlands wurde dieser Mann allzu bald und allzu stark durch einen zweiten Norweger verdrängt, dessen Werke gleich nach den seinigen in Deutschland auftauchten, durch Ibsen. Zum Schaden, sage ich, und ich sage es, obschon ich weiß, daß ich damit der allgemeinen Meinung des sogenannten gebildeten Deutschland geradezu ins Gesicht schlage. Denn Ibsen gilt in Deutschland als ein viel größerer Dichter als Björnson, und ist in Wahrheit ein viel geringerer. Alles, was Björnson besitzt und was ihn zum wahren Dichter macht, die begeisterte Seele, das warme Herz, der Glaube an große Menschennatur, fehlt Ibsen gänzlich, oder ist ihm wenigstens im Laufe der Zeit abhanden gekommen; statt alles dessen besitzt er nur eins: einen messerscharfen, klug, ja sogar schlau berechnenden Verstand.

Ein Drama Ibsens ist vorhanden, das mit wirklich dichterischer Größe entworfen, mit dramatischer Gewalt ausgeführt ist, das historische Drama „Die Kronprätendenten“. Bezeichnenderweise fand aber gerade dieses sein bestes Werk bei den Dramatikern und Kritikern des jüngsten Deutschland den allergeringsten Beifall. Dagegen standen sie bewundernd vor seinen übrigen Werken, ohne daß ihnen der Gedanke kam, daß beinahe alle diese Dramen nichts weiter sind, als dramatisierte Epiloge zu einer Handlung, die vor dem eigentlichen Stücke liegt, daß also alle Gestalten dieser Dramen eigentlich gar nicht an ihren eigenen Handlungen und Taten tragen, leiden und zugrunde gehen, sondern an den Taten, die andere vor ihnen getan haben und deren Folgen sie auszutragen haben. Diese bedenkliche Umgestaltung des bisher gültigen und, wie man hinzusetzen muß, des allein und für alle Zeiten gültigen dramatischen Gesetzes, daß der Mensch auf der Bühne für sich selbst einzutreten, die

Folgen seines eigenen Tuns zu tragen hat, gipfelte alsdann in der von Ibsen zum ersten Male auf die Bühne gebrachten Vererbungstheorie, das heißt in dem Gedanken, daß die Menschen überhaupt ohne eigene Selbstbestimmung, ohne Kraft eigenen Wollens und nur noch organische Maschinen sind, in denen gewisse, meistenteils krankhafte Triebe, gegen die sie sich nicht wehren können, mächtig sind, daß also ihr Lebensgang von vornherein durch diejenigen vorherbestimmt ist, von denen sie die Krankheitstriebe geerbt haben.

Diese Theorie, die, wie jetzt von allen medizinischen Autoritäten anerkannt ist, auf einer oberflächlichen Ausnützung halb oder ganz falsch verstandener wissenschaftlicher Forschungsergebnisse beruht, fand, wie in dem gesamten neurasthenisch gewordenen Europa, auch in Deutschland fanatisches Entgegenkommen. Diese Theorie, die nichts weiter ist, als die Dramatisierung der seelentötenden materialistischen Weltanschauung, die das Drama mit einem Schlag aus dem Gebiete des geistigen Lebens in das des leiblichen verpflanzt, die an Stelle von Seelenkämpfen und Seelenentwicklung physisches Leiden und einen physiologischen Krankheitsprozeß stellt, kam diesem seelenschwach gewordenen Geschlechte gerade recht. All die großen geistigen Werkzeuge, mit denen die Menschheit an sich gearbeitet hatte, Wille, Überzeugung, Glauben, wurden in die Rumpelkammer geworfen; die Seele des Menschen wurde abgesetzt und statt ihrer das Nervensystem als Beherrscher der Welt und der Menschheit proklamiert. Ein verwüstender Strom oberflächlicher Weltanschauungen brach in die Gemüter ein; die Mittelmäßigkeit, der die Größe und Erhabenheit stets verhaßt ist, griff mit beiden Händen nach der neuen Lehre, und in Deutschland entstand eine Masse der fürchterlichsten Dramen nach Ibsens Muster.

Nach seinem Muster, aber ohne seine Kraft. Denn die technische Kraft Ibsens ist außerordentlich. Er ist ein sehr geschickter, beinahe raffinierter Bühnenkünstler. Das dokumentiert sich sogar darin, daß er es verstanden hat, seine oben gekennzeichneten Epilogdramen so auszuarbeiten, daß sie vielfach den Eindruck ganzer, vollständiger Dramen erwecken; das dokumentiert sich in der Fähigkeit, Gestalten zu schaffen, und in der Kunst, mit der er den Dialog in seinen Stücken handhabt. Beschäftigt man sich aber eingehend mit diesen Werken, so findet man, daß sie nach der ersten lebhaften Lebendigkeit, mit der sie

auf uns wirken, eine seltsame Kälte in uns zurücklassen, wie Schlacken in unserem Innern liegenbleiben. Woher kommt das? Daher, daß alle diese Stücke nicht aus dem Gemütsleben geschöpft, daß sie ohne alle Naivität sind. In jedem dieser Stücke ist mit einer beinahe mathematischen Schärfe eine Frage aufgestellt, die von den handelnden Personen gelöst werden soll. Während aber alle großen Menschheitsfragen immer nur von dem ganzen Menschen, immer nur mit Kopf und Herz zugleich gelöst werden, geschieht dies bei den Ibsenschen Menschen immer nur durch den Kopf. Die Stimme der Empfindung ist bei ihm so zurückgedrängt, daß man den Eindruck erhält, als hätten seine Menschen nur ein Gehirn, sonst aber keine edlen Organe, und an Stelle des Herzens eine algebraische Formel.

Und hierin glaube ich den Schlüssel gefunden zu haben, der das Geheimnis von Ibsens Wirkung erschließt. Zu allen Zeiten hat die Menschheit nach einer Kabbala verlangt, nach einer Formel, in die sie sich verlieren, die sie gewissermaßen wie ein Opiat verschlucken konnte, um dann, den Stein der Weisen im Leibe, die Lösung des Welträtsels in Händen zu fühlen. Ibsen brachte ihr mit seiner neuen dramatischen Formel, mit seiner neuen dramatischen Prädestinationslehre diesen Stein der Weisen, und jubelnd, wie ich schon gesagt habe, verschluckte das jüngste Deutschland den wunderbaren Stein. Daß alle diese Stücke auf Verhältnissen aufgebaut waren, die dem deutschen Leben fremd sind, daß in keinem dieser Stücke eine einzige von den Fragen berührt wurde, die das deutsche Volksleben in seinen Tiefen bewegen, galt diesem wieder international gewordenen Geschlechte ganz gleich. Ibsen war der neue Weltentraum, in dem sie träumten, der neue Weltenozean, in dem sie badeten; und was nicht Ibsen war, durfte nicht vorhanden sein und mußte, wenn es nicht freiwillig abdankte, totgeschlagen werden.

Inzwischen aber war das deutsche Volksleben keineswegs tot; im Gegenteil, sein für gewöhnlich ruhiger Pulsschlag war zur fieberhaften Erregung gesteigert. Die große, neue Frage, die Europa beschäftigt, die soziale, hatte in Deutschland, wo schon einmal, zur Zeit der Reformation, ähnliche Fragen mit leidenschaftlicher Erbitterung ausgekämpft worden waren, einen Boden gefunden, fruchtbarer als irgendwo anders. Die Glut, die jahrelang unterirdisch geschwelt hatte, brach in Gestalt der

Sozialdemokratie als Flamme zutage. Und das Aufleuchten der Flamme war so stark, daß es im Augenblick die Gedanken aller auf sich zog. Vergegenwärtigt man sich, daß alles, was mit dieser Frage zusammenhängt, so recht eigentlich dazu angetan ist, alle Grundelemente der deutschen Natur in ihren Tiefen aufzuwühlen, die guten wie die schlechten, das weichherzige Mitleid mit den Armen und Schwachen, den heiligen Haß gegen den Plutokratismus, das sehnende Verlangen nach einer reineren, besseren, auf Menschenverbrüderung gegründeten Welt, daneben aber auch den Neid, die Unfähigkeit zur Zufriedenheit mit gegebenen Verhältnissen und endlich einen, an die alten Vandalen erinnernden Widerwillen gegen Schönheit und Schmuck des Lebens, so wird man begreifen, wie allumfassend diese Frage die ganze deutsche Gesellschaft ergreifen, wie tief sie in alle Gemüter eindringen, wie entscheidend sie namentlich auf die deutsche Literatur einwirken mußte. Und so geschah es in der Tat. Das gesamte junge deutsche Literatengeschlecht, insbesondere die Dramatiker, wurden mit einem Schlage in die neue Bewegung hineingerissen, und nicht als unparteiische Beurteiler gingen sie in dieselbe hinein, sondern als Partei, als radikale, entschieden sozialdemokratisch gefärbte Partei. Das ist an sich vollständig erklärlich. Jugend, die nicht leidenschaftlich und, wenn es darauf ankommt, auch ungerecht wäre, wäre keine Jugend; leidenschaftliche Ungerechtigkeit ist das Vorrecht der Jugend. Ebenso erklärlich aber ist die Wirkung, die hiervon auf die Literatur, namentlich die dramatische, ausging, und diese war im großen und ganzen eine höchst bedenkliche. Ibsen, der allerdings in seinen letzten Werken einen wahrnehmbaren Niedergang in seiner einstigen technischen und Bühnengeschicklichkeit gezeigt hatte, verlor seinen Einfluß fast gänzlich; weniger aber deshalb, weil man ästhetisch über die Blutlosigkeit seiner Gebilde ins klare gekommen wäre, als darum, weil er für das rabiate Geschlecht, das jetzt zu toben anfing, lange nicht mehr stark genug war. Denn ein Toben und Wüten — andere Ausdrücke treffen die Sache nicht — brach jetzt in der deutschen Literatur aus. Alle Leidenschaften einer von sozialdemokratischen Agitatoren aufgestachelten Masse brüllten aus den Werken, die jetzt entstanden. Nach Ansicht der Dramatiker fing eine deutsche dramatische Kunst jetzt überhaupt erst an; es gab keine Schicksale mehr als bei dem vierten Stande, den Proletariern, keine Menschen mehr, die auf

die Bühne gehörten, als solche aus dem vierten Stande. Allem, was früher gewesen war, was andere Verhältnisse, andere Menschen behandelt hatte, mußte der Vernichtungskrieg erklärt werden. Krieg allem Bestehenden, Krieg den Besitzenden, Krieg vor allem dem Historischen, und ganz vor allem dem Vaterländischen. Alles, was daran nur von fern erinnerte, wurde mit wütendem Haß verfolgt; in dieser Zeit kam der nichtswürdige Ausdruck von der „Hurrakanaille" auf, den ich oben erwähnt habe. Jeder Versuch, frühere Zustände der Menschheit, größere Konflikte als den von Hunger und Armut zu schildern, war eine Lüge! Jede höhere Ausdrucksform, insbesondere der dramatische Vers, war kindisch! Der Alltag mit all seinem grauen Elend war der einzige zulässige Gegenstand, die Alltagssprache der unteren Klassen die einzig zulässige Ausdrucksform für das Drama. So entstand die kurze, aber gräßliche Epoche der naturalistischen Dramatik in Deutschland. Von dem dumpfen Bewußtsein geleitet, daß unter ihnen keine einzige wirklich hervorragende dramatische Dichterkraft vorhanden war, schlossen sich all diese Dramatiker zusammen, um als Masse zu wirken. Und so bildete sich, indem sie auch in der Tagespresse Fuß faßten und von hier aus für ihre Partei und gegen die Gegner ihrer Partei loszogen, ein Ring, ein Terrorismus, wie er vordem in Deutschland nie dagewesen war. Weil die ständigen Bühnen den zum größten Teile ganz bühnenunmöglichen Werken dieser Richtung meistens verschlossen blieben, bildeten sich neben ihnen Versuchstheater, freie Theater, Volkstheater, auf denen die Dramen der Naturalisten zu Worte kamen. Wie es bei diesem Getriebe den Dichtern und Dramatikern erging, in denen die Partei ihre Gegner sah, mit was für rasender Gehässigkeit sie angegriffen wurden, soll hier nicht ausgeführt werden; jeder kann es sich denken. Erwähnt aber muß werden, als charakteristisches Merkmal der Zeit, der geradezu fanatische, vom Standpunkte des nationalen Lebens aus betrachtet, selbstmörderische Haß, der sich über den Namen Schillers ergoß. Erwähnt und an den Pranger gestellt muß es werden, das bubenhafte Gebaren, das sich nicht entblödete, den großen, herrlichen Mann zur Zielscheibe jedes unflätigen Spottes zu machen, den Parteiwut eingab und den keine auch nur allgemein literarische Einsicht zügelte. Ein Zustand war gekommen, der die ganze bisherige deutsche Literatur, alle Errungenschaften auf diesem Gebiete nicht nur in Frage zu stellen, sondern aufzuheben

schien. Eine literarische Schreckensherrschaft brach aus. Wer von den älteren Dichtern und Schriftstellern am Leben bleiben wollte, mußte der jüngsten Schule tributpflichtig werden. Und wirklich gab es solche ältere Schriftsteller, denen ihr Leben lieber war, als ihre Überzeugung, und welche diese dem hundertköpfigen Cerberus zum Opfer brachten. Wie aber stand es mit der Einwirkung dieser Jüngsten auf das Volk? Auf das Volk, aus dem heraus doch anscheinend diese ganze wilde Bewegung gekommen war? Eine einfache, aber verbürgte Tatsache soll hierauf Antwort geben: die Besucher einer jener, im Prinzip durchaus lobenswerten, in der Ausführung verfehlten „freien Volksbühnen", deren Besuch gegen ganz billiges Eintrittsgeld freistand, Männer aus den untersten Klassen des Volkes wurden gefragt, ob ihnen diese Stücke der Naturalisten, in denen ihnen ihr eigenes Alltagsleiden vorgeführt wurde, gefielen. Sie antworteten: „Nein, gar nicht. Um das zu sehen, was sie täglich zu Hause sähen und erlebten," erwiderten sie, „kämen sie nicht ins Theater." Weiter wurde gefragt, was für Stücke sie denn am liebsten sehen möchten? Die Antwort lautete: „Schiller." Ich wiederhole, daß diese Fragen und diese Antworten verbürgt sind, und ich meine, sie stellen eine überwältigende Tatsache dar. Die Tatsache, daß diese ganze naturalistische Bewegung eine Bewegung auf dem Papier war, indem alle diese naturalistischen Dramatiker von den tiefsten Wünschen und Bedürfnissen ihres Volkes keine Ahnung hatten, mit der Seele ihres Volkes nicht im geringsten Zusammenhang standen. Die Tatsache, daß die tiefe Masse des deutschen Volkes es ist, in der die Quellen des deutschen Lebens fließen, daß das deutsche Volk, wie schon so manchesmal im Laufe der Geschichte, wieder einmal gutmachte, was die Gebildeten an Deutschland gesündigt hatten.

Denn an diesem passiven Widerstande des Volkes ist tatsächlich die Sturmflut des Naturalismus zum Stehen gekommen, so daß die ganze Bewegung jetzt nicht nur als im Rückgange befindlich, sondern als beinahe beseitigt und überwunden bezeichnet werden muß. Der Sturm hat ausgewütet, die Wellen haben sich verlaufen und indem man jetzt, nach all dem Staubaufwirbeln, nach all dem Parteigeheule Augen und Ohren wieder frei bekommt, fängt man an, festzustellen, was denn nun an wirklichen, zukunftversprechenden dramatischen Kräften in Deutschland vorhanden ist. Die Antwort lautet nicht ungünstig.

Es sind in Norddeutschland schaffende Persönlichkeiten vorhanden, die noch jung und in ihrer Entwicklung zwar noch nicht ganz zu überblicken und zu beurteilen sind, die aber unverkennbare Begabung und einen Zug in die große Dramatik aufweisen.

Es regt sich in Wien, welches lange Zeit hindurch ganz in den Hintergrund getreten war, auf Anzengruber gestützt, eine gesunde, volkstümliche Dramatik.

Eine große Gefahr steht am Horizont, und von der Frage, ob und wie sie überwunden werden wird, hängt die nächste Zukunft des deutschen Dramas ab. Diese Gefahr besteht darin, daß jetzt die Rückwirkung des brutalen Naturalismus eintritt und daß diese Rückwirkung schließlich wieder zu einem Extrem ausartet. Die Menschen wollen vom Rohen und Gräßlichen nichts mehr wissen; sie sind ruhebedürftig geworden. Zu befürchten aber ist, daß sie sich nicht nur vom Gräßlichen, sondern vom Erschütternden überhaupt abwenden und wenn dies eintritt, dann ist es mit der großen Dramatik aus, dann erleben wir womöglich eine Rückkehr zu jener oben gezeichneten Scheindramatik, die schlimmer als alles, schlimmer sogar als der brüllendste Naturalismus war. Diese Ruhebedürftigkeit, diese Aufweichung der Seelen, die auf der einen Seite dahin führt, daß jetzt schon wieder die Sucht nach dem flachen und glatten Lustspiel zu grassieren beginnt, macht die Gemüter anderseits für eine Geistesrichtung zugänglich, die, aus dem Auslande importiert, in Deutschland Propaganda zu machen beginnt, den Mystizismus.

Man versteht unter Mystizismus bekanntlich die Richtung, die sich von der Wirklichkeit lossagt, sich über die mechanischen Naturgesetze hinwegsetzt und über der Sinnenwelt eine andere, geheimnisvolle Welt aufbaut. Man könnte denken, daß der Mystizismus in Deutschland heimisch sein müßte, weil Deutschland die Heimat des Märchens ist, und das Märchen dem Mystizismus ähnlich sieht. Aber dem ist nicht so. Die mystische Kunstanschauung ist der deutschen Volksseele fremd, und die Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Märchen ist nur eine scheinbare. Denn das Märchen hebt die mechanischen Naturgesetze nicht auf, es spielt nur damit; es weiß, daß es damit spielt und lächelt über sich selbst. Der Mystizismus dagegen lächelt nie, ist immer sauertöpfisch ernst; er glaubt ganz ernsthaft an sich selbst und will die Wirklichkeit aufheben, weil er sie ver-

achtet. Der Mystizismus ist also das krasse Gegenteil vom Naturalismus, seine Reaktion, in seiner letzten Wirkung aber ebenso tödlich für wahre Poesie wie dieser. Denn er weiß nichts von der Grundlage aller echten Poesie, von der gesunden Menschennatur, weiß nichts von den Quellen, aus denen alle echte Poesie entspringt, von Gefühl und Leidenschaft, überhaupt vom Gemüt. Die Dichtung, die aus dem Mystizismus herkommt, ist gemachte Poesie, ist wie ein Garten, in dem statt natürlicher Blumen nachgemachte an Stöcken aufgebunden sind, Papierblumen, mit Anilin gefärbt und mit Parfüm besprengt. Darum ist der Mystizismus, der zu allen Zeiten das Merkmal altersschwach gewordener Seelen gewesen ist, der Todfeind aller großen Dramatik. Denn die Seele des Dramas ist Handlung und Tat, die Seele des Mystizismus dagegen ein Brei, in dem alles, wie in einer Narkose, untergeht, die sogenannte „Stimmung". Nun ist zwar keine Gefahr vorhanden, daß eine so ungesunde, schwächliche Geistesrichtung jemals die Seele des deutschen Volkes beeinflussen könnte, wohl aber ist zu befürchten, daß sie den einzelnen Dichtern die Köpfe verdreht und die Seelen verwäscht. Und tatsächlich macht dies sich bereits an einigen, und zwar begabten Persönlichkeiten der jüngsten dramatischen Literatur in Deutschland bemerkbar. Man beurteilt den Wert der dramatischen Dichtung nicht mehr nach dem, wonach er zu beurteilen ist, nämlich nach dem Maß von Seelenkraft, das sich darin offenbart, sondern lediglich nach dem sogenannten „Stimmungsgehalt", der aus dem Werke spricht. Eine ganze Stufenleiter von künstlich gemachten Ausdrücken hat man sich ersonnen, um die Vorzüge dieser raffinierten, unwahren Dramatik zu bezeichnen; man lispelt und flüstert von „intimen" Wirkungen, von „esoterischen" und fühlt nicht, daß man die männliche Kunst der Dramatik durch dieses hysterische Gebaren zu einer weibischen macht. Denn alle diese Ausdrücke, diese ganze Anschauungsweise sind hysterisch; die Werke, die daraus hervorgehen, desgleichen; Hysterie aber ist eine Krankheit, der der Tod folgt.

Fragen wir demnach, ob die Möglichkeit und welche Mittel vorhanden sind, diesem Zustande entgegenzuwirken, so kann die Antwort nur die sein, daß eine solche Möglichkeit vorhanden sein wird, solange es in Deutschland Männer gibt, die sich der wahren Aufgaben dramatischer Kunst bewußt, und die imstande

sind, ihnen gerecht zu werden. Die Aufgabe dieser Männer wird nicht leicht sein, aber sie ist deutlich; sie wird darin bestehen, durch Vorführung großer Menschenschicksale die Menschen immer wieder über Not und Last des Alltags hinwegzuheben, im Zusammenhange zu bleiben mit den tiefsten Instinkten des deutschen Volkes, und aus diesem Zusammenhange heraus es wieder und immer wieder auf die Quellen seines Lebens und seiner Kraft hinzuweisen. Ihre Aufgabe wird sein, vom Boden der Wirklichkeit die Tatsachen aufzulesen, sie zu ordnen mit dichterischem Blick, mit dichterischer Hand zum weisheitsvollen Zusammenhange, dessen Anblick die Seelen erlöst, den man dramatische Dichtung nennt.

Am Matthäikirchplatz

Eine Phantasie zum 6. Januar. (1900)

Wenn man das Straßennetz Berlins mit dem Aderngeflechte eines Körpers, die Menschen, die sich hindurch bewegen, mit den Blutkörpern vergleicht, die durch die Adern rollen, und wenn man alsdann, um den Vergleich auf seine Richtigkeit zu prüfen, diese Straßen durchwandert, wird man an eine Stelle gelangen, wo der Blutumlauf zu stocken scheint.

Das ist ein Platz in Berlin-West.

Berlin-West mit seinen immer neu aufschießenden Palasthäusern, denen die riesigen Mietspreise wie unsichtbare Etiketten auf die Straßenfronten geschrieben stehen, erscheint mir wie eine Millionärin, die mindestens alle acht Tage einmal in einer neuen, mit den unsichtbaren Riesenziffern der Schneiderrechnung geschmückten Prachtrobe durch die Straßen rauscht. Wohingegen die Häuser an jenem Platze heute noch so aussehen, wie sie vor zwanzig, dreißig Jahren ausgesehen haben, wie ehrbare Matronen in auskömmlicher, aber mittlerer Lebensstellung.

Der Platz, von dem ich spreche, ist der Matthäkirchplatz. Ein stiller Fleck Erde. Die Straßen, die auf ihn münden, sind ebenfalls ziemlich geräuschlos, und ihre Geräuschlosigkeit fließt wie ein stiller Strom in dem Platze zusammen, der sie wie ein Sammelbecken in sich aufnimmt. Alles reinlich, ehrbar, sanft und still.

In sanft geschwungenen, elliptischen Linien umlagern die

Häuser zur Rechten und Linken die Matthäikirche, die zwischen ihnen liegt, und der der Platz seinen Namen verdankt. Sanft, ohne Gedränge, reihen sich die Häuser, als wollte keins das andere verhindern, nach der Uhr am Kirchturm hinaufzublicken. Beinah wie eine Sonntag-Nachmittags-Gemeinde von alten Damen, die sich um ihren Sonntag-Nachmittags-Prediger versammeln.

Daß dieser Sonntag-Nachmittags-Prediger, nämlich die Matthäikirche, besonders stattlich oder schön wäre, habe ich noch von niemandem behaupten hören; eher das Gegenteil. Und ich muß mich diesem allgemeinen Urteil anschließen. Wenn ich meines Herzens Meinung unverhohlen aussprechen darf, so möchte ich sagen, daß sie mir in ihrem gelben Backsteinkleide wie eine alte, gelbe Henne vorkommt, die mit aufgeplustertem Gefieder über ihren Eiern liegt.

Und wenn es noch ein Rassehuhn wäre — aber nichts davon. Eine ganz gewöhnliche, norddeutsche Haus- und Hofhenne. Vor der Kirche liegt ein grüner Rasenfleck, hübsch elliptisch, wie alles auf dem Platz, und auf dem Rasenfleck steht eine Sandsteinfigur, wahrscheinlich den Apostel Matthäus darstellend, vor der ich auch noch niemals bewundernde Beschauer erblickt habe.

Nach diesem allen scheint also an dem Platze eigentlich nichts Besonderes zu sein? Und der Wahrheit die Ehre — es ist auch nichts Besonderes daran. Und trotz alledem habe ich den Platz gern, ja geradezu lieb.

Woher kommt das? Vielleicht daher, daß ich in allen Städten diejenigen Örtlichkeiten am liebsten habe, in denen sich der Charakter und Geist der Stadt am deutlichsten ausspricht.

Und eine solche Örtlichkeit bedeutet für Berlin der Matthäikirchplatz. Er ist ein charakteristisches Stück des Berlin, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch ziemlich allgemein war, und aus dem das jetzige, sich so anders gebärdende Berlin doch schließlich hervorgegangen ist, das Geheimrats- und Professoren-Berlin.

Ja, das ist sein Geheimnis. Und wenn man, mit diesem Bewußtsein gerüstet, den Platz wieder betritt, wird man sich dessen inne werden, daß die Annahme, als sei hier eine Blutstockung im großen Kreislaufe des Berliner Lebens, eine irrige ist. Die Adern sind hier ganz ebenso mit lebendig fließendem

Blute gefüllt wie alle anderen; der Unterschied ist nur der, daß das Leben hier nicht an die Oberfläche tritt, sondern sich zurückzieht; die Adern sind nicht geschwollen. An dem ganzen Platze ist kaum ein einziger Laden. Die Bewohner des Platzes würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit in andere, belebtere Teile der Stadt kämen, aus eigener Anschauung noch nicht einmal wissen, wie eigentlich eine Pferdebahn, geschweige denn eine elektrische Straßenbahn aussieht. Das Leben zieht sich eben zurück, in die Stuben, womöglich in die nach hinten, nach den alten Gärten hinaus gelegenen Hinterstuben. Aber in diesen Stuben, da ist es, und zwar ein zusammengerafftes, energisches Leben.

Wer mit ganz besonders fein gearteten Hörorganen den Platz beträte, mit Hörorganen, die auch die höchsten, letzten Tonschwingungen zu vernehmen imstande wären, der würde ein merkwürdiges, richtiger gesagt, zwei merkwürdige Geräusche vernehmen, Geräusche ganz anderer Art, als der gewöhnliche Berliner Lärm. Das eine würde ein tiefes, aber zartes Summen, Sumsen und Brummeln, das andere ein hohes und feines Knistern, Rauschen und Kratzen sein; und wenn der feinöhrige Fremdling — denn wir nehmen an, daß nur ein Fremdling so wenig über den Matthäikirchplatz unterrichtet sein kann — das Glück hätte, daß in dem Augenblick der Genius loci von Berlin über die Straße ginge und für ihn Zeit und Lust hätte, den Cicerone zu spielen, so würde der ihm sagen: „Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Feinohr — denn wir nehmen an, daß der Fremdling so heißt — in den Häusern, die Sie da vor sich sehen, und in den Stuben darin, namentlich denen nach hinten hinaus, sitzen Männer, die immerfort denken, denken und denken; lauter Professoren. Das Summen und Brummeln, das Sie hören, das sind die Gedanken, die aus ihren arbeitenden Gehirnen aufsteigen und dahin zurückkehren, wie Bienen zum Bienenstock; und das Knistern und Kratzen, das Sie hören, sind ihre Federn, die übers Papier laufen und ihre Gedanken aufschreiben. Wenn es nach mir ginge, sehen Sie, dann würde ein Glasdach über den ganzen Matthäikirchplatz gelegt, und dann wäre die Sorge wegen der immer enger werdenden Universitätsauditorien mit einem Schlage beseitigt. Die Studenten versammelten sich ganz einfach unter dem Glasdache auf dem Platz, der im Winter geheizt werden könnte, die alte, gelbe Henne verkündet durch ihre

Uhr den Herren Professoren, was die Glocke geschlagen hat; die Herren Professoren vertauschen einfach den Schlafrock mit dem Gehrock — einige bleiben auch vielleicht im Schlafrock — kommen aus der Hinterstube in die Vorderstube, machen das Fenster auf und halten vom Fenster aus ihre Vorlesung."

„Probatum," rief unwillkürlich Herr Feinohr, „nur entschuldigen Sie — ein Bedenken — viele der Herren wohnen doch wahrscheinlich zwei, auch drei Stock hoch?"

„O, was das anbetrifft," erwiderte Genius loci, „unter den Männern, wissen Sie, sind einige, die man in ganz Deutschland hört, wenn sie den Mund auftun — glauben Sie, daß man sie nicht hören wird, wenn sie zwei oder drei Stock hoch herunterſprechen?"

„Aber warum bringen Sie denn solch einen Gedanken nicht beim Magistrat zur Sprache?" fragte Herr Feinohr.

„Mit dem," erwiderte Genius loci, „stehe ich auf gespanntem Fuß, seitdem er beschlossen hat, mich um mein altberühmtes Friedrich-Werdersches Gymnasium zu bringen, und es der kleinen Kröte, dem Moabit, in die Tasche zu stecken."

„Nun hätte ich nur einen Wunsch noch," meinte Herr Feinohr, „einen wenigstens von diesen wunderbaren Männern zu sehen. Sie sind ja, verehrter Genius von Berlin, wie das mit den Berlinern meistens der Fall zu sein pflegt, viel liebenswürdiger als Ihr Ruf — könnten Sie mir das verschaffen?"

„Das wird schwer angehen," versetzte Genius loci, „Sie hören ja, die Herren sind an der Arbeit. Und ich will es wohl mit dem Polizeipräsidenten, auch mit dem Oberverwaltungsgericht und unter Umständen sogar mit einem Minister aufnehmen — aber mit einem Professor, den ich in der Arbeit störe — das nicht! Nein, das nicht!"

Unterdessen war Genius loci mit dem Fremdling bis an die Ecke gelangt, wo die Margaretenstraße in den Matthäikirchplatz mündet.

„Sie haben Glück," sagte er plötzlich, „da kommt er."

„Wer?" fragte Herr Feinohr.

„Von all den merkwürdigen Männern dort am Platze der merkwürdigste," entgegnete der Genius, und er zeigte die Matthäikirchstraße hinunter nach dem Tiergarten zu, von wo ein Mann die Straße heraufkam.

Dieser Mann war alt, lang und hager. Er hatte einen

weißen Vollbart, scharfe und bedeutende Züge, eine ziemlich große, gebogene Nase und sinnende, gedankenvolle Augen, die aber etwas düster blickten. Er trug den Oberleib etwas vornübergebeugt und bewegte sich mit lässigem, beinah etwas schleppendem Gang.

„Wer ist das?“ fragte Herr Feinohr mit kleinstädtischem Eifer, als er bemerkte, daß der Genius von Berlin eine tiefe, respektvolle Verbeugung vor dem vorüberschreitenden Manne machte, eine Verbeugung, die dieser nicht erwiderte, weil er sie, mit seinen Gedanken beschäftigt, gar nicht bemerkt zu haben schien. „So ist er nun,“ sagte der Genius von Berlin mißmutig, „man bringt ihm Verehrung dar und er bemerkt es gar nicht.“

„Aber wer ist es denn?“ wiederholte Herr Feinohr beinahe zudringlich seine Frage.

Genius loci sah ihn von oben herunter an.

„Mein werter Fremdling,“ sagte er, „Sie sind aber beinah unerlaubt fremd in Berlin; kennen Sie Herman Grimm nicht?“

„Hatte ihn noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen,“ erwiderte kleinlaut Herr Feinohr.

„Dann benutzen Sie die Gelegenheit,“ rief der Führer. „Tun Sie's rasch, sehen Sie ihn sich an; so sieht er aus. Lange dauert's nicht mehr, so ist er ins Haus hinein. Er kommt soeben von seinem Mittagspaziergange im Tiergarten, und jetzt geht er nach Haus. Gleich dort an der stumpfen Ecke wohnt er, Nummer 5; wenn er erst ins Haus hinein ist, kommt er heut sicherlich nicht wieder heraus. Er kommt ja überhaupt fast nicht heraus, zum Kummer seiner Freunde. Seine Freunde möchten ihm die Hand drücken, ihm sagen: ‚Wir danken dir, daß du das wieder geschrieben hast und das, zum Beispiel zuletzt deine Fragmente; wir möchten dir zeigen, daß wir dich verehren,‘ aber er kommt nicht heraus. Er hat seine Welt für sich; in der lebt er; aus der strömen ihm die Gedanken, ohne daß er das Heizmaterial braucht, an dem andere die Hände wärmen müssen, damit sie geschmeidig werden zum Schreiben, Beifall und Lob. Sehen Sie ihn an, Herr Feinohr, wir haben heute den 6. Januar 1900, heute ist sein zweiundsiebzigster Geburtstag. Es wird eine Zeit kommen, wo jeder froh sein wird, der sagen kann, ich habe Herman Grimm noch gesehen!“

Indem Genius loci noch also sprach, klappte die Haustür von Matthäikirchplatz Nummer 5.

„Eben ist er hineingegangen,“ bemerkte Herr Feinohr.

Genius loci stampfte beinahe mit dem Fuße.

„Da haben wir's,“ sagte er, „und ich habe heute eine solche Menge Bestellungen an ihn auszurichten. Von Persönlichkeiten ersten Ranges. Da ist der Genius von Deutschland, der mir's auf die Seele gebunden hat, ihm auszurichten, mit welcher Liebe und Verehrung er heute seiner gedenkt. Da ist ferner der Genius von Amerika — der gebärdet sich ja rein wie toll, wenn er seinen Namen hört. ‚Gehen Sie zu Herman Grimm,‘ hat er mir aufgetragen — per Kabel, verstehen Sie — ‚sagen Sie ihm, daß seine Schriften bei uns gelesen werden, alle; daß er ein populärer Mann ist in Amerika, daß ganz Amerika ihn verehrt.‘“

„O ja —“ meinte Herr Feinohr schüchtern, „ich habe auch schon von ihm gehört.“

„Herr Feinohr!“ rief der Genius von Berlin, in dem plötzlich die heimische Ausdrucksweise durchschlug, „reden Sie kein Blech! Von ihm gehört — will gar nichts sagen — haben Sie seine Sachen gelesen?“

Herr Feinohr überlegte ein Weilchen.

„Michelangelo,“ sagte er dann.

Genius loci lachte laut, beinahe höhnisch. „Na ja, Michelangelo — ein Kunststück, nicht wahr, ein Buch gelesen zu haben, das alle Welt gelesen hat! Jeder Deutsche reist doch einmal nach Italien, und da liest er zuvor Herman Grimms Michelangelo, weil das Buch geradezu ein Wegweiser dafür ist, was und wie man sehen soll. Namentlich jetzt, da er illustriert erscheint. Haben Sie den illustrierten Michelangelo von Grimm schon gesehen?“

„Beim Buchhändler habe ich ihn im Schaufenster gesehen,“ erklärte Herr Feinohr, der immer verlegener wurde.

„Beim Buchhändler im Schaufenster!“ Der Genius von Berlin geriet in einen Zorn, als wenn er mit dem Magistrat über das Friedrich-Werdersche Gymnasium verhandelte. „Sind Bücher dazu da, daß sie beim Buchhändler im Schaufenster ihr Dasein verbringen? Bücher gehören in die Häuser der Menschen. Sie haben Familie? Ich sehe es Ihnen an.“

Herr Feinohr errötete und nickte bejahend.

„Dann gehen Sie zum Buchhändler und bestellen Sie für Ihre Familie den illustrierten ‚Michelangelo‘! Tun Sie es gleich!

Das Buch gehört in die Familien. In dieser Zeit, die immer mehr das Verständnis dafür verliert, daß die große Kunst, die Kunst der großen Schönheit ein befruchtender Lebensquell für die Seele der Menschheit ist, wirkt dieses Buch, in dem sich ein trefflicher Inhalt mit einer wahren Fülle gediegenen künstlerischen Schmuckes vereinigt, wie ein Evangelium. Sie haben zu Hause Skatabend? Ich sehe es Ihnen an."

Herr Feinohr errötete immer tiefer.

„Dreimal in der Woche," sagte er leise.

„Dreimal in der Woche!" Genius loci schüttelte das Haupt. „Opfern Sie von den dreien wenigstens einen Abend! Die zwei Mark, die er Sie mindestens kosten würde, legen Sie für den illustrierten Michelangelo an. Alle vierzehn Tage erscheint eine Lieferung; jede kostet zwei Mark. Mit dem dritten Skatabend erkaufen Sie sich einen Schatz für Ihr Haus, der Ihnen eine Reise nach Italien erspart. Werden Sie?"

„Ich will sogleich," erwiderte Herr Feinohr, dem es anfing, unheimlich zu werden.

„Warten Sie noch," kommandierte der andere. „Wir haben erst von einem seiner Bücher gesprochen, aber er hat glücklicherweise mehr geschrieben. Von seinen Essays will ich gar nicht erst anfangen, denn unter uns gesagt, Herr Feinohr, Sie machen mir nicht gerade den Eindruck einer literarischen Persönlichkeit" — der Blick, mit dem Genius loci diese Worte begleitete, war nicht eben schmeichelhaft — „aber seinen ‚Homer‘ werden Sie doch kennen, den haben Sie gelesen, Herr Feinohr, nicht wahr?" Ein tiefes Schweigen erfolgte, und Herr Feinohr senkte das Haupt, als wenn er den Schnee zu seinen Füßen untersuchen wollte.

„Sie kennen Herman Grimms Homer nicht?" brach Genius loci in heller Entrüstung heraus. „Herr Feinohr, Sie müssen es mir nicht übelnehmen, aber Sie sind ein Böotier, oder wenn Sie das nicht verstehen, ein Bierphilister! Wissen Sie, was das Buch bedeutet? Ein literarisches Unikum, wie es vorher nie dagewesen ist und später vielleicht nie wieder geschrieben werden wird, weil es eben entstanden ist aus einem absolut originellen Kopfe. Sie sind mir interessant, Herr Feinohr, ich muß es Ihnen sagen, denn in Ihnen steht mir die Spezies ‚Mensch‘, so der Mittelschlag, verstehen Sie, der Durchschnitt, in einem typischen Exemplar vor Augen. Sie müssen mir das

nicht übelnehmen, Herr Feinohr, der Genius von Berlin hat es an sich, daß er immer ungeschminkt die Wahrheit sagt. Diese Spezies ‚Mensch‘ nun leidet an einem ungeheuren Irrtum; sie bildet sich nämlich ein, jeder einzelne von ihr wäre ein Ding für sich und hätte einen Kopf, der seine eigenen Gedanken denkt. In Wahrheit aber steht es so, daß von Hunderttausenden immer neunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig nichts weiter sind als Abklatsche von einem Schema, und nichts weiter denken können, als was alle anderen denken. Und auf hunderttausend kommt immer einer, ein einziger, der wirklich aus seinem eigenen Kopfe heraus denkt, und der einen eigens gewachsenen Schnabel hat, um auszusprechen, was er denkt. Und solch einer von hunderttausend, sehen Sie, mein lieber Herr Feinohr, das ist dieser Herman Grimm. Das war ein Originalgedanke, sehen Sie, was er in seinem ‚Homer‘ vollbracht hat, ein Gedanke, wie ihn nur jemand fassen konnte, der im Kern seiner Natur ein Dichter, ein wahrer und echter ist, daß er das Werden und Entstehen großer Poesie nicht in einem schulmeisterlichen Lehrbuche auseinandersetzte, sondern es leibhaftig in der Gestalt eines großen Dichters und in der Beschreibung seines Werks vor uns lebendig werden ließ. Das ist ein bleibendes Verdienst, sehen Sie, daß, indem er uns zeigte, wie ganz gegenwärtig lebendig für uns dieser scheinbar so entrückte, uralte Homer ist, er uns bewiesen hat, daß die großen Gesetze der Poesie und der Kunst dauernde, bleibende, in ihrer eigenen Natur beruhende und begründete sind, und daß, wenn heutzutage einige Narren auftreten, die so tun, als wollten sie eine noch nie dagewesene, nach ganz selbständig erfundenen Gesetzen zuwege gebrachte Kunst aufstellen, daß dies eben Menschen sind, die nicht fühlen und wissen, daß derjenige der größte Künstler ist, der das ewige Kunstgesetz am tiefsten in sich empfindet, und gar nicht anders kann, als ihm zu folgen.“

Nachdem Herr Feinohr diese Rede über sich hatte dahingehen lassen, machte er noch einmal einen schüchternen Versuch, davonzukommen.

„Ich will wirklich,“ stammelte er, „sogleich zum Buchhändler gehen.“

Aber der Inquisitor war unerbittlich.

„Und seine Fragmente,“ fuhr er fort, „die er jetzt eben hat erscheinen lassen? Haben Sie die auch nicht gelesen? Hm?“

Ein abermaliges beredtes Schweigen trat von seiten Herrn Feinohrs ein.

„O ihr Dickhäuter!“ sagte Genius loci ingrimmig. „Das Buch ist eine Weihnachtsgabe, die der Mann dem deutschen Volke auf den Weihnachtstisch gelegt hat, und ihr seid zu geistig träge, danach zu greifen! Wenn Ihre Skatabende Ihnen keine Zeit, und Ihr innerstes Philistertum Ihnen keine Lust übrig läßt, das ganze, große, wertvolle Buch zu lesen, so lesen Sie wenigstens die Einleitung. Dazu haben Sie Zeit, dazu müssen Sie Zeit, müssen Sie Lust haben! Diese Einleitung enthält ein Selbstbekenntnis des ausgezeichneten Mannes, aus dem man ihn lieben und verehren lernt, wenn man es bis dahin nicht getan hat. Ein Bekenntnis über den Entstehungsgang seiner Schriften, über sein Lebenswerk; ein herrliches Bekenntnis, denn man erfährt daraus, daß alles, was uns früher in seinem Schaffen vielleicht sprunghaft erschien, nicht sprunghaft war in Wirklichkeit, daß es Wellen gewesen sind, die der volle, mächtige Strom hier und da über die Ufer warf, daß es aber stets der eine, selbe große Strom gewesen ist, aus dem sie entstanden, in den sie zurückgegangen sind, ein ununterbrochener Strom nie rastender großer und liebevoller Gedankentätigkeit.

„Ja — liebevoller — und hier eben, mein guter Herr Feinohr, berühre ich einen höchst merkwürdigen Punkt. Sie haben den Mann soeben vorübergehen sehen, und indem Sie seinen weißen Bart, seinen schleppenden Gang sahen, haben Sie sich wahrscheinlich gesagt, es ist ein alter Mann. Und da Sie jetzt von mir gehört haben, daß er heut zweiundsiebzig Jahre alt wird, werden Sie sich weiter sagen, ich habe recht gehabt, es ist ein alter Mann. Und mit dem allen, mein vortrefflicher Herr Feinohr, sind Sie dennoch auf dem Holzwege; denn so wie eine Frau immer nur so alt ist, wie sie aussieht, so ist ein Schriftsteller immer gerade so alt, oder jung, wie er schreibt. Und dieser Mann schreibt jetzt jugendlicher, wärmer, liebevoller als jemals zuvor; je älter er wird, um so wärmer. Der Geist dieses Mannes, sehen Sie, ist in einer Zeit zur Reife gelangt, als seinem Vaterlande das größte Geschenk vom Schicksal beschert wurde, das einem Volke beschert werden kann, eine Reihe großer und bedeutender Männer. Große Männer der Tat, bedeutende Männer des Gedankens. In ihrem Wachstum ist er mitgewachsen, ihr Tun und Schaffen hat er mit neidlosem Herzen,

klugem Begreifen, verständnisvollem Gefühle in sich aufgenommen. So ist er warm geworden in Empfänglichkeit, ist selbst einer von ihnen geworden und beinahe als einer der letzten von ihnen steht er jetzt vor uns da. Lesen Sie die Einleitung zu seinen Fragmenten, Herr Feinohr, dann werden Sie verstehen, was ich sagen will; denn — nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Feinohr — Sie machen ein Gesicht, als ob Sie mich nur ‚flach' verständen, wie man bei uns in Berlin zu sagen pflegt. Wir befinden uns ja in einer Zeit, sehen Sie, wo man von der sogenannten ‚Heroenverehrung' nichts mehr wissen will. Ein paar wirkliche Selbstdenker haben statt des Menschenheros das angenehme Wort vom ‚Milieu' erfunden, aus dem alles herauswächst, bis daß eben etwas daraus wird, ein Garten oder ein Wald, oder auch eine kahle Wildnis. Natürlich haben die neunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig vermeintlichen Selbstdenker das Stichwort mit Entzücken aufgeschnappt. Hurra! Es gibt gar keine großen Menschen! Die Plage sind wir endlich los. Denn was gibt es für einen engen Kopf und ein seichtes Herz für einen süßeren Gedanken, als den, daß es keine Größe gibt, vor der man unter Umständen den dürftigen Schädel zu entblößen hat. Ich nun, mein lieber Herr Feinohr, bin ein paar hundert Jahre älter als diese Herren Milieuverkünder, und wenn ich sie schwadronieren höre, muß ich an meine Erfahrungen denken, und dann erscheinen diese Anschauungen mir außerordentlich komisch. Dann denke ich daran, wie es hier einstmals ausgesehen hat, als noch kein Asphalt den Boden bedeckte, kein Straßenpflaster die Straßen festhielt, und überhaupt noch keine Straßen waren, sondern die Wildnis hereinglotzte, mit düsteren, schrecklichen Augen, in die elende, zitternde Stadt, die sich hinter Mauern und Gräben verrammelte und versteckte, wie ein Tier in seiner Höhle. Und wenn ich mich dann besinne und frage, wann geschah es denn, und wie kam's, daß sie schließlich doch aus all dem Jammer und Elend herauszukriechen anfing und hinaufzusteigen in bessere und immer bessere Luft, dann finde ich, daß wie Meilensteine am Wege ihrer Entwicklung immer und immer wieder tüchtige, bedeutende, große Männer gestanden haben. Männer, deren ich mich erinnere, weil ich sie gesehen habe; geliebt und gesegnet habe; Männer, die jedesmal: ‚Na, nun einmal 'ran Kinder,' zu der glotzenden Masse sagten, worauf alsdann die Masse lebendig wurde, mit Hand anlegte und die Karre soweit vor-

wärts schob, daß sie nun wieder stehen bleiben und warten konnte, bis daß der nächste große Mann kam, der sich ihrer wieder annahm. So ist es gewesen, mein Herr Feinohr, das sage ich Ihnen; und wenn Sie wieder unter die Milieupropheten zurückkommen, dann sagen Sie ihnen, was Sie von dem Genius von Berlin gehört haben, daß es nicht wahr ist, wenn man behauptet, daß die Menge und die Masse aus sich heraus die Dinge vollbringt, sondern daß sie immer wartet und hofft, bis daß der nötige Eine kommt, der sie aus einem glotzenden Haufen in einen großen, einheitlichen und starken Körper verwandelt.

„Und diese Gedanken, diese Empfindungen sind es, die den Mann da, Matthäikirchplatz Nummer 5, drei Treppen hoch, ein Leben lang begleitet haben, erfüllt und erwärmt. Das hat er ausgesprochen in dem Selbstbekenntnis über sein Leben, in der Einleitung zu seinen Fragmenten. Lesen Sie das Buch, Herr Feinohr, wenn wir Freunde bleiben sollen, lesen Sie, wie er es als seine Lebensaufgabe bezeichnet, ‚den Männern nachzugehen, die von dem, was die Geschichte schuf, als das dauernd Wichtige übrig geblieben sind'. Und weil er so ist, und denkt und frei von der Leber weg das ausspricht, was er denkt, darum achte, ehre und liebe ich ihn. Und weil ..." In diesem Augenblick aber verkündete die gelbe Henne von ihrem Turm herunter, daß der Mittag schon um ein beträchtliches überschritten war. Genius loci brach im Satze ab.

„Jetzt muß ich zu ihm hinauf," sagte er, „ihm zum Geburtstag gratulieren. Stören tut man ihn ja immer, wenn man zu ihm kommt, aber wenn ich noch später komme, störe ich ihn noch mehr."

„Und Sie?" wandte er sich an Herrn Feinohr.

„Ich," versetzte dieser, „stürze zum nächsten Buchhändler und bestelle mir alles was Herman Grimm geschrieben hat, illustriert und nicht illustriert."

„Tun Sie das," sagte Genius loci, und mit diesen Worten trat er Matthäikirchplatz 5 ein.

Indem er die drei Treppen emporstieg, überlegte er, daß, wenn er klingelte und in menschlicher Gestalt erschiene, er unfehlbar abgewiesen werden würde. Darum machte er von seiner vierdimensionalen Kraft Gebrauch, verwandelte sich in einen unsichtbaren, gasförmigen Körper und schlüpfte durch das Schlüsselloch. Durch den dunklen Eingangsflur schwebte er dahin, durch

die ganze, etwas altmodische Wohnung, bis daß er endlich durch ein letztes Schlüsselloch hindurch in das Zimmer „nach hinten, nach den Gärten hinaus“ gelangte. Unsichtbar blieb er mitten im Zimmer stehen. Ein viereckiger, stiller, schöner, behaglicher Raum umgab ihn. Bücher ringsum, an den Wänden Stiche und Photographien, und die Nymphe von Böcklin, die schlafende, von zwei Faunen bewacht.

Der Genius von Berlin sah sich um. Er war ja in früheren Zeiten manchmal schon in diesem Zimmer gewesen, unsichtbar wie heute. Welcher Geist hatte damals aus wechselseitig angeregten Gesprächen gesprüht; was für Männer hatten hier plaudernd gestanden, zuhörend gesessen! Julian Schmidt, an dem der Kopf immer zu groß für das Untergestell des kurzen Leibes darunter erschien, der immer wie ein Kampfhahn aussah, rauhborstig nach außen, wohlwollend da, wo niemand hineinsah, im Kern seines Wesens. Wilhelm Scherer, mit den großen, runden, in Unternehmungslust strahlenden Augen, immer einem jener Götterlieblinge gleich, die die Götter der Menschheit und der Erde nicht lange gönnen. Neben ihnen andere, viele, bedeutende. Und von ihnen allen nur einer noch übrig, der da am Schreibtisch nachdenkende, einsame Mann, der Herr dieses Zimmers, Herman Grimm.

Und wie er so dasaß, zurückdenkend über die zweiundsiebzig Jahre, die ihm heute, wie eine Schar ehemaliger Gefährten, den letzten Blick zuwandten, war es ihm, als beugte sich etwas zu seinem Ohre, etwas Unsichtbares, und als flüsterte es ihm zu: „Du bist einsam, Herman Grimm, wie alle es sind, die nicht auf der Heerstraße einhergehen, im großen Haufen, sondern querfeldein ihren eigenen Weg verfolgen. Aber die Wege, auf denen dein Instinkt dich führt, gehen nicht in die tote Wüste hinaus, sondern dahin, wo die Brunnen sind, in denen das ewig belebende Wasser verwahrt wird. Ein Brunnenfinder bist du, und ein Quellenerforscher, und wenn du mit dem Tranke, den du geschöpft hast, herantrittst an die Heerstraße, dann bleiben die Menschen stehen und trinken von deinem Tranke, und laben sich daran, dann empfangen sie aus deinem Tranke das Bewußtsein, das hinaushebt über Jammer und Not des Augenblicks, und das Alltagsleben ertragbar macht, das Bewußtsein vom weisheitsvollen Zusammenhange aller Dinge, vom ersten Tage bis auf den heutigen.

„Und sie bleiben stehen, die Menschen, in immer größerer Zahl bleiben sie stehen, um zu trinken von dem, was du ihnen bietest; sie danken dir, Herman Grimm, in deutscher Sprache danken sie dir, in englischer und französischer, in allen Sprachen der kultivierten Welt. Und weil Berlin deine Heimatstadt geworden ist, seit langen Jahren, so komme ich, der Genius deiner Heimatstadt, und sage dir, ich bin stolz darauf, daß du zu den Meinigen gehörst. Zu deinem zweiundsiebzigsten Geburtstage sage ich dir, bleibe bei uns, Herman Grimm, so wie du bei uns gewesen bist, noch lange, wir brauchen dich. Bleibe du einsam in deinem heiligen Schweigen, in deinem lautlosen Zwiegespräch mit den großen Geistern aller Zeiten, damit, wenn du den Mund auftust und uns verkündest, was du von ihnen erfuhrst, die Menschen sich inne werden des Worts: ‚Nur die schweigenden Seelen vernehmen das Geheimnis der Welt.'"

Max Jähns

Ein Nachruf (1900)

Eine Nachricht, die in Berlin, weit über Berlin hinaus und in vielen, vielen deutschen Herzen tiefes Leid als Widerhall erwecken wird — Max Jähns ist tot. Ein guter, ein edler, ein ausgezeichneter Mensch ist dahin. Wertvoll allen denen, die ihn aus seinen Schriften kannten, teuer und unvergeßlich allen, die ihm als Mensch nah gestanden. Und weil es auch mir vergönnt war, ihn Freund zu nennen, will ich ihm hier in wenigen Worten Lebewohl sagen.

Max Jähns ist tätig gewesen auf verschiedenen Gebieten — mögen ihm die Sachverständigen auf diesen Gebieten eine sachliche Würdigung zuteil werden lassen, mein Gebiet ist nur das menschliche; nur als den Abschiedsruf des Menschen an den Menschen nehme man diese Worte, als den Ausdruck meines Bedürfnisses, das ich, über fünfzig Jahre alt, immer stärker empfinde, ein anderes — wenn man in der Jugend Freunde verliert, und ein anderes in zunehmendem Alter. In der Jugend heilen die Wunden wieder zu, wachsen die Lücken wieder zusammen — im Alter nicht mehr. Ein bestimmter, ein begrenzter Kreis von Freunden umgibt uns; geht von denen einer hinweg, so entsteht ein Loch. Kein neuer Mensch wächst da mehr hinein

und füllt es aus; an die Stelle, wo er gestanden, setzt man einen Leichenstein.

So ergeht es mir mit Max Jähns, dessen liebes Gesicht ich nicht mehr wiederfinden werde, wenn ich nach Berlin zurückkehre. Denn ich schreibe diese Zeilen fern von Berlin, in den Bergen Südtirols. Und indem ich schreibe, geht mein Blick ins Tal hinunter, auf den schönen, sanften Berg, der das Tal abschließt, den Monte Sabione, und indem mein Auge an der sanft gewölbten, tannenumgrünten Kuppe haften bleibt, die sich mild und lieblich von den rauhen, kahlen Brenta-Dolomiten abhebt, die sich ragend dahinter und darüber erheben, denke ich an meinen toten Freund, der ihm ähnlich sah, dem freundlichen Berge, an den lieben, allzeit gütigen Max Jähns.

Ja, er war keiner von den höchsten, unter ganz hohen Bergen, aber dafür gab es auch keine Gletscher an ihm, in deren Spalten man hineinfallen, keine Steilwände, von denen man abstürzen kann. Er war kein weltenverzehrendes, weltengebärendes Genie — aber dafür gab es auch nicht den wilden Stimmungswechsel in ihm, der solche Geister, wie der Wolkenwechsel den Berg, umlagert und umdüstert, so daß sie, Wohltäter der Menschheit durch das, was sie schaffen, häufig, allzu häufig nur, Glück- und Friedensstörer für diejenigen werden, die menschlich, persönlich mit ihnen verkehren.

Nein, er war kein Friedenszerstörer, sondern im Gegenteil; wohin er kam und wo er seine geläuterte, klare, verständige und verständnisvolle Natur hintrug, brachte er den Frieden mit sich; da, wo er wohnte, wohnte das Glück. Das haben alle erfahren, die einstmals die drei Treppen in der Margaretenstraße Nr. 7 emporstiegen und eintreten durften in die behagliche Wohnung, wo damals, Wand an Wand mit Frau von Olfers, der königlich preußische Major im Nebenetat des großen Generalstabes, Lehrer an der Kriegsakademie, Max Jähns, mit Frau und Kindern wohnte. Es war eine glückliche Familie, in die man kam, und das Glück ging aus von dem Manne, der dem Eintretenden aus seinem Arbeitszimmer entgegenkam und, den Kopf noch ganz erfüllt von ernster, strenger Arbeit, jedem Interesse, das da über die Schwelle trat, lichtvolles Verständnis, herzliche Empfänglichkeit entgegenbrachte. Jedem Interesse — denn es war wohl dies, was ihn mit dem eigenartigen, beinah poetisch-romantischen Schimmer umkleidete, in dem er mir gegenwärtig

bleiben wird, was ihn zu einer besonderen Erscheinung in unserer modernen Menschheit machte, die sich immer engbrüstiger in ihren Sonderinteressen verkapselt, daß er wirklich Raum hatte in seinem Innern für alles und alles, was den Geist bewegt. Wäre dies nur ein Ergebnis der umfassenden Bildung gewesen, über die er gebot, so würde es erkältend gewirkt haben, aber weil es wahr und ursprünglich, nicht nur etwas Angeeignetes, sondern Angeborenes, eine wirkliche Eigenschaft seines Wesens war, darum wirkte es wohltuend, darum konnte man sich an ihm Geist und Gemüt erwärmen. Angeborene Eigenschaften müssen überkommen und ererbt sein und jeder, der in der Margaretenstraße bei Max Jähns gewesen ist, hat auch die Quelle erkannt, aus der ihm der warme Strom ins Leben geflossen ist, hat den alten genialen Mann dort noch gesehen, der mit seinem fein geschnittenen, bartlosen Greisengesicht, mit seiner lodernden Begeisterungsfähigkeit und, unter Umständen, seinem Berserkerzorn in unsere Gegenwart hineinragte wie ein Denkmal alter, anderer, heißerer Zeit, den Vater von Max Jähns, den Verehrer und Verkünder Karl Maria von Webers, den eigenartigen, unvergeßlichen Wilhelm Jähns.

Wilhelm Jähns, der Musiker und Musikschriftsteller, war vermählt mit Ida von Klöden, der Tochter des hervorragenden Schulmannes, einstmaligen Direktors des Grauen Klosters, von Klöden, der das in seiner Art einzige Buch „Die Quitzows und ihre Zeit" geschrieben hat. Was Wunder, daß dem Sprößling aus einer solchen Ehe tiefgehende Neigung zu Dichtung und Musik als Patengeschenke der Natur in die Wiege gelegt waren. Manchmal, und nicht ohne Kopfschütteln habe ich mich gefragt, was eigentlich Max Jähns seinerzeit veranlaßt haben mag, Soldat zu werden, statt sich der Wissenschaft zu widmen, oder den Beruf des Schriftstellers zu erwählen. Spät erst, als ich ihn in seinem Verhältnis zu dem alten Vater, dem phantastischen, leidenschaftlichen, zuletzt beinah dämonisch leidenschaftlichen alten Manne sah, bin ich zu einer Art von Lösung der Frage gelangt. Er mochte fühlen, daß er vom Vater mehr als nur die edel geformten Gesichtszüge, daß er von dem feurigen Kern, der die Seele des Alten erfüllte, ein gut Teil ererbt hatte. Demgegenüber aber war ihm von der ruhigen, klaren, fest in sich geschlossenen Mutter, die gelassene, verständige Sinnesart überkommen, die es ihm zum Bedürfnis machte, dem Überschwang

von Leidenschaft und Phantasie Grenzen und Dämme zu ziehen. Wo aber gibt es festere Dämme, eine strengere Umfriedung des Lebens als im preußischen Soldatentum? Daß aber aus der glühenden Natur des Lebens eine Flamme zu ihm hinübergeschlagen war, die seine Gelassenheit vor Nüchternheit bewahrte, das gab seiner Liebenswürdigkeit den Wert. Denn Milde des Mannes wirkt doch nur wohltuend, wenn wir sie als Ergebnis nicht der Schwäche und Armut, sondern des Reichtums und der Kraft, der sich selbst regierenden Kraft empfinden. Und so mag gerade die Wahl des Berufes, der ich früher befremdet gegenüberstand, es gewesen sein, die sein Wesen befähigte, ein Glück verbreitender Mittelpunkt zu werden für die Seinigen und alle, die ihn näher umgaben, die ihn zu dem Menschen machte, der er war, zu dem Menschen, den Liebe umringte, solange er lebte, dem liebevolle Erinnerung nachgeht im Tode, und auf dessen Schrein ich diese Worte niederlege wie einen Strauß von Alpenblumen, deren Wurzeln tiefer greifen, als Wurzeln anderer Blumen, tief, bis ins Herz der Erde, aus der sie kommen.

Theater und Zensur

Ein Mahnwort (1900)

Geehrte Redaktion![1])

Sie wünschen meine Ansicht über das Verhältnis von Theater und Theaterzensur zu hören, indem Sie dabei an die jüngsthin vom Berliner Polizeipräsidium ergangenen Verbote dramatischer Werke anknüpfen. Ich entspreche Ihrem Wunsche, nicht nur, weil diese Verbote, deren Massenhaftigkeit geradezu den Eindruck erweckt, als sollte die gesetzlich zu Grabe getragene lex Heinze nachträglich im Verwaltungswege wieder lebendig gemacht werden, das allgemeinste und unliebsamste Aufsehen erregt haben, sondern weil es sich in der Angelegenheit um eine Kapitalfrage handelt, eine Kapital- und Lebensfrage für den schaffenden Dramatiker im einzelnen, eine Lebensfrage aber auch für die Weiterentwicklung der dramatischen Kunst überhaupt.

Die verbotenen Stücke sind mir fremd; die Gründe, aus denen die Verbote hervorgegangen sind, entziehen sich meiner

---

[1]) Datiert von „Madonna di Campiglio, Südtirol".

Prüfung, ich kann die Frage daher nur vom allgemeinen, grundsätzlichen Standpunkt aus beleuchten. Gerade dies aber scheint mir das Richtige, denn wichtige allgemeine Fragen sollten immer nur vom allgemeinen Standpunkt aus, der allein der höchste sein kann, besprochen werden.

Ist eine Theaterzensur nach Lage der Verhältnisse überhaupt nötig und geboten? Diese Frage beantworte ich laut und entschieden mit ja. Ich tue es, obschon ich an mir selbst das bittere Leid erfahren habe, das es bereitet, wenn uns ein Stück verboten, die schwere Arbeit eines Jahres, und manchmal darüber, mit einem Schlage vernichtet wird. Ich tue es, nicht weil ich die dramatische Kunst und ihre Erzeugnisse als einen Zeitvertreib ansehe, bei dessen Behandlung der strenge Ernst nicht anzuwenden wäre, der uns die Ausübung unserer staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten gewährleistet, sondern ich tue es, gerade weil ich die höchste, ernsteste Auffassung von der Bedeutung der dramatischen Kunst für das kulturelle und politische Leben eines Volkes hege, weil ich in ihr einen hervorragenden Bestandteil des geistigen Lebens eines Staates sehe.

Räume ich der dramatischen Kunst solche Wichtigkeit für das öffentliche Leben ein, so muß ich folgerecht anerkennen, daß ein lebenskräftiger Staat es sich selbst schuldig ist, die Augen darüber offenzuhalten, was für Elemente seinem Kulturleben auf diesem Weg zugeführt werden, und daß für ihn unter Umständen die Notwendigkeit eintreten kann, sich dieser Elemente zu erwehren. Denn das Drama, und durch das Drama das Theater, ist eine Macht, und es liegt in der Natur der Sache, daß der Staat keine Macht, die innerhalb seines Gebietes sich betätigt, unkontrolliert läßt.

Das Drama, das auf der Bühne aufgeführt wird, ist eine Rede ans Volk, der Dramatiker ist ein Volksredner. Kaum der Erwähnung bedarf es natürlich, daß hierbei unter Drama nur das wirkliche, echte, aus künstlerischer Gesinnung hervorgegangene Werk zu verstehen ist, nicht das zur Ausfüllung eines Abends bestimmte Theaterstück, das keine andern Gesetze kennt, als die Frage, wie man einer Schar müßiger Menschen am besten die Zeit vertreibt.

Jenes Drama, von dem ich spreche, das echte, wahre, sei es Trauerspiel, Schau- oder Lustspiel, geht immer aus einer leidenschaftlich erregten Seele hervor, wendet sich nicht, wie das

Buch es tut, an den einzelnen, sondern an die Zuhörerschaft, die Menge, will diese Menge mit dem Feuer erfüllen, mit dem es selbst erfüllt ist, will sie entflammen, fortreißen, und je nach dem Grade seiner innewohnenden Kraft gelingt ihm das auch; es entflammt und reißt mit sich fort.

Jeder Dramatiker, der auf Höheres ausgeht, als dem Publikum die Zeit zu vertreiben, hat immer Bestimmtes zu sagen, hat einen Inhalt von Empfindungen und Gedanken, den er in seinem Werk aussprechen will, aussprechen muß. Die Gewalt des Werks, die Fähigkeit, Illusion zu erwecken, dienen ihm dazu, die Zuhörer in den Bannkreis seiner Empfindungen zu zwingen, sie von der Wahrheit seines Gedankens zu überzeugen. Das zuerst als Vorwurf ausgesprochene, später immer und immer wieder verächtlich nachgeplapperte Wort „Tendenzdrama" ist ganz albern.

In jedem ganz starken, ganz lebendigen Drama steckt immer etwas vom Tendenzdrama; man gehe daraufhin die Geschichte der dramatischen Kunst durch, von Äschylos bis in die heutige Zeit.

Wer eine Menschenmenge leidenschaftlich bewegt, kann Gutes oder Böses wirken, je nachdem die Leidenschaft, die von ihm ausgeht, rein oder unrein ist. Nicht verkennen läßt es sich daher, daß das Theater, wie es auf der einen Seite die Menschheit so hoch emporzutragen vermag, wie keine andere Kunst, keine andere Macht, umgekehrt auch gefährlich, unter Umständen verhängnisvoll auf die Menschheit wirken kann.

Erkennt man somit dem Staat das Recht zu, daß er den Volksredner, der öffentlich zur Menge spricht, überwacht und ihm unter Umständen das Wort verbietet, so darf man ihm auch nicht die Befugnis absprechen, daß er gegenüber dem Theater, dieser Volksrednertribüne ersten Ranges, in gleicher Weise verfährt.

Nun aber entsteht die große und schwere Frage, nach welchen Prinzipien diese Überwachung, die Zensur, und in welcher Weise sie auszuüben ist.

Ich habe vorhin ausgesprochen, daß die dramatische Kunst als ein wesentlicher Bestandteil des geistigen Lebens eines Staates anzusehen sei. In diesem Satz, dem ein Widerspruch wohl von keiner Seite begegnen wird, ist der Standpunkt angedeutet, von dem eine vernünftige, verständnisvolle Theaterzensur auszugehen

haben wird. Es ist darin angedeutet, daß derjenige, dem die Entscheidung darüber obliegt, ob ein Bühnenwerk zugelassen oder verboten werden soll, sich bewußt zu sein hat, daß ihm die Behandlung einer Sache anvertraut ist, die nicht mit plumpen, sondern mit äußerst zarten Händen angefaßt, die nicht nach den Paragraphen eines Reglements, sondern aus ihrer eigenen Natur heraus, unter sorgfältiger Beobachtung aller zur Sprache kommenden besonderen Umstände beurteilt sein will.

Und somit wird die Frage, von deren Bejahung oder Verneinung die Zulassung oder das Verbot eines Bühnenwerks abhängig zu machen ist, einzig und allein dahin zu formulieren sein: „Erscheint das vorliegende Werk geeignet, eine Wirkung zu äußern, die das sittliche Empfinden und den Intellekt des Volkes, alles das, was wir unsere Kultur nennen, beeinträchtigen und gefährden könnte?“

Wird die Frage, nach gewissenhafter Prüfung, bejaht, so möge das Werk verboten werden; läßt sie sich nicht bejahen, so ist das Werk freizugeben.

Es ist freizugeben, auch wenn hundert „Wenns“ und „Abers“ daneben herlaufen. Eine Erweiterung der Frage über die angegebene Fassung hinaus ist nicht zulässig.

Es ist nicht zulässig, einiger Worte und Wendungen wegen ein Ganzes zu verwerfen; nicht zulässig, eine „unbequeme“ Richtung mit einer die Kultur schädigenden Tendenz zu verwechseln. Es ist keine Rücksicht darauf zu nehmen, ob sich vielleicht einzelne Persönlichkeiten, Stände oder Gesellschaftsklassen unliebsam durch das Werk berührt fühlen möchten, denn es handelt sich um etwas, das weit über dem Belieben oder Nichtbelieben einzelner steht, um eine Sache, deren Wichtigkeit für den Staat gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: Um die Freiheit der Kunst.

Ein Volk ohne Kunst scheidet in unserer Zeit geistiger Entwicklung aus der Reihe der vorwärtsschreitenden Völker aus; eine mundtot gemachte Kunst ist aber keine Kunst mehr.

Dies alles klingt einfach; aber es bleibt eine Schwierigkeit, vielleicht die allergrößte: Es fragt sich, wer der Mann ist oder wer die Männer sind, denen die entscheidende Frage zur Beantwortung vorgelegt werden soll.

Aus dem Gesagten leuchtet ohne weiteres ein, daß die so einfach lautende Frage in Wirklichkeit eine äußerst schwierige,

tief in das Seelenleben des Volkes eingreifende ist, zu deren Beantwortung nur ein künstlerisch durchgebildeter Geist, nur eine Persönlichkeit berufen erscheint, die, über den Parteien stehend, wirklich fähig ist, das Lebensinteresse des Staats und die Entstehungsgesetze und Lebensbedingungen des Kunstwerks in sich nachzufühlen und gegeneinander abzuwägen.

Erscheinen nun die Persönlichkeiten, denen der preußische Staat die Entscheidung der Frage, die Ausübung der Theaterzensur übertragen hat, nach diesem Maßstab gemessen, als dazu ausreichend und berufen? Ebenso laut und entschieden, wie ich oben die Notwendigkeit der Theaterzensur überhaupt bejaht habe, antworte ich auf diese Frage mit nein! Die Organe, deren sich der preußische Staat zur Erledigung dieses bedeutsamen Teils seiner Obliegenheiten bedient, sind völlig unzulänglich.

Die Theaterzensur wird bei uns von der Polizei ausgeübt. In jedem Ort Preußens, wo ein Theater besteht, sitzt die Ortspolizei über der dramatischen Kunst zu Gericht. Es genügt, dies auszusprechen, um damit zugleich anzudeuten, daß es einen geradezu lächerlichen Mißstand bezeichnet. Wer jemals in kleineren Städten gewohnt und das geistige Leben daselbst kennen gelernt hat, weiß, was für salomonische Urteile dort unter Umständen zutage treten.

Aber in der Hauptstadt, in Berlin? Steht es da besser? Wer sind hier die mit den großen Aufgaben betrauten Persönlichkeiten? Polizeiassessoren, denen die Theaterzensur als Dezernat überwiesen ist. Der preußische Assessor in Ehren — aber ist er der Mann, der einer solchen Aufgabe gewachsen wäre? Ich bin selbst Assessor gewesen und kann einigermaßen aus Erfahrung sprechen — nein! Und noch einmal nein!

Die Vorbildung, die sich der preußische Staatsbeamte zur Erfüllung seiner Berufspflichten anzueignen hat, befähigt sie ihn irgendwie, in den Werdegang und die Lebensbedingungen der Kunst und des Kunstwerks einzudringen? Nein!

Ist ein Polizeiassessor in der Lage, Staatsinteresse und Kunstinteresse unparteiisch, frei, vom höchsten Standpunkt aus gegeneinander abzuwägen? Nein! Er ist Beamter, arbeitet unter einem Willen, der über dem seinigen steht, seine Entscheidungen in jedem Augenblick ändern und aufheben kann.

Der preußische Assessor ist im allgemeinen ein fleißiger Mensch: Die Gefahr, die von ihm ausgeht, ist nicht der Mangel an Eifer, sondern der Übereifer.

Nur aus solchem Übereifer habe ich es mir erklären können, wenn ich manchmal an Stücken, teilweise meinen eigenen, die geradezu unglaublichen Streichungen wahrgenommen habe, die auf polizeiliche Anordnung vorgenommen werden mußten.

Aber ich verhandle über einen Gegenstand, über den eine Diskussion wirklich nicht mehr nötig ist. Ich bin fest überzeugt, daß in ganz Preußen kein vernünftiger Mensch unsere gegenwärtigen Theaterzensurverhältnisse anders als unhaltbar ansieht. Ich glaube sogar, daß unsere mit der Zensur betrauten Behörden im stillen diese Ansicht teilen und eigentlich froh sein würden, wenn ihnen ein Amt abgenommen würde, dessen Betätigung ihnen fortwährend Stürme des Unwillens, des Spottes und Hohns zuzieht.

Wichtiger und ersprießlicher, als das Unhaltbare noch einmal als unhaltbar zu bezeichnen, erscheint es mir, auf Mittel und Wege zur Änderung und Besserung solcher Zustände zu sinnen.

Man hat das Oberverwaltungsgericht als Berufungsinstanz über die Zensurbehörde gesetzt — ich erkenne die große Besserung, die die Sachlage dadurch erfahren hat, willig an. Man hat vorgeschlagen, der Polizeibehörde künstlerische Sachverständige zur Seite zu stellen, auf deren Stimme in streitigen Fällen gehört werden soll. Ich bin natürlich auch hiermit vollkommen einverstanden.

Trotzdem glaube ich, daß, um eine völlige und endgültige Lösung des Problems herbeizuführen, weiter ausgegriffen werden muß, daß die Prüfung der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Bühnenwerks überhaupt den Verwaltungsbehörden entzogen und von vornherein den Dichtern und Schriftstellern selbst, als den berufenen Sachverständigen, übertragen werden sollte.

Man halte das, was ich hier sage, nicht für ein Hirngespinst; es ist eine Forderung, deren Erfüllung möglich wird, wenn die Vorbedingungen dazu geschaffen werden, die jetzt allerdings noch fehlen. Diese Vorbedingung ist, daß der preußische Staat das endlich tut, was er immer und immer noch nicht getan hat, und was er tun muß, wenn er sich den Makel des Banausentums abwischen will, der ihn verunziert, daß er nämlich die Kunst, insbesondere die Literatur, als einen integrierenden Bestandteil seines geistigen Lebens anerkennt, als einen Bestandteil, nicht minder wichtig, als die Wissenschaft. Der Wissenschaft

ist in unserm Staatsleben durch die Art, wie unsere Universitäten organisiert und geleitet sind, das Recht der Selbstverwaltung in mehr oder weniger auskömmlicher Weise gewährleistet. Polizeiliche Bevormundung ist ausgeschlossen, alle wichtigen Fragen werden in erster Linie durch die Organe der Universität selbst, die Fakultäten, geregelt und entschieden.

So wie der Wissenschaft, muß der Staat auch der Literatur die Selbstverwaltung in die Hand geben; ein Institut muß geschaffen werden, das auf dem Gebiet der Literatur den Fakultäten der Universitäten entspricht. Der Plan zu einem solchen Institut ist längst vorhanden, seine Ausführbarkeit ist schon hundertmal von den besten Köpfen an unsern leitenden Stellen erwogen worden, die Ausführung aber ist bisher immer wieder unterblieben, weil man sich nie hat entschließen können, die Literatur als eine Sache für sich anzusehen, sondern sie immer in einen falschen Zusammenhang mit der Wissenschaft gebracht und zu deren Anhängsel gemacht hat.

Dieses Institut, von dem ich spreche, auf dessen Einführung ich gedrungen habe und immer wieder dringen werde, ist die Schriftstellerakademie.

Es ist darunter zu verstehen eine vom Staat anerkannte, mit bestimmten Rechten versehene Vereinigung von Dichtern und Schriftstellern, deren Name und Persönlichkeit eine derartige Geltung in der öffentlichen Meinung erlangt hat, daß sie der Allgemeinheit und dem Staat gegenüber als Vertrauensmänner und als Vertreter der Schriftsteller, der Literatur und Presse auftreten und handeln können.

Ich würde von meinem Thema abkommen, und es würde zu weit führen, wenn ich mich hier über die Organisation einer solchen Akademie und über die Aufgaben verbreiten wollte, die sie zu erledigen haben würde. Nur dies sei als leitender Gesichtspunkt hervorgehoben, daß in allen Fällen, wo es einer Vermittlung zwischen den Interessen des Staats und dem der Literatur bedarf, die Schriftstellerakademie das Organ sein würde, das diese Vermittlung übernimmt.

Und daraus ergibt sich dann von selbst, daß überall, wo ein Zweifel entsteht, ob ein Bühnenwerk zur Aufführung zugelassen sei, oder nicht, eben diese Schriftstellerakademie der Gerichtshof sein müßte, vor den die Frage zu bringen und von dem sie zu entscheiden wäre.

Dem Staat wäre durch die Persönlichkeit der Akademiemitglieder, bei deren Berufung er mitzusprechen haben würde, Garantie dafür geboten, daß seine Interessen ernst und sachgemäß geprüft werden; der Verfasser des Werkes hätte die Gewißheit, daß seine Arbeit fachmännische Beurteilung und seine Lage das denkbar eingehendste Verständnis finden würde.

Großherzog Karl Alexander †

(1901)

Fünf Monate und sechs Tage vor Vollendung des dreiundachtzigsten Lebensjahres starb in Weimar Goethe; fünf Monate und neunzehn Tage vor Vollendung des dreiundachtzigsten Lebensjahres ist in Weimar Großherzog Karl Alexander gestorben.

Eine Äußerlichkeit, wenn man will, und ein zufälliges Zusammentreffen — aber auf unsere Empfindung wirkend, wie eine vom Schicksal gefügte tiefe Symbolik.

Bis auf den Tag beinah gleich alt geworden beide Männer, von denen der eine noch vor wenigen Tagen wie ein lebendes Denkmal des anderen vor uns stand, als der letzte vielleicht von allen Deutschen, der da sagen konnte: „Ich habe ihn noch gesehen, sein Wort noch gehört," beide dahingegangen an demselben Ort, nun vereinigt in derselben Gruft, in der Gruft, die ein wahrhaft edles Geschlecht dort errichtet hat, um zu bergen die Fürsten des Landes, die von Geburt und die vom Geist, und mit ihnen niedergelegt in der schweigenden Tiefe die Erinnerung an eine Zeit — nicht die Erinnerung nur, die Zeit selbst, eine Zeit, die da war, nicht mehr ist und nicht wiederkehren wird. Denn dies Gefühl ist der schwarze Schatten, den die Trauerkunde aus Weimar über Deutschland und die deutschen Seelen wirft, dies Bewußtsein ist es, was unsere Herzen erschüttert, daß wir mit diesem Tode nicht nur einen verehrten und geliebten Menschen verloren haben, sondern daß dieser Hingang eine Epoche bedeutet, einen Abschnitt in unserer Entwicklung, einen Tag, wo etwas zu Ende geht, das wir nun verlieren, wo etwas anfängt, das wir uns erst erwerben sollen. Was uns verloren geht, das sehen wir, fühlen und begreifen wir nur zu genau — was uns gegeben werden wird, davor stehen wir mit dumpfer Frage; denn wir messen im Geiste die

Mächte, die damals Leben schufen, mit den Kräften, die heut dazu berufen sind, und ein Zweifel beschleicht uns, nach welcher Seite sich die Wage senkt. Seine Zeit geht zu Ende — das Gefühl wird jeder mit mir teilen, der den Großherzog Karl Alexander gekannt hat, denn er stellte in seiner Persönlichkeit einen Zeitabschnitt dar, verkörperte in sich das Bewußtsein dieser Zeit. Nie ist mir ein Mensch im Leben begegnet, der sich selbst so als „Repräsentant" empfunden, der so mit vollem Bewußtsein seine Persönlichkeit einem Begriff untergeordnet hätte, einem hohen Begriff, einem erhabenen, dem, was er die Tradition seines Hauses nannte. Dieser mit allen Kräften zu dienen, erschien ihm als Pflicht und Lebensaufgabe, als Lebensaufgabe, in der er seine Individualität aufgehen ließ, ohne Vorbehalt und ohne Rest.

„Sage mir, was du als deine Pflicht erkennst, und ich will dir sagen, wer du bist" — wenn dieses Wort wahr ist — und ich glaube, es ist wahr — dann hat Deutschland in dem Dahingegangenen viel verloren, dann war dieser Fürst ein wahrer, echter, von der Natur berufener Herrscher. Denn woran erkennt man einen solchen? Welche Eigenschaften sind es, die heutzutage gegenüber unserer konstitutionell-republikanischen Empfindnngsweise einem Menschen noch das innerliche Recht verleihen, über den anderen zu stehen? Doch nichts anderes, als daß dieser Mensch sich mehr als jeder andere untertan fühlt einem großen allgemeingültigen Gedanken, einem innerlich geschriebenen Gesetz, der Wohlfahrt des Landes, und daß er sich mehr als jeder andere befähigt und entschlossen zeigt, Opfer zu bringen, und unter diesen das größte, das seiner persönlichen Willkür und Neigung.

In diesem Sinne hat Großherzog Karl Alexander während einer beinahe fünfzigjährigen Regierungszeit Herrscherpflicht erfüllt; nie auffällig hervortretend nach außen, aber innerlich unabläßig, nie flackernder Moment, aber immerfort lautlos treibende Energie, immer erfüllt von der Gewalt, die man, so lange man jung ist, unterschätzt, weil sie unscheinbar ist, und die, je älter man wird, man als die unwiderstehliche Seelenkraft des Menschen erkennen lernt: von zielbewußter Treue. Wollte man ihn mit einem Worte charakterisieren, so müßte man sagen, er war eine durch und durch ernste Natur. Innerlich immer bei der Sache, in jedem Augenblick seines langen Lebens das Ganze vor Augen,

nämlich die Tradition des Hauses Sachsen-Weimar. Diese, in ihrer vollen Bedeutung von ihm erfaßt, war der Mittelpunkt, das Heiligtum seines Denkens, Fühlens und Lebens geworden. Ja — es gibt keinen anderen Ausdruck, das Heiligtum. Er war wie ein Mensch, der einen heiligen Gral in den Händen trägt, immerfort auf ihn hinblickend, immer nur einen Gedanken in der Seele: daß das heilige Gefäß unbeschädigt bleibe und unbefleckt. Daher strömte die Weihe, die sein Leben erfüllte, das war das Geheimnis seiner Persönlichkeit, das edle Geheimnis, das so manchmal, wenn es mit flachen Menschen in Zusammenstoß kam, Mißverständnis hervorrief, in dessen Tiefe nur der hinabsah, dem das Verständnis für den herrlichen Mann erschlossen worden war durch den Schlüssel, der alle Geheimnisse der Menschennatur erschließt, durch die Liebe.

Ein Schicksal, dem ich ewig danken werde, hat mich diesen Schlüssel finden lassen, als es noch Zeit war; weil er gefühlt haben mag, daß ich mich nie zu dem Fürsten drängte, sondern immer nur zu dem Menschen kam, darum war mir dieser wahrhaft vornehme Mensch ein gütiger Herr geworden, darum hat er mir in Gesprächen von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen sein Innerstes aufgehen lassen, darum kann ich schreiben, was ich hier schreibe, darf den Deutschen von heute sagen: Wir haben etwas Köstliches besessen und unser Verlust ist schwer!

Eine ernste Natur, und eine tief bescheidene. Nicht bescheiden in dem fälschlich angewandten Sinn, wenn man Bescheidenheit mit Mangel an Stolz verwechselt. Durchaus nicht, denn er war stolz; aber wahrhaft stolz, darum nie hochmütig und nie eitel. Nicht stolz auf sich selbst und auf das, was er der Welt durch sein persönliches Vorhandensein leistete, sondern stolz auf seine Zugehörigkeit zu einem auserlesenen Geschlecht; stolz darauf, daß er der Welt als Nachkomme Friedrichs des Weisen und Karl Augusts gegenüberstand, und stolz auch darauf, daß sich vorzeiten Hohenstaufenblut mit dem Blute seines Geschlechts gemischt hatte.

Diese beiden Eigenschaften, daß er in jedem Augenblick des Daseins sein ganzes Leben lebte, und die andere, daß er sich in fortwährendem lebendigen Zusammenhang mit seinen Vorfahren, mit der ganzen geschichtlichen Vergangenheit seines Hauses fühlte, machten ihn zu einer so eigenartigen Erscheinung in unseren Tagen: inmitten eines nervösen Geschlechts war er

ohne Nervosität, umströmt von einer individualistischen Geistesrichtung ein ganz und gar historischer Mensch. Und dadurch eben, daß er ein solcher war, ist er zu dem geworden, was er für uns bedeutet, zu einem Werte im Kulturbestande des deutschen Volkes. Denn die Persönlichkeiten, mit denen er über Tod und Grab hinaus einen so merkwürdigen, beinah geheimnisvollen Verkehr aufrecht erhielt, waren eben keine gewöhnlichen Menschen, es waren die, ohne welche es keine Bibelübersetzung Martin Luthers, keine Universität Wittenberg und überhaupt vielleicht keine deutsche Reformation gegeben hätte, die, ohne welche ein Goethe niemals nach Weimar, Schiller nicht nach Jena gekommen wäre, ohne die es im deutschen Bewußtsein den Begriff „Goethe-Schiller" und in der deutschen Literatur überhaupt vielleicht kein goldenes Zeitalter gegeben hätte, es waren die Ernestiner. Das Geschlecht, dem das deutsche Volk nicht Kränze nur, sondern einen Heiligenschein um das Haupt legen müßte, wenn es ihm für alles danken wollte, was es an Deutschland getan. Dieses Geschlecht, das sich als Talhüter vor das Fruchtland des deutschen Geistes und Gemütes hinstellte, als der Sohn der wahnsinnigen Johanna, der spanische Karl sich anschickte, darüber herzufallen mit Pfaffen und Soldaten, mit den Pechfackeln der Autodafés, mit Schrauben und Zangen und all den teuflsichen Requisiten einer höllischen Erfindung, der spanischen Inquisition. Diese Reihenfolge von Männern, in denen sich alle wahrhaft edlen Eigenschaften ihrer Nation wie in typischen Erscheinungen vereinigten, echte Religiosität, aufrichtige Menschlichkeit, Glauben an Ewiges und Großes, die da gekämpft haben für Deutschland, geblutet und Gefangenschaft erlitten, Märtyrer für ihr Volk, die zu deutsch waren und zu ehrlich in ihrer Deutschheit, als daß sie nicht von dem schlauen Vetter hätten beraubt werden sollen, die aber statt des Kurhutes, den sie an ihn abgeben mußten, einen Schmuck aufgesetzt erhalten haben, mehr wert, als alle Kronen äußerer Macht: die mit jedem Geschlechte wieder auferstehende Liebe aller, die da wissen, was Deutschland für die Welt bedeutet, und was der Menschheit erhalten blieb, als Deutschland ihr nicht verloren ging. Luthers Bibelübersetzung — Friedrich der Weise — die Werke Goethes und Schillers — Karl August. Wie Namen, die man nicht trennen kann, weil sie Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache sind, so stehen diese Worte da. Und diese Sache,

um die es sich handelt, ist unser Höchstes, unsere Sprache. Zweimal ist sie zu Gipfeln hinaufgeführt worden, die deutsche Sprache, das besagen diese Worte, und beidemal unter dem Schutze und gestützt auf die treue Schulter der Ernestiner. Wo ist ein Fürstengeschlecht, das sich eines gleichen Verdienstes an seiner Nation rühmen darf?

Und dieser ganze, mächtige, über drei Jahrhunderte sich erstreckende Entwicklungsgang von Menschen und Dingen, der uns für gewöhnlich nur durch die tabellarische Aufeinanderfolge von chronologischen Daten zum Bewußtsein kommt, die ganze Fülle von Seelenkraft, die in dieser Zeit aufgespeichert liegt, dieses gewaltige Stück Vergangenheit, die der gewöhnliche Mensch wohl als einen Besitz, aber doch wesentlich nur als das Inventarstück eines Museums oder Antiquitätenkabinetts empfindet, das alles ist noch einmal in einem Menschen unserer Zeit, der mit uns gelebt und gewirkt hat, volle, zusammengeraffte, lebendig wirkende Gegenwärtigkeit gewesen. Nicht Reminiszenz, sondern reale Wirklichkeit, nicht totes Kapital, sondern fruchtbare, immer neue Keime treibende Erde. Dieser merkwürdige Mensch, der das vermocht, diesen Reichtum in sich besessen, dieses große Bild immerfort vor Augen gehabt, der aus dem großen Anblick täglich neue Verpflichtung und neuen Mut geschöpft hat, Verpflichtung, weiter zu schaffen an dem überkommenen Besitz, und Mut, daß er Herr werden würde seiner Verpflichtung, dieser Mann, den, solange er lebte, nur wenige ganz verstanden und gewürdigt haben, den aber jetzt alle Deutschen als einen der besten, wertvollsten und bedeutendsten Männer erkennen werden, die das neunzehnte Jahrhundert ihnen geschenkt hat, dieser Mann ist Karl Alexander gewesen, der Großherzog von Weimar.

Manchmal habe ich mir das Bild ausgemalt, wie es wohl gewesen sein mag, wenn der damals noch jugendliche Erbgroßherzog Karl Alexander zu dem alten weisen Mann gekommen ist, der da am Frauenplan in Weimar, oder draußen am Park in seinem Gartenhause wohnte, wie er ihm in die Augen geblickt, was er zu ihm gesagt haben mag, der alte Goethe dem jungen Enkel seines dahingegangenen Lebensgefährten und Herrn, seines Karl August. Ob er ihm da wohl das Wort gesagt haben mag, von all seinen weisen Worten das weiseste, das wir nur noch lesen können, wie es geschrieben steht, ob er es zu ihm noch gesprochen haben mag mit dem Lebensklange des

lebendigen Mundes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Meine Vorstellung kommt von dem Bilde nicht hinweg; ich sehe ihn, wie er aus der Behausung des Dichters herauskommt, der Jüngling, eigentlich noch Knabe, das Haupt im Nachdenken gesenkt unter dem Lebenswort, das der große Lebenskünder ihm mitgegeben hat, das Wort in sich herumwälzend, immer wieder, immerfort, bis es endlich Fuß faßte in seinem Innern und Wurzel schlug, bis aus der Wurzel, wie die Blüte, das Verständnis herauswuchs, das nun sein ganzes Denken erfüllte und überwältigte, so daß es zum Wahrspruch wurde, den er über sein Leben schrieb.

Denn der Leitspruch seines ganzen Lebens, das ist ihm dieses Goethewort geworden; das ist gewißlich wahr. Das Erbe „zu erwerben“, das ihm die Väter hinterlassen hatten, in dem Sinne zu erwerben, daß er es erweiterte und vermehrte, das ist die Aufgabe gewesen, der er sein Leben lang gedient hat, mit allem Ernst eines ernsten, mit aller Treue eines deutschen Menschen; und jetzt, da er vollendet, dürfen wir es aussprechen: Er hat seine Aufgabe vollbracht.

Eine Aufgabe innerlichster Art, die darum nicht nach Regel und Gesetz, sondern nur aus dem Instinkt heraus gelöst werden konnte, aus dem Instinkt einer dazu befähigten, berufenen Persönlichkeit. Eine Tätigkeit, die anscheinend mit der Politik nichts zu tun hatte, die vielmehr der Beschäftigung eines großen Gutsherrn ähnlich sah, der darauf ausgeht, sich sein Leben und die Umgebung, in der sein Leben sich bewegt, geistig auszuschmücken und künstlerisch zu verschönen. Aber wenn sich die berufene Persönlichkeit nicht gefunden hätte, wenn die Arbeit nicht geleistet worden wäre, so hätte das nicht für Weimar allein, sondern für das gesamte Deutschland einen Schaden, einen schweren politischen Schaden bedeutet. Gerade jetzt kommt uns das zum Bewußtsein, gerade jetzt muß es betont werden, wo infolge der Taten von 1870 und der Ereignisse, die darauf folgten, die Machtstellung Deutschlands gegenüber der Welt eine so völlig andere als früher geworden ist. Gerade in der Zeit des äußeren Aufschwunges ist es eine Lebensbedingung für ein Volk, daß es den in der Tiefe ruhenden Lebenskern nicht vergißt, aus dem seine eigentlichen Kräfte quellen. Der Tag, an dem man in Deutschland vergäße, daß es doch nicht Waffen

und Schiffe, doch nicht Handel, Wandel und Kredit, sondern daß es die in der deutschen Volksseele ruhenden heiligen Gewalten, Glauben und Hoffen auf Ewiges, Großes und Gutes, diese Mächte, die man zusammenfaßt in den von Toren verhöhnten Begriff Idealismus, daß sie es sind, auf denen unser Leben beruht, der Tag, und wenn wir an ihm die Herrschaft über die Welt erlangten, wäre dennoch der erste zu Deutschlands Niedergang. Und daß er diesen heiligen Mächten des deutschen Seelenlebens einen sichtbaren Mittelpunkt gegeben, daß er uns in seiner Stadt Weimar einen Ort geschaffen hat, auf den die Augen aller Deutschen wie nach der Stätte hinblicken, wo der geweihte Herd steht, daß er ein Leben lang nichts weiter gewollt, nichts weiter beansprucht hat, als der Hohepriester zu sein, der die heilige Glut lebendig erhielt, das ist der Ruhm und das Verdienst Karl Alexanders, nicht nur als Fürsten von Weimar, sondern als deutschen Fürsten, das ist ein großes, bleibendes, politisches Verdienst um Deutschland.

Ein Staatswesen zu schaffen, als dessen ausgesprochener Zweck nicht die Erreichung oder Vermehrung von Machtmitteln, sondern die Pflege geistiger Güter, insbesondere der Kunst hingestellt wurde, das war das ganz neue, das kühne Ziel. Ganz neu — denn es ging noch über das hinaus, was Karl August geleistet hatte, der wohl Dichter und Literatur unterstützt, nicht aber die Kunst zum Mittelpunkt seines Staates gemacht hatte; und kühn, denn es hieß, die Kunst, das heißt ein Element, das der Menschheitsmasse immer nur als Luxus, als Begleiterscheinung neben dem eigentlichen Leben erscheint, zum Kern, und die praktischen Faktoren des Lebens zu Dienern machen. Eine Umwälzung aller bisherigen Anschauungen, eine geistige Revolution, eine Übertragung perikleischer Gedanken in das moderne Deutschland. Und das, was auf die Art entstand, läßt sich in der Tat nur mit Altgriechenland, dem Hellas der klassischen Zeit vergleichen; denn so wie das Land Elis von den Hellenen für heiliges Land erklärt wurde, das nicht bekriegt und nicht von Bewaffneten betreten werden durfte, weil Olympia darin lag, der allen Hellenen heilige Bezirk, so nahm die Stadt Weimar für die Deutschen, ja über Deutschland hinaus für die Empfindungen der ganzen gesitteten Welt unwillkürlich den Begriff eines geweihten, unverletzbaren Gebietes an, weil dort die Heiligtümer eines großen Kulturvolkes errichtet standen und gehütet wurden.

Nie erreicht worden wäre dieses Ziel, wenn man sich damit begnügt hätte, das Vorhandene zu bewahren; ein Museum wäre Weimar alsdann geworden und ein Raritätenkabinett. An Museen aber entzündet sich kein neues Kunstleben, so wenig, wie aus Bibliotheken Dichter herauswachsen. Neuen Strömen mußte der Eingang geöffnet werden, und Karl Alexander hat gewußt, welches diese Ströme waren, und wie er sie zu leiten hatte. Schiller und Goethe ruhten von ihrem Werk; die Dichtung, die zu ihrer Zeit den Geist der Menschheit beherrscht hatte, beherrschte ihn, als Karl Alexander zur Regierung kam, nicht mehr. Andere Elemente der schaffenden Kraft waren an ihre Stelle getreten, Musik und bildende Kunst, das waren die Geister, die es zu rufen galt. Sie sind gerufen worden, sind gekommen und haben dem Boden Weimars bleibenden Segen gebracht.

Die Tätigkeit des Großherzogs Karl Alexander auf diesen Gebieten im einzelnen zu verfolgen, das würde Bücher erfordern; hier ist es unmöglich. Hier können nur die hervorspringendsten Namen genannt, nur die allerhauptsächlichsten Tatsachen erwähnt werden. Und unter den ersten Namen dieser Art kommt uns wieder als erster der von Franz Liszt entgegen. Die Aufnahme dieses Mannes in Weimar bedeutete die Annahme eines Programms, des Programms der neuen deutschen Musik. Indem Karl Alexander sich mit dieser Kunst verband, hat er eine Tat getan, wie nur ein mutvoller Mann sie tun konnte; eine Tat, wie sie dem Nachkommen des Mannes wohl anstand, der einstmals zu Worms, als der spanische Karl mit seinen Kardinälen über den Augustinermönch die Nase rümpfte, zu seinem Spalatin sagte: „Wie schön hat Doktor Martin heute gesprochen.“ Denn dem neuen Programm und der neuen Richtung stand das allgemeine Kopfschütteln gegenüber, und dem allgemeinen Kopfschütteln die Stirn zu bieten, ist für niemanden leicht, am wenigsten aber für einen regierenden Fürsten, von dem die öffentliche Meinung anzunehmen pflegt, daß er auf keinem Gebiete zu Revolutionen neigen werde. Aber im Vertrauen auf das, was immer damit anfängt, daß es die öffentliche Meinung in Aufruhr bringt, und immer damit endet, daß es eben diese Meinung beherrscht, im Vertrauen auf das Genie wurde die Tat unternommen. Und das Vertrauen hat nicht getäuscht. Weimar ist die Pforte geworden, durch die Richard Wagner in Deutschland einzog, und wie eine freundliche letzte

Gunst des Schicksals empfinden wir es, daß es dem teueren entschlafenen Herrn noch vor wenigen Wochen vergönnt war, den Tag zu begehen, an dem vor fünfzig Jahren Lohengrin, das größte deutsche Drama seit Schillers Wallenstein, unter der Leitung von Franz Liszt auf der Weimarer Bühne, der ersten Bühne, die sich ihm überhaupt erschloß, zur Aufführung gelangt war.

Fand die Musik, wenigstens für ihre äußere Betätigung, in dem schon bestehenden Theater eine Aufnahmestätte bereit, so mußte für die Malerei eine solche erst geschaffen werden. Das ist durch die Errichtung der Kunstschule geschehen.

Völlig unmöglich, an dieser Stelle auch nur etwas mehr als die äußerliche Andeutung zu geben. Nur auf die Namen einiger Künstler sei hingewiesen, die bei der Begründung als Lehrer herangezogen wurden, Stanislaus Graf Kalckreuth, Lenbach und Arnold Böcklin, Namen, denen man nichts hinzuzusetzen, auf die man nur hinzuweisen braucht, um anzudeuten, mit welch feuriger Energie, mit welch durchdringend künstlerischem Blick das ganze bedeutsame Unternehmen von vornherein in die Hand genommen worden ist. Die bildende Kunst hat seit jener Zeit einen solchen Aufschwung genommen, sich so viel neue Stätten gegründet, daß die Weimarer Kunstschule heute vielleicht mehr neben, als über den anderen steht. Zu der Zeit aber, als sie entstand, war sie etwas durchaus Erstes; freilich nicht die erste Betätigung Karl Alexanders auf dem Gebiete der bildenden Kunst überhaupt. Diese war schon früher in Gestalt eines Unternehmens erfolgt, durch das er sich ein Denkmal gesetzt hat, wie es leuchtender über Lande und Zeiten dahin nicht gedacht werden kann: durch den Neubau und die Wiederherstellung der Wartburg.

Mag man auf die Wartburg kommen, wann man wolle und von wo es sei, sie wird neben allem Schönsten, was man gesehen hat, immer in gleicher Linie stehen. Ein unaussprechlicher Zauber wohnt ihr inne, anziehend für jeden, überwältigend für jedes deutsche Gemüt. Denn wenn unser Blick von dort oben hinausgeht über Thüringens waldbedeckte Höhen, so spricht eine Stimme in uns und verkündet uns, daß wir uns mitten im Herzen Deutschlands befinden. Immer habe ich es daher als eine schöne, symbolische Fügung betrachtet, daß dieser herrliche Ort, an den sich die heiligsten Erinnerungen der deutschen Geschichte knüpfen, den die lieblichsten Sagen der

deutschen Volksdichtung umblühen, dem deutschesten aller deutschen Fürstengeschlechter, dem Hause Sachsen-Weimar zur Obhut gehört. Und wie hat Karl Alexander dieses ihm anvertraute nationale Gut für das deutsche Volk behütet! O du edler, teurer, du im Leben so oft nicht erkannter Mann, wenn die Deutschen alle wüßten, wie du ihre Wartburg geliebt hast, sie müßten dich lieben nur um dieser deiner Liebe willen! Nicht einen Bericht will ich hier verfassen über die Baugeschichte der Wartburg, nicht aufzählen all das Unzählige, was Großherzog Karl Alexander zu ihrer Ausschmückung getan; das möge anderen Orts geschrieben und gelesen werden, ich will nichts weiter tun, als zurückgehen in meinen persönlichen Erinnerungen, einen Weg von beinah zwanzig Jahren, bis zu einer Reihe von leuchtenden Herbsttagen zu Anfang der achtziger Jahre, während deren ich mit dem inzwischen verstorbenen damaligen Theaterintendanten Freiherrn von Loën als Gast des Großherzogs auf der Wartburg weilte. Was ist es, das meine Gedanken so an jene Tage gebannt hält, daß sie jetzt, in dieser schweren Stunde, vor mir auftauchen, wie alte treue Freunde, die nie fortgewesen, die immer dagewesen sind, nur daß man den Kopf von anderen Dingen voll gehabt und ihrer nicht geachtet hat? Ist es die Erinnerung an den unermeßlichen, rings umgürtenden Buchenwald, aus dem die Herbstnebel des Morgens hervorbrachen wie ein Gewölk, auf dessen gelbes Laubdach der Nachmittag sein Licht herabschickte, daß man unter flammendem Gold zu gehen meinte? Oder ist es die Erinnerung an die traulich verplauderten Abende, wo wir uns in den von der heiligen Elisabeth einstmals bewohnten Gemächern versammelten, an dem großen Kamin, in welchem mächtige Buchenscheite brannten, vor dem ein ungeheueres, den halben Fußboden des Zimmers bedeckendes Bärenfell lag? Das alles ist es, aber noch etwas, die Hauptsache, die Erinnerung an den, der uns das alles bot, an den Wirt, den gütigen, leutseligen, dem man die Freude ansah, mit dem unser Wohlgefallen an seiner Wartburg ihn erfüllte. Zwanzig Jahre sind es beinah her, — die Gespräche, die wir damals geführt, ich habe sie nie vergessen, so wenig wie die, welche mir im letzten Jahr seines Lebens, im Sommer 1900, mit ihm vergönnt waren. Damals, neben ihm hergehend durch den herbstlich knisternden Wald, ihm gegenübersitzend an der prasselnden Glut des Kamins, habe ich von

ihm das Wort gehört, daß er sich zu all diesen Schätzen nicht als Besitzer und Herr, sondern daß er sich als Verwalter derselben für einen größeren Eigentümer, das deutsche Volk, empfände. Damals habe ich erfahren, wer Karl Alexander von Weimar und was er war, und nun bis an meines Lebens Ende werde ich ihn nicht wieder verlieren.

Der letzte Abend, der jene Tage abschloß, brachte uns ein Fest, wie ich es nie wieder erlebt habe: In Eisenach waren im Laufe des betreffenden Jahres einige bis dahin unbekannte deutsche Lieder aus dem Mittelalter, Minnelieder, mit den dazu gehörigen Tonweisen aufgefunden worden. Die Kompositionen, neu instrumentiert und zu mehrstimmigem Gesang eingerichtet, waren von der Eisenacher Schuljugend eingeübt worden, und an jenem Abend sollten sie uns die jungen Sänger, der Einladung des Großherzogs folgend, auf der Wartburg vortragen. Wir versammelten uns im Bankettsaal. Es war schon dunkel; der große Saal war erleuchtet, und zwar hatte der kunstsinnige Adjutant des Großherzogs, Herr von Cranach, die Beleuchtung so sinnreich angeordnet, daß der große prächtige Raum nur von einem dämmernden, phantastischen Lichtschein erfüllt war. Auf den Emporen, über uns, waren die Sänger so aufgestellt, daß man sie nicht sah; und so, wie aus unsichtbaren Quellen strömend, gingen die süßen Weisen über uns dahin. In den Pausen, wenn der Gesang schwieg, hörte man den Herbststurm, der draußen Giebel und Zinnen der alten Burg umtobte und an den Fenstern rüttelte. Als der Vortrag beendet war, standen wir alle in lautloser Ergriffenheit. Ich sagte zum Großherzog, wie ich mir wünschte, in diesem Saale einmal einen mächtigen Weihnachtsbaum aufgestellt zu sehen, und daß ich dann das Gefühl haben würde, als sähe und erlebte ich zum erstenmal ein deutsches Weihnachten in seiner ganzen Bedeutung. Darauf erfaßte er mich an der Hand und sagte: „Kommen Sie zu mir — Sie gehören zu uns — bleiben Sie bei uns!“ Ich habe dem gütigen Worte damals nicht folgen können; ich bin ihm auch später, als er mich noch einmal, noch dringender rief, nicht gefolgt — und wenn ich jetzt zu ihm käme, fände ich ihn nicht mehr, denn er ist dahin.

Er ist dahin, und so wie er von den Vorfahren den Reichtum überkommen hatte, um daraus für sich eine Aufgabe zu machen, so hinterläßt er nun denen, die nach ihm kommen,

das Werk seines Lebens, als einen Schatz und eine Pflicht zugleich. Eine große Last legt sich auf junge Schultern; wird sie getragen werden? Ich hoffe, ich glaube, meines Herzens Überzeugung sagt mir: Ja! Auch für sie, die da nach ihm kommen, ist ja das Goethe-Wort gesprochen, das ihm Wahl- und Wahrspruch des Lebens ward — möchte es das auch für sie werden! Möchte es ihnen voll zum Bewußtsein kommen, daß der, welchen das Schicksal zum Herrscher Weimars beruft, damit eine unendlich wichtige Stellung im Haushalte der deutschen Nation überkommt; daß ihm eine Verantwortung auferlegt wird, nicht nur gegenüber dem Lande Sachsen-Weimar, sondern gegenüber dem ganzen deutschen Vaterlande, eine Verantwortung, die da lautet: „Erhalte uns Weimar als das, was es für Deutschland war und ist." Ein Geist geht durch die Menschheit, der gefährlich ist für den Idealismus und deshalb doppelt gefährlich für die deutsche Seele, der Opportunismus. Möchten die, welche da kommen nach dem herrlichen, idealgesinnten Manne, diesem schlimmen Geiste, der klug scheint, weil er schlau ist, der aber in Wahrheit flach und darum dumm ist, möchten sie ihm die Ohren verschließen, wenn er ihnen zuflüstert: „Weimar muß aufhören, anders sein zu wollen, als die übrige Welt, es muß praktisch werden." Nein! Tausendmal nein! Gerade das sogenannte „unpraktische" Weimar ist das, was Weimar für uns zu dem köstlichen Besitz, was es zu einem praktischen, politischen Werte für Deutschland macht. Alle Seelen, die für Deutschlands Entwicklung zittern, bangen und hoffen, blicken auf die junge Blüte, die sich in Weimar erschließt. Werden ihre Hoffnungen sich erfüllen? Ich hoffe, ich glaube, ich bin der Gewißheit — ja! Der Geist der Vorfahren ist auch über dieser Blüte, und auch sie ist Blut vom edlen Blut, von dem der Ernestiner!

*Julius Rodenberg als Berlin-Bummler

(1901)

Es gibt Worte von so malerischer Kraft, daß wir sie eigentlich nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen in uns aufnehmen. Hört man sie aussprechen, so sieht man ein Bild. Sobald ich zum Beispiel das Wort „Globe-Trotter"

vernehme, erscheint vor meinem Geiste ein Individuum in kariertem Jackettanzug, meist gleichfarbigem, mit aufgekrempeltem Beinkleidern, unter denen sehr lange, sehr feste, naturfarbige Schnürstiefel hervorkommen, mit einer flachen Mütze auf dem Kopfe und einem Riemen über der Schulter, an dem ein dickes Lederfutteral hängt, als dessen Inhalt man sich einen Amateur-Photographenapparat, oder einen Operngucker, oder Zigarren, oder endlich einen Revolver denken kann.

Ähnlich ergeht es mir, sobald ich das Wort „Berliner Bummler“ aussprechen höre. Ein Bild steht vor mir — ehrlich gestanden, kein übermäßig anziehendes. Ein Individuum, in einem Schoßrock, der vor Zeiten wahrscheinlich einer bestimmten Farbe angehört hat, jetzt aber dem Beschauer die Wahl läßt, welcher Farbe er ihn zurechnen will, mit Beinkleidern, die am unteren Rande abgetreten sind, unter denen etwas hervorkommt, das man Stiefel nennen möchte, in Wahrheit aber nur „Stiebel“ nennen darf, mit einer Kopfbedeckung, die zwischen rundem Filzhut — weichem oder steifem —, Zylinder — ölig, beulig, eingetrieben —, und Mütze — einfache, Klappenmütze, manchmal auch Ballonmütze —, variiert.

„Aber erlauben Sie“ — der Freund, dem ich diese meine Wahrnehmungen vorgetragen hatte, unterbrach mich entrüstet. „Mögen die Beobachtungen, die Sie über die Erscheinung des Berliner Bummlers angestellt haben, der Wahrheit entsprechen oder nicht — aber ich muß gestehen — aus dem Titel, den Sie über Ihre Beobachtungen zu setzen beliebt haben, ersehe ich, daß Sie einen unserer wertvollsten Mitbürger, Ihren und meinen geschätzten Freund, Julius Rodenberg, damit in Verbindung bringen! Lassen Sie mich Ihnen sagen, da Sie ja die malerischen Worte so lieben, ich bin baff! Einfach baff!“

„Hätten Sie, mein kritischer Freund,“ erwiderte ich mit jenem säuerlichen Anflug im Tone der Stimme, der mich Kritikern gegenüber leicht ankommt, „den Titel, den ich über meine Wahrnehmungen gesetzt habe, genau angesehen, so würden Sie Ihrer moralischen Entrüstung vielleicht in die Zügel gefallen sein. Nicht Julius Rodenberg als ‚Berliner Bummler‘, sondern Julius Rodenberg als ‚Berlin-Bummler‘ habe ich geschrieben.“

„Berlin-Bummler“ — mein kritischer Freund griff nach meinem Manuskript —, „ja — ich sehe allerdings. Aber ich

bekenne, daß ich dadurch nicht viel klüger werde. Das Wort kenne ich überhaupt nicht."

„Dann erlaube ich mir, der deutschen Sprache, wie der selige Berthold Auerbach gesagt haben würde, dieses Wort zu schenken."

Ein etwas skeptisches, um nicht zu sagen spöttisches Lächeln kräuselte um die Mundwinkel meines Gegenübers. „Und — Sie verbinden damit einen Begriff?"

„Ich bestrebe mich, mit meinen Worten immer Begriffe zu verbinden."

„Sträuben Sie die Dichtermähne nicht gleich," versetzte mein Freund, indem er sich, um mich zu versöhnen, eine von meinen teuersten Zigarren nahm, „ich meine, einen besonderen Begriff, einen, der von dem des ‚Berliner Bummlers' abweicht?"

„So ziemlich diametral," erwiderte ich, „und der Unterschied zwischen beiden läßt sich in einen einzigen Ausdruck fassen: der ‚Berliner Bummler' ist ein Lärmmacher, der ‚Berlin-Bummler' ein ganz stiller Mensch, jener, um wieder ein malerisches Wort zu gebrauchen, ein Radaubruder, dieser ein Stillvergnügter."

Mein Freund hatte die Zigarre angezündet und schwenkte sie vor der Nase hin und her. Der aromatische Duft schien ihn zu besänftigen; die zornigen Falten in seinem Gesicht wurden weniger drohend, der strenge Ton seiner Stimme milderte sich zu einer Art von behaglichem Knurren.

„So recht verstehe ich freilich noch immer nicht, wo Sie eigentlich hinauswollen."

„Den ‚Berliner Bummler'," erklärte ich weiter, „können Sie auch in ‚Straßenbummler' oder in ‚Bummler' überhaupt übersetzen. Er ist ein ziel- und zweckloses Individuum, dessen bezeichnende Eigenschaft eben nur darin besteht, daß er sich umhertreibt. Wo er dieser Beschäftigung obliegt, das ist schließlich gleichgültig; es braucht gar nicht in Berlin zu sein; bummeln, wie er es tut, kann man überall. Dahingegen der ‚Berlin-Bummler' treibt sich überhaupt nicht umher, sondern geht herum, still, sittig und sinnig."

„Also so eine Art Peripatetiker," brummte mein rauchender Freund.

„Nennen Sie es so, wenn es Ihnen die Sache klarer macht. Ich nenne ihn Bummler, weil, wenn man ihn fragte,

‚was machen Sie?' er wahrscheinlich mit der lächelnden Bescheidenheit des Philosophen entgegnen würde: ‚ich bummle'. Er würde so sprechen, weil er keinem bestimmten Ziele zu, keinem Geschäft nachgeht; trotzdem würden Sie sich gewaltig irren, wenn Sie glaubten, daß er ohne innere Tätigkeit ziel- und zwecklos umherliefe. Und endlich, der ‚Berlin-Bummler' läßt sich nicht, wie jener andere, irgendwo anders und überall denken, er ist nur denkbar in Berlin, untrennbar von seinem Berlin."

„Von — seinem Berlin." Mein Zuhörer, der, wie ich nebenbei bemerke, nicht aus Berlin gebürtig war, streifte die Asche von seiner Zigarre und zeigte, indem er an mir vorbeisah, jenen abscheulichen Gesichtsausdruck, den Nicht-Berliner häufig anzunehmen pflegen, wenn sie von der Stadt sprechen. „Sein — Berlin? Soviel ich weiß, ist Julius Rodenberg ganz wo anders geboren als in Berlin."

„Muß man an einem Ort geboren sein, um ihn als Vaterstadt zu empfinden? Der Ort, wo der Mann den häuslichen Herd begründet, wo er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit hinverlegt, ist das nicht seine Heimat? Julius Rodenberg ist Berliner, nicht von Geburt, aber durch Wahl! Er lebt darin seit Jahrzehnten, er kennt es, und weil er es kennt, liebt er es."

„Er liebt es —" Mein Gegenüber schnitt jetzt einfach ein Gesicht.

„Was findet er denn so Liebenswertes daran?"

Der Ton dieser Frage empörte mich. „Berlin ist eine Stadt," fing ich mit geschwellter Brust an — mit einem ‚um Gottes willen' aber unterbrach der Gegner meinen Redestrom. „Um Gottes willen — wenn Sie mir Vorträge über ‚das Wachstum Berlins' zu halten gedenken, so bemerke ich, daß ich weder Sozialpolitiker, noch Volkswirtschaftler, noch Statistiker oder dergleichen, sondern Literarhistoriker bin."

„Da kommen Sie mir gelaufen," erwiderte ich mit verhaltenem Triumph. „Gerade von der Seite, sagen wir, von der intimen, wollte ich Ihnen von Berlin sprechen."

„Hat denn — dieses Berlin überhaupt etwas Intimes?" fragte der Mensch, indem er sich im Stuhle hintenüber lehnte.

Ich fühlte, wie meine Augen zu lodern begannen. „Sie sind Literarhistoriker — haben Sie etwas von E. T. A. Hoffmann gelesen?"

Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieser Name auf den Abscheulichen; kerzengerade richtete er sich auf und sah mich über den Tisch an. „Ob ich von E. T. A. Hoffmann etwas gelesen habe? das fragen Sie mich? den Literarhistoriker? von einem der ersten Erzähler, den die deutsche Literatur besessen hat?“

„Lassen Sie die Zigarre liegen,“ rief ich im Übermaß des Entzückens. „Ich gebe Ihnen eine andere, noch bessere! Wer so von E. T. A. Hoffmann spricht —“ Ich lief an den Schrank, holte eine Kiste Prachtzigarren hervor und bot sie dem Literarhistoriker an. Der Mensch, den ich angefangen hatte zu verabscheuen, verwandelte sich mir wieder in einen Freund. „Aber nun sagen Sie, wenn Sie diesen herrlichen Kerl gelesen haben, diesen ‚goldenen Topf‘ voll Erfindung, diesen Spukgeist im Grausen der Nacht und Schilderer zugleich des lebendigen Lebens, wie es um uns her liegt im Mittagssonnenschein des Alltags, brummelnd und brodelnd mit allen kleinen Tönen der Wirklichkeit, wie ein großer Kessel, in dem ein guter, Sinn und Seele anheimelnder Hauskaffee gekocht wird, wie ist es dann möglich, daß Sie fragen, ob Berlin etwas Intimes besitzt? Können Sie durch die Straßen Berlins, können Sie durch den Tiergarten gehen, ohne auf Schritt und Tritt daran denken zu müssen, hier ist er seinerzeit gegangen, der sonderbare, tolle, geniale Kammergerichtsrat? Ist es nicht, als wären Goldtupfen über die ganze große Stadt verstreut? Alle die Punkte, die Straßen, die Restaurations- und Wein- und Kaffeehäuser, die er in seinen Berliner Erzählungen bei Namen genannt und uns erhalten hat? Können Sie vor dem Eckhause an der Ecke von Tauben- und Charlottenstraße stehen, ohne nach dem Eckfenster zu blicken, aus dem seinerzeit ‚der Vetter‘ auf das Marktgewühl des Gendarmenmarktes hinuntergesehen hat? Wacht nicht der ganze einstige Markt mit seinen Figuranten und Figurantinnen wieder vor Ihnen auf? Die Französin mit dem ‚grell-zitronenfarbigen‘ Tuch um den Kopf? Die ‚rabiate Hausfrau‘ in ‚blaugrauen Strümpfen und Schnürstiefeln‘, die alles beäugelt, betastet und nichts erhandelt? Der ‚schlank-gewachsene Jüngling im gelben, kurzgeschnittenen Flausch‘? Ein Stilleben, wie von einem niederländischen Meister gemalt, und die Stadt, wo es sich abgespielt hat und, indem wir es lesen, wieder abspielt, als wäre es der heutige Tag, die Stadt hätte nichts Intimes besessen? besäße es nicht noch? Sind Sie jemals durch die Jägerstraße

geschlendert, ohne im stillen umherzuschauen und zu fragen, wo er wohl gelegen haben mag, ‚der Thiermannsche Laden‘, in dem in jener abenteuerreichen ‚Sylvesternacht‘ die ‚freundlichen Lichter‘ brannten? Oder der Keller, in welchem der Erzähler schließlich endet, um ‚bei einer Flasche guten englischen Biers nebst einer Pfeife guten Tabaks‘ mit Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, und dem Manne zusammenzutreffen, der sein Spiegelbild eingebüßt hatte? Oder sind Sie je bei den Zelten vorbeigegangen, ohne daß Ihnen die sonderbare Erzählung eingefallen wäre, wie dort im Jahre 1809 mitten unter dem Berliner Kaffeepublikum der bereits 1787 verstorbene ‚Ritter von Gluck‘ erscheint, sich über die schlechte Musik ärgert und mit dem Erzähler tief in der Nacht nach Hause geht, um ihm, in dem er einen Geistesverwandten erkennt, auf einsamer Stube seine Armida vorzuspielen? Ist es Ihnen nicht, wenn Sie in den Zelten die heutigen Menschen zusammengepfropft sitzen sehen, als tauchte dahinter, von dem alten spukhaften Kammergerichtsrat hervorgerufen, das einstige Berliner Publikum vom Jahre 1809 wieder auf? Riechen Sie nicht, wie ‚der Mohrrüben-Kaffee‘ dampft? Sehen Sie nicht, wie die ‚Zigaros‘ glimmen? Hören Sie nicht, wie man sich unterhält über ‚den geschlossenen Handelsstaat‘, über ‚böse Groschen‘ und über ‚die Schuhe der Frau Bethmann, ob sie neulich grau oder grün gewesen sind?‘ Sitzt nicht an jenem Tische dort der ‚Geheime Rat Asling‘ mit seinem reizenden Töchterchen ‚Pauline‘? mit der er, wenn sie mit Kaffeetrinken fertig, nach der Stadt zurückkehren wird? Nach der Neuen Grünstraße? Nach der Neuen Grünstraße, in welcher auch das Haus der alten Erbtante liegt, die der junge Alexander, ihr Neffe, beerbt hat? Dieser junge Alexander, dem der Respekt verbietet, sich in das jungfräuliche Bett der verstorbenen Tante zu legen und sich in den nach ‚Bernstein und Mastix‘ duftenden Gemächern eine Pfeife Tabak anzuzünden? Dieses ganze alte Berlin, die versunkene Welt, kommt sie Ihnen nicht wieder? Ist sie nicht wieder da, festgehalten und wie in einem Kristall aufbewahrt in der Phantasie eines wundersam und wunderbar erzählenden Dichters? Und hätte der Dichter diese Stadt, dieses Berlin so wiedergeben, so aufbewahren können, wenn es wirklich das wäre, was seine Feinde ihm nachsagen: ein kalter, nüchterner, stimmungs- und poesieloser Ort? Diese ganze Fülle von seltsamen Käuzen, die in seinen Erzählungen an uns vorüberwandeln, von steif

krawattierten Justizräten, tollen Musikanten, sehnsüchtig schmachtenden Studenten und romantisch seufzenden Demoisellen, sollten sie ihm nicht wirklich begegnet sein in den Berliner Straßen? Sollten sie nicht in Wirklichkeit bei ‚Singe-Thees' Arm in Arm neben dem Herrn Kammergerichtsrat Hoffmann gesessen haben? Sollte es nicht an dem sein, daß dieses angeblich so kalte, so nüchterne, so gar nicht intime Berlin in Wahrheit wie ‚die Höhle Ali-Babas' ist, die dem Unkundigen wie taubes Gestein erscheint, dem Suchenden aber Schätze und Reichtum erschließt? O Freund — ich bin nur ein Dichter und Sie sind ein Literarhistoriker, und das ist natürlich ganz etwas anderes; aber in diesem Falle glauben Sie einmal mir; versuchen Sie, mir zu glauben, daß dieses Berlin, von dem ich auch ein ganz klein wenig weiß, anders ist, als Sie und die Nicht-Berliner meinen, recht anders. Ich weiß ja, Sie sind erst einige Jahre hier und haben Berlin erst kennen gelernt, so, wie es jetzt aussieht, als ausgewachsene Weltstadt, mit seinen Riesenhotels, elektrischen Wagen, elektrischen Laternen, Bierpalästen und Wiener Kaffees. Aber ich, sehen Sie, kenne es noch aus der Zeit her, als es noch keine Bierpaläste gab, sondern nur den ‚schweren Wagner', noch keine Wiener Kaffees, sondern Konditoreien, aus der Zeit her, die sich für jeden Berlin-Verständigen in den vier kuchenduftenden Namen ‚Josty, Bolzani, Spargnapani und Steheli' ausspricht. O Gott ja — Steheli! Hier fällt eine Träne auf das Manuskript — wischen Sie sie nicht fort; sie ist pietätvollem Erinnern geweint — Steheli am Gendarmenmarkt! Schräg hinter dem Schauspielhause, so daß nach den Proben die Schauspieler herüberkamen, wo alsdann einige von ihnen mit ungeheurer Schnelligkeit ungeheure Kuchenmassen verschlangen. Wenn Sie ein einziges Mal noch im Rauchzimmer bei Steheli gesessen hätten! In dem dunklen, nach dem Hofe gelegenen Raum, der so gemütlich war, wie es eigentlich nur ganz luft- und lichtlose Räume sein können. Denn seitdem die Hygiene in die Welt eingebrochen, ist es ja unstreitig viel heller, luftiger und gesünder in der Welt, aber nicht annähernd mehr so gemütlich wie früher, nicht annähernd! Und dieses gänzlich unhygienische Rauchzimmer bei Steheli! Ein großer, elliptischer, grün besponnener Tisch in der Mitte, so daß es beinah aussah wie das Sitzungszimmer von Ministerialräten. Um den Tisch herum zeitunglesende Männer, wie Senatoren anzusehen, wie Geheimräte. Feierlich, sage ich Ihnen, feierlich!

Über dem Tische eine einzige große Gaslampe, von einem ungeheuren Schirme überdacht. Das einzige Geräusch, das man vernahm, nur durch den Kellner verursacht, der den Kaffee brachte. Was für Kaffee! Ich sage Ihnen — Und die Kanne, in der er gebracht wurde! Ein Koloß! Ein bauchiger Riese! Und wie der Ganymed den Kaffee einschenkte! Hoch von oben herab, so daß sich eine schwarze, flüssige, duftende Säule in die Tasse ergoß, die sich alsdann, indem aus der linken Hand des Schenken ein weißer Milchquell hervorsprang, in eine bräunliche Flut verwandelte. O genug davon, genug! Noch jetzt, wenn ich an der Stätte vorübergehe, wo einst Steheli gewesen, und jetzt eine nichtssagende Bäckerei herrscht, tröstet mich nur eins, daß wenige Schritte weiter, an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße, wenigstens ein Haus noch steht, das an das Berlin von dazumal erinnert, und daß in dem Hause die Weinstube von Lutter und Wegner noch ist, in der sie bereits gesessen haben, der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient, der Schauspieler, sein Freund.

Und dieses alte Berlin nun, dieses unhygienische, gemütliche, alte Berlin, das ist nun eben nicht mehr da. Und weil Sie es nicht mehr gesehen haben, nehmen Sie an, daß es überhaupt nie dagewesen sei. Und darin, Verehrtester, irren Sie sich eben. Denn es ist dagewesen, sehr energisch sogar, hat sein ganz ausgesprochenes, charakteristisches Leben gehabt, und was das Merkwürdigste, es ist auch heute noch da. Ja — sehen Sie mich nur verdutzt an — es ist wirklich noch da; freilich nicht mehr körperlich wahrnehmbar für die Augen der Masse, aber geistig festgehalten und aufbewahrt in der Seele einiger Edlen. Und zu diesen, in erster Linie, gehört unser Freund, Julius Rodenberg.

Sie sind ein moderner Mensch, müssen daher mit den Lehren des Spiritismus so weit vertraut sei, daß Sie wissen, was man einen Astralkörper nennt, daß man darunter den im materiellen Körper wohnenden Seelenkörper, gewissermaßen den Überzug der Seele versteht, der nach dem Tode des grobstofflichen Körpers fortbesteht. Nicht Menschen nur und Tiere, nicht die organischen Wesen allein, alles was auf Erden entstanden ist, besitzt seinen Astralkörper, denn Seelenloses gibt es in der ganzen Welt nicht. Auch die Häuser und Städte, die einstmals dagewesen sind, und leiblich nicht mehr vorhanden sind, leben unsichtbar in ihren Astralkörpern fort. Unsichtbar für die grobe Menge, die Masse, denn

Sie wissen, daß es nur einige vereinzelte, bevorzugte Individuen, Mediums genannt, gibt, deren seherisches Auge die unleibliche Welt, die Astralkörper, zu sehen vermag. Und solch ein Medium — ja, richten Sie nur den drohenden Blick auf mich — ist Julius Rodenberg. Ich will nicht behaupten, ein Medium im allgemeinen Sinn, obwohl man munkelt, daß er mit vierdimensionalem Blick in die Schubfächer seiner Freunde hineinzublicken und zu erkennen vermag, ob etwas für die Rundschau Geeignetes sich darin befindet — aber ein Medium für Berlin, das den Astralkörper des alten einstigen Berlins bewahrt.

Haben Sie Julius Rodenberg jemals auf der Straße oder im Tiergarten spazieren gehen gesehen? Nun — gewiß. Was haben Sie alsdann gesehen? Einen Mann, so in Gedanken versunken, daß Sie mit stiller Befriedigung die klug blickende Frau an seiner Seite bemerkten, die treffliche Justina, die das Mittelglied zwischen ihm und der umgebenden Wirklichkeit darstellt und seinen träumerischen Gang vor dem Zusammenstoß mit Passanten oder mit Baumstämmen behütet. Woran denkt er? Welch ein Traum bewegt seine Seele? Sie kennen das Porträt Holzschuhers von Albrecht Dürer in unserem Museum? Sie wissen, daß sich im Auge des alten Holzschuher Nürnberg mit seinen Türmen spiegelt? Natürlich; Sie sind Literarhistoriker, wissen daher alles, also auch das. Nun sehen Sie — im Auge Julius Rodenbergs würden Sie, wenn Sie in solchem Augenblick hineinblickten, etwas Ähnliches entdecken; das alte Berlin würden Sie sich darin spiegeln sehen, den Astralkörper Berlins. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie mediumistisch zu sehen imstande sind. Und hier sehen Sie mich wieder mit wohlwollend geringschätzigem Blicke an, als wollten Sie fragen, ob denn ich ein Medium und imstande sei, alles das, wovon ich hier mit solcher Sicherheit berichte, wahrzunehmen?

Nun, mein Geschätztester, für gewöhnlich bin ich nur Dichter, aber in Stunden, wo der Dichter zum Poeten wird, erlangt er solch einen vierdimensionalen Blick, und in solchen Stunden habe ich in unseres Freundes Auge dieses Spiegelbild gesehen.

Da ist es mir wieder lebendig geworden, das alte Berlin, mit seinen Häusern und roten Ziegeldächern, aus denen die Bodenlucken wie dunkle Augen heraussahen, mit seinen holperig gepflasterten Straßen, an deren Seiten die Weißbierstuben lagen, aus denen man in Kellerhälse hinunter sah, in nächtliche Tiefen,

aus denen an Sommerabenden ein Duft von dem alten Berliner Leibgericht, von famosem Gurkensalat emporstieg. Diese Straßen, an deren schier abenteuerlichen Rinnsteinen die Berliner Jugend von damals, wo es noch keinen reglementierten Sport gab, ihre ersten Springübungen vornahm. Rinnsteine, die vor den Hauseingängen mit Bohlen zugedeckt waren. Wenn dann Gewitterregen kamen und die Rinnsteine zu Bächen anschwollen, hoben die Fluten diese Bohlen empor, und wie Flöße trieben sie langsam die Straße hinab. Ja — dieses alles, und daneben noch anderes, noch schöneres, nämlich vor den Toren Berlins die alten, bescheidenen, im Frühlingsschmuck der blühenden Äpfel-, Kirsch- und Pflaumenbäume allerliebsten Gartenlokale, in denen „Familien Kaffee kochen konnten", das alles habe ich in Julius Rodenbergs Augen sich spiegeln sehen. Und wenn ich alsdann, nach Hause zurückkehrt, gelesen habe, was er geschrieben hat, dann habe ich bemerkt, daß er nicht nur mediumistisch-vierdimensionale Augen, sondern auch ebensolche Ohren besitzt, und mit seinen Ohren habe ich alsdann gehört. Die Töne habe ich wieder gehört, die jenes alte Berlin erfüllten, die Stimmen, die es belebten. Das lustige Knallen der Peitschen habe ich vernommen, mit denen der Kutscher vom Bocke des Kremsers seine Rosse antrieb, um die im Kremser untergebrachte Landpartie-Gesellschaft hinauszusteuern in den Grunewald, oder nach Pichelswerder. Die mit ‚Kalauern' gewürzte Unterhaltung der um ‚eine Weiße und einen Kümmel' vereinigten Berliner Familienväter, daß ‚Süßholzgeraspel' der Familiensöhne bei den Töchtern der befreundeten Familien. Mit Julius Rodenbergs Augen und Ohren bewaffnet, bin ich noch einmal durch die alten, jetzt unter neuen, steinernen Straßenzügen begrabenen Vergnügungs-Lokale gegangen, habe mir von ihm die seltsamen Käuze beiderlei Geschlechts zeigen lassen, die dort als Stammgäste verkehrten, habe mit ihm in die Goldschnitt-gerandeten Gedichtbücher geblickt, in denen Berliner Mägdlein, zierlich auf Bänken unter schattigen Bäumen sitzend, andachtsvoll lasen und träumten. Mit ihm habe ich getrauert, wenn die alten, schönen Bäume, die sich einst über jungen und alten Häuptern gewölbt, die den Garten umfriedet und abgeschlossen hatten von den umgebenden Feldern, wenn sie, einer nach dem anderen, den Wipfel neigten und sich niederlegten, weil der Weltstadt-Hunger erwacht war, der das einstige Berlin mit seiner Heimlichkeit, Trauligkeit und Gemütlichkeit auffraß und verschlang,

wie eine Riesenschlange, die ein ahnungsloses Tier überfällt und in sich hineinwürgt.

Und nun sehe ich wieder Ihre Augen auf mich gerichtet und verstehe die Frage darin, ohne daß Sie sie aussprechen, ‚was soll das nun alles? Wissen Sie von Julius Rodenberg nichts anderes zu sagen, als das? —‘

O mein kritischer Freund, das wüßte ich schon, aber von seinem vielseitigen Wesen wollte ich heute einmal diese Seite beleuchten, weil sie mir nicht die geringwertigste dünkt. Denn, wie nennen wir denn die geheimnisvolle Essenz, die im Innern eines Menschen vorhanden sein muß, wenn er befähigt sein soll, uns Dinge, an denen sein Herz gehangen hat, so vor Sinn und Seele zu rücken, daß sie auch uns teuer und lieb werden und mit ihrem Bann umfangen? Ich denke, wir nennen sie Gemüt. Und weil ich nun einmal sogar heut noch der Ansicht bin, daß das Gemüt das große Gut ist, das der Mensch dem Nebenmenschen mitteilen kann, und daß die Fähigkeit, Gemüt auszusprechen, vom ersten bis zum letzten Tage der Welt die Göttergabe war und ist und sein wird, die den Dichter zum Dichter macht, so glaube ich nichts Schlimmes von unserem Freunde zu sagen, wenn ich ausspreche, daß er solch ein Gemüt, ein tiefes und warmes, besitzt.

Und so möge er denn von seiner freundlichen Margaretenstraßenecke noch lange hinausschauen auf den Matthäikirchplatz zu seiner Linken und die Wipfel des Tiergartens zu seiner Rechten. Lange noch möge er, Frau Justina an seiner Seite, durch die Straßen und Alleen spazieren gehen — wie Sie sagen würden — dahinbummeln — wie er sagen würde — oft noch in die Wohnungen seiner Freunde treten, derer die da sind, und derer die da waren, und möge uns schreiben und beschreiben, was er da gesehen, gehört und in Erinnerung geträumt hat.

Berlin als Weltstadt ist noch ein Kind; Kindern muß man vom Vaterhause sprechen, sonst bekommen sie vergeßliche Herzen. Möchte Papa Rodenberg der Verpflichtungen eingedenk bleiben, die er an seinen Berliner Kindern zu erfüllen hat.“

Nachdem ich also gesprochen, ließ sich von jenseits des Tisches ein Räuspern vernehmen, das wie die Einleitung zu einer längeren Gegenrede klang. Es erfolgte jedoch nichts. Der Literarhistoriker stand auf, und das einzige, was er tat, war, daß er noch einmal unter die Zigarren griff. In seinen Augen war ein unbestimmter Ausdruck; er schien mit einem Entschluß zu kämpfen.

„Leben Sie wohl“, sagte er sodann mit ungewöhnlich mildem Ton, „ich werde jetzt ein wenig in den Straßen von Berlin bummeln gehn.“

Beinah ergriffen sah ich dem Rauchstreifen nach, den er, aus dem Zimmer schreitend, hinter sich zurückließ. Die Lücke, die unter den Prachtzigarren entstanden, war zwar erheblich, „aber“, sagte ich zu mir, „wenn sie dazu helfen, ihn zu Berlin zu bekehren, opfere ich die ganze Kiste.“

Die neue Verordnung über den Schillerpreis

Ein sachliches und persönliches Wort (1901)

Von Reisen zurückkehrend, finde ich die öffentliche Meinung in tiefer Erregung über die unterm 10. November dieses Jahres ergangene Verordnung, durch welche das Stiftungspatent des Schillerpreises von 1859 erhebliche Änderungen erfährt.

Alle Zeitungen, auch die „National-Zeitung“, haben sich zur Sache geäußert. Warum ergreife ich nachträglich noch einmal das Wort dazu? Es wäre für mich viel bequemer, wenn ich schwiege. Denn weil ich unparteiisch zu sprechen gedenke, werde ich es sicherlich nicht diesem noch jenem, vielleicht niemandem recht machen. Niemand hat mich zum Sprechen aufgefordert. Tue ich es nur deshalb, weil in den Besprechungen immer wieder mein Name genannt und die Verleihung des doppelten Preises an mich im Jahre 1896 erwähnt worden ist, und weil es mir darauf ankommt, diesen Vorgang einmal so zu beleuchten, daß fernere Mißdeutungen desselben unmöglich gemacht werden? Das könnte mich veranlassen, würde mich aber, wenn es das alleinige Motiv wäre, nicht dazu bringen, Kraft und Ruhe, die ich zum Schaffen brauche, an eine Arbeit zu wenden, die mir Unruhe bereitet und vielleicht neue Anfeindungen zuziehen wird.

Warum also spreche ich dennoch?

Weil es sich um eine für das geistige Leben Deutschlands außerordentlich ernste Angelegenheit handelt. Weil ich in eine Erbitterung und Verbitterung der Gemüter blicke, die mich erschreckt, die mir den herrschenden Zustand als eine Gefahr, beinahe schon als einen Notstand erscheinen läßt. Und weil ich der Ansicht bin, daß es unter solchen Umständen für einen

Mann, der seinem Vaterlande angehört, Pflicht und Gewissenssache ist, nicht untätig zu schweigen, sondern den Mund aufzutun, denen, die nicht genau Bescheid wissen, Bescheid zu geben, damit sie sich selbst ein Urteil bilden können, denen, die handelnd in die Sache eingreifen, die Folgen ihrer Handlungen zu zeigen, und allen, die gegenwärtig mitsprechen und mittun, zu sagen: bedenkt, daß es sich nicht um eine Parteisache, sondern um eine gemeinsame Angelegenheit handelt.

Als am 9. November 1859, am Tage vor der hundertsten Wiederkehr von Schillers Geburtstag, der damalige Prinzregent, spätere König und Kaiser Wilhelm I. das Patent erließ, durch welches der Schillerpreis gestiftet wurde, empfand jedermann diesen Erlaß als eines der wertvollsten, wenn nicht als das wertvollste tatsächliche Ergebnis der damals hochgehenden Begeisterung für das Andenken an den großen nationalen Dichter.

Was in Preußen, zum Schaden der schriftstellernden Kunst, gefehlt hat und leider immer noch fehlt, daß der Staat durch positive und fördernde, nicht nur durch negative und einschränkende staatliche Veranstaltungen, wie eine solche die Zensur darstellt, die Literatur seines Landes als einen wesentlichen Bestandteil seines Kulturlebens anerkennt und danach behandelt, schien durch die Einsetzung des Schillerpreises für ein Gebiet der Literatur wenigstens, und vielleicht für das wichtigste, die dramatische Kunst, ins Leben gerufen zu sein.

Zwar muß hier gleich betont, und zur richtigen Beurteilung der gegenwärtigen Sachlage durchaus im Auge behalten werden, daß eine staatliche Veranstaltung im strengen Sinne des Wortes dadurch nicht geschaffen war. Nicht der preußische Staat war es, der eine durch den König von Preußen zu sanktionierende Preiserteilung vornahm, sondern der König persönlich verlieh den Preis, nachdem er sich Vorschläge dazu hatte machen lassen; nicht aus den Mitteln des Staates wurde der Betrag des Preises entrichtet, sondern aus der Schatulle, aus dem Privatvermögen des Königs.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob es dem Interesse der Sache mehr entsprochen hätte, wenn die Erteilung des Schillerpreises von vornherein zu einer Angelegenheit des Staates, statt zu einer persönlichen des Königs gemacht worden wäre. Um zu einer solchen zu werden, hätte es eines vom Landtag, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus, zu beschließenden Gesetzes

bedurft. Ob wir einen Schillerpreis überhaupt besitzen würden, wenn wir auf ein solches Gesetz hätten warten sollen, ist mir mehr als zweifelhaft; ich glaube, wir würden heute noch darauf warten; ich glaube, wir können unserem alten Kaiser Wilhelm nur dankbar dafür sein, daß er den großen Augenblick nicht müßig vorübergehen ließ, sondern die Initiative ergriff und durch Einsetzung des Preises vor aller Welt es als die Pflicht der Könige anerkannte, derjenigen Kunst zu dienen, die vermöge ihrer innersten Natur zur Hüterin und Hegerin der großen nationalen Überlieferung berufen ist. Die Vorschläge, die dem König zur Erteilung des Preises unterbreitet wurden, gingen von einer Kommission aus, die jedesmal nach Ablauf von drei Jahren vom preußischen Kultusministerium berufen wurde und die mit der Prüfung der in den letzten drei Jahren erschienenen Dramen betraut war. An der Zusammensetzung dieser Kommission beteiligte sich der König nicht. Dadurch kam es, daß die Kommission im Laufe der Zeit immer mehr den Charakter einer vom Staate eingesetzten staatlichen Behörde annahm, während gleichzeitig die Persönlichkeit des Königs mehr und mehr zurücktrat. Besondere Eigenschaften und Eigenheiten des alten Kaisers trugen dazu bei, diese Anschauungsweise zu bestärken. Kaiser Wilhelm war in allen Fragen künstlerischer Art von so tiefer Bescheidenheit, daß er die Vorschläge der Kommission stillschweigend entgegennahm, ohne daß er wohl auch nur ein einziges Mal daran gedacht hätte, Einspruch dagegen zu erheben und anders zu wollen, als seine Berater empfohlen hatten. Die Folge hiervon war, daß sich in den Begriffen des Publikums das gesamte Bild der Sachlage allmählich verschob. Man gewöhnte sich daran, das Institut des Schillerpreises schließlich doch als eine staatliche Veranstaltung und die Schillerpreis-Kommission als diejenige Behörde anzusehen, die eigentlich den Preis erteilte. Man übersah, daß nicht der Staat, sondern der König persönlich den Preis verlieh, indem man vergaß, wenn man es überhaupt gewußt hatte, daß er den Preis aus seiner Tasche hergab.

So lagen die Verhältnisse, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam. So lagen und blieben sie wenigstens äußerlich: An dem Patent von 1859 wurde nichts geändert, die Kommission wurde nach wie vor alle drei Jahre vom Kultusministerium zusammengestellt, prüfte Stücke und machte Vorschläge. Das Publikum, das nicht genauer zusah, konnte glauben, es sei alles

beim alten. Innerlich aber hatte sich eine Änderung vollzogen, eine sehr bedeutsame, beinahe entscheidende. An die Stelle des alten Herrn war ein junger getreten, der die Eigenschaften der Jugend, Selbstbewußtsein, Temperament, zugreifende Kraft der Entschließung nicht nur im allgemein üblichen, sondern in ganz außergewöhnlichem Maße mit sich brachte. Außerdem trat Kaiser Wilhelm II. allen Kunstfragen, namentlich dem Drama, von vornherein mit einer sehr entschiedenen, beinahe leidenschaftlichen, nur der eigenen Eingebung gehorchenden, von niemandem beeinflußbaren Überzeugung gegenüber.

Die Folgen hiervon konnten nicht ausbleiben und machten sich alsbald darin geltend, daß von nun an die Persönlichkeit des Königs wieder in den Vordergrund trat. Kaiser Wilhelm II. sah in sich, und ausschließlich in sich selbst denjenigen, dem es zukam, den Schillerpreis zu erteilen, in der Kommission aber nur eine Vereinigung von Sachverständigen, deren Vorschläge er anhörte, ohne daß er sich dadurch zur Gutheißung verpflichtet fühlte, über deren Gutachten hinweg er vielmehr sein eigenes Ermessen zu Rate zog.

Hieraus entstanden dann die sattsam bekannten Vorgänge, daß der Kaiser die Vorschläge der Kommission zu wiederholten Malen verwarf, indem er Stücken, die ihm zur Preiserteilung vorgeschlagen wurden, den Preis versagte.

Es begreift sich, daß diese Vorgänge starkes und unliebsames Aufsehen erregten. Das Urteil von literarisch erfahrenen, teilweise sogar ausgezeichneten Männern, das diese aus sachlicher Überzeugung abgegeben hatten, sah man durch einen Willensakt, ohne Angabe von Gründen, einfach annulliert; man erlebte es, daß einige von diesen Männern im Gefühl erlittener Kränkung davongingen, eine Wiederberufung in die Kommission ablehnten und ihre ferne Mitwirkung verweigerten.

Niemand hat diese Vorkommnisse schmerzlicher empfunden, niemand das Verhalten der Männer, die bei einer künftigen Preisberatung nicht mehr mittun wollten, tiefer begriffen, als ich. Aber die Gerechtigkeit und der Wunsch, eine an sich für die deutsche dramatische Kunst segensreiche Veranstaltung nicht an unfruchtbarer Verbitterung zugrunde gehen zu sehen, nötigen mich, die Sachlage auch von der anderen Seite aus zu beleuchten.

Zunächst ist festzuhalten, daß, wenn schon Kaiser Wilhelm

Vorschläge der Kommission wiederholt abgelehnt, er seine Selbstherrlichkeit doch nie in der Art geltend gemacht hat, daß er ihr zugemutet hätte, sich für die Prämiierung von Werken oder Dichtern auszusprechen, weil diese ihm, im Widerspruch mit der Kommission, preiswürdig erschienen.

Dies muß betont werden, weil die Besprechungen, in denen die Angelegenheit jetzt erörtert wird, häufig geeignet erscheinen, bei solchen, die nicht genau unterrichtet sind, den Glauben zu erwecken, als hätte der Kaiser, gewissen Günstlingen zuliebe, über den Kopf und das Gutachen der Kommission hinweg, Preise an diese erteilt, ohne daß die Kommission sich dafür ausgesprochen hatte.

Dies ist niemals geschehen. Kaiser Wilhelm hat keinem Dichter den Preis erteilt, wenn ihm dessen Name und Werk nicht von der Kommission in Vorschlag gebracht worden war; insofern hat er sich also stets an deren Gutachten gebunden.

Es dürfte hier am Orte sein, beiläufig zu berichten, wie sich die Dinge am 10. November 1896, als mir der Doppelpreis zugesprochen wurde, zugetragen haben. In Zeitungsbesprechungen habe ich Darstellungen des Vorganges gefunden, die zu der Annahme veranlassen konnten, als hätte die Kommission ausschließlich Gerhart Hauptmann in Vorschlag gebracht, als sei dieser vom Kaiser abgelehnt und der für ihn vorgeschlagene Preis gegen den Willen der Kommission mir erteilt worden. Dem war nicht so.

Die Kommission hatte, da von 1893 her zwei Preisbeträge zur Verfügung standen, Gerhart Hauptmann — ich weiß nicht, ob für ein bestimmtes Werk, oder für seine Tätigkeit im allgemeinen — und zugleich mein Doppeldrama: „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht. Der Kaiser lehnte Hauptmann ab und erklärte sich mit der Erteilung des Preises an mich einverstanden. Da ein Dritter neben uns beiden nicht in Vorschlag gekommen war, so fiel der gesamte, diesmal also doppelte Preis, zu dem dann noch die Denkmünze hinzukam, mir zu. Von dem Betrage habe ich demnächst die Hälfte an die deutsche Schillerstiftung abgeführt.

Für diejenigen, die auch hiernach noch eines urkundlichen Beweises bedürfen sollten, führe ich aus dem Schreiben des damaligen Kultusministers Bosse, vom 10. November 1896, in

welchem mir die Erteilung des Preises bekannt gemacht wurde, nachstehenden Absatz an: „Seine Majestät der Kaiser und König haben den durch Allerhöchstes Patent vom 9. November 1859 zum Andenken an Friedrich von Schiller gestifteten Preis nach dem Vorschlage der zur Prüfung von dramatischen Werken der letzten drei Jahre eingesetzten Kommission Ew. Hochwohlgeboren für Ihre Tragödie: ‚Heinrich und Heinrichs Geschlecht' zu verleihen geruht."

Kaiser Wilhelm hat also, wie bereits oben ausgeführt war und hier noch einmal im einzelnen nachgewiesen ist, seine persönlichen Entscheidungen nie anders als in der Art eintreten lassen, daß er ihm mißliebige Vorschläge verwarf.

Ich habe bereits ausgesprochen und wiederhole hier noch einmal, daß ich den dadurch entstandenen Zwiespalt im Interesse der dramatischen Sache auf das tiefste beklage. Die durch Hader und Parteiwut heute schon so verbitterte Tätigkeit des deutschen dramatischen Dichters muß zu einer beinahe abschreckenden werden, wenn der Dichter gezwungen wird, der Erreichung der höchsten Auszeichnung beinahe mit Sorgen entgegenzugehen, weil er sich sagen muß, daß die Verleihung ihn in den Augen einer Partei sofort zu einem Angehörigen der ihr gegenüberstehenden, feindlichen Partei stempeln, daß sie ihm den kränkendsten aller kränkenden Vorwürfe auf das Herz ziehen wird, als hätte er seine Auszeichnung nicht redlichem Wollen und Können, sondern charakterloser Liebedienerei zu verdanken.

Ich kenne die Beweggründe nicht, die den Kaiser zur Verwerfung der Kommissionsvorschläge getrieben haben, und wenn ich auch meine Vermutungen darüber hege, so wäre es, eben weil es Vermutungen sind, ohne tatsächlichen Wert, wenn ich mich hier darüber ausließe. Die Gerechtigkeit aber verlangt, dem Ursprung des Zwiespalts nachzugehen, die Gerechtigkeit und die Wohlfahrt des Vaterlandes, denn ein nationales Unglück würde es bedeuten, wenn im deutschen Volke die Meinung Platz griffe, daß der deutsche Kaiser nur aus Willkür und vielleicht wohl gar aus Haß gegen die Gebildeten seines Landes sich in Gegensatz zu deren Anschauungen stellte. Und weil so wichtige Fragen nutzbringend nur behandelt werden können, wenn sie freimütig besprochen werden, so sei es mir gestattet, hier ganz freimütig ohne Ansehen irgendeiner Person zu sprechen:

Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und der Kommission

trat zum erstenmal in die Erscheinung, als diese ihm Ludwig Fuldas „Talisman“ zur Erteilung des Schillerpreises vorschlug und der Kaiser den Vorschlag ablehnte.

Ich lasse mich hier auf keine Besprechung des Fuldaschen Stückes ein. Jedermann kennt es, das Urteil darüber ist abgeschlossen. Da aber jedermann das Stück kennt, weiß auch jedermann, daß es eine satirische Verspottung des höfischen Byzantinismus enthielt und daß es seinerzeit mit der Umgebung des Kaisers und mit dessen Person in Verbindung gebracht wurde. Man müßte Scheuklappen vor den Augen und Wachs in den Ohren gehabt haben, wenn man nicht erfahren und gehört hätte, was damals ganz allgemein in Berlin gesprochen wurde.

Dieses Stück also wurde dem Kaiser von der Kommission zur Erteilung des Schillerpreises vorgeschlagen.

Wäre ich damals um meine Meinung befragt worden, so würde ich dem Kaiser geraten haben: „Erteilen Eure Majestät den Preis. Es gibt kein vornehmeres Mittel, das Gerede und Geklatsch totzumachen, als wenn Sie dasselbe stillschweigend ignorieren und das Werk lediglich auf seinen Wert an sich ansehen.“ Der Schillerpreis-Kommission aber hätte ich gesagt, was ich einzelnen, mir persönlich bekannten Mitgliedern derselben damals schon unverhohlen gesagt habe und hiermit wiederhole, daß sie eine Taktlosigkeit beging, indem sie das Stück gerade zu jener Zeit in Vorschlag brachte.

Rasch und energisch in der Erfassung aller ihn umgebenden Dinge, war Kaiser Wilhelm natürlich genau davon unterrichtet, was über das Stück gesprochen wurde. Sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn die darin enthaltenen satirischen Spitzen wohl besonders lebhaft empfinden. Nun verlangt man ja von Königen, indem man auf Friedrich den Großen verweist, eine größere Gelassenheit gegenüber dem Spotte, als von anderen Sterblichen, aber Friedrich der Große, als er die Karikatur mit den Kaffeebohnen niedriger hängen ließ, war alt, der Kaiser ist jung, und Verschnupfungen ist schließlich all und jeder ausgesetzt, den menschliche Haut umkleidet. Wer nicht mit ganz gefärbter Parteibrille die Dinge ansieht, kann doch nicht leugnen, daß es eine starke Zumutung bedeutet, wenn man von jemandem fordert, daß er aus eigener Tasche ein Werk prämiieren soll, das nach dem allgemeinen Urteil höhnische Anspielungen auf ihn selbst

enthält, und wenn es nicht ein König, sondern ein Privatmann gewesen wäre, der den Preis herzugeben hatte, so ist es mir mehr als zweifelhaft, ob man mit einer solchen Zumutung überhaupt an ihn herangetreten wäre, oder ob man sich, wenn er die Zumutung ablehnte, so lärmend darüber gewundert hätte, wie es damals geschehen ist.

Es darf eben nicht aus den Augen gelassen werden, daß der Schillerpreis eine von den Königen von Preußen aus eigenen Mitteln dargebrachte persönliche Freigebigkeit darstellt — aller menschliche Verkehr aber beruht, neben anderem, auch auf dem Gesetze, daß man persönlicher Freigebigkeit mit persönlicher Rücksichtnahme begegnet. Aus dieser ersten Verschnupfung ist dann, befördert durch den immer stärker sich geltend machenden, über das rein literarische ins politische Gebiet hinübergreifenden Gegensatz zwischen der modernen und der älteren Dramatik, der chronische Zustand des Zwiespalts erwachsen. Gereizt durch den damaligen Vorschlag der Kommission, trat der Kaiser ihren weiteren Vorschlägen von vornherein mit Mißtrauen entgegen, und die Folge davon war, daß er nochmals einen Preis versagte, dessen Erteilung die Kommission empfohlen hatte, obgleich diesmal keine persönlichen Motive, wie im ersten Falle, vorlagen, die die Verweigerung des Preises hätten erklärlich machen können.

Unter dem 10. November dieses Jahres ist nun eine neue Verordnung über die Behandlung des Schillerpreises erschienen, durch welche die Bestimmungen des Stiftungspatents von 1859 einige nicht unerhebliche Veränderungen erfahren.

Die Abweichungen von den früheren Bestimmungen sind in den drei ersten Artikeln der neuen Verordnung enthalten, von denen Artikel 1 besagt, daß der Preis nicht, wie bisher, alle drei, sondern nur alle sechs Jahre, und dann jedesmal im doppelten Betrage des bisherigen Preises zur Erteilung gelangen soll.

Artikel 2 bestimmt, daß um den Preis die innerhalb der letzten z w ö l f Jahre herausgegebenen, aufgeführten oder überhaupt verfaßten Stücke konkurrieren sollen.

In Artikel 3 endlich behält sich der Kaiser, für den Fall, daß mehrere Werke von der Kommission in Vorschlag gebracht werden, die Auswahl darunter vor. Die Werke sollen von der Kommission unter Angabe der Reihenfolge namhaft gemacht werden.

Die öffentliche Meinung hat in diesen zuletzt angeführten Bestimmungen des Artikels 3 die wesentliche Neuerung zu finden geglaubt und sich darüber besonders erregt. Man nimmt an, und zwar mit Recht, daß bei einer Prüfung, die sich, der jetzigen Vorschrift gemäß, über einen Zeitraum von zwölf Jahren erstrecken soll, der Fall zur Regel werden wird, daß mehrere Stücke zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht werden. Hieraus ist die Ansicht entstanden, daß der Kaiser, indem er sich die Auswahl unter diesen Stücken vorbehält, sein Urteil also zum entscheidenden Faktor und die Kommission zu einer nur begutachtenden Behörde macht, sich eine neue Befugnis, ein Recht zugelegt habe, das Kaiser Wilhelm I. vor ihm nicht für sich in Anspruch genommen hatte.

Diese Ansicht ist durchaus irrtümlich, und nach dem, was ich oben gesagt habe, bedarf es kaum der Ausführung darüber, warum sie irrtümlich ist. Kaiser Wilhelm I. hat sich niemals des Rechts begeben, seinerseits den Schillerpreis zu erteilen, hat die Befugnis dazu niemals der Kommission übertragen. Wenn infolge seiner Zurückhaltung die Dinge sich so gestaltet haben, daß zu seiner Zeit immer nach den Vorschlägen der Kommission prämiiert worden ist und wenn es dadurch den Anschein gewonnen hat, als wäre die Kommission die Erteilerin des Preises, so ist das eben nur ein Schein gewesen; nach dem Wortlaute des Patents von 1859 ist die Kommission unter dem alten Kaiser nichts anders gewesen, als was sie jetzt, nach der neuen Verordnung des jetzigen Kaisers noch ist, eine gutachtlich sich äußernde, aber nicht entscheidende Behörde. Aus dem Wortlaute dieser neuen Verordnung geht hervor, daß der Kaiser sich auch fürderhin insofern an die Vorschläge der Kommission zu binden gedenkt, daß er keinem Dichter den Preis erteilt, der ihm von dieser nicht vorgeschlagen worden ist; die Vorschrift endlich, daß die vorgeschlagenen Werke unter Angabe der Reihenfolge namhaft zu machen sind, kann nicht anders verstanden werden, als daß sich der Kaiser auch bei der Ausübung seiner Wahl insoweit durch die Vorschläge der Kommission beeinflussen lassen will, daß er den von der Kommission aufgestellten Maßstab für die Würdigkeit der Preiskandidaten auch seiner Beurteilung zugrunde legt.

Von einer Umstürzung des bisherigen Verhältnisses zugunsten des Kaisers, oder von der Usurpierung eines bisher

nicht vorhanden gewesenen Rechtes durch diesen kann hiernach gar keine Rede sein. Ein neues Verfahren ist durch die gegenwärtige Vorordnung eingeführt worden, die Abgrenzung der beiderseitigen Befugnisse aber ist dieselbe geblieben, die sie früher war.

Dieses neue Verfahren aber, wie es in den Artikeln 1 und 2 der gegenwärtigen Verordnung geregelt wird, enthält die wirkliche Abweichung von dem bisherigen Zustande, eine sehr erhebliche und, wie ich hinzusetzen muß, geradezu unheilvolle Abweichung.

Statt wie bisher alle drei, soll von jetzt an der Schillerpreis nur alle sechs Jahre erteilt werden, und anstatt daß die Kommission bisher nur die innerhalb der letzten drei Jahre erschienen Stücke zu prüfen hatte, soll sie jetzt die in den letzten zwölf Jahren ins Leben getretenen Bühnenwerke in Betracht ziehen.

Das bedeutet eine ganz ungeheuerliche, eine Aufgabe, deren Durchführung ich einfach für unmöglich halte.

Wer auch nur eine entfernte Ahnung von der heutigen dramatischen Produktion in Deutschland hat, weiß, daß sie ins Massenhafte geht. Schon die drei Jahre, die die Schillerpreis-Kommission bisher zu überblicken hatte, brachten ein Meer von Stücken zutage. Seitdem hat sich die Tätigkeit auf dem Gebiete in steigender Progression entwickelt. Und jetzt wird mit einem Male nicht nur ein Überblick, sondern eine Durchforschung des vierfachen Zeitraums gefordert! Denn ein wirkliches Erforschen und Durchdringen der vorliegenden Stücke muß es ja doch sein; sonst hätte die Tätigkeit der prüfenden Kommission gar keinen Wert. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten und Bedenken: die dramatische Hervorbringung und Beurteilung wandelt sich heutigestags so schnell, daß beide nach Ablauf von zwölf Jahren völlig veränderte Bilder darstellen. Ein Stück, das vor zwölf Jahren den ganzen Seeleninhalt seiner Zeit wiedergab, erscheint vielleicht nach Ablauf dieses Zeitraumes, innerhalb dessen neue Gedanken und Stimmungen Platz gegriffen haben, bereits überlebt. Ein solches Stück, das zur Zeit seiner Entstehung des Preises würdig war und ihn wahrscheinlich erhalten hätte, wird ihn jetzt, nicht weil das Werk, sondern weil die Zeit sich gewandelt hat, vermutlich nicht erhalten. Welche Ungerechtigkeit! Eine Ungerechtigkeit, die früher nicht eintreten konnte, weil das,

was innerhalb dreier Jahre zutage tritt, immer als gegenwärtige Kunst erscheinen wird.

Welcher dramatische Dichter soll sich unter solchen Umständen noch zur Bewerbung um den Preis gelockt fühlen? Welcher ernsthafte Mann soll sich noch bereit finden lassen, in eine mit solchen Aufgaben belastete Kommission einzutreten? Ich für meine Person, der ich doch über die zeitgenössische dramatische Produktion vielleicht noch unterrichteter bin, als manche der Männer es sein können, die aus ganz anders gerichteten Lebensaufgaben in die Kommission entboten werden, würde eine etwaige Berufung in die Schillerpreis-Kommission ablehnen, weil ich es für ausgeschlossen halten müßte, daß ich eine Prüfung, wie sie jetzt verlangt wird, ernsthaft und sachlich vornehmen könnte.

Was für Konsequenzen ergeben sich daraus? Entweder, es findet sich überhaupt keine Kommission mehr zusammen, oder es findet sich zwar eine zusammen, diese aber prüft nicht mehr eingehend, so daß ihre Tätigkeit eine Scheintätigkeit wird und ihre Vorschläge alles Vertrauen bei der Nation verlieren. Ist der Schillerpreis, der dann erteilt wird, wirklich noch der Schillerpreis? Wirklich noch die höchste, durch das Zusammenwirken der beiden höchsten Mächte unseres staatlichen Daseins, durch das allgemeine Bewußtsein und den Willen des Staatsoberhauptes geprägte Auszeichnung? Nein! Dann tritt die öffentliche Meinung, deren Organ bisher die Kommission war, vollständig hinter der Persönlichkeit des Kaisers zurück, und dessen Wille erscheint wie Willkür. Dann kommt das, was Feinde und Böswillige ersehnen und was ich, weil ich es als ein nationales Unglück betrachte, mit allen Kräften verhindern möchte, dann entsteht auf dem Gebiete, wo Deutschlands edelste Geistesfrüchte gedeihen, eine tiefe, alles gegenseitige Verständnis ausschließende, vielleicht nie mehr zu überbrückende Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volk.

Aus innigster Überzeugung, aus tiefstem, nur der Sache gewidmetem Interesse erhebe ich darum meine Stimme und sage: Man mache die neue Bestimmung, wenigstens in diesem Teile, wieder rückgängig, — man lasse die Kommission, wie bisher, alle drei Jahre zusammentreten und gebe ihr nur die Stücke der letzten drei Jahre zu prüfen auf.

Geschieht es nicht, so würde denen nicht mehr unrecht ge-

geben werden können, die jetzt auf Mittel und Wege zu sinnen anfangen, wie ein mit dem Schillerpreise rivalisierender Preis geschaffen werden kann, den das deutsche Volk unabhängig und leider wahrscheinlich immer im Widerspruche zu dem Kaiser seinen Dramatikern verleiht.

Vorläufig erscheinen mir die dahin gerichteten Pläne utopisch. Falls der Preis in Geld bestehen soll, sehe ich noch nicht, wer das Geld hergeben wird. Und für diesen Fall, sowie für den anderen, daß der Preis lediglich eine Ehren-, aber keine Geldzuwendung sein soll, sehe ich noch nicht, wer derjenige ist, oder wer diejenigen sind, die berufen erscheinen, eine solche Ehre im Namen des deutschen Volkes zu verleihen.

Immerhin ist es nicht undenkbar, daß etwas Derartiges zustande kommt. Tritt es aber ins Leben, dann ist das Parteitreiben, wie es jetzt besteht, ein Kinderspiel gegen das, welches alsdann kommen wird, und der jetzt schon so zerklüftete und mit giftigen Gasen gefüllte Boden des deutschen Kunstlebens wird abermals von einem Spalt durchrissen, dessen Ausdehnung unabsehbar ist, und von dem sich nur eins als gewiß sagen läßt, daß er mitten durch das Herz der deutschen Kunst gehen wird.

*Victor Hugo

Antwort auf eine an deutsche Dichter gerichtete Umfrage des „Figaro" (1902)

Victor Hugo erscheint mir als der typische Vertreter des keltischen Geistes. Er läßt mich an einen jener geheimnisvollen Sänger denken, denen wir die wunderbaren Persönlichkeiten in der Art von Tristan und Isolde verdanken. Die besondere Stärke dieser Menschen war die Einbildungskraft, eine Phantasie der allerglühendsten Art.

Nun, eben diese Geisteskraft erkenne ich bei Victor Hugo wieder, und gerade weil ich die Überzeugung habe, daß die Einzelbeobachtung, die man heute als leitendes Prinzip in der Dichtkunst aufstellen will, zu einem allmählichen Niedergang der Literatur führen muß, wenn sich dieser Beobachtung nicht ein Strom, der sich aus den natürlichen Quellen der Phantasie ergießt, als Hindernis entgegenstellt — deshalb eben stelle ich Victor Hugos Wert sehr hoch und bewundere ihn.

Der deutsche Geist ist den Äußerungen keltischen Genies schwer zugänglich und ich glaube, daß andere französische Dichter Deutschland stärker beeinflußt haben als Victor Hugo und es auch fernerhin tun werden.

Das tote Haus am Bodensee

Eine Reiseerinnerung (1902)

Niemand hat ihn mit Augen gesehen — dennoch wissen wir, er ist da; keines Menschen Ohr hat seinen Schritt gehört — dennoch wissen wir, daß er umgeht unter den Lebendigen, zwischen ihren Häusern und in die Häuser hinein, durch die plaudernden Gruppen auf den Straßen hindurch, und neben dem Wanderer im einsamen Feld, er, dessen Namen der Lebendige nicht gern ausspricht, den die Kranken Freund, die Verzweifelten Erlöser, die Gesunden Räuber und Zerstörer nennen, der düstere Zwillingsbruder des Lebens, der Tod.

Unsichtbar für unsere Augen, unvernehmbar für unser Ohr, verraten uns seine Taten sein Vorhandensein; an der Öde, die plötzlich eintritt, wo vorher Stimmen waren, Geräusch des Daseins und Musik des Lebens, erkennen wir seine Spur. Wenn wir in den Wald kommen und den Baumriesen zu Boden geschmettert sehen, der gestern noch mit dem Wipfel nach den Wolken griff, so wissen wir, hier ist er hindurchgegangen; wenn wir einen, der heute noch auf der Straße des Lebens neben uns herging, lautlos zur Seite treten und grau im grauen Nebel verdämmern sehen, so blicken wir, die wir weiterwandern, ihm schweigend nach: den hat er an der Hand genommen, und er hat mit gewußt; und wenn wir an die Stätte kommen, wo einstmals einer gewohnt hat, den wir kannten, der uns lieb und wert war, und die Stätte ist leer, aus dem Hause tönt uns kein Willkommen, aus den Fenstern blickt kein Gesicht, winkt keine Hand, sondern die Vorhänge sind niedergelassen, oder vielleicht gar mit hölzernen Läden sind die Fenster zugedeckt, und verstellt, so daß es aussieht, als hätte das Haus keinen Mund und keine Augen mehr, als wäre es stumm und taub und blind, dann wissen wir, daß er hier hineingetreten ist, der Unsichtbare, der Schreckliche, daß er das Feuer auf dem Herde gelöscht, die

Schlüssel an sich genommen hat, und daß die Hand, die uns einstmals geöffnet, nie mehr die Tür erschließen wird.

Wer, der so alt geworden ist wie ich, hätte nicht manchmal Taten von ihm zu verzeichnen, seinen Spuren nachzugehen gehabt? In der Heimat habe ich die Wirkungen seines Tuns beobachtet und in der Fremde, in dem Lande, wo die Menschen mit den schämigen Herzen, die Deutschen wohnen, die ihr Fühlen und Leiden im stillen Kämmerlein verstecken, und draußen, zum Beispiel in Sizilien, wo die Menschen das Bedürfnis haben, ihr Gefühl wie ein Kleid zu tragen und der Welt durch Zeichen zu verstehen geben: „Ich leide — leidet mit mir!“ So in Girgenti, wo ich an der Tür eines mitten in der alten Tempelreihe gelegenen Hauses einen mächtigen schwarzen Krepp angenagelt sah, der den Vorübergehenden belehrte, daß der Padrone di casa, der Hausherr, nun auch den Weg gegangen war, den Tausende von Jahren vor ihm die braunen Tempel und die Menschen gegangen waren, die einstmals in den Tempeln zu Göttern gebetet hatten. So in Taormina, wo der Trauerflor an einem buntbemalten sizilianischen Karren verkündete, daß der Bauer, dem der Karren gehörte, gestorben war, und wo sogar der Mulo, der Maulesel, der den Karren zog, mit einem langwallenden schwarzen Flor um den dahingegangenen Gebieter trauerte.

Und jetzt, in allerjüngster Zeit, in einem Lande, das weder Deutschland noch Italien ist, sondern mitten inne zwischen beiden liegt, in der Schweiz, habe ich wieder an einer Stätte gestanden, wo einer gewohnt hat, der mir lieb und wert war, der nicht mehr dort wohnt, nie mehr dahin zurückkehren wird, und das stumme, blinde Haus mit den holzverschlagenen Fenstern, dem verwilderten Garten, in dem ein einziges, letztes Geräusch des Lebens sich regte, das leise Murmeln des immer rinnenden Brunnens, hat mir eindringlicher und wehmütiger gepredigt, als seinerzeit der schwarze Krepp an der Haustür, daß die Menschen, wenn sie abgeblüht haben, nicht wiederkehren, wie die Blumen es tun.

Das Haus, von dem ich spreche, steht über dem Bodensee auf Schweizer Seite, so daß man von seiner Schwelle hinunterblickt auf den Spiegel des Sees, das gegenüberliegende Gelände und das auf dem Wasser schwimmende Lindau, im Lande Appenzell, da, wo dieses zwischen Rorschach und der Talebene des

Rheins sich wie ein großes, weitgebauschtes Kissen von grünem Sammet emporwulstet. Auf der Höhe des Wulstes liegt ein freundlicher Ort, der heißt Heiden, und wenn man durch die Gassen dieses Ortes hinausgeht, bis dahin, wo die Straße nach Rorschach hinunterbiegt, kommt man an ein einsames Haus, vor dem man stehen bleibt, weil es anders aussieht als die anderen Häuser. Denn seitdem in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das alte Heiden abgebrannt, ist ein neues entstanden, mit modernen, schweizerischen Häusern, die wohl sauber und heiter, für meine Empfindung aber ohne rechte Individualität sind, weil sie zu viel Fenster haben, einen internationalen, mehr oder weniger französelnden Charakter aufweisen, wie denn auch das Brot, das man daselbst zu essen bekommt, an das für meinen deutschen Gaumen schreckliche, schwammige französische Weißbrot erinnert. Da draußen aber, am Rorschacher Wege, das einsame Haus, wenn man davor steht, fragt man sich, wer mag das hier erbaut, das hier bewohnt haben? Aus dem Grundstock eines gewöhnlichen Schweizer Bauernhauses ist ein Gebäude herausgewachsen, einfach zwar von Holz, mit Schindeln bekleidet, wie die andern, aber dennoch so anders, ganz anders als die übrigen. Die Wände des Hauses in symmetrischer Abmessung von Fenstern durchbrochen; über den Fenstern, wie Wimpern über schönen Augen, lang und schlank ausladende Fensterdächer. Die Eingangspforte mit dickem, schwerem Rankengrün umsponnen, und von Grün umrankt auch die Söller, die sich an der Mittagsseite des Hauses in zwei Stockwerken übereinander aufbauen. Ein Haus, das in dem sammetgrünen, von Milchduft, Kuhgeruch, Gesundheitsbrodem überwölbten Lande so seltsam, beinah fremdartig dasteht, als wäre es wie ein Sternkristall aus einer höheren Luftschicht, aus dem Äther der Kunst herabgeflockt und hier zur Erde gekommen. Eine Künstlerseele — das fühlt man — muß diese Stätte zum Wohnort erkoren, eine Künstlerhand dieses Haus ersonnen und ausgebaut haben. Und ein solcher Mensch ist es denn auch gewesen, der hier gehaust hat, ein Schmetterling aus dem Lande, wo die geheimnisvollen Blumen der Kunst blühen, der, nachdem er lange unschlüssig wählend über der Erde umhergeflattert war, an diesem Erdenfleck sich niedergelassen und angesogen hat, um hier zu bleiben bis zu seinem letzten Tage, Heinrich von Herzogenberg.

Indem ich den Namen niederschreibe, ist mir, als erschiene

mir ein Gesicht; tiefe, große, leidvolle Augen, von länglich gezogenen, hageren Zügen umrahmt, ein Gesicht, das sich zu mir wendet, als hätte mein stummer Gedanke es gerufen und geweckt, mit so langsamer, mühevoller Wendung, wie Menschen es tun, die den Kopf nicht mehr frei auf dem Halse bewegen können, sondern, wenn sie sich zu uns wenden wollen, den ganzen Oberleib herumzudrehen gezwungen sind. Das ist seine Erscheinung, wie ich ihn zuletzt gesehen, das Bild seines Zustandes, in den ihn die furchtbare nervenzerschneidende Operation versetzt hatte, die vom Arzte an ihm vorgenommen worden war; und indem dieses Gesicht, dieses Bild langsam vor mir aufdämmert, ist mir, als stände ein Wort darunter geschrieben, eine Bezeichnung, ein Titel, und indem ich es entziffere, lese ich das Wort „Tragödie".

Denn was bedeutet Tragödie anders, als Kampf von etwas Edlem gegen übermächtige Gewalten? Als ein Unterliegen, in dem wir, die Zuschauer, uns mit unterliegen fühlen, gehoben und gestärkt durch das Bewußtsein, daß der Held der Tragödie es ist, der uns den Untergang abnimmt, indem er für uns das große Leid erträgt?

Wer dem Leben Heinrich von Herzogenbergs zugesehen, hat eine Tragödie mit angeschaut, die so viel Akte hatte, wie dieses Leben Jahre, einen Kampf, der äußerlich in dem verbogenen, verkrümmten, gelähmten Körper zutage trat, nach innen aber lautlos in einer lautlos stolzen, verlangenden und nie erlangenden, gequälten Seele rang.

Der Gegner, der ihm gegenüberstand und schließlich stärker war als er, wie er schließlich stärker ist als alles, was von Mutterleibe kommt, war der, von dem ich gesprochen habe, der Unsichtbare, Schreckliche, den andere Kranke Freund und Erlöser nennen, den dieser Kranke aber Feind und Verderber nannte, weil er die Seele ihm lähmen wollte, die feurig, schlank und jung in dem kalten, verkrümmten, vermorschten Leibe blühte, den er von sich hielt und von sich fort stieß mit aller Kraft des Willens, bis er das vollbracht haben würde, was zu vollbringen er sich sehnte, eine große künstlerische Tat, ein bleibendes Werk der Musik. Ob er dahingegangen ist mit Hinterlassung eines solchen, ihn und die Zeiten überlebenden Werkes? Ich bin kein Musiker, weiß es nicht, kann es nicht beurteilen. Aber wenn ich an seine Persönlichkeit zurückdenke, den Ausdruck seines Ge-

sichts, an Worte, die ich hier und da von ihm gehört, die gelegentlich wie Späne aus einem Hammerwerke aus ihm herausflogen und den eisernen Kampf verrieten, der da drinnen hämmerte und stampfte, dann will eine Ahnung mir sagen, daß er nicht mit der gelassenen Ruhe dessen, der ein Lebenswerk hinter sich verbracht weiß, sondern daß er mit einem: „Ich bin noch nicht fertig; noch nicht!“ in die Arme gesunken ist, die sich um ihn schlossen, um ihn dahin zu tragen, wo „Musik ist in den ewigen Sphären“.

Ein hartnäckig unerbittlicher Gegner war es, der ihm gegenüberstand. Und daß er die Hand auf ihn legte, ihn Jahre vor dem Sterben mit dem Stempel zeichnete, der ihn als seine Beute bezeichnete, daß er ihn als halbtoten Mann in das Haus am Bodensee, in das Land des strotzenden, grünen Lebens einziehen ließ, war noch nicht das Schlimmste, was er an ihm tat. Etwas Böseres verbrach er an ihm, etwas Grausameres, indem er ihn einsam machte, ein Wesen von seiner Seite riß, eine Frau, diesem Manne die Frau[1]) nahm, die neben ihm hergegangen war, als seine Helferin in körperlichen Nöten, seine Teilnehmerin an Gedanken und Entwürfen, seine Begleiterin auf dem Klavier, seine zweite musikalische Seele, ein Geschöpf von solcher Holdseligkeit der äußeren Erscheinung, solcher Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit an Seele und Gemüt, daß ihr körperliches und geistiges Bild unvergessen und unvergeßlich in der Erinnerung aller fortlebt, die sie jemals gesehen, ihrem reizenden hannöverisch-deutschen Sprechen jemals gelauscht haben.

Solch ein völlig ineinander verschlungenes Zusammenleben von Mann und Frau, das sich mit Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Bedürfnissen wie ein edles Blütengewinde um den Lebensbaum rankte, der gemeinsam zwischen beiden stand, wer es mit angesehen hat, wie muß der den Kopf schütteln zu dem heutigen, neurasthenischen Geschwätz, das in der Ehe nichts weiter sehen will als eine Verkrüppelungsanstalt für die Frau; das der Frau verbieten will, im Gatten aufzugehen, weil die Frau sich nicht ausbeuten lassen dürfe vom Manne, ihm gegenüber vielmehr ihre Individualität zu behaupten habe, als Gleiche gegenüber dem Gleichen. Ganz aufgegangen in aufopfernder Be-

---

[1]) Elisabeth von Herzogenberg, geb. von Stockmar, starb in den letzten Tagen des Jahres 1891.

tätigung für den geliebten Mann ist die Frau, von der ich spreche, die schöne, edle, ganz weibliche Frau, und nicht ein Atom von ihrer Persönlichkeit, nicht einen Funken ihres Geistes hat sie dabei eingebüßt. Eines freilich war vorhanden und muß vorhanden sein, wenn Ehe zur Ehe, zur ergänzenden Gemeinschaft der Geschlechter werden soll: ein Lebensbaum muß zwischen beiden stehen, der mit dem Wipfel über den Alltag hinaus in eine höhere Atmosphäre hinaufweiset, den Mann und Frau gemeinsam begießen, hegen und pflegen, und an dem sie gemeinsam emporwachsen können.

Und an diesen Baum trat nun der Feind, der unerbittliche, heran, mit der eisernen Faust griff er in das Blütengewinde, und indem er die eine Ranke herabriß, verwundete er die andere bis ins Herz.

Wer diese beiden Menschen nebeneinander gesehen und gekannt hat, die Verkörperung des blühenden Lebens neben dem leibhaftigen Abbilde des leidenden Siechtums, der muß es, neben der Härte, wie einen grausamen Hohn des Schicksals empfinden, daß diese Frau ihrem Manne vorangehen mußte in den Tod. Unvergeßlich ist mir das Wort, das ich einstmals von ihrem Munde hörte: „Beinahe schäme ich mich manchmal meiner Gesundheit, wenn ich das Leiden an meiner Seite, meinen armen Manne ansehe.“ Und plötzlich sollte sie keinen Anlaß mehr haben, sich zu schämen; ein Herzschlag traf das liebreiche Herz, und die anmutige Frau war dahin.

Warum ich ihrer so lebhaft gedenken mußte, als ich vor dem toten Hause stand? Weil die hoffenden Gedanken der beiden Menschen sich an dieses Haus geklammert hatten, als an ein letztes, für beide zu erreichendes Asyl; weil mir, als ich davor stand, die Verse Heinrich von Kleists ins Gedächtnis kamen, die herrlichen, mit denen er seine Penthesilea schließt:

> Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
> Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Denn nur einem von ihnen sollte zuteil werden, was sie für sich beide ersonnen und erhofft hatten, und dieser eine war der Kranke, an dem der Sturm vorüberging, während er die gesunde Eiche darniederwarf. Fernher aus Berlin, wo sie wohnten und lebten, waren sie an die lachenden Ufer des Bodensees

hinuntergezogen, im Schweizerhof zu Heiden hatten sie Quartier genommen, und von dort, an einem Sommer-Sonnenmorgen, waren sie, Hand in Hand, hinausgegangen dahin, wo der Rorschacher Weg hinunterbiegt, und hatten gemeinsam den Kern gepflanzt, aus dem ihre Hoffnung erblühen sollte, den Grundstein zu ihrem Hause gelegt. Einmal noch hatten ihre Herzen in einer gemeinschaftlichen Sehnsucht geschlagen, einmal noch hatte die Zukunft ihnen beiden verheißend in die Augen gelacht — dann als der Kern in Blüte gegangen, das Haus errichtet war, zog ein einsamer, gebeugter Mann hinein, und alles, was er von der anderen mit sich nahm in die neue Behausung, war die Erinnerung und ein von Hildebrand geschaffenes, schönes Reliefbild, in dem sie, in Farben, als heilige Cäcilie an der Orgel, im blauen Gewande, mit blond herabflutendem Haare dargestellt war.

Dort hat er dann noch jahrelang — gesessen — in des Wortes buchstäblicher Bedeutung; denn die Krankheit schritt fort und lähmte ihn schließlich derartig, daß er kein Glied mehr rühren konnte — von treuen, freundlichen Frauenhänden besorgt, aber nicht von jenen, die einstmals auf dem Klavier neben ihm hergeflogen waren und ihm seine Kompositionen, noch feucht von der Niederschrift, vorgespielt hatten. Dorthin ist dann auch er seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts nicht mehr zurückgekehrt. Im Herbst 1900, in Wiesbaden, fern von Berlin und dem Bodensee, von den Orten, wo er gewirkt und wo er genossen hatte, hat die ringende Seele ausgerungen, und Heinrich, sowie Elisabeth von Herzogenberg, beide sind sie dahin.

Ja — dahin. Kinder von ihnen sind nicht vorhanden, die das Seelenfeuer der Eltern, wenn auch vielleicht in kleinere Flammen zerteilt, weitertragen könnten. Erben sind da — aber sie haben die hölzernen Fensterläden geschlossen, die Söller mit dem Blick ins herrliche Land mit Brettern vernagelt; der Garten verwildert und das aus feinstem, individuellstem Schönheits- und Lebensgefühl hervorgegangene Haus wartet des Käufers Irgendwer, der vom Lande Irgendwo herkommen soll, um es zu kaufen.

Einem Gastwirte im Orte Heiden sind die Schlüssel anvertraut. Von diesem habe ich sie mir geben lassen, und in Begleitung meiner Frau bin ich hineingegangen in das stumme, blinde, das gespenstische Haus. Es war eine Wanderung,

schaurig und ergreifend, merkwürdig, wie ich keine je im Leben gemacht habe.

Aus hell-lichtem Tage eintretend, umfing uns rabenschwarze Nacht, so daß wir im Hausflur ein Streichholz anzünden und bei dessen Schein ein Petroleumlämpchen suchen mußten, das auf dem Lampentische im Flur stand. Mit dieser dürftigen Leuchte versehen, wie Wanderer, die sich Katakomben entlang tasten, gingen wir alsdann von Zimmer zu Zimmer, durch beide Stockwerke des Hauses. Und nun, als wenn man in der Katakombe plötzlich und unvermutet in die Züge eines Gesichts blickte, das uns lautlos aus dem Dunkel ansieht, beim Schein des Lämpchens in unserer Hand aufblickend und wie aus dem Schlafe aufwachend, die vollständig erhaltene Ausstattung eines wohnlichst eingerichteten Hauses, Betten, Tische, Schränke und Stühle, alles modernste Rüstzeug für moderne Bedürfnisse, elektrische Klingelleitung, Badestube und Badeapparat, alles so vorhanden, so zum Gebrauche fertig und einladend, daß man das Gefühl bekam, als träte man unter eine Schar von treuen Haustieren, die des heimkehrenden Gebieters warteten, daß man unwillkürlich behutsam auftrat und leise sprach, weil man sich als Fremder, beinahe als Eindringling empfand der kein Recht hatte, das Geräusch des Lebens hervorzubringen, das nur der Hausherr hätte erwecken dürfen. Türen und Wände, Fußböden und Decken, der ganz umgebende Rahmen für die Möbel, die der Rahmen umschloß, von blassem, hellem, poliertem Tannenholz, dabei alles so zueinander passend, in Farbe, Gestalt und Charakter miteinander übereinstimmend, daß man wie vor einem einheitlich geschlossenen, aus der Harmonie selbst geborenen Gedanken bewundern vor dem Ganzen stand. Im Speisezimmer, um den großen, gastlichen Tisch noch die Stühle gestellt, an der Wand des Speisezimmers eine Kredenz mit großgeblümtem, freundlich lachendem Porzellan. Im Salon darüber, die Wände ringsherum noch mit Bildern geschmückt; lauter Nachbildungen nach großen, alten Italienern. Im Zimmer daneben, auf einem Bücherbrett noch die Bücher, darunter ein ganzer Stoß von Heften der „Deutschen Rundschau“, abschließend mit dem Septemberhefte von 1899, dem letzten Monat, den er in seinem Bodensee-Hause verbracht hat. Überall Spuren und Zeichen eines trotz Leiden und Lähmung rastlosen, geistigen Arbeitens, eines ununterbrochenen Verkehrs mit dem Geistesleben der großen

Welt; überall die Merkmale einer Natur, die mit allen Fäden und Fasern am Geistigen hing, mit allen Poren Schönheit in sich sog, deren Lebensatem Kunst und immer nur edelste Kunst war.

Schweigend, indem wir dieses alles sahen, dies alles durchmusterten, diese reiche, tiefe, von der öden Stille des Grabes bedeckte Lebensfülle, blickten wir uns in die Augen, meine Frau und ich: „Welche Seele! Welch ein Mensch!" Und es war uns, als umhauchte uns der hinterlassene Duft einer Blume, die einmal geblüht hatte und deren Stätte auf Erden nicht mehr ist.

Tränen kamen uns in die Augen; wir erinnerten uns, wie manchmal dieser Mann, als er noch lebte, uns aufgefordert hatte, ihn in Heiden zu besuchen, und wir glaubten eine vorwurfsvoll flüsternde Stimme zu vernehmen: „Warum kommt ihr jetzt, da es zu spät ist?"

Vorsichtig, wie wir hinaufgestiegen waren, gingen wir die Treppe von Tannenholz wieder hinab, löschten unsere Lampe und schlossen die Tür. Knirschend drehte sich der Schlüssel im Schloß hinter uns; dadrinnen war jetzt wieder lichtloses Dunkel, das Haus wurde wieder zum Grab, und was in dem Hause war, sank zurück in regungslosen Todesschlaf. Im Garten, von dem der Blick hinaus und hinunter geht in das smaragdgrüne Land, auf den leuchtenden Spiegel des Sees, blieben wir stehen. Ein Regensturm war herniedergegangen, während wir in der Dunkelheit umhertappten; Wolken trieben, und über dem Bodensee, wie ein grollendes Geheimnis, lag düstere Nacht.

Geheimnis — und was uns dadrinnen wie ein Schattenbild erschienen war, wie das Aufleuchten eines unbekannten Landes, das ein Blitz erhellt, das Seelenleben des merkwürdigen Mannes, hatte er es nicht auch wie ein Geheimnis mit sich genommen, ein unausgesprochenes, über das seine Freunde nachdenken und sinnen, ohne doch zu einem festen Ergebnis zu gelangen? Denn wer hat hineingeblickt in die Vorgänge, die sich in dieser Seele, dieser ehrgeizigen, abgespielt haben mögen, wenn sie sich zürnend, anklagend, verzweifelnd gegen das Schicksal, den Kerkermeister erhob, der sie eingesperrt und gekettet hatte, daß sie nicht hinaus konnte zum höchsten Flug? Wer sagt uns, wie es in einem Menschen aussehen mag, dessen Geist durch alle Weiten, Höhen und Tiefen des Weltalls stürmt, während sein Körper so in den

Stuhl gebannt sitzt, daß ihm sogar die Nahrung von fremden Händen zum Munde geführt werden muß? Aufzeichnungen hat er nicht hinterlassen, soviel ich weiß, und das begreift sich; denn er war ein Künstler, und echte Künstler schreiben keine Tagebücher — in ihren Werken malen sie das Bild ihrer Seele. Und da eben liegt es — die ganz großen Meister, die ganz gewaltigen Errichter künstlerischer Lebenswerke hinterlassen kein Geheimnis. Ihr Wirken und Schaffen liegt wie ein ausgebreitetes Land vor unseren Augen, in dem wohl Höhen und Tiefen, vielleicht auch Abgründe sind, über dem aber der Geist wie eine große Sonne leuchtet, durch welches die gestaltende Kraft eine breite, mächtige, vorwärtsstürmende Linie zieht, einen Weg, auf dem sich der Beschauer immer wieder zurechtfindet. Das Leben solcher Großen studiert man — man grübelt darüber nicht nach. Anders dagegen bei denen, bei denen Schaffenslust nicht immer gleichbedeutend mit Schaffenskraft, und Schaffenskraft noch nicht immer gleichbedeutend mit gestaltender Kraft ist. Über dem Landschaftsbild, das ihr Wirken und Leben darstellt, liegen Schatten und Dunkelheiten, in denen sich der Beschauer grübelnd verliert, und statt des mächtigen, gradausführenden Wegstranges, der bei jenen hindurchführt, laufen die Wege in ihrem Lande oftmals die Kreuz und Quer. Das sind die Menschen, die ein Geheimnis hinterlassen, ein ernstes, ein schweres. Denn wer sich jemals mit Kunst und Künstlertum beschäftigt hat, weiß, daß es kaum ein rätselvolleres Geheimnis gibt, als das Mißverhältnis zwischen künstlerischem Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen. Weil es eine alltägliche Erscheinung ist, gehen wir daran wie an etwas Alltäglichem vorüber, beinahe mit spöttisch verächtlichem Lächeln; und doch sollten wir nicht lächeln; denn dieses Mißverhältnis bedeutet einen Riß in Menschenseelen, und in der Tiefe, zu welcher der Riß hinabführt, wühlen Schmerzen, die schlimmer weh tun als leiblicher Hunger und Durst.

Solche Gedanken lagen über mir, als ich den Weg, der nach Rorschach hinunterführt, wieder hinaufstieg, zu dem freundlichen, mit sich und dem Dasein zufriedenen Heiden.

Noch einmal, als wenn sie sich nicht losreißen könnten, kehrten meine Gedanken zu dem Hause zurück, dem Hause „zum Abendrot“, wie der Erbauer es bezeichnenderweise getauft hatte, und da fiel mir ein, daß ich dort etwas gelesen hatte, einen

Spruch, der am Kopfende einer hölzernen Bettstatt eingegraben gewesen war:

Schlafe in Ruh, schlafe in Ruh,
Tag ist vorüber mit seinem Schall;
Gottes Liebe deckt dich zu
Allüberall.

Ob er das für sich selbst geschrieben hatte? Oder für die, welche mit ihm hatte wohnen sollen im „Abendrot“? Ob das Bett sein Bett war? Ob er darin geruht und geschlafen, manchmal vielleicht auch schlaflos gelegen hat? Ich weiß es nicht; aber mir war, als hätte ich einen Grabspruch gelesen.

Auf den Trümmern von Akragas

Eine Mär (1903)

„Die Königsmumie, braun und müde“ — in einem Freiligrathschen Gedichte habe ich das gelesen, bald fünfzig Jahre sind es her, einem farbenglühenden, das ich mit glühender Knabenseele verschlang. Von einem Löwen ist in dem Gedichte erzählt, der am „Nilstrom in der Wüstenei“ steht und brüllt — „sein Brüllen tönt so hohl und wild“ — es erschüttert Luft und Länder ringsum, und „die Königsmumie, braun und müde, erweckt's im Schoß die Pyramide“.

Unablässig ging meine Phantasie dem Bild nach, in die Pyramide kroch sie hinein und beobachtete, wie das da drinnen aufwachte, das tote, braune Ding, wie es die Augenlider von den verglasten Augen schob, den Oberleib aufrichtete, langsam alles, langsam, und wie es lauschte: „Wer ruft da? Wer weckt mich?“ Wie dann allmählich, indem die Stimme des Weckers draußen verhallte, der Berg sich wieder niedersenkte, der lastende, den man Todesschlaf nennt, wie die Augenlider herabfielen, die Glieder wieder zurücksanken, und die Mumie wieder zur Mumie, der Tote zum Leichnam wurde, um weiter zu schlafen in die Jahrtausende hinaus, wie er Jahrtausende bereits verschlafen hatte. Denn daß etwas, das dem Tode verfallen ist, nicht mehr hinaus kann aus dem eisernen Bann, das sagte mir mein Knabenverstand wohl; aber daß es für Augenblicke wieder aufwachen, noch einmal zurückdenken könne an das gelebte Leben — o ja — das konnte ich mir vorstellen, das schien mir nicht un-

denkbar. Woher mir der Glauben kam? Kaum, daß ich es zu sagen wüßte. Vielleicht, daß es eine Vorahnung war, daß ich später, viel später einmal im Leben erfahren sollte, daß so etwas wirklich geschehen, Totes, das einmal ganz lebendig gewesen, für Augenblicke wiedererwachen, Gedanken, die es vor Zeiten gedacht, noch einmal denken, aus der eisigen Erstarrung noch einmal aufblühen kann zum warmen, duftenden Leben.

Der Tag, an dem mir diese Kunde ward, kam beinahe fünfzig Jahre nach dem Tage, an dem ich das Gedicht gelesen hatte, das Land, wo sie mir wurde, war das geheimnisvolle, wo die Weltgeschichte uns jung erscheint, weil auf das alte Haupt der Geschichte die uralte Sage herabblickt wie eine schneehäuptige Urahne, die auf das graue Haar einer Mutter herabschaut, das Land der Wunder, die Insel Sizilien.

Denn in Sizilien ist eine Stätte, da liegt eine Mumie, eine uralte, eine braune, halb über der Erde, halb darunter; nicht die Mumie eines einzelnen, sondern einer Million von Menschen, einer Stadt; aber eine Königsmumie auch, denn königlich war einstmals diese Stadt. Akragas hat sie sich genannt, als die Griechen sie bewohnten, Agrigentum hieß sie alsdann bei den Römern, und jetzt, im Munde der Italiener, heißt sie Girgenti, schon durch die Wandlung des Namens bekundend, wie der Granit der Antike sich im Laufe der Jahrhunderte stufenweise herabgewandelt hat, bis daß er zum modernen, aufgeklebten Stuck wurde. Wie all die großen Stätten Siziliens, so ist auch diese noch vor der Geschichte zu einer Zeit geboren worden, „als Sage noch der Wirklichkeit gebot“. Damals — wann war es — kam an dieser Küste, die das afrikanische Meer bespült, ein Mann an, ein geheimnisvoller, der anders war als alle Menschen, und Wege ging, die kein Mensch außer ihm zu gehen vermochte. Denn von Kreta kam er, also weit übers Meer, aber nicht wie andere, im rudernden Nachen oder bewimpelten Schiff — auf Flügeln kam er, durch die Luft. Dieser Mensch konnte fliegen. Dädalus war es, der Wundermann, dessen Kopf unerhörte Geheimnisse barg, der Dinge zu verfertigen wußte, bei deren Anblick die Menschen erstarrten, der auf Kreta dem Könige Minos das Labyrinth gebaut hatte, in dessen Tiefen der furchtbare Minotaurus wohnte, und der sich jetzt Flügel gemacht hatte, weil er hinweg wollte von Kreta und König Minos, und weil er fliegen mußte, wenn er den

Schiffen des Königs entfliehen wollte. Flügel für sich und für Ikarus, seinen Sohn, die aber nur ihn zur Freiheit tragen sollten, weil Ikarus, der Knabe, sich an der Sonne die Flügel versengte und ertrinken mußte, elend im Meere. Der andere aber, der Vater, kam an und stieg zur Erde herab, und dort, wo er niederstieg, an Siziliens Küste, herrschte damals ein Mann, ähnlich wie auf Kreta Minos, ein Tyrann, wie man später, zur Zeit der Republiken, solche Männer nannte, ein König, wie sie damals hießen, damals, als die Verse des großen Homeros von Jonien her über das Mittelländische Meer rollten und seine Worte noch galten:

> Nimmer taugt's, wenn die Menge regiert, ein einz'ger sei Herrscher,
> König sei, wem die Gaben dazu der Kronide verliehen.

Und bei diesem Könige suchte Dädalus Schutz, denn er wußte, daß Minos ihn suchen und verfolgen würde, weil er ihn wiederhaben wollte, seinen Künstler, seinen Zauberer, sein Genie, weil er ihn keinem anderen gönnte. Und so entstand an der Stätte, wo später Akragas, die Stadt, stehen sollte, das erste Bauwerk, denn seinem neuen Schutzherrn errichtete Dädalus eine Burg. Die war so kunstvoll und geheimnisvoll eingerichtet, daß nur der, welcher sie erbaut hatte, und nur der, für den sie bestimmt war, den Aufgang zu finden vermochte. Die Gelehrten von heute sagen, die Burg sei verschwunden, daß man ihre Spur nicht mehr finde; aber das ist nicht richtig: sondern wenn man von der Küste ins Land hineingeht, erblickt man auf einer schier unzugänglichen Höhle, wo der Schrecken der Einsamkeit herrscht und Adler ihr Nest bauen, einen Wall, der freilich von unten wie ein Felsenwall aussieht, den aber in Wirklichkeit nicht die Natur, sondern Geist und Hand eines Menschen, eines gigantischen, getürmt hat; das sind die Reste von Dädalus' Burg.

Menschenwerk und Natur, Mauer und Felsenboden gehen so ineinander, daß man sie nicht mehr unterscheidet, und da, wo der Fels an den Mauerwall stößt, ist ein keilförmiger Spalt, der den Felsen von oben bis unten durchreißt, der ist auch damals entstanden, und seine Entstehung war diese: als die Burg beinahe vollendet war, da endlich, nach langem Fragen, Forschen und Suchen hatte König Minos erfahren, wohin er

sich gewandt hatte, der treulose, der unentbehrliche Dädalus. Darum nun, mit klatschenden Rudern und rauschenden Segeln kam er hinter ihm drein übers Meer und landete in Sizilien, und weil es schon damals einen Schlüssel gab, der alle Geheimnisse erschloß, den goldenen, so erkundschaftete er den Weg, auf dem er hinaufgelangte zur Burg. Und auf der Mauer der Burg stand Dädalus, den Keil in der Hand, mit dem er soeben die letzten Steine behauen und zusammengefügt hatte, und da sah er König Minos den Berg herauf und über die Felsen herankommen. Da, als er schon den Triumph im Gesicht des Verfolgers und keinen Ausweg mehr erblickte, ihm zu entkommen, erhob er den Keil, den er in den Händen trug, den mächtigen, den nur er zu regieren wußte und niemand sonst, und — Krach — schleuderte er den Keil in den Felsen, daß ein Spalt entstand, gerade vor Minos' Füßen, den Felsen durchreißend von oben bis unten, daß kein Mensch und kein wandelndes Tier, daß nur der fliegende Vogel darüber hinweg zu kommen vermochte. Und als König Minos das sah, da erkannte er, daß es freilich Dädalus war, was ihm da, am Rande des gähnenden Spaltes, gegenüberstand, zugleich aber auch, daß dieser Dädalus nicht sein Dädalus mehr war, und er wandte sich den Weg zurück und sah ihn niemals wieder.

Darauf, als das alles geschehen war, viele, viele Jahre später — wer sagt, wie viele — schlug die Weltgeschichte ihr leuchtendes Auge auf. Und aus dem Schoße der Weltgeschichte wurde ein Geschlecht geboren, schön, wie der eben aufgehende junge Menschheitstag, das war das Volk der Hellenen. In dessen Augen lag die Vergangenheit wie eine von Sternen durchleuchtete Nacht und die Zukunft wie ein von der Sonne des Gedankens verklärtes Land, in dessen Adern rollte das lebenschaffende Blut der Erde, und als sie die Erde beschritten, ging in ihrer Mitte mit verhüllten Gliedern und verschleiertem Gesicht eine Gestalt, die bis dahin noch nie auf Erden gesehen worden war, deren Antlitz zu entschleiern, deren Glieder zu enthüllen das Werk ihres ganzen Erdenlebens ward, das war die Schönheit.

Da geschah es an einem Tage, als die Sonne in dem „unendlichen Lachen" des Jonischen Meeres sich badete, daß über den Fluten dieses Meeres, vom Morgen herkommend, eine Schar von dreieckigen Segeln auftauchte, die allesamt den gleichen Gang steuerten, auf die dreieckige Insel, Trinakria-Sizilien zu.

Das waren Männer des hellenischen Volkes, die eine neue Wohnstätte suchten an den Ufern des Meeres, das um ihre Kindheitswiege gerauscht und ihnen Verheißungen von fernen, noch schöneren Ländern zugeflüstert hatte. Fröhlicher Lärm war auf den Schiffen, Schwatzen und Lachen, Flötenspiel und Geschrei, denn die Hellenen waren kein leise tretendes und leise redendes Volk. Als aber die Schiffe dem Ufer sich näherten, geschah etwas Merkwürdiges: das Geschrei verstummte, und statt des Lärms entstand lautlose Stille. Denn als die Männer diese Landschaft erblickten, die die Natur vor ihren Augen aufgebaut hatte wie den Hintergrund eines gewaltigen Theaters, auf dem sich Dramen abspielen sollten von nie dagewesener Pracht und Herrlichkeit, Lieblichkeit und Furchtbarkeit, da fühlten sie, daß die Stunde gekommen war, in welcher der Mensch verstummt, die Schicksalsstunde, darum versagte ihnen der Atem und sie wurden stumm. Und daher, daß plötzliche Stille ward, mag der Name gekommen sein, den die Stadt später trug; denn weil in der Sprache der Hellenen das Geschrei Kraugé (κραυγή) hieß, und plötzlich kein Geschrei mehr war, so sagten sie, hier ist A-Kraugé, daß heißt, „ohne Geschrei“, und daher kam später der Name „Akragas“.

Wie ein Diadem, das die Stirn eines Götterhauptes umwindet, so lief ein Felsenkranz um den obersten Rand der Hügel; wie braunes Haargelock quoll unter dem Felsendiadem die braune Erde hervor, zum Strande herab, und vom Rande der Hügel bis hinunter ans Meer in breiter, sanfter, allmählich absteigender Senkung lag vor den Ankömmlingen das neue Land wie eine mächtige, weiche, von der Sonne dunkel geküßte Frauenbrust, die ihnen entgegenschwoll: „Kommt her zu mir, denn hier ist Fruchtbarkeit und Reichtum und Fülle des Lebens für Millionen und für Jahrtausende.

Darum, nachdem das schweigende Staunen noch eine Zeitlang gedauert hatte, durchbrach jählings ein donnernder Schrei die Stille, nicht ein durcheinander wogendes Geschrei, sondern ein Ruf, der aus all den vielen tausend Kehlen wie der Schrei eines einzigen Mannes hervorbrach, als hätten all die vielen Tausend nur einen und denselben Gedanken gedacht, ein und dasselbe Gefühl gefühlt: „Hier wollen wir bleiben und unsere Stadt erbauen!“

Von den Schiffsborden sprang es herab: Männer, Frauen

und Kinder, das ganze Volk; an den Tauen wurden die Schiffe ans Ufer gezogen und auf dem Strande verpflöckt; dann, wie ein Schwarm von Zugvögeln, die das Ende der Wanderfahrt, die Heimat begrüßen, zogen sie jauchzend die breite Ebene dahin, bis hinauf, wo das Felsendiadem die Hügel droben krönte, und dort oben, wo ein breiter, mächtiger Felsen, wie eine Perle, die das Diadem schließt, aus dem Felsenkranze hervorsprang, beschlossen sie, den ersten Stein einzusenken, das erste Gebäude zu erbauen, das sollte ein Tempel sein, und geweiht sollte der Tempel sein der Göttin, die allen Hellenen vor allen Göttern und Göttinnen heilig und teuer war, der Tochter des Zeus, der Athene.

So taten sie, und sie taten recht; denn Athene, die eine eifernde Göttin war, furchtbar allen, die an ihr vorübergingen, hilfreich aber denen, die sie ehrten und verehrten, nahm huldvoll den Tempel an, den sie ihr brachten, und verlieh dem neuen Volke ihren Schutz.

Zu den Füßen der Göttin, erst nur in bescheidener Linie, unter dem Felsenkranze und diesen entlang, dann Straße nach Straße weiter hinabsteigend in die braune Ebene, immer tiefer zum Meere hinab, erst nur in bescheidenen und engen Häusern, dann in schöneren und immer weiter ausgreifenden, in Olivengärten gebetteten Gebäuden erstanden die Behausungen der Menschen, wuchs Akragas die Stadt. Aber weil diese Menschen fromm waren, und nicht vor Athene allein, sondern vor allen Göttern ehrfürchtige Scheu hegten, beschlossen sie, auch den anderen Göttern Häuser zu errichten, damit sie unter ihnen wohnten. Dazu als geeignetsten Platz ersahen sie sich die Stelle, wo die braune Ebene einige tausend Schritte über dem flachen Strand des Meeres in senkrechtem Felssturz zu diesem herabsteigt. Dies, sagten sie, soll die südliche Mauer unserer Stadt werden, und auf dieser Mauer, auf der Kante des Felssturzes, erbauten sie alsdann aus dem wachsbraunen Gestein, das ihnen die Berge schenkten, Tempel an Tempel, eine ganze Reihe, eine Götterstadt neben der Menschenstadt, so daß es nicht anders aussah als wäre der ganze Olymp zu Gaste gekommen in Akragas, so schön, so groß und gewaltig, wie es auf Erden nie vorher etwas Herrlicheres gegeben hatte und nie später nachher, und so, daß noch heute dem Wanderer, der zu den Trümmern der Tempel hinaufblickt, die Knie sich beugen in Ehrfurcht und die Hände sich un-

willkürlich erheben, als müßte er beten: „O ihr Götter, ihr Götter Griechenlands!"

Da stand zur äußersten Linken, an der Ecke, wo die Felsenmauer herumbiegt, der Tempel der Hera von Lakinion, den später die Römer den der Juno Lucina nannten. Dem folgte in der prangenden Reihe nach rechts der Tempel der Aphrodite, den später die Römer, wie sie all die schönen griechischen Namen veränderten und verdarben, Tempel der Concordia nannten. An diesen schloß sich das heilige Haus, das dem Herakles zur Wohnung diente, und rechts endlich von diesem, jenseits des Tores, durch welches damals wallende Scharen zum heiligen Meere hinunter und vom Meere zur Stadt zurückzogen, und durch welches später die gräßlichen Punier unter Himilko und die mordenden Römer unter dem mörderischen Marcellus eindringen sollten, stand der Tempel aller Tempel, das Haus des olympischen Zeus.

So, zwischen dem Felsenstirnband dort oben und dem Felsengürtel hier unten, zwischen dem windumrauschten Hause der Athene auf der Höhe und den vom heißen Atem des afrikanischen Meeres umhauchten Tempeln der anderen Götter in der Tiefe entfaltete sich also die tausendblätterige Wunderblume, die Akragas hieß. Wenn der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, und dessen schneeiges Haar über die Wände des Berges herabhängt, wenn er aus seiner nächtigen Behausung stieg — denn alle tausend Jahre einmal kommt er hervor und wandelt durch seine Insel, um zu sehen, wie es dem geliebten Kinde geht — wenn er, unsichtbar für menschliche Augen und unvernehmbar für menschliche Ohren, aus dem Ätna emporstieg und den prüfenden Rundgang machte durch sein Gebiet, dann blieb er lauschend und lächelnd stehen: an der Stätte dort drunten, wo früher kein Laut gewesen war als das jahrtausendealte, gleichförmige Anrauschen des Meeres, klang jetzt vieltausendfacher Lärm, menschliche Rede in Gespräch und Gesang, Rossegestampf und Rossegewieher, wunderbar abgerichteter Vögel zwitscherndes Lied und, süßer berauschend als all die berauschenden Töne, Saitengetön und der Flöte wie Mohnsaft träufelnder Klang.

Das war die jauchzende Stimme der fröhlichen Stadt, der reichen, der schönen und üppigen, herrlichen Stadt, die Stimme von Akragas, dem rosseberühmten, dem waffenbewehrten, denn

nicht der zarte Klang der Leier und Flöte nur, auch der Stahlklang von Panzer, Schwert und Schild ertönte in seinen Mauern. Denn damals war die Zeit, wo alles, was Nachtmenschen auf Erden hieß, aufstand, den jungen Menschheitsmorgen zu ersticken, wo alles, was den Stempel des Barbaren trug, zum Kampfe sich erhob wider Hellas und die Hellenen. Von Osten, wider Attika und den Peloponnes, brachen die Asiaten los, geführt von den moschusduftenden Persern, und von Afrika setzten die Afrikaner übers Meer nach Sizilien hinüber, die gräßlichen Punier, hinter denen wie der Schwefelgestank hinter dem Teufel der Geruch verbrannten Menschenfleisches zog, der Dunst, der sich ihnen in die Kleider gesetzt hatte von ihren Molochopfern in Karthago.

In Attika, da war einer, der hieß Themistokles, der raffte all die kleinen, behenden, gewandten Griechenschiffe zusammen in der Bucht von Salamis, und als der große Drache aus Asien herübergeschwommen kam übers Meer, ungefüge und plump, schoß er ihm in die Seite und rammte ihm die Flanke, daß der große Drache, brüllend vor Schmerzen, sich umwandte, nach Hause lief und den Kopf in Mutter Atossas Schoß verbarg: „O Mutter! Diese Griechen! Nie wieder mit ihnen spielen! Nie wieder!“

In Sizilien aber, wo die Punier bei Panormos ans Land gegangen waren, da, wo heute Palermo liegt, und sich eingenistet hatten, um von dort aus weiter hineinzudringen in die Insel, nach der ihre Habgier verlangte, waren es zwei, die die Sache in die Hand nahmen, Theron von Akragas und Gelon von Syrakus, sein Schwiegersohn, beides Tyrannen, und beides Männer, ganze, volle, gewaltige, die aus Männerscharen Heere zu machen und Heere zum Sieg zu führen wußten. Diese beiden, an der Spitze der Männer von Akragas und von Syrakus, zogen vom Südufer Siziliens quer durch das Land zum Nordufer hinauf, wo bei Himera der Punier Hamilkar mit seinen Hunderttausenden zu Lande und seinen Schiffen auf dem Wasser stand, und über Hamilkar fielen sie her und schlugen ihn samt seinen Afrikanern in einer so furchtbaren Schlacht, daß Hamilkar sich heulend in das Opferfeuer stürzte, das er selbst dem Moloch angezündet hatte, und sich verbrennen ließ, weil er nach solcher Niederlage sich nicht wieder heimgetraute nach Karthago.

Von da an, da war es, als wäre in Sizilien, da, wo

Akragos lag, ein Licht aufgegangen, ein leuchtendes Feuer, ein Fanal, dessen Lichtglanz hinüberdrang bis nach Attika und dem Peloponnes, nach Hellas, dem alten Stammlande. Wie man in Hellas die Namen der zwei Städte kannte, Athen und Sparta, so war jetzt Akragas in jedem griechischen Munde, und da erhob Pindaros, der Sänger, die Harfe, die mächtige, deren Töne über ganz Hellas dahingingen, und sang einen Triumphgesang auf Theron, den Helden von Akragas, der sein Land errettet und mit schneeweißem Rossegespann den Sieg erstritten hatte in Olympia.

Und nicht nur, daß man von den Männern von Akragas sprach, Scharen über Scharen brachen von Hellas auf, die neue Wunderstadt zu sehen, an ihren Tischen zu sitzen, die so üppig und gastfrei sein sollten, wie sonst keine auf der Welt, in ihre Häuser zu blicken, die erfüllt waren, wie man sich erzählte, von süßem Gesange wunderbar abgerichteter Vögel. Wie um eine neu aufgegangene Sonne Planeten und Trabanten, so sammelten sich die griechischen Menschen um die neuerstandene Stadt, und unter diesen Trabanten und Planeten waren selber Sterne, Weltkörper, die in eigenem Lichte leuchteten, und deren Licht noch heute nicht erloschen ist: Pindaros, der Sänger, und der, welcher mit ihm um die Palme im olympischen Preisgesange rang, Bakchylides, der Dichter. Beide kamen sie, Akragas zu sehen, und von Gela, dem kornumrauschten benachbarten Ort, wohin er zürnend aus Athen entwichen war, als die Athenienser, seiner Größe nicht mehr fähig, von ihm zum Sophokles herabzusteigen begannen, kam der, welcher größer war als Pindaros nnd Bakchylides zusammen, und größer als alles, was nach ihm im Laufe der Jahrhunderte den dramatischen Griffel geführt hat, der mit dem Felsenhaupte, Aeschylos, des Euphorion Sohn, der so groß war, daß nur ein einziger ihn zu überbieten vermochte, er sich selbst, indem er bald darauf zu Gela sich die Grabschrift schrieb und nichts darin erwähnte vom Agamemnon und Prometheus, von den Persern und all den Titanenwerken, die er geschaffen, sondern nur eines zu seinem Ruhme sagte, daß er bei Marathon für das Vaterland gekämpft hatte. Der also kam, um Theron und die Stadt des Theron zu besuchen, und neben ihm noch einer, auch ein Dichter, dessen Worte heute noch forttönen im Ohr der Menschheit, Simonides, der Liederkundige, dessen Verse bald wie klingender Stahl und dann wieder

wie süßer Honig der Liebe dahinflossen, in dessen Seele, einem nie verlöschenden Feuerbrande gleich, die Heldentaten seines Volkes nachglühten, und der die Erinnerung an den ganzen ungeheueren Kampf des Lichtes wider die Nacht, der Hellenen wider die Asiaten zusammenzuraffen gewußt hatte in einer einzigen Strophe, in dem einen Worte, das er den Dreihundert von den Thermopylen auf das schweigende Grab schrieb, ihm Stimme verleihend für alle Zeiten:

> Der vorüber du gehst, verkünde den Lakedämoniern,
> Daß wir liegen allhier, wie ihr Gesetz es befahl.

All diese großen Gedanken, diese mächtigen Gefühle, die da gedacht worden waren in dem denkenden Haupt, gefühlt worden waren in dem fühlenden Herzen der Menschheit, in Hellas, sie kamen noch einmal und kamen wieder in Haupt und Herzen der sizilischen Stadt. Wie eine blühende Tochter die schönheitprangende Mutter umarmt, so schlang sich das knospende Akragas um Hellas, das mütterliche Land. Da geschah es, daß auch die Jungfrau zur Frau heranreifte, und die Frau wurde Weib, das Weib wurde Mutter, Mutter von Tausenden und Abertausenden, von unerschöpflichen Geschlechtern. Um ihren heißen Busen wogten die Ölwälder, blühten die Kornfelder, um ihre strahlenden Glieder floß die Schönheit wie ein königliches Gewand. Da wurden auch die Kinder wie die Mutter, die Menschen wie die Stadt, und das Volk von Akragas ward ein üppiges, reiches und weiches Volk.

Wenn sie in den Straßen gingen, so leuchtete es darinnen, wie von wandelnden Flammen, denn Männer und Frauen, die Kinder sogar, alles ging in purpurnen Gewändern. Dazu war ein Duft, wie wenn der Wind über Blumenfelder zieht, denn aller Gewänder waren mit köstlichen Essenzen besprengt, und das lockige, von goldenen Kämmen zusammengehaltene Haupthaar strömte von Salben. So weich wurden ihre Glieder, daß besondere Schafherden gezüchtet werden mußten, um aus deren Wolle die Kissen und die Matratzen zu stopfen, auf denen sie ruhten zur Nacht, so zärtlich ihre Füße, daß alles Pflaster in den Straßen mit gesiebtem Meersande bestreut werden mußte, um ihnen nicht weh zu tun, und daß man den Fuß des Knaben von dem des Mädchens nicht mehr unterschied.

Teiche wurden angelegt, mit lauterem, süßem Wasser gefüllt,

auf dessen Oberfläche Wasservögel sich niederließen und Schwäne sich wiegten, während in der Tiefe seltene und auserlesene Fische hausten. Denn berühmt in ganz Sizilien und über Sizilien hinaus bis nach Athen, Korinth und Sparta, ja bis nach Kleinasien, waren die Mahlzeiten, die man in Akragas auftischte, und die Weine, die in den Kellern verwahrt wurden, in Kufen, so ungeheueren, daß es wie ein Meer von Wein war, das unter den Häusern stand. Und wer als Fremder in die Stadt kam, zur Zeit, wo in den Häusern die Tafeln gedeckt standen, der brauchte nur hineinzutreten in das Haus, das ihm gerade gefiel, er war willkommen zum Mitschmausen und Mittrinken, jeder Fremde war ein geladener Gast. Hatte der Regen ihm da draußen das Gewand verdorben, so schenkte ihm der Hausherr ein neues, und wenn es not tat noch eins dazu. Wohl gab es Reiche und Arme in Akragas, aber Notleidende nicht, denn wer nichts hatte, der brauchte nur hinauszugehen, unter die Oliven und die Feigen, Weintrauben und Kaktusfrüchte, von denen jeder pflücken und essen durfte, soviel ihm beliebte, brauchte nur zu warten, bis daß von den Reichen einer seine Tochter verheiratete, oder seinen Sohn, denn zur Hochzeit, die dann hergerichtet wurde, war ganz Akragas geladen, und wer sich vor dem Hunger fürchtete, konnte sich Vorrat essen für acht Tage.

So rollte das Leben durch Akragas, wie eine große goldene Kugel, an der sie alle schoben, Männer und Frauen, Große und Kleine. Da waren nicht, wie in anderen Gegenden Siziliens, Feuerströme, die aus der Erde brachen, Wildbäche, die zu Tal gingen, sanft war ihnen der Boden, gütig die Natur, ein seliges Spiel war für sie das Leben, Lachen vom Morgen bis zum Abend, und Fröhlichkeit ohne Unterlaß. Nur von Zeit zu Zeit geschah es, daß das Lachen und Schwatzen plötzlich verstummte, und ehrerbietiges Schweigen an seine Stelle trat. Dann drängten sich die Menschen in den Straßen auf die Rechte und die Linke, kein Wagen durfte weiterfahren, damit Raum in der Mitte der Straße blieb für den wundersamen Aufzug, der dort die Straße einhergeschritten kam, und während alles mit erwartenden Augen dem Zuge entgegensah, ging ein Flüstern durch die Reihen: „Der große Mann kommt."

Da erschien alsdann, wunderbar anzuschauen im lang nachschleppenden Purpurgewand, einen Kranz von goldenen Oliven im flatternden Haar, der rotgoldfarbige Bart herniederwallend

bis auf die Brust, und aus zwei Augen blickend, so lebensprühenden, als wäre die ganze Daseinswonne der lebenschäumenden Stadt in ihnen vereinigt gewesen, ein hochgebauter, prachtvoller Mann, freundlich das Haupt beugend zur Rechten und zur Linken, alle sehend, alle begrüßend, und jeden einzelnen in der Menge zugleich, so daß jedem einzelnen, wenn die Sonnenaugen ihn trafen, das Herz im Leibe vor Freude erzitterte. Das war der Wundertäter von Akragas, sein Stolz und sein Ruhm, dessen Name genannt und gerühmt wurde, soweit die griechische Sprache klang, Empedoklés, der Heilkundige, der Weise, der geheimnisvolle Mann. So wie vor Zeiten Dädalus, barg er unerhörte Geheimnisse in seinem Kopf, seinem Wissen war die Erde untertan, wie einem Könige sein Reich. Nicht die Oberfläche der Erde nur, mit allem, was darauf wächst, guten Pflanzen und bösen, auch die Gewalten beugten sich ihm, die in ihrer Tiefe wohnen und das Leben bereiten, die das Auge nicht sieht, sondern nur der Geist. Anders aber, als Dädalus der Zauberer, der sein Können gebrauchte, um Wohnungen zu bauen für grausige Ungetüme, Burgen zu errichten, zu denen niemand den Zugang fand, Flügel zu ersinnen, die den Menschen ins Verderben lockten und in den Tod, diente sein Wissen dem Gutem, und ein Wohltäter ward er den Menschen. Von seinem Munde gingen Worte, tiefsinniger Weisheit voll, in tönende Verse gefaßt, die wie goldene Bienen über den Häuptern der Menschen summten, sich darauf niederließen und den Menschen Belehrung brachten. Wo eine Krankheit war, gegen die kein Heiltrank mehr half, da erschien er, und mit ihm kam die Genesung. Was kein Mensch vermochte, das vollbrachte er, was allen Sterblichen verborgen war, das war ihm erschlossen, denn flüsternd erzählte man sich, daß er Tote zu erwecken wisse zum Leben und zu verkünden die Zukunft.

Einstmals, als aus Afrika der böse Wind herübergekommen war nach Sizilien und sich bei Selinus ein Stelldichein gegeben hatte mit dem Brodem der dortigen Sümpfe, und als infolge davon eine Seuche entstanden war, unter der die Menschen verdarben, schickten die Leute von Selinus hilfeflehende Boten nach Akragas: „Es komme der Wundertäter von Akragas und helfe, sonst sind wir verloren.“ Und Empedoklés kam, die Seuche wich vor ihm zurück, und Selinus war gerettet. Da zündeten die Selinunter ihm Opferfeuer an und huldigten ihm wie einem

Gott; und mit göttlichen Ehren, als er heimkam, empfingen ihn die Seinen in Akragas, und wie ein Gott ward er seitdem gefeiert.

Und wirklich, wie Dionysos oder sonst der Unsterblichen einer war er anzuschauen, wenn er durch die Straßen zog, prangend in eigener Majestät, umgeben und gefolgt von einer Schar auserlesener Knaben und Jünglinge, die mit Laubgewinden im Haar, und bunte, seidene Tücher in den Händen, vor ihm einhersprangen, ihm den Weg zu bereiten, ihn umtanzten und hinter ihm dreinzogen, als hätte die Stadt Akragas ihren Menschenfrühling ausgeschickt, damit er ihm diente.

Bis vor die Pforte seines Hauses gaben sie ihm Geleit, dann mit einem letzten, hallenden Zuruf nahmen sie Abschied von ihm und gingen davon, denn in sein Haus durften sie nicht eintreten, weil kein Lärm und kein Geräusch darin sein durfte, sondern nur die feierliche Stille der Gedanken.

Da geschah es, daß einmal unter der Schar von Knaben, die hinter dem Meister herzogen, einer war, der noch schöner war, als die anderen. Niemand kannte ihn, denn er hatte sich ihnen zugesellt, niemand wußte, wo, und niemand, wann. Während die anderen jauchzten und sangen, ging er schweigend, während sie um den Meister hüpften und tanzten, ging er nur hinter ihm drein, die Augen auf ihn gerichtet, der vor ihm herschritt, die Füße setzend, als wollte er mit den Fußsohlen die Spuren küssen, die jener im Sande gelassen hatte.

Darauf, als sie an das Haus des Meisters gelangt waren und der Meister ihnen lächelnd zum Abschied gewinkt hatte, fiel sein Blick auf den Knaben, den er zum ersten Male sah, und seine Augen hafteten an ihm, einen Augenblick länger als an den anderen. Am nächsten Tage war es wie am vorhergehenden, und am dritten Tage stand er wieder an seiner Stelle.

Und diesmal, als der Meister ihn zum dritten Male erblickte, erhob er die Hand und winkte ihm, und von all den Knaben dieser eine durfte eintreten in des Meisters Haus.

Als er dort drinnen nun vor ihm stand, die Augen zur Erde gesenkt, lautlos überglüht von holder Verwirrung, sah der Gewaltige ihn an, und er, der aller Menschen Städte kennen gelernt hatte und das Volk in all den Städten, sagte sich, daß er einen solchen Menschen noch nie gesehen hatte. Wie eine Blume erschien er ihm, aus einem Lande, wo schönere Blumen

gedeihen als auf dieser Erde, so daß, als er ihn fragen wollte, wer er sei, wes Namens, und von wannen her, die Stimme ihm versagte, daß er nicht fragen konnte, und es war ihm, als sollte er nicht fragen, denn wie ein Wunder erschien ihm das, was da vor ihm stand, und er sagte sich, daß man ein Wunder nicht befragen dürfe nach seiner Herkunft, sondern warten müsse, bis es sich selber enthüllt.

Alsdann aber, nachdem sie sich lange schweigend gegenüber gestanden hatten, senkte der Knabe die Knie, mit den Armen umfing er die Knie des Meisters und drückte sie an seine Brust, wie Menschen damals taten, die von dem anderen Schutz oder Gnade erflehten, hob das Antlitz zu ihm empor und sagte flüsternd: „O Meister!"

Und als Empedoklés diesen Laut vernahm, diesen leisen und süßen, der wie ein Hauch aufstieg aus einer unergründlichen, unermeßlichen Flut, als er die Augen zu sich aufblicken sah, die tief waren und leuchtend wie der blaue Quell Kyane im Papyroshaine zu Syrakus, da ergriff ihn ein wunderbares, nie zuvor empfundenes Gefühl, er beugte sich herab und küßte das wunderbare Angesicht und sprach: „Ich weiß nicht, wer du bist, und frage dich nicht; aber du bist schön, wie Kalais, des Boreas Sohn, über dessen Anblick Orpheus, der Sänger, alle andere Liebe vergaß, also, daß die thrakischen Weiber in Eifersucht entbrannten, sich zusammenrotteten und Orpheus erschlugen und seine Glieder zerrissen. In deinen Augen sehe ich ein Feuer, daran erkenne ich, daß die Seele in dir brennt, und daß sie von dem Feuer brennt, das die Liebe heißt, von der ich euch in meinen Worten gesagt habe, daß sie es ist, die die Welt am Leben erhält, weil sie, wenn sie die große Liebe ist, aus den Leibern aufsteigend das Vergängliche der Welt, die Leiber, in läuternder Glut verzehrt, und nur den unsterblichen Teil, die Seele, übrigläßt. Darum sollst du mir nicht sagen, wer du bist, wohl aber, was du bist, und was dich treibt, warum du zu mir kommst, und was du von mir verlangst."

Darauf erwiderte der Jüngling und sagte: „Meister, ich bin einer, der Bildwerke zu machen weiß, in Erde, Marmor und anderem Gestein, von Menschen und Göttern. Und immer, wenn ich solche Werke gefertigt, haben die Menschen sie gepriesen, ich aber habe keine Freude daran gehabt, denn sie waren toter Stein. Und nun sagen sie von dir, daß du toten Dingen Leben ein-

zuhauchen vermagst. Darum komme ich, daß du mich lehrest, Werke zu schaffen, die nicht toter Stein nur sind, sondern die da leben wie lebendige Menschen."

Als er so gesprochen hatte, gab der Meister keine Antwort, sondern er verstummte, und in seinen Augen ward ein Glühen, daß es aussah, als müßte die Gestalt des Jünglings, auf der sein Blick ruhte, wie eine wächserne Fackel in der Glut zergehen. Danach legte er die Hand auf des Knaben Haupt, beugte ihm das Haupt zurück und sah ihm in die Augen, daß es war, als dränge ein Stahl durch die Augen des Knaben, alles prüfend, alles befühlend und durchforschend, was in seinem Innersten vorhanden war und sich begab. Dann hieß er ihn aufstehen und sagte: „Bleibe in meinem Hause und warte bis ich wieder zu dir spreche."

Alsdann, in drei Tagen, die auf diesen folgten, sprach der Meister zu dem Knaben an jedem Tag ein einziges Wort. Und am ersten Tage sagte er zu ihm: „Leben kommt vom Leben und kann nur werden, wenn ein anderes sich dafür aufgibt; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Am zweiten Tage sagte er zu ihm: „Nur wer die große Liebe besitzt, kann ein anderes zum Leben erwecken, nur wer sich selbst verliert, kann ein anderes finden; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Und endlich am dritten Tage sprach er zu ihm: „Blind sein und alles sehen, taub sein und alles hören; nichts von dem wissen, was alle wissen, und alles verstehen, was alle nicht verstehen; — kannst du das?"

Da erwiderte der Knabe nichts, sondern wie am ersten Tage senkte er die Knie und umfing mit den Armen die Knie des Meisters und blickte zu ihm auf. Und als der Meister den Blick gewahrte, fühlte er, daß in diesem Menschen das Geheimnis war, aus dem die Zeugungskraft des Künstlers kommt, daß Mann und Weib zugleich in ihm waren.

Darum, wie er am ersten Tage getan hatte, küßte er ihn und sagte: „Morgen gehe ich einen Gang, und du sollst mich begleiten."

Und am nächsten Tage ging er mit ihm zum Tempel der

Aphrodite, der eben vollendet war. Da stand in dem Tempel das Bildnis der Göttin, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, und alles Volk war versammelt und schaute bewundernd das Bild an. Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinwegging, legte er den Arm um dessen Schulter, und: „Wie sie sich an dem Bildwerk freuen," sagte er, „nicht wahr, du hast es gesehen?"

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß sie sich nicht freuen können daran: denn Aphrodite muß man lieben, aber nicht bewundern."

Und als ihn danach der Meister fragte, ob er ein solches Bild der Aphrodite zu machen sich getraue, erglühten ihm die Wangen, und er sagte: „Ja."

Darauf führte jener ihn zum Hause zurück und wies ihm einen Raum, wo er schaffen könnte. Und von da an war es, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Als aber Tage vergangen waren und Wochen, erschien er auf der Schwelle der Tür und stand und sprach kein Wort. Der Meister aber schritt hinein; und als er das Bild gewahrte, das der Knabe gemacht hatte, wich er, wie von einem Schauer erfaßt, zurück und bedeckte unwillkürlich, wie in frommer Scheu, die Augen, denn ihm war nicht anders, als stände der Göttin leibhaftig atmender Leib unverhüllt in Herrlichkeit vor seinen Augen. Kleiner als das Bildnis im Tempel, ja klein und zierlich war die Gestalt; aber wer sie erschaute, dem war, als lebte sie, als bewegte sie die Arme und höbe die Füße, als regte sie die Lippen, und als vernähme er von ihren Lippen den Jubelgesang vom großen, unsterblichen Leben.

Darum stand er und schaute, und ward nicht satt zu schauen, und wie es einem ergeht, daß man über dem Bekanntwerden mit einem neuen einen älteren Bekannten vergißt, so beinahe erging es ihm, daß er des Knaben schier vergaß, der mit ihm im Zimmer war, aus dessen Händen das da gekommen war. Und als er nun das Haupt zu ihm wandte, sah er ihn regungslos an der Stelle stehen, an der er vorher gestanden hatte, also daß es aussah, als wäre er selber zu Stein erstarrt, in seinen Augen, wie ein Gewölk, lag der Traum, über seinem Gesicht war ein Lächeln, ein so liebliches, daß es aussah, als leuchtete die Sonne auf das Gewölk und färbte es mit geheimnisvollem Licht. Und

als der Meister das sah, und das Schweigen vernahm, in dem die Seele dort neben ihm versank, sprach er ihn nicht an, sondern sagte kein Wort, und lautlos ging er hinaus.

Am anderen Tage aber waren beide wieder auf dem Wege, und diesmal führte der Meister ihn zum Tempel des olympischen Zeus, der noch nicht vollendet war wie jener der Aphrodite, sondern noch im Bau.

Da fanden sie die Baumeister damit beschäftigt, die Säulen zu errichten, auf denen die Balken des Tempeldaches ruhen sollten.

Aber es war ein Streit zwischen ihnen, denn der eine wollte Säulen von dieser, der andere von anderer Gestalt aufstellen, und sie wurden nicht einig. Alles Volk aber war versammelt und sah und hörte dem Streite schweigend zu und niemand wußte, für welchen von beiden er sich entscheiden sollte.

Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinweg ging, legte er den Arm um dessen Schultern und: „Du hast nun gehört," sagte er, „wie sie sich streiten, und hast gesehen, was für Säulen jeder von ihnen errichten will; so sage nun du, für welche der Säulen du dich entscheidest."

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß Säulen wohl gut sind, die Häuser der Menschen oder geringerer Götter zu stützen, aber das Haus des olympischen Zeus sollte nicht von Säulen, sondern von anderen Wesen getragen werden."

Und als der Meister ihn darauf fragte, was für Wesen das sein sollten, erwiderte der Knabe: „Jene müßten es sein, die sich aufgelehnt haben gegen Zeus und die er bezwungen hat, die Giganten. Und zum Zeichen dafür, daß er sie bezwungen hat, und daß sie ihm nun dienen und die Stätte tragen müssen, wo er wohnt, sollte man steinerne Bilder von ihnen errichten, wie Säulen so hoch, mit geschlossenen Füßen, daß man sieht, der Wille des Zeus hat sie gebunden, und die Häupter gereckt, daß man sieht, der einstige Trotz ist noch darinnen, über das Haupt aber die Arme erhoben und auf den erhobenen Armen die Balken ruhend, daß man sieht, sie beugen sich dem Göttergotte in schweigender, tragender Geduld."

Danach, als ihn der Meister befragte, ob er sich ein solches Bild zu machen getraue, erglühten dem Knaben die Wangen,

und er sagte: „Ja.“ Nun war am Hause des Empedoklés hinter dem Garten ein Steinbruch und in dem stand ein köstliches Gestein.

Diesen Steinbruch kaufte darauf Empedokles für Geld, und nachdem er ihn gekauft hatte, führte er den Knaben hinein und fragte: „Willst du hier deinen Giganten schaffen?“

Da fiel der Knabe ihm zu Füßen, umschlang seine Knie, blickte zu ihm auf und sagte: „Ja! ja! ja!“

Der Meister aber beugte sich nieder und blickte tief in das schöne Antlitz, denn er sagte sich, daß er dieses Gesicht nun für lange nicht wieder sehen würde, dann ging er und ließ ihn allein. Und wie es schon einmal gewesen, so geschah es jetzt wieder, daß es war, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Und endlich, nachdem Tage vergangen waren und Wochen und Monate, öffnete sich die Pforte, die aus dem Steinbruch in den Garten führte, auf der Schwelle der Tür erschien der Knabe und stand und sprach kein Wort.

Der Meister ging hinein. Als er aber eingetreten war, blieb er wie an den Boden geheftet stehen, und es versagte ihm der Atem, denn vor seinen Augen, nicht wie von Menschen-, sondern von Riesenhänden behauen und getürmt, stand der steinerne Gigant, die Füße zusammengeschoben, als wären sie gefesselt, darüber aufstrebend der Leib wie ein ragender Turm, das Haupt emporgereckt, als wollte das Antlitz Licht trinken vom Lichte der verlorenen Freiheit, über dem Haupt aber die Arme emporgehoben, gehorsam bereit, das Haus des Göttergottes zu tragen in schweigender Geduld.

Als der Meister zu diesem Werke aufblickte, war ihm, als stände die Majestät des Schweigens vor ihm, nicht des inhaltlosen, das nicht spricht, weil es nichts zu sagen hat, sondern des beseelten, das vor Überfülle verstummt. Er sah den Himmel Siziliens, den blauen, sonnendurchleuchteten, darüber ausgespannt und das Antlitz der Gestalt sehnsüchtig dahin emporgerichtet, und plötzlich erschien es ihm, als wäre die steinerne Gestalt lebendig und wüchse, wüchse zu dem strahlenden Himmel hinauf, und in dem Augenblick wußte er, daß die mächtige Gestalt nichts anderes war als der Arm, den die Erde Siziliens zum segenspendenden Himmel reckte, auf daß er nie aufhörte, ihr Leben zu gewähren, Fruchtbarkeit und Schönheit. Darum, als er jetzt das Haupt

zu dem hinwandte, der solches Wunder geschaffen hatte, tat er es voll ehrfürchtiger Scheu, und als er den Knaben ebenso wie damals, vor dem Bilde der Aphrodite, traumumwölkt und im Traume lächeln sah, tat er wie damals, und sprach ihn nicht an, sondern sagte kein Wort und lautlos ging er hinaus.

Während aber der Knabe, fern von den Menschen und der Welt, an dem Riesenbilde gearbeitet hatte, waren die Menschen in Akragas ungeduldig geworden und unwillig und unzufrieden, ungeduldig mit den Baumeistern des Zeustempels, die kein Ende fanden mit ihrem Streite um die Säulen, und unzufrieden mit dem Bilde der Aphrodite, das alle einstmals bewundert hatten, und von dem jetzt niemand mehr etwas wissen wollte, weil es ihnen hart und kalt und starr erschien. Plötzlich aber stand ein Gerede auf und ging von Mund zu Mund, daß ein anderes Aphroditenbildnis vorhanden sei, ganz anders und viel schöner als jenes, und eine Gestalt, ganz anders und viel wunderbarer als die Säulen, der man die Balken auflegen könne, damit sie das Dach des Zeustempels trage.

Und nach diesem ersten Gerede entstand ein zweites, und man erzählte sich, daß beides, das Bild der Aphrodite sowie die Gestalt des Balkenträgers zu finden seien im Hause dessen, von dem alles Gute für Akragas kam, des Wundertäters, des „großen Mannes“.

Als nun solches in der Stadt gesprochen wurde, da an einem Tage trat Empedoklés zu dem Knaben. Er faßte ihn an der Hand und: „Höre an,“ sagte er zu ihm, „was jetzt geschehen wird: Jetzt wird das Volk von Akragas zu meinem Hause kommen; und sie werden fragen nach dem Bilde der Aphrodite und nach der balkentragenden Gestalt. Dann werde ich ihnen die beiden zeigen, die du geschaffen, und wenn sie sie gesehen, werden sie danach verlangen und sie haben wollen, und ich werde ihnen beide geben. Zum Tempel der Aphrodite werden sie alsdann das Bild der Göttin tragen und werden es aufstellen, und wie ich davor gestanden habe, wird alles Volk vor dem Bilde stehen in Freude, Seligkeit und inbrünstiger Wonne. Und zum Tempel des Zeus werden sie den Giganten führen und werden die Säulen hinaustun, die die Baumeister errichten wollten, die einen wie die anderen, und werden ihre besten Steinmetzen rufen und ihre besten Künstler, daß sie nach dem Muster deiner Gestalt weitere Gestalten von gleicher Art

schaffen, so viele es ihrer bedarf, um das Dach des Tempels zu tragen. Denn so wie mir die Erkenntnis aufgegangen ist, wird sie auch ihnen aufgehen, daß nicht Säulen das Haus des Göttergottes tragen dürfen, sondern nur die, die er bezwungen hat, die Giganten.

Alsdann aber wird ein Fragen entstehen, und alle werden zu wissen verlangen, wer es ist, der ihnen die Wunderwerke geschaffen und geschenkt hat. Und nun habe acht, was ich dir sage, damit du es bewahrest, denn nun ist die Stunde gekommen, da es sich entscheiden wird, ob dein Wunsch in Erfüllung gehen und ob du erlangen wirst, um was du mich batest, damals am ersten Tage, und in deinen eigenen Händen ruht die Entscheidung." Und indem der Meister dieses sprach, war es, als veränderte sich seine Gestalt und würde größer als Menschen sind, die Züge seines Gesichtes wurden so feierlichen Ernstes, seine Augen so flammenden Feuers voll, daß er aussah wie der Unsterblichen einer, deren Blicke hinausgehen über die Blicke der Sterblichen, deren Gedanken weiter denken als Menschengedanken, weil ihnen die Zukunft erschlossen ist, die verborgen und versagt vor den Sterblichen liegt.

„Denn wenn du nun willst," sprach er zu dem Knaben, „so sage mir heut deinen Namen, den ich bis heute noch nicht weiß; und wenn du dann willst, will ich mit dir hinausgehen zu dem Volk und ihnen sagen, wie du heißest, und daß du es bist, der die beiden Werke geschaffen hat. Dann wird ihr Jubel dich umbrausen, sie werden dir zu Füßen fallen und dein Haupt mit Kränzen schmücken, und du wirst Großes erlangen, denn unsterblich wird dein Name werden und fortleben für alle Zeit bei den großen Namen von Hellas und der Menschheit. Ich aber werde zu dir sagen, daß dir zuteil geworden ist, was du verdienst, denn wahrlich, du bist ein großer Künstler!"

Und als der Meister so gesprochen, wurden die Züge seines Gesichtes wieder sanft, er tat die Hand auf des Knaben Haupt und zog den Knaben an sich. „Deine Werke aber," so sagte er, „werden bleiben und bestehen als das, was sie sind, als herrliche Bildwerke; aber das, was du für sie erflehtest, und das, was du von mir verlangtest, daß ich es ihnen geben sollte, das eine, daß sie Leben empfingen und lebten, wie lebendige Geschöpfe, das werden sie dann nicht haben. Dein Name wird leben in unsterblichem Ruhm, aber das Leben, das du für dich

gewinnst, wirst du dann aus deinen Werken hinweggenommen haben, und sie werden Steingebilde sein wie andere."

Und indem jetzt, da der Meister also sprach, der Knabe an seine Brust gesunken war, so daß des Meisters Haupt über seinem Haupte, sein Gesicht über seinem Gesichte war, erschien es dem Knaben, als gingen die Worte des Gewaltigen über ihn hin und in ihn hinein wie eine tiefe, strömende, lodernde Glut, wie ein Licht, das seine Augen von innen her erhellte, daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob es ihn sehend machte, oder ihn blendete, wie eine Flut, die alle Elemente seines innersten Lebens zu stürmischer Gewalt erweckte und sie zugleich dahinsinken ließ in gliederlösenden Schlaf, so daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob er Wonne fühlte oder Qual, ob er lebte oder ob er gestorben sei und tot.

„Dahingegen," sprach der Meister darauf weiter, „wenn die in dir ist, von der ich dir gesagt habe, daß sie das eigene Leben aufgibt, um anderes Leben zu erwecken, die da verliert, um zu finden, die große Liebe, die wie ein heiliges Feuer alles verzehrt, was das Leibliche im Künstler ist, Habgier und Selbstgefallen, Ehrgeiz und Ruhmsucht, und nur übrigläßt, was in ihm die Seele ist, sein Werk, wenn sie in dir ist und so mächtig ist, daß sie dir Kraft verleiht, unsichtbar zu werden, und nur dein Werk sichtbar bleiben zu lassen, so zu verschwinden hinter deinem Werk, daß man dein Gesicht nicht kennt, deinen Namen nicht erfährt, nichts von dir hört und weiß, und wenn sie dich so stark macht, daß du das alles ohne Kummer erträgst und ohne Reue, mächtig in dem Gedanken und glücklich in dem Gefühl, daß du vergehen, aber dein Werk bleiben wird, — wenn es so ist, wenn du das kannst, wenn du das willst, dann sage es mir; dann, wie ich bisher nicht gefragt, will ich auch heut nach deinen Namen nicht fragen; der unbekannte sollst du mir bleiben, von den Göttern gesandte Knabe; dann, ohne daß sie dich sehen, sollst du verschwinden, und mit dir verschwinden will auch ich; denn nachdem solche Gaben aus dem Hause des Empedoklés gekommen, kann Empedoklés ihnen nichts mehr geben. Dann aber sage und verkünde ich dir von deinen Werken, daß sie nicht Steingebilde nur sein, sondern daß sie leben werden, als lebendige Wesen, ein geheimnisvolles, wunderbares Leben, und nicht ein kurzes Dasein nur, wie die Menschen es leben, das, wenn es hochkommt, hundert Jahre dauern mag, sondern

ein Leben von vielen Hunderten von Jahren, ja von Jahrtausenden, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Als aber der Meister so gesprochen hatte, schlang sich der Knabe mit beiden Armen um ihn, so daß sein Herz am Herzen des Meisters schlug. „Laß mich dahingehen und vergehen," sagte er; „laß mich verschwinden und unsichtbar werden und unbekannt bleiben und von niemandem gesehen und genannt, aber meine Werke laß sichtbar bleiben und leben von meinem Leben, so wie du es mir verkündet hast, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Und alsdann so dauerte es nicht lange, und wie brausende Meerflut kam es durch die Gassen heran, zum Hause des Empedoklés kam das ganze Volk von Akragas.

Als sie aber vor das Haus kamen, standen Türe und Tore des Hauses offen, daß ein jeder eintreten konnte, und als sie eingetreten, war das Haus leer, kein Mensch darinnen, und nichts als das Bildnis der Aphrodite und die steinerne Gestalt des Giganten. Vor dem Bild der Aphrodite aber, sowie vor der Gestalt des Giganten war feinkörniger Sand geschüttet, und in den Sand war ein Vers geschrieben; vor jedem der beiden Bildwerke der gleiche, der lautete:

Fragt nicht, wer mich erschuf — nicht geschaffen, ich wurde geboren.

Und so wunderbar waren Schönheit und Herrlichkeit der beiden Bildwerke, daß anfänglich kein Wort ertönte, sondern alles in lautlosem Schweigen stand. Dann aber, nach einiger Zeit, brach ein Freudenschrei aus, ein so ungeheuerer, daß es war, als flöge die ganze Stadt Akragas in dem einen Schrei zum Himmel empor. Die Priester der Aphrodite wurden gerufen, daß sie das Bild der Göttin in deren Tempel trügen. Wagen wurden bespannt, daß man die Gestalt des Giganten darauf lüde und zum Tempel des Zeus schaffte. Aus dem Tempel wurden die Säulen hinausgetan, die die Baumeister hatten errichten wollen, die einen wie die anderen; Steinmetze wurden gerufen und die besten Künstler von Akragas, daß sie nach dem Muster des einen dreizehn andere Gigantengestalten errichteten, um die Balken des Tempeldaches zu tragen. Und dann erst, als dieses alles geschehen und der Taumel vorüber war, entstand ein Fragen: „Wo ist der, aus dessen Hause dieses alles gekommen ist, wo ist Empedoklés?"

Niemand aber wußte darauf Antwort zu geben, niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte ihn zu finden — und seit dem Tage hat keines Menschen Auge den großen Empedoklés mehr gesehen. Mancherlei wurde erzählt, die einen sagten, in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, wäre ein wunderbarer Glanz vom Himmel herabgestigen zum Hause des großen Mannes, und eine Stimme, die keines Menschen Stimme gewesen, hätte dreimal laut seinen Namen gerufen. Wieder andere, die von Katana kamen, wußten zu berichten, daß man den Empedoklés gesehen habe zum Ätna emporsteigend, den Arm um die Schultern eines wunderbaren Knaben geschlungen, der ihm zur Seite ging. Und als die beiden zum Gipfel gelangt, wäre der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, aus seiner Behausung gestiegen, hätte die Arme nach ihnen ausgebreitet, daß es gewesen wäre wie eine zum Himmel lodernde Feuersbrunst, in seine Arme wären beide eingegangen und also beide verschwunden.

Das sprach man in Akragas, und anfänglich trauerte man, bald aber vergaß man der Trauer, denn Akragas war jetzt eine Stadt von Schwelgern und Prassern geworden, wo man an jeglichem Tage lebte, als sei das Heute immer das ganze Leben, wo man vergaß, was gestern gewesen war, und nicht danach fragte, was morgen sein würde.

Und darum, weil man immer den blauen Himmel sich zu Häupten, die fruchtbare Erde sich zu Füßen sah und nicht denken konnte, daß der leuchtende Himmel sich jemals verdüstern, die nährende Erde jemals des Fruchtspendens müde werden würde, vergaß man Sorgen und Gefahren und vergaß, daß drüben in Afrika, nur wenige Meilen entfernt, immer noch die Höhle des Molochs, das schreckliche Karthago, stand, und daß dieses Karthago wie ein Raubtier auf der Lauer lag, über Sizilien herzufallen und über das Kleinod von Sizilien, Akragas, die Stadt.

Also geschah es an einem Tage, daß das afrikanische Meer aufschäumte unter unzähligen Schiffen, die von drüben abstießen, mit blutdürstigen Männern gefüllt, von dem Schrecklichsten der Schrecklichen, Himilko, dem Punier, geführt. Akragas war sein Ziel — und bevor noch die Bewohner der üppigen Stadt zum Bewußtsein gekommen waren, was ihnen geschah, war diese ihre Stadt, die jetzt wie ein großer, goldfarbiger,

übermästeter Wurm mit weichem, schuppenlosem, unbeschütztem Leibe in der braunen Ebene lag, schon eingeschlossen und umschanzt.

Da gab es nun keinen Theron mehr, der die Männer von Akragas zu einem Heere zusammenzufassen und das Heer zum Siege zu führen verstanden hätte, auch keine Männer mehr, die man hätte zusammenraffen können, die Lanze, Schwert und Schild zu führen gewußt hätten, sondern ihre Glieder waren so weich geworden, daß man Weib und Mann nicht mehr unterschied; ihre Seelen so verschlammt, daß aller Stahl und Mut darin geschmolzen war. Und weil man an jedem Tage getafelt und getrunken hatte, als müßte man am nächsten sterben, so geschah es, daß die fröhliche Stadt, an deren Tafeln einstmals jeder Fremde ein geladener Gast gewesen war, bald nichts mehr zu essen hatte für ihre eigenen Bewohner.

Damals nun, in einer finsteren, schrecklichen Nacht, als kein Mond leuchtete und kein Stern am Himmel zu sehen war, brachen plötzlich die Tore von Akragas, die nach Gela und Syrakus führten, auf, und zu den geöffneten Toren drang flüchtend das Volk von Akragas hinaus, das ganze, Männer, Weiber, Kinder, viele Hunderttausend; aus der Stadt, die sie geboren, von dem Boden, der sie genährt, zogen sie hinaus und hinweg, — ein dunkeler, unabsehbarer, wimmernder Schwarm. Denn nicht einmal laut zu jammern durfte man wagen, weil sonst die Punier es gehört haben würden, die ringsherum in den Lagern wie witternde Bluthunde standen. Und wie vor Zeiten, als die Stadt geboren wurde, das Geschrei der Menschen verstummt war vor übergroßer Freude, so jetzt in ihrer Sterbestunde verstummte es wieder vor übergroßer Furcht, denn diese Stunde war die Sterbestunde von Akragas. Neben den Männern gingen die Frauen, neben den Knaben die Mädchen, und weil hier draußen der rauhe Boden nicht mehr bestreut war mit gesiebtem Meersand, so rissen die zarten Füße sich blutig, und manche und mancher blieben am Wege liegen. Niemand aber fragte nach ihnen, so daß sie liegen blieben, wo sie niedergestürzt waren, denn keiner hatte Zeit, an den anderen zu denken, sondern jeder nur Gedanken für das eigene, elende, nackte Leben.

All ihr Silber und Gold, Kostbarkeiten und Werke der Kunst, all ihre schönen purpurnen Gewänder, Haarkämme und

abgerichteten, süß singenden Vögel, alles hatten sie zurücklassen müssen, und nicht einmal ihre Kranken und Schwachen hatten sie mitzunehmen vermocht. Darum als der Morgen graute nach dieser furchtbaren Nacht, waren nur Hinfällige und Sieche noch in Akragas, und von den Gesunden nur noch ein einziger, ein Mann, und der hieß Gellias. Der hatte eine Liebe in Akragas, von der er nicht lassen konnte, und dies war kein sterbliches Weib, sondern das Bildnis war es, das wunderbare, im Tempel der Aphrodite. Durch die verödeten Gassen schlich er sich hin, langsam zuerst, dann schneller und schneller, wie ein gehetztes Wild, denn schon vernahm er, wie die Feinde überzusteigen begannen über die Mauern und einzudringen in die Tore. Wenn sie vor ihm den Tempel erreichten, war die Geliebte in ihren Händen, und das durfte und durfte nicht sein.

Todesschweiß bedeckte sein Haupt, als er ankam und in den Tempel eintrat, und weiß aus dem Dämmergrau des Morgens blickte die göttliche Gestalt. Da fiel er auf die Knie, und obschon er wußte, daß der Tod draußen stand, wogte ihm das Herz in unermeßlicher Freude auf, denn er hatte gesehen, daß die Göttin die Augen auf ihn richtete und das holdselige Haupt zu ihm neigte, als wollte sie ihm danken für seine Treue. Weil aber keine Zeit zu verlieren war, so hob er die heilige Gestalt empor und drückte sie an seine Brust und mit den Lippen küßte er die Lippen des reizenden Gesichts — da fühlte er, daß es nicht kalter Marmor, sondern die blühende Wärme menschlichen Lebens war, was seinen Lippen entgegenkam, und ein Taumel ergriff ihn, daß er nicht mehr wußte, wo er war und was ihm geschah. In dem Augenblick aber vernahm er in nächster Nähe das Mordgeheul der Punier, darum stürzte er aus dem Tempel hinaus, mit fliegenden Händen grub er im Boden ein Loch, ein tiefes, tief wie ein Grab: „Schlafe du hier und ruhe, bis ein anderer dich weckt," sprach er zu dem geliebten Bilde, indem er es versenkte. Und als er eben die Grube geschlossen und die Erde darüber festgestampft hatte, drangen die Würger herein und der treue Gellias wurde erschlagen. Die Punier aber, die von dem Wunderbildnis im Tempel der Aphrodite erfahren hatten, suchten danach und suchten und als sie es nicht fanden, zündeten sie in ihrer Wut ein Feuer an und verbrannten den herrlichen Tempel.

Und von dort, wie Wölfe, liefen sie zu den anderen Tempeln,

ihnen ein gleiches zu tun, und also kamen sie auch zum heiligen Hause des olympischen Zeus. Als sie nun hier die steinernen Giganten sahen, auf deren Armen die Dachbalken ruhten, brachten sie Beile, Hämmer, Keulen und Balken herbei, um sie zu zerbrechen, und legten eiserne Ketten um ihre Leiber, um sie zu Fall zu bringen. Und obschon die mächtigen Gestalten lange Widerstand leisteten, mußten sie doch endlich dem barbarischen Wüten nachgeben; eine nach der anderen brach zusammen, stürzte zu Boden, den Deckbalken mit sich reißend, und jedesmal entstand ein donnerndes Getöse; die Tempelwände zerbarsten und fielen in Trümmer, und endlich stand von der ganzen einstigen Herrlichkeit nur noch ein einziger Gigant aufrecht an seinem Platze. Merkwürdigerweise aber war das gerade der schönste von den vierzehn, die den Tempel geschmückt und wenn man genauer zusah, erkannte man, daß all die anderen nach dem Muster dieses einen gemacht gewesen waren. Darauf, als die Punier sich daran machten, auch diesem letzten ein Ende zu bereiten, wie den übrigen, und als schon einer von ihnen wie ein fletschender Affe an dem Giganten emporgeklettert war, ihm die eiserne Kette um den Hals zu schlingen, stockten ihnen jählings die Hände und der Mund blieb ihnen offen stehen, denn eine Stimme hatte gerufen: „Nehmt euch in acht, er lebt!" Im nämlichen Augenblick sahen sie, wie der, welcher hinaufgeklettert war an dem steinernen Riesen, stürzend hinabglitt, die Kette, die er mit sich genommen hatte, hinter ihm drein, wie ihm der Kopf auf den Fliesen des Tempels zerschellte; und zugleich kam aus der anderen Ecke des Tempels einer gelaufen, dem standen die Haare zu Berge, und es schäumte ihm der Mund wie einem Wahnsinnigen: „Ich hab' es gesehen, schrie er, „der Steinerne ist lebendig und hat sich geschüttelt, darum ist er heruntergefallen und hat das Genick gebrochen! Ich hab' es gesehen!" Und wie die anderen das hörten, das gellende Geschrei: „Ich hab' es gesehen!" und immer wieder: „Ich hab' es gesehen!" da packte auch sie das Entsetzen, denn sie wußten plötzlich, daß das, was da vor ihnen stand, was sie für Stein gehalten hatten, kein steinernes, totes Ding, sondern ein geheimnisvolles, lebendes Wesen war. Wie von einem Wirbel herumgeschleudert, liefen sie heulend und brüllend davon; keiner getraute sich in den zerstörten Tempel zurück, und aufrecht unter den qualmenden Trümmern, die Arme erhoben, die nun freilich

nichts mehr zu tragen hatten, das Haupt zum Himmel gereckt, als wollte er sehnsüchtigen Blickes das Licht des Himmels in sich trinken, stand der einsame Gigant, der einstmals der erste gewesen war und jetzt von allen der einzige und der letzte war.

Also starb in jener Nacht und in den Tagen, die auf die Nacht folgten, durch die Wut der Menschen das, was einst die Wonne der Menschheit gewesen war, — Akragas, die schöne, die herrliche Stadt.

Wohl erhob sich an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, später wieder eine andere, aber das war nicht Akragas mehr, sondern Agrigent, und nicht mehr erstand das windumrauschte Haus der Athene auf der Höhe, die Götterstadt auf der Felsenmauer über dem Meer, nicht mehr der jauchzenden Menschen tausendstimmig fröhlicher Lärm, ihrer purpurnen Gewänder Flattern und Wehen, verstummt war der abgerichteten Vögel süßer Gesang, der schneeweißen Rosse Gestampf und Gewieher, und ausgelöscht für immer das leuchtende Auge, mit dem einstmals an dieser Stelle die Erde zum Himmel aufgeblickt hatte.

Wie ein Sklavenleib, der keine Selbstbestimmung mehr besitzt, so ging das nachgeborene Ding, das arme Agrigent, von einer Hand in die andere, von den Karthagern zu den Römern, von den Römern zu den Karthagern und dann von diesen wieder zu jenen zurück. Und jeder, der es in die Hände bekam, griff mit Klauen und Zähnen hinein, und was in dem zuckenden Leibe an Blut noch war, das saugte er ihm aus; wo über den Knochen ein Rest von blühendem Fleisch noch war, den riß er ihm ab, und so kam es, daß die Stadt, die einstmals in der braunen Ebene unter der sizilischen Sonne wie ein sorgloses Kind im Mutterschoße gelegen hatte, sich allmählich wie ein verängstigtes und verwildertes Tier aus der Ebene hinauf und vom Meere hinwegziehen begann in die Berge hinauf, in denen es sich zusammenringelte zu einem armseligen Haufen armseliger Häuser.

Und die Jahre gingen, die Jahrhunderte, die Zeit schritt durch die Welt mit dem immer gleichen, unermüdlichen Schritt, die unsterblichen Götter wurden sterblich und siechten dahin, auf den Thron des Göttergottes setzte sich der strenge, gewaltige Christengott, und der Mensch, der früher aus der Natur hervorgegangen und zu ihr zurückgekehrt war, wie die Pflanze zur

Erde, riß sich von der Natur los: „Denn sie hindert mich," sagte er, „daß ich selig werde."

Damals nun, als viele, viele hundert Jahre seit dem allen vergangen waren, kam in die alte Stadt ein Christenbischof, der ging wandelnd über die verödete Stätte und beschaute kopfschüttelnd, was für wunderbare Häuser „die Heiden" vorzeiten ihren Götzen gebaut hatten. Und als er an den einstigen Tempel der Aphrodite kam, da ergriff ihn — kaum wußte er selbst warum — ein so wundersames Gefühl, daß er beschloß, die schöne, unheilige Stätte heilig zu machen, indem er in die alten Säulen, die noch standen, eine Christenkirche hineinbaute. Als man nun den Boden ringsherum aufgrub, da geschah es, daß man im Boden ein Loch fand, tief wie ein Grab, und in dem Loch lag, gebettet wie in süßem Schlafe, ein wunderbar herrliches Bildwerk. Als der Bischof das sah, erkannte er, daß es das Bild derjenigen war, die einst den Tempel bewohnt hatte, der Göttin Aphrodite, und obschon er sich sagte, daß es ein heidnisches Götzenwerk sei, konnte er den Blick nicht davon lassen, weil es ihm war, als hätte das holdselige Antlitz ihn angesehen mit süßen, klagenden Menschenaugen. Darum nahm er es an sich, und als die Kirche erbaut war, besprengte er das Bild mit geweihtem Wasser, um es rein zu baden von seiner Unheiligkeit und zog dem strahlenden Leibe Gewänder an, fügte einen goldenen Heiligenschein um sein Haupt und setzte es auf den Altar der Kirche, und: „Kommet her," sprach er zu den Menschen, die da droben auf den Bergen in den armseligen Häusern wohnten. „Maria, die Gebenedeiete ist auferstanden wie ein Wunder aus den Trümmern der Heidenstadt, kommet alle und betet sie an." Da kamen sie gezogen, Männer, Weiber und Kinder, und schauten staunend auf die wunderbare Frau und knieten davor, beteten zu ihr und zündeten ihr Kerzen an. Wer ein Gebresten am Leibe hatte, der zeigte es ihr, daß sie es ihm heile, wem Leid das Herz bedrückte, der vertraute es ihr, daß sie es ihm lindere, denn sie war ihnen wie eine Mutter, der man alles sagt, ihr Trost und ihre Seligkeit, ihre süße, geliebte Madonna.

Und nicht weit von diesem Tempel, wo jetzt die Christenkirche des Bischofs stand, war ein Trümmerhaufen, der so aussah, als hätte auch dort einmal ein Tempel der Heiden gestanden, noch größer als jener, und aufrecht unter den Trümmern stand eine einsame, riesige Gestalt.

Wenn die Menschen die von ferne sahen, so bekreuzigten sie sich und getrauten sich nicht heran, denn sie fürchteten sich davor und flüsterten untereinander, daß das gewiß ein Werk des Teufels sei. Ratschlag wurde gehalten, ob man nicht ausziehen sollte mit Hebebäumen und Werkzeug, den Furchtbaren zu beseitigen. Aber während man beim Beraten war, geschah es in einer Nacht, daß ein Erdbeben kam, und als die Menschen den Morgen darauf hinausblickten, stand die Gestalt nicht mehr, wo sie gestanden hatte, sondern sie war umgestürzt, und lang dahingestreckt lag sie inmitten des einstigen Tempels. Da schlichen sie vorsichtig zagend heran, den zum ersten Male ganz in der Nähe zu besehen, zu dem sie bisher nur von fern hinübergeblickt hatten, der jetzt vor ihnen lag wie ein großer, schlafender, steinerner Mann. Sie sahen die gewaltigen Glieder, die Füße, die so zusammengeschoben waren, als wären sie gebunden gewesen, die Arme übers Haupt erhoben, beinahe als wenn der Riese gebetet hätte, und da sie in sein Gesicht blickten, das sie heute zum ersten Male sahen, da fuhren sie in Schrecken zurück, denn sie hatten gesehen, wie der Schlafende die Augen aufgetan hatte und sie ansah. Dann aber wurden sie wieder ruhig, denn sie bemerkten, daß er nicht sie ansah, sondern über sie hinweg in den Himmel blickte. Und indem die Sonne herab und ihm in die Augen sah, stießen die Menschen sich untereinander an, und: „Sehet," flüsterte einer dem anderen zu, „er spricht mit der Sonne, er lächelt." Da standen sie, verstummend wie vor einem unbegreiflichen Wunder, dann schlichen sie lautlos hinweg, und: „Er soll ruhen bleiben, wo er liegt," sprachen sie zueinander, „wir wollen ihm nichts tun; denn wer so mit Sonne und Himmel sich unterredet, wie dieser es tut, der kann kein Geschöpf des Bösen sein."

Und wieder, nachdem dieses alles gewesen und geschehen war, gingen die Jahre und die Jahrhunderte; an die Stelle derer, die Akragas bewohnt hatten und Agrigent, kamen die, welche jetzt in Girgenti wohnen, und aus Ländern, von denen die einstigen Menschen von Akragas nicht geahnt hatten, daß sie auf der Erde wären, kamen und kommen in Dampfwagen und Dampfschiffen die Menschen von heute und suchen auf Sizilien die Stätte, wo die Königsmumie liegt, die uralte, die müde, die Mumie von Akragas, der königlichen Stadt.

Diese Menschen von heute nun, wenn sie, nach langer Reise

an der Stätte des Schweigens dort unten angelangt, am Felsendiadem stehen, das heute noch die Hügel krönt, und auf die Ebene hinuntersehen, die heute noch unter dem Felsen hervorquillt wie braunes Haargelock, wenn sie statt des purpurflammenden Menschengewimmels einstiger Zeit ein paar maultiertreibende Bauern, statt der Opferzüge, die von den Tempeln zum Meere und vom Meere zu den Tempeln wallten, einige schwarzberockte Konviktschüler, statt der schneeweißen Rosse, die in den Straßen stampften und wieherten, hier und da eine Herde langhaariger Ziegen sehen, die auf dem vermagerten Boden ihr mageres Futter suchen, dann sagen sie: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin.“

Wenn sie alsdann hinuntersteigen, von Tempeltrümmern zu Trümmern schreiten und drunten an der Felsenmauer entlang gehen, so daß die alten Tempel ihnen zu Häupten stehen wie Gesichter mit vermorschten Zügen, mit eingefallenen Wangen, mit Augenhöhlen, in denen keine Augen mehr sind, dann senken sie das Haupt und sagen noch einmal: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin.“

Und dennoch ist es nicht also, Akragas ist noch nicht ganz tot, und noch ist nicht alles von ihm dahin:

Denn noch heute liegt mitten auf dem Fußboden des einstigen Göttertempels, den freilich keine Marmorfliesen mehr bedecken, sondern auf dem das Gras wächst und Unkraut gedeiht, lang hingestreckt wie ein schlafender Mann, der steinerne Gigant, der einst der erste und schönste seiner Genossen war, und dann als einziger und letzter von ihnen und beinahe als letzter Zeuge von der heiligen Schönheit des alten Akragas übrig blieb. Viel hunderttausend Tage und Nächte voll Sonnenglanz und Sternenschein, voll Mittagsglut und Regenflut sind über ihn dahingegangen, noch aber sind die mächtigen Glieder wohl zueinander gefügt, die Arme noch übers Haupt erhoben und das gewaltige Antlitz blickt heute noch lächelnd zum leuchtenden Himmel Siziliens.

Und er ist nicht der einzige — sondern mitten in der stummen, toten Ebene erhebt sich eine kleine, uralte Christenkirche, braun wie das Land ringsumher, nicht die, welche einstmals der Bischof in den Aphroditentempel hineinbaute, denn die ist lange schon wieder dahin, sondern eine andere, die aber auch in einen alten Heidentempel hineingewachsen ist. Auf dem Altar dieser

Kirche steht eine christliche Madonna, eine zierliche, wunderbar liebliche Gestalt, von der der Beschauer die Blicke nicht lassen kann, weil es ihm ist, als sähe das holdselige Antlitz ihn an mit tiefen, süßen, klagenden Menschenaugen.

Und alle hundert Jahre einmal, zu nächtlicher Zeit, wenn der volle Mond am Himmel steht, geschieht alldort ein wunderbar geheimnisvolles Ding:

Da geht ein Schauer über den Leib der heiligen Frau, die Gewänder sinken herab, und im Mondlicht, das durch die Fenster blickt, leuchten wie Schnee die weißen, lauteren Glieder.

Dann erinnert sie sich, daß einstmals eine Zeit gewesen ist, wo sie nicht Maria, sondern Aphrodite war; vom Altar steigt sie herab; freiwillig öffnet sich ihr die schwere Pforte, und aus der Kirche, leisen Schrittes, geht sie hinaus in die flimmernde Nacht.

Nicht zu dem Hause, das einst ihr Haus war, zu dem Tempel geht sie, wo der Göttergott gewohnt hat, denn dort, das weiß sie, ist einer, der ihrer wartet.

Wenn dann ihr Fuß im Grase rauscht, geht ein Zucken durch die steinerne Gestalt, wenn sie die weiße Hand auf die Brust des Giganten legt, auf die Stelle, wo in Leibern das Herz schlägt, leuchtet sein Antlitz, und wenn sie ihm zu Häupten tritt, dann ertönt ein Laut, wie der Nachhall einer verschollenen Welt. Das ist der Gigant, der die Göttin begrüßt.

Ihm antwortet alsdann die Göttin, und beide sprechen zueinander. Was sie sprechen — wer hat es gehört? Und wenn einer es gehört hätte, wer vermöchte es wiederzugeben? Aber sie nennt ihn Bruder, und er nennt sie Schwester, denn sie wissen, daß sie Geschwister sind, Kinder der großen Liebe, beide geboren aus einem und demselben Leben, das unsichtbar wurde, damit sie sichtbar blieben, und sich aufgab, damit sie lebten.

So sind sie beieinander in der einen Nacht, die alle hundert Jahre einmal wiederkehret, und bleiben beieinander, bis über dem Ionischen Meere das Zwielicht graut und ihnen verkündet, daß sie scheiden müssen.

„Wirst du wiederkommen in hundert Jahren?“ fragt dann der Bruder; und: „Ich werde wiederkommen,“ antwortet die Schwester; denn beide wissen, daß sie leben werden in hundert und aber hundert und tausend Jahren, weil das unsterbliche Teil der Welt in ihnen ist, die Seele.

Ein Wort über Weimar

(1903)

Ich bin wieder einmal in Weimar gewesen und freue mich, daß ich dort war. Wenn ich Arzt wäre, würde ich meine Patienten nicht immer nur nach Karlsbad oder Marienbad, nach Kissingen, Nauheim, Homburg und wie die Bäder alle heißen, ich würde sie nach Weimar schicken. Es weht dort eine starke und kräftige, eine Höhenluft, die dem Körper gut tut, und zugleich eine weiche, stille, eine Feiertagsluft, in der die Seele sich wohl fühlt. Wie sich das beides vereinigt? Ja — das ist eben das Geheimnis von Weimar. Denn dieses Gewirr von Häusern und Häuschen, das sich vor den Augen des Besuchers, der aus dem Bahnhof hinaustritt, durch die freundliche mit grünenden Bäumen bepflanzte Sophienstraße in sanftem Abstieg zum Ilmtal hinuntersenkt, diese kleine und große, lustige und nachdenkliche, alte und immer junge, eigentlich nicht schöne und überall so bezaubernde Stadt, dieses Weimar, ist eben der Widersprüche voll, wie das ganze widerspruchsvolle Deutschland, geheimnisvoll wie dieses, ja in dem sonderbaren Deutschland, das fortwährend kopfschüttelnd über sich selber grübelt, heut wie vor hundert Jahren das kompakteste, das größte Geheimnis.

Und jetzt, als ich dort war, hatte es seine gute Stunde: Der Frühling war über die Thüringer Hügel geschritten, von Schwalben umflattert, deren Jauchzen sich anhörte, als rief eine der anderen „die Ilm! die Ilm!" zu, und hatte seinem lieben Töchterchen, der guten Stadt Weimar, ein leuchtendes Gewand über die Schultern gehängt! Im Park duftete der Faulbaum und der Flieder, und aus den Gärten im Innern der Stadt — deren sind viele — aus den Gärten rings um die Stadt herum — deren sind unzählige — wie Schneewolken, die aus der Erde dampfen, quollen die blühenden Apfelbäume, mit weißem Flockenschwall übergossen.

O Weimar, du holdseliges Nest! Wie ein rotwangiges Thüringer Mädchengesicht, so sahst du aus in deinem duftenden Kleid, wie ein blondes Köpfchen, dem man die Locken gepudert hat, um seiner Lieblichkeit einen besonderen Reiz zu verleihen!

Aber nicht das äußere Gewand nur, ein tieferer, ein innerlicher Beweggrund ist es, der mich immer wieder nach Weimar zieht, die Erfahrung, daß man daselbst etwas lernen kann. In-

dem ich dies niederschreibe, sehe ich, vorschauenden Blicks, mehrfache Berliner Gesichter sich zu spöttischem Lächeln verziehen, „wir — etwas von Weimar lernen?“ Ja, teuere Mitbürger, gerade ihr, gerade wir zeitungsfressenden, Nachrichten verschlingenden Großstädter können etwas sehr Wertvolles von dem stillen Weimar lernen, etwas, das damit anfängt, daß man eine schlechte Gewohnheit, das Zeitung-Lesen verlernt. Zu den perversen Leidenschaften, an denen unser heutiges geistiges Leben krankt, rechne ich in erster Linie das massenhafte, wüste, öde Insichhineinstopfen von Zeitungslektüre, diese Scheintätigkeit, die keine wahre Tätigkeit ist, diese geistige Geschäftigkeit, die keine geistige Beschäftigung ist, diese schlimmste Methode der Versimpelung, weil jeder, der durch seinen Zeitungsreporter erfahren hat, was sich da draußen in der Welt begibt, sich nun für „den Mann seiner Zeit“ hält. Wer von uns denkt denn noch mit eigenen Gedanken? Unser „Organ“ denkt in uns; wer spricht noch mit eigenen Worten? Unser „Organ“ leitartikelt von unseren Lippen; wer von uns ist überhaupt noch ein Ding für sich, eine Persönlichkeit, ein Individuum? Futterale, mit Preßfüllsel gestopft, das sind wir, und weiter nichts. Und da gibt es nun einen Ort, wo dieses zehrende Fieber, diese krankhafte Sucht nach Neuigkeiten und Begebenheiten und Sensationen plötzlich von uns abläßt, von uns absinkt, wie eine Last, wie ein Alb, wie etwas, daß man für ein Nahrungsmittel gehalten hat, während es nur ein Narkotikum war. Man hört auf, Zeitungen zu lesen; man hält es anfangs kaum für möglich, daß man das kann; allmählich kommt man dahinter, daß es geht, daß es ganz gut geht. Schließlich merkt man, daß es vortrefflich geht. Wenn am ersten Morgen nach meiner Ankunft der Kellner bei mir anfragt, ob ich eine Zeitung wünsche, erwidere ich einfach „nein“; wenn er am zweiten Morgen die Frage wiederholt, werde ich grob. Und wenn man dabei ein Abnehmen seines Intellekts bemerkte. Aber wirklich — nein. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber ich habe noch nie bemerkt, daß ich dümmer aus Weimar nach Berlin zurückgekommen bin, als da ich hinfuhr. Eher im Gegenteil. Während der Rückreise wenigstens komme ich mir beinah noch ein wenig gescheiter vor, als während meiner Berliner Existenz, wenigstens bis Jüterbog; von da pflegt dann der gewöhnliche Geisteszustand wieder einzutreten.

Wie erklärt man nun das Wunder, das von diesem selt-

samen Orte ausgeht. Ja — das ist eben wieder einmal ein Geheimnis von Weimar. Ich für mein Teil glaube, daß es am Boden liegt. Nicht an dem Boden als Erdreich, insofern man ihn mit geognostischem Blick betrachtet, sondern an dem Boden, über den einstmals so große, herrliche Menschen dahingewandelt sind, mit so weiten, Zeit und Ewigkeit umspannenden Gedanken im Kopfe, mit so tiefen, die ganze Menschheit umfangenden Gefühlen in der Seele. Das hat sich dem Boden, der Luft, der ganzen Atmosphäre dieser Stadt wie eine zu lebendigem Bestandteil gewordene Erinnerung eingeprägt, das atmet aus ihr aus, wie eine den gegenwärtigen Menschen mit suggestiver Macht umspinnende und berauschende unsichtbare Gewalt. Über dem Verlernen fängt man an zu lernen, über dem Vergessen der Tagesfragen fängt man an, sich zu erinnern, daß es größere Fragen als die Tagesfragen gibt, Fragen, die mit den Grundbedingungen der Menschheit, insbesondere der deutschen, ihren Eigenschaften und ihren daraus sich ergebenden Schicksalen zusammenhängen, große, bleibende, ewige Fragen. Darüber fängt man an, nachzudenken. Und weil auch ich, als ich jetzt wieder in Weimar war, so getan habe, sei es mir gestattet, mit ein paar Worten Rechenschaft von dem zu geben, was ich so bei mir im stillen gedacht habe.

Es geht jetzt auf Pfingsten, und wenn Pfingsten für alle Welt ein „liebliches Fest“ ist, so war es das bisher für Weimar ganz besonders. Seit nunmehr beinahe zwanzig Jahren kam an jedem Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu geschäftlicher Beratung und festlich-feierlicher Sitzung zusammen. Das bedeutete für die Stadt Weimar, abgesehen von finanziellen Erwägungen, jedesmal eine freudige Zeit, das bedeutete für all die Männer und Frauen, die aus allen Teilen Deutschlands und Deutsch-Österreichs daherpilgernd, sich an den Ufern der Ilm ein Stelldichein gaben, ein paar wirklich weihevolle Stunden. Ein großer Name war die Losung, die sie rief; der große Name wurde zum tiefen, alle die einzelnen erfüllenden und verbindenden Gedanken, und dieser Gedanke, in gegenwärtige Sprache übersetzt, lautete: „Es gibt noch eine deutsche Literatur, und deutsche Literatur ist auch heute noch eine erlösende Macht.“ Denn erlöst von der Anmaßung des Alltags, der sich unverschämterweise Wirklichkeit nennt, während er nur das vorüberflatternde Gewölk

am Himmel der wahren Wirklichkeit ist, erlöst vom Egoismus der Werkeltagsarbeit und erlöst von dem greulichen Geklapper der parlamentarischen Redemaschine waren die Tagfahrer zum Goethe-Tage. Wenn sie durch die Straßen der Stadt schritten, in denen die Weimarer Frauen und Mädchen, festlich geschmückt und fröhlich gestimmt, heraufwogten und hinab, wenn sie das dunkel-eherne Doppelstandbild unserer beiden teueren Großen aus grünem Laubschmuck herauswachsen sahen, zu ihren Füßen Kränze mit Widmungsbändern gehäuft, dann ward ihnen zumute, als wäre ein fürstlicher Besuch in Weimar angekommen; nicht ein fremder „Souverän", der durch ein waffenstarrendes Spalier von Truppen einfährt, um nach einigen Tagen fremd, wie er gekommen, wieder fremd davonzugehn, dem die Ansprachen, mit denen man ihn begrüßt, erst verdolmetscht werden müssen, weil er unsere Sprache nicht versteht — nein, eine ihnen allen, uns allen bekannte, vertraute, verständliche große Persönlichkeit, die eigentlich gar nicht erst zu kommen brauchte, weil sie immer gegenwärtig war, die man aber nur einmal im Jahr, eben an diesem merkwürdigen Tage zu sehen bekam und zu hören, weil man an diesem Tage den Alltagsstaub von der Seele geschüttelt, an diesem Tage die Wortdrescherei, die Nörgelei, die Simpelei da draußen nicht hörte, der heilige, der unsterbliche Geist der deutschen Poesie.

Wenn sich alsdann am Sonntag Mittag die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft im großen Saale der Erholung am Karlsplatze zu Weimar versammelten, mitten unter ihnen der alte Großherzog Karl Alexander, seine greise Gemahlin, die Großherzogin Sophie an seiner Seite, durch keine Erhöhung des Stuhles, kein irgendwelches äußere Zeichen von der Gesellschaft unterschieden oder getrennt, mit ihrem Gefolge auf einer einfachen Stuhlreihe sitzend, wie alle übrigen, dann war der Gruß, den die ehrerbietig sich erhebende Versammlung ihnen darbrachte, kein leeres Zeremoniell, es war eine aus aufrichtigem Herzen kommende, dankbar bewußte Huldigung; dann war die Stimmung, mit der man dem Vortrage des Festredners lauschte, keine unter konventioneller Maske versteckte Langweile, es war echte, rechte Feststimmung, und als ein echtes, rechtes Fest genossen alle Anwesenden den Zauber dieser Stunde. Die „Familie Weimar" war unter sich. Als einen Vorgang von symbolischer Bedeutung empfand man es, daß das Haus der Ernestiner, das edle Haus,

das nie gefehlt hat, wo es der Betätigung geistigen Lebens in Deutschland galt, auch jetzt, wo deutsche Menschen sich in einem Allerheiligsten des Geistes zusammenfanden, mitten unter ihnen war.

Es kam dann der traurige Tag, an dem von den zwei fürstlichen Persönlichkeiten nur noch die eine, der alte Großherzog Karl Alexander erschien, wenige Jahre darauf der noch düsterere Tag, an dem auch sein Platz leer blieb. Und nun im darauf folgenden, im vorigen Jahre 1902 geschah etwas, was noch nie geschehen war, solange die Goethe-Gesellschaft besteht, es erschien zu ihrer Versammlung überhaupt kein Großherzog von Weimar mehr; zum ersten Male seit ihrem Bestehen tagte die Goethe-Gesellschaft ohne ihren Protektor. Über die Mißstimmung, die das Fernbleiben des jungen Großherzogs hervorrief, versuchte man hinwegzukommen, indem man von Abhaltungsgründen sprach, die ihn ferngehalten hätten — aber es war ein Scheintrost; jedermann wußte, daß nichts vorgelegen hatte, was sein Kommen verhindert hätte. Er hatte nicht kommen wollen.

Unter diesen Umständen blieb nur die Hoffnung auf das nächste, das gegenwärtige Jahr 1903, nur die Hoffnung übrig, daß der junge Großherzog die Worte, die die Goethe-Gesellschaft in ehrerbietiger aber verständlicher Form an ihn gerichtet hatte, ihn seiner Stellung als Protektor erinnernd, hören und vernehmen würde. Im Winter verlobte sich der Großherzog Wilhelm Ernst mit der Prinzessin Karoline von Reuß. Die Freude über das schöne Ereignis erhielt einen noch besonderen Einschlag durch die Nachricht, daß die junge Fürstin rege literarische Interessen mitbringe. Nun glaubte man einer fröhlichen Wiederkehr, gewissermaßen einer Wiederauferstehung des Goethe-Tags entgegensehen zu dürfen. Man sagt sich, daß es keine raschere, glücklichere Einführung der jungen Großherzogin in die literarischen Verhältnisse des Weimarer Landes geben könne, als indem sie unmittelbar nach ihrer Vermählung mit den Mitgliedern des Goethe-Tags, in dem sich doch nun einmal das literarische Leben Weimars symbolisch verkörpert, persönlich bekannt gemacht würde, man sah sich im Geiste als „Familie Weimar“ wiederum um ein freundlich waltendes Ehepaar aus dem Hause der Ernestiner versammelt. Es sollte anders kommen.

Gegen Ende März dieses Jahres ging den überraschten Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft ein Schreiben des Vor-

standes zu, des Inhalts, daß, weil der Einzug des jungen großherzoglichen Paares in Weimar in der Woche vor oder nach Pfingsten zu erwarten sei, die diesjährige Versammlung der Goethe-Gesellschaft nicht, wie üblich, am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten, sondern schon am Sonntag vor Pfingsten, am 24. Mai stattfinden würde. Einen besonderen unerfreulichen Beigeschmack erhielt das unerfreuliche Schreiben durch die Mitteilung, daß der bereits angekündigte Festvortrag für dieses Jahr ausfallen würde, auf das nächste Jahr verschoben sei, und daß die diesjährige Versammlung einen rein geschäftlichen Charakter tragen würde. Der tatsächliche Hergang, der diesem farblosen Schriftstück zugrunde liegt, ist der, daß der Einzug des großherzoglichen Paares ursprünglich auf den Donnerstag nach Pfingsten angesetzt worden war. Bei der Fülle von Deputationen, die zu der Gelegenheit aus dem Lande erwartet werden, wäre am Sonnabend und Sonntag kein Unterkommen für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu finden gewesen; außerdem wäre das großherzogliche Paar durch Empfangsverpflichtungen anderer Art verhindert gewesen, dem Goethe-Tage beizuwohnen. Nachdem dieses Schreiben an seine verschiedenen Bestimmungen gelangt war, trat plötzlich eine Abänderung aller bisherigen Anordnungen ein. Der Einzug des großherzoglichen Paares findet nicht erst am Donnerstag, sondern schon am Dienstag nach Pfingsten statt. Von Dienstag bis Sonnabend und Sonntag wird der Strom von Deputationen und Gästen ja wohl wieder abgeflossen sein; es hätte mithin der Goethe-Tag ganz wie in früheren Jahren üblich, am Sonntag nach Pfingsten abgehalten werden können — aber er wird es eben nicht. Die Verschiebung auf den 24. Mai bleibt bestehen, der Festvortrag bleibt abgesagt; der Großherzog, der am 24. Mai noch gar nicht in Weimar ist, wird dem diesjährigen sogenannten Goethe-Tage nicht beiwohnen, und in weitesten Kreisen fragt man sich, ob nach solchem Vorgange überhaupt noch jemals ein Goethe-Tag wieder in Weimar zusammenkommen wird.

Meine Verehrung für das Haus der Ernestiner, meine Liebe zur Stadt Weimar, das Bewußtsein, daß es sich um eine wirklich bedeutende Sache handelt, machen es mir zur Pflicht, unumwunden und ohne Ansehen der Person auszusprechen, was ich von diesem allen denke:

Zunächst die Stellung des jungen Großherzogs zum Goethe-

Tag: Indem der Großherzog seinen Einzug auf Donnerstag nach Pfingsten ansetzte, wußte er, daß er es sich dadurch unmöglich machte, dem Goethe-Tag beizuwohnen. Lag eine Notwendigkeit vor, gerade den Donnerstag zu wählen? Nein. Jeder andere Tag stand ganz ebenso zur Verfügung; der Großherzog selbst hat es bekundet, indem er nachträglich statt des Donnerstag den Dienstag für seinen Einzug bestimmte. Die Abänderung erfolgte aber erst, nachdem der Vorstand der Goethe-Gesellschaft den Tag auf einen Termin verschoben hatte, an dem der Großherzog erst recht in der Unmöglichkeit war, am Goethe-Tag sich zu beteiligen. Hier kann also nicht mehr von Zufall gesprochen werden, es liegt eine Absicht vor. Und wenn man an das vergangene Jahr zurückdenkt, wo er gleichfalls ohne zwingenden Grund fernblieb, so kommt man notgedrungen zu dem Schluß: der Großherzog Wilhelm Ernst will vom Goethe-Tag nichts wissen. Das ist bedauerlich, aber es ist eine Tatsache, und Tatsachen muß man feststellen, weil man mit ihnen rechnen muß; durch Verschweigen schafft man sie nicht aus der Welt, wohl aber beraubt man sich dadurch der eigenen Sicherheit.

Bleibt die weitere Frage: warum will der Großherzog nicht? Hält er den Goethe-Tag für etwas Wertloses? Dann würde er sich im Irrtum befinden, denn der Goethe-Tag ist nicht etwa eine leere akademische Gepflogenheit, die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft bedeutet für unsere heutige deutsche Literatur etwas ganz Bestimmtes, Wertvolles, ja Notwendiges: in unserer heutigen Literatur, in welcher Richtungen und Strömungen nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern mit unheimlicher Hast beinah schon von Jahr zu Jahr wechseln, bedeutet sie den großen, ruhenden Punkt, das Schwergewicht, ohne welches unsere Literatur zu fahriger Spreu zerstieben würde. Es ist eine Lebensbedingung für die Literatur eines jeden Kulturvolks, daß sie über einen gesicherten Besitzstand verfügt, der einen Wert an sich, und zugleich einen Wertmesser für die übrige Produktion darstellt, über einen Besitz, der unverlierbar ist, weil er im Bewußtsein der Nation begründet ruht, der keiner Verminderung und Verkleinerung unterworfen ist, weil er nicht mehr der Kritik, sondern nur noch der Betrachtung angehört. Das ist die klassische Literatur eines Volks. Wie jede Kulturnation besitzen auch wir Deutschen eine solche; aber während die roma-

nischen Nationen, denen ja ein viel größerer Respekt vor ihrer Sprache innewohnt, als uns, sich in ehrfürchtiger Scheu vor ihrer klassischen Literatur beugen, ihre Aufrechterhaltung als eine nationale Pflicht, jedes Betasten derselben als einen nationalen Frevel empfinden, steht es bei uns in Deutschland keineswegs so. Der dem deutschen Geiste anhaftende Zug zum Radikalismus bringt es mit sich, daß die Werke unserer Klassiker auch heute noch in den Meinungsstreit der Gegenwart hineingezerrt werden, und die Folge davon ist, daß unser Volk nicht zum Bewußtsein seines Reichtums und damit nicht zu dem gesunden Stolze gelangt, den jedes auf sich selbst gestellte Volk zur Erfüllung seiner Kulturaufgaben braucht.

Einem Volke, das an solchen Mangeln krankt, muß geholfen werden; und der deutschen Nation diese Hilfe zu bringen, das eben ist das Werk, zu dem sich die Goethe-Gesellschaft zusammengefunden hat, deren Bemühen dahin geht, die Bedeutung des größten unserer Klassiker und unserer klassischen Literatur überhaupt dem deutschen Lande durch Wort und Schrift immer weiter und immer eindringlicher zum Bewußtsein zu bringen. Das, was das Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar in sinnlich wahrnehmbarer, greifbarer Weise vollbringt, daß es die Schätze unserer klassischen Literatur, die es in der Urschrift aufbewahrt, den Besuchern vor Augen führt, das will die Goethe-Gesellschaft und der Goethe-Tag in belehrender, erklärender, darstellender Weise ebenfalls vollbringen.

Sollte sich der junge Großherzog all dieser Dinge nicht bewußt sein? Er ist Erbe des Goethe-Schiller-Archivs geworden — sollte er sich nicht bewußt sein, daß er damit zugleich Erbe der Tradition geworden ist, die ihn die Bestrebungen der Goethe-Gesellschaft unterstützen, den Goethe-Tag aufrecht erhalten heißt. Und diese Tradition — wäre es denn wirklich denkbar, daß er sie nur als eine äußerliche Pflicht, gewissermaßen als ein lästiges Hausgesetz empfinden sollte, von dem man sich eben freimacht, sobald man Macht dazu hat? denkbar, daß er nicht empfinden sollte, daß sie das durch die Jahrhunderte geweihte Erbe darstellt, das ihm von seinen Ahnen, seinem Hause, von den Ernestinern überliefert worden ist, unter deren Schutz und Schirm das unsterbliche Denkmal der deutschen Sprache entstanden, der Grundstein gelegt worden ist, auf dem unsere heutige deutsche Sprache ruht, die Bibelübersetzung Luthers?

Ja, es muß ihm gesagt werden, und wenn kein anderer es tut, so will ich es tun, daß es die Pflicht eines Großherzogs von Weimar ist, dafür zu sorgen, daß eine Institution, wie der Goethe-Tag eine ist, nicht verkommt, nicht abstirbt und elend unter der Gleichgültigkeit der gleichgültigen Menge erstickt! Daß es die Pflicht eines jeden, dem Hause der Ernestiner Angehörigen ist, mitzuarbeiten, mitzuschaffen an dem Heiligtum der deutschen Nation, an der deutschen Sprache!

Man erzählt sich, daß der junge Großherzog sich vor dem Goethe-Tage scheue, weil er nicht bewandert genug in Goethes Schriften sei, um sich mit den „Goethe-Philologen" unterhalten zu können. Kein Mensch verlangt das von ihm. Auch ich rechne mich keineswegs zu den Goethe-Philologen und fühle mich völlig außerstande, mich philologisch über ihn zu unterhalten. Aber man kann einen großen Dichter verehren, auch wenn man nicht in der Lage ist, über jede Falte und jede Naht in seinem Gewande Auskunft zu geben. Das, was wir von ihm wünschen, wünschen müssen, ist einzig und allein, daß er dabei sei, daß er durch seine Anwesenheit seine Teilnahme an der großen Sache bekunde, daß er sich vergegenwärtige, daß, wenn er fern bleibt, er all die Elemente, die schon jetzt nur mit lauer, halber Seele der Sache angehören, zum völligen Abfall auffordert, weil nun einmal der Goethe-Tag, so wie er entstanden ist und zur Zeit noch besteht, in dem Großherzog von Weimar sein Haupt erkennt, und weil ein Körper abstirbt, wenn das Haupt versagt.

Und nun der Vorstand der Goethe-Gesellschaft.

Daß die Stellung des Vorstandes unter den obwaltenden Verhältnissen eine schwierige geworden ist, wird kein gerechter Beurteiler leugnen. Leider aber muß hinzugesetzt werden, daß er der Schwierigkeiten nicht Herr geworden ist. So wie sich die Sachlage gegenwärtig entwickelt hat, bietet sie ein ans Komische, beinah ans Lächerliche streifendes Bild dar; wenige Tage, nachdem in feierlichem Rundschreiben die Unmöglichkeit betont worden ist, den Goethe-Tag zur gewohnten Zeit abzuhalten, ändern sich die Dinge, und es fällt jede Unmöglichkeit fort, den Goethe-Tag wie immer am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten zusammentreten zu lassen. Jedem Unbefangenen drängt sich hierbei die Frage auf, ob der Vorstand die Verschiebung des Termins nicht voreilig beschlossen hat, ob es nicht

unter allen Umständen geboten gewesen wäre, mit der Entschließung zu warten, bis daß die Entscheidung des Großherzogs über seinen Einzug in Weimar endgültig feststand. Liest man das Rundschreiben genau durch, so findet man darin eine Stelle, die in ihrer Unklarheit einen beinah zweideutigen Eindruck erweckt. Gleich im ersten Satze heißt es daselbst: „Der Einzug des Großherzogs und der Großherzogin findet in Weimar in der Woche vor oder nach Pfingsten statt. Wenn der Einzug vor Pfingsten stattfand, dann lag absolut keine Veranlassung vor, den Goethe-Tag zu verschieben, dann wären, wenn am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft zusammengekommen wären, längst alle Deputationen und sonstigen Einzugsgäste wieder aus Weimar fortgewesen und die Goethe-Gesellschaft hätte reichlich Unterkommen gefunden. Also, was soll dieser Satz? Wie ist er zu verstehen? Etwa so, daß die Verschiebung des Goethe-Tages eine unter allen Umständen beschlossene Sache war? Dann fragt man sich staunend „warum". Dann kommt man zu Schlußfolgerungen, die ich hier nicht bis ins einzelne ausführen will, weil sie zu unangenehm sind, die aber jeder, der meine obigen Ausführungen gelesen hat, sich selber machen kann, Schlußfolgerungen, die dem Vorstande der Goethe-Gesellschaft vielleicht unrecht tun, die er sich aber selbst zuzuschreiben hat, wie jeder, der in einer Sachlage, wo nur offenes, unumwundenes Sprechen zur Klarheit führen kann, sich hinter Halbheiten und Unklarheiten deckt.

Nun aber weiter. Nachdem einmal der Goethe-Tag auf den Sonntag vor Pfingsten verlegt war, warum mußte dann, wie es geschehen ist, der Festvortrag abbestellt werden? Der Vorstand erklärt diese Maßnahme in seinem Rundschreiben damit, daß, bei der Verrückung des Goethe-Tages kurz vor die Pfingstferien, vielen der Mitglieder der Besuch der Versammlung erschwert und der Besuch überhaupt beeinträchtigt sein dürfte. Diese Erklärung erscheint mir dürftig. Weimar ist nicht schwer zu erreichen; ich glaube, daß diejenigen, die Lust und Gelegenheit gehabt hätten, am Sonntag nach Pfingsten zu kommen, ganz ebenso gern und gut auch am Sonntag vor Pfingsten gekommen wären. Jetzt allerdings, da man im Schoße des Vorstands beschlossen hat, der Versammlung einen rein geschäftlichen Charakter zu geben, wird es vermutlich anders, sehr anders

werden. In den Kreisen, in denen ich über die Angelegenheit gesprochen habe, ist mir die Ansicht entgegengekommen, daß die diesjährige, eben in dem Rundschreiben enthaltene Einladung zum Goethe-Tage eigentlich eine Ausladung sei, daß man ihren eigentlichen Inhalt dahin zu verstehen habe: „Ihr werdet gebeten, zu Hause zu bleiben.“ Und das ist ganz natürlich. Denn die geschäftlichen Abmachungen sind für uns Mitglieder der Goethe-Gesellschaft etwas ganz Nebensächliches: das warum wir nach Weimar kommen, ist, daß wir uns wieder einen Atemzug aus der heroischen Luft holen wollen, in der unsere Geistesheroen geatmet haben. Von heroischer Luft ist aber in diesem Jahre in Weimar wenig zu spüren.

Als Tatsache bleibt bestehen, daß der Goethe-Tag in diesem Jahre ein verstümmeltes Gesicht zeigen, in Wahrheit gar kein Goethe-Tag sein wird. Und wenn in dem Rundschreiben ausgesprochen wird, daß der in diesem Jahre ausgefallene Festvortrag im nächsten Jahre gehalten werden soll, wenn also unsere Hoffnungen wieder auf nächstes Jahr vertröstet werden, so frage ich, woher man angesichts der Vorgänge, die sich im vergangenen und in diesem Jahre begeben haben, ehrlicherweise solche Hoffnungen hernehmen kann?

Nein — so wie die Dinge augenblicklich liegen, erscheint mir die gesamte Zukunft der Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Tages im höchsten Maße problematisch. Das muß ausgesprochen werden, klipp und klar und unzweideutig. Nur wenn man sich ohne Verschleierung über die Sachlage klar ist, kann man erwägen, was zu ihrer Heilung zu geschehen hat.

Zu einer solchen Heilung gehört zweierlei: einmal von seiten des Großherzogs, daß er seine ablehnende Haltung gegenüber der Goethe-Gesellschaft aufgibt, den Wert und die Bedeutung des Goethe-Tages erkennen lernt; dann von seiten des Vorstands, daß er sich und damit die Goethe-Gesellschaft auf eigene Füße zu stellen lernt. Der Vorstand muß sich absolute Klarheit darüber verschaffen, ob der junge Großherzog dem Goethe-Tage sein Interesse fürderhin zuwenden will oder nicht. Sollte das letztere der Fall sein, so wird der Vorstand einer solchen Sachlage gegenüber feste und bewußte Stellung zu nehmen haben. Er wird sich zu sagen haben, daß ihm eine Institution anvertraut ist, die zwar dem Protektorate der Großherzöge von Weimar unterstellt, von ihnen aber nicht geschaffen ist, daß es

also erforderlichen Falles auch ohne sie gehen kann und gehen muß. Von deutschen Männern, im Interesse der deutschen Literatur ist die Goethe-Gesellschaft gegründet worden — Schmach und Schande für Deutschland wäre es, wenn solche Männer nicht imstande sein sollten, aus eigener Kraft die materiellen und geistigen Hilfsmittel aufzubringen, um ihr Werk am Leben zu erhalten, wenn sie ihr Werk zugrunde gehen ließen nur deshalb, weil es am höchsten Orte nicht das Verständnis findet, das sie dort zu finden erwartet hatten. Dann wären wir keine Deutschen mehr, sondern Byzantiner!

Darum bin ich der Meinung, daß der Vorstand in diesem Jahre anders hätte verfahren sollen, als er getan hat, daß er den Goethe-Tag nicht hätte verschieben oder, wenn er ihn verschob, den Festvortrag nicht hätte ausfallen lassen, daß er den Goethe-Tag ganz in der gewohnten Weise hätte abhalten sollen, ohne sich von der Anwesenheit oder Nichtanwesenheit des Großherzogs beeinflussen zu lassen.

Ich bin aber ferner der Meinung, daß der Vorstand diese Stunde, die ich als eine Schicksalsstunde für unsere Gesellschaft empfinde, dazu benutzen sollte, einmal an sich selbst eine Prüfung von Herz und Nieren vorzunehmen, einmal zu untersuchen, ob nicht vielleicht in der inneren, geistigen Organisation unserer Vereinigung Mängel enthalten sind, die die ablehnende Haltung des jungen Großherzogs und alle daraus sich ergebenden Übelstände einigermaßen begreiflich machen. Und indem ich auf diesen Punkt zu sprechen komme, mache ich mich zwar auf ein „Hallo" von seiten der Goethe-Philologen gefaßt, ich werde aber dennoch sprechen, weil ich mir bewußt bin, im wahren Interesse der Sache zu sprechen.

Als ein Fehler nämlich, als ein wunder Punkt in unserem Tun erscheint mir die ausschließliche, einseitige Beschäftigung mit Goethe und nur mit ihm. Unsere Gesellschaft hat ihren Namen von Goethe — das weiß ich; Goethe ist unser erster — das erkenne ich gleichfalls an. Aber er ist nicht unser einziger. Ich habe es als meine Auffassung von der Aufgabe und dem Zweck der Goethe-Gesellschaft ausgesprochen, daß sie das Bewußtsein vom Vorhandensein und vom Werte einer klassischen deutschen Literatur in Deutschland verbreiten und vertiefen soll. Bei dieser Auffassung bleibe ich, und ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft nur dann zu einem lebendigen

Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke aller unserer Klassiker zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht. Zu unseren Klassikern aber gehören neben Goethe noch andere, in erster Linie Schiller. Wenn die Goethe-Gesellschaft so fortfährt, wie sie jetzt tut, daß sie alle außer Goethe beinah geflissentlich verschweigt und übergeht, dann verkennt sie ihren wahren, höheren Zweck, dann wird der Name, den sie trägt, der als eine Bezeichnung von symbolischer Bedeutung aufzufassen ist, äußerlich und falsch aufgefaßt und zur lähmenden Schranke, dann geraten wir in Gefahr, zu einer Philologenversammlung zu werden, der weder die moderne deutsche Literatur, noch das deutsche Volk nachfragt. So wie die Goethe-Gesellschaft jetzt verfährt, ist sie dazu auf dem besten Weg. Es ist ein offenes Geheimnis, daß jetzt schon viele Mitglieder der Gesellschaft diese Einseitigkeit längst empfinden, es ist sehr wohl denkbar, daß der junge Großherzog, der ein notorischer Verehrer Schillerscher Dramatik ist, sich durch das ausschließliche Betonen Goethes abgestoßen fühlt, und schließlich, es ist dem allen auf das leichteste abzuhelfen:

Das Goethe-Schiller-Archiv, in dem nicht nur die Schriften Goethes, sondern auch die seiner großen Genossen, ja sogar die Manuskripte jüngerer und jüngster Dichter aufbewahrt werden, bietet uns das Vorbild für ein künftiges ersprießliches Tun. Möge Goethe unser Hauptaugenmerk, möge die Herausgabe der Sophien-Ausgabe das große Werk der Goethe-Gesellschaft bleiben — aber man lasse im Repertoir der Festvorträge Wechsel und Wandel eintreten. Wenn immer, immer und immer nur über Goethe gesprochen wird, so muß das schließlich zur Künstelei und Wiederkäuerei führen. Also lasse man auch über Schiller, Herder und Wieland, über Heinrich von Kleist, die Romantiker, ja über die hauptsächlichen Vertreter des jungen Deutschland, Otto Ludwig, Hebbel und Gutzkow sprechen. Weder vom moralischen, noch vom literarischen Standpunkte aus vermag ich irgend etwas zu entdecken, was meinem Vorschlage entgegen wäre. Wenn die Satzungen der Goethe-Gesellschaft ihm widersprechen, so müssen die Satzungen geändert werden — Zöpfe sind dazu da, daß sie abgeschnitten werden. Wenn aber nichts gegen den Vorschlag spricht, so sprechen, meiner Überzeugung nach, Vorteile von höchster praktischer und idealer Bedeutung für ihn. Die Zahl derer, die zu Vorträgen berufen

werden könnten, würde sich verdoppeln und verdreifachen. Wenn es sich in Deutschland verbreitete, daß alljährlich einmal in Weimar wissenschaftlich gediegene Vorträge über die großen Vorgänge in unserer Literatur gehalten werden, so würden tausend Augen, die jetzt nicht einmal nach Weimar hinblicken, tausend Ohren, die jetzt nicht einmal dahin hören, sich mit einem Schlage auf den Kreis richten, in dessen Mitte solche Dinge zu holen sind, auf die Goethe-Gesellschaft. Dann mit einem Schlage wären wir nicht nur eine gelehrte, sondern eine literarisch lebendige Versammlung.

Möchte man im Vorstande der Goethe-Gesellschaft meinen Vorschlag beherzigen! Wenn der große Goethe aus seinem Drüben noch einmal unter uns träte, keinen stärkeren Befürworter würde der Vorschlag haben als ihn; als ihn, der sich freuen würde, daß wir uns bewußt sind, „zwei solche Kerle" besessen zu haben, der sich freuen würde, daß wir auch seinen „großen Freund" nicht vergessen haben.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb der Literaturhistoriker Koberstein an Ludwig Tieck einen Brief, worin er sich über die Alleinherrschaft beklagte, die Schiller damals in der deutschen Literatur ausübte. In den Tagen, in denen wir leben, ist es, als wäre Schiller ausgelöscht und als hätte es in Deutschland überhaupt nur einen Dichter, Goethe, gegeben. Wem es Spaß macht, darüber zu lachen, der lache und vergleiche unsere beiden Dioskuren mit den Eimern im Ziehbrunnen, von denen der eine in der Tiefe verschwinden muß, wenn der andere emporsteigt. Ich für mein Teil finde es nicht spaßhaft, sondern erbärmlich, daß wir Deutschen unserer Liebe und Bewunderung für einen großen Mann keinen anderen Ausdruck zu finden wissen, als daß wir ihn als Keule benutzen, um alles, was nicht er ist, mit ihm totzuschlagen. Welch eine plumpe Art der Wertschätzung! Welch eine miserable Auffassung von großer Persönlichkeit! Welch öde Verständnislosigkeit für das in der Literaturgeschichte aller Völker beinah einzige Schauspiel vom Ineinandergreifen, Sichergänzen zweier im innersten Kern verschiedener, durch das große Wollen verwandt gewordener großer Dichterindividualitäten! Soll dieser traurige Zustand, daß immer nur einer da sein darf und daß um ihn her Wüste sein muß, ein unausrottbar bleibender werden?

Soll das Wort vom „deutschen Dichterwald" immer nur ein Papierwort bleiben? Soll dem deutschen Volke nie das Bewußtsein gegeben werden, daß es einen solchen, von unzähligen Sangesvögeln belebten Wald, daß es einen großen, großen Reichtum besitzt? Soll ihm immer wieder gepredigt werden, daß seine Begeisterung von gestern eine dumme Begeisterung war, die heute nicht mehr erlaubt ist? Und soll eine auserlesene literarische Vereinigung, wie die Goethe-Gesellschaft eine ist, durch ihr Verfahren dazu beitragen, solch ein literaturfeindliches Tun und Treiben zu unterstützen, gewissermaßen zu sanktionieren? Nein, sie soll es nicht! Sie soll ihre Aufgabe erkennen, die darin besteht, daß sie im deutschen Dichterwald den innersten Hain, den heiligen Hain, in welchem die edelsten Sangesvögel, die klassischen Sänger hausen, abgrenzt, umfriedet und bewacht, gegen Eindringlinge bewacht, die hinein möchten und nicht hineingehören, gegen literarische Straßenjungen bewacht, die mit Steinen hineinwerfen möchten. Erkennen soll sie, die Goethe-Gesellschaft, daß sie an einer Stunde angelangt ist, wo es nur zwei Möglichkeiten noch für sie gibt: entweder altes Aktenpapier zu werden, das in irgendeinem Winkel verstaubt, vergilbt und vermodert, oder aufzuerstehen, aus eigener Willenskraft verjüngt, als ein lebendiges Glied am lebendigen Körper Deutschlands.

Zum 10. März

(1903)

In den Zeitungen flackert ein Gerücht auf: im Tiergarten soll eine Statue des jugendlichen Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelms I., errichtet werden; als Ort der Aufstellung, so heißt es, ist die Luiseninsel in Aussicht genommen.

Ich weiß nicht, ob es sich um einen festbeschlossenen Plan handelt, insbesondere, ob wirklich die Luiseninsel dazu bestimmt ist, das neue Denkmal zu tragen — aber das Gerücht allein, und der Schreck, den es mir verursacht hat, veranlaßt mich, der Sache einige Worte zu widmen.

In den Lebenserinnerungen der Oberhofmeisterin Gräfin Voß („Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe") steht unter

dem 19. Juli 1810 aus Hohen-Zieritz in Mecklenburg-Strelitz folgendes zu lesen:

„Ach, welch unglückseliger, fürchterlicher Tag. Ich hoffte die ganze Nacht vergebens, der König werde ankommen; um 1 Uhr ging ich auf einen Augenblick in mein Zimmer; man rief mich eilends zurück, da der Zustand der Königin jeden Moment schlimmer wurde. Endlich gegen 5 Uhr kam der König, aber die Königin hatte bereits den Tod auf der Stirn geschrieben — und doch, wie empfing sie ihn! mit welcher Freude umarmte und küßte sie ihn und er weinte bitterlich. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren mit ihm gekommen. Der König saß auf dem Rande des Bettes, und ich kniete davor; er suchte die erkalteten Hände der Königin zu erwärmen, dann hielt er die eine und legte die andere in meine Hände, um daß ich sie warm reiben sollte. Es war etwa neun Uhr; die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit geöffnet und aufwärts blickend, sagte sie: ‚Ich sterbe, o Jesu mach' es leicht.' — Ach, das war ein Augenblick, wie niemand ihn je vergißt. Ich bat den König, ihr die Augen zuzudrücken, denn der letzte Atem war entflohen. — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und aller, die umher knieten, war schrecklich. Der König, die Kinder, der Staat, der Hof, alle, ja alle haben alles auf der Welt mit ihr verloren."

Die Königin, von der hier gesprochen wird, war Luise, Königin von Preußen, und Prinz Wilhelm, der mit dem Vater gekommen, war der, welcher achtundsiebzig Jahre später als unser alter Kaiser Wilhelm den Weg gehen sollte, den damals die Mutter ging. Die Worte, die ich hier anführe, sind geschrieben von einer Frau, die ihrer Etikettenstrenge wegen bekannt, beinah spöttisch berühmt war; aber so furchtbar war in jener Stunde das menschliche Leid, daß auch in dieser strengen, starken Frau Etikette und Konventionalität unter der Last des Schmerzes zerbrach, daß sie für den Ausdruck ihres Gefühls Worte fand, die in ihrer aus dem Herzen dringenden Wahrhaftigkeit noch heute jedes Menschenherz erschüttern. Und weil dem allen so war, weil in jener Stunde dieser König so „unglücklich" war, das urewige Menschenleid, das vom geliebten Menschen scheiden heißt, so mit aller Gewalt zu tragen hatte und so mit brechendem Menschenherzen trug, darum wurde diese Stunde zum Ausgangs-

punkt für die große, tiefe, nie verlöschende Liebe, die von da an bis an seinen letzten Tag das preußische Volk an diesen seinen König, an Friedrich Wilhelm III., knüpfte. Denn das preußische Volk ist deutsches Volk, der deutsche Mensch ist der menschlichste Mensch, darum kann er seine Könige nur verehren, wenn er sie liebt, er kann sie nur lieben, wenn er in ihnen das Wahrzeichen des Menschentums, das menschlich fühlende Herz erkennt, und wenn dieses Herz den Gang des seinigen geht.

In ihrem Tagebuche schreibt die Gräfin Voß dann unter dem 20. Juli weiter:

„Sie ist fast gar nicht verändert; sie wurde geöffnet und man fand einen Polypen im Herzen, die rechte Lunge fast zerstört. Die Ärzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine Folge zu großen und anhaltenden Kummers — dessen hat sie viel, viel gehabt!“

Wer das heute liest, dieses „dessen hat sie viel, viel gehabt“, dem ist, als vernähme er, wie einen Nachhall des düsteren Wortes, ein aus tiefster Brust aufseufzendes „ja“. Aus der Brust eines Volkes kommt dieser Seufzer, des preußischen Volkes, aus dem Munde des preußischen Volkes ertönt dieses dumpfe, bestätigende „ja“. Ja, das preußische Volk wußte und weiß, daß diese Frau, diese seine Königin Luise, großen und anhaltenden Kummer gehabt hat, und daß das Leid, das sie erlitt, nicht nur für Gatten und Kinder, sondern für alle Angehörige ihres Volkes, des zertretenen preußischen Volkes ertragen worden ist. Darum geschah etwas Wunderbares: es wiederholte sich im neunzehnten Jahrhundert ein Vorgang, wie solche in der Urzeit stattgefunden haben, als noch nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit dichtete und die Werke schuf, die man Mythologien und Legenden nennt, das gesamte preußische Volk dichtete sich im neunzehnten Jahrhundert eine Legendengestalt. Das war die Königin, der das Herz um ihres Volkes willen brach, seine Königin Luise.

Denn die Legendengestalt ist nicht eine willkürlich erfundene, sondern eine aus der Wirklichkeit geborene Gestalt, an der Haß oder Liebe gearbeitet, gestaltet, phantasierend hinzugesetzt haben, bis daß eine neue, der ursprünglich wirklichen Gestalt nur noch in den hauptsächlichen Zügen ähnliche, in allem übrigen aber, sei es nach der Seite des Schrecklichen oder des Lieblichen, über diese hinausgehende Figur entstanden ist. Darum ist alle Volksdichtung Legendendichtung, denn das Volk dichtet nicht aus

ästhetischen, sondern aus Herzensbedürfnissen, immer nur aus Liebe, oder aus Haß. In diesem Falle nun hat es aus Liebe gedichtet, und so ist Königin Luise in unserer Vorstellung zu einer Persönlichkeit geworden, von der man kaum mehr zu sagen vermag, inwieweit sich ihr Bild mit dem Urbilde deckt, das einstmals in Fleisch und Blut gelebt hat. Der ganze Inbegriff von Frauenschönheit und Frauentugend, von Gattenliebe und Mutterzärtlichkeit, von königlicher Hoheit und königlicher Pflichttreue ist unserem Volke gegenwärtig, sobald ihr Name genannt wird.

Ein solches, nur im Bewußtsein noch vorhandenes Bild körperlich wieder zu erwecken, den schönen, schweifenden Schatten durch einen Denkstein, irgendein sichtbares, greifbares Zeichen an den Raum zu bannen, wo der Leib gewandelt war, das war ein wohl begreifliches, der menschlichen Natur entsprechendes Bedürfnis.

Ihm ist auf zweierlei Weise Genüge geschehen, in großer und in bescheidener, in erhebender und in rührender Art.

Dem Bildhauer Christian Rauch war es vergönnt, dem preußischen Volke seine „heilige Frau" zu schenken, indem er da draußen im Mausoleum zu Charlottenburg die zu Staub gewordene Gestalt im Marmor wieder auferstehen ließ. Wenn je ein Kunstwerk Zeugnis dafür abgelegt hat, daß die schaffende Phantasie des großen Künstlers überirdischen, von geheimnisvollen Quellen genährten Ursprungs ist, so ist es in diesem Bilde der schlummernden Königin geschehen, über dem die Luft zu zittern scheint, wie bewegt vom Hauche des herrlich-lieblichen Weibes, wie durchflüstert von den unausgesprochenen Worten der Tausende und Abertausende, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte an das Bild herangetreten sind und in Andacht davor gestanden haben.

Das ist das große, um es so zu bezeichnen, heroische Andenken, das wir von unserer Königin Luise besitzen — aber daneben gibt es noch eines, ein viel kleineres, unendlich kleines, viel bescheideneres, unendlich bescheidenes, aber in seiner Kleinheit und Dürftigkeit unendlich rührendes Andenken an sie, das ist die Luiseninsel im Tiergarten zu Berlin und auf der kleinen Insel der alte, kleine, vom alten Rotdorn überschattete Gedenkstein.

Ich weiß nicht, wann der Stein dort errichtet worden

ist[1]), aber es muß zu einer Zeit geschehen sein, als Berlin noch eine arme Stadt war, denn er ist arm und dürftig. Aber gerade, weil er das ist, ist er mir teuer und lieb, ja, mehr als das, er ist mir heilig, denn er mahnt mich der Zeit, als unser „armes“ Volk mit seinem „unglücklichen“ König um seine Königin weinte, und an die Zeit, als unsere Väter, mit einem Stück Brot im Brotsack und in zerrissenen Stiefeln auszogen in den Krieg, um bei Leipzig und Belle-Alliance die Schlachten zu schlagen und das Vaterland zu befreien.

Darum, als ich von jenem Gerücht las, durchzuckte mich der Schreck, es könnte Hand an die Luisen-Insel gelegt, an die Stelle des alten, schlichten Steins könnte etwas anderes gesetzt werden. Ich hoffe, daß meine Sorgen verfrüht, meine Worte unnötig sind, aber warnen soll man, solange es noch Zeit ist, darum spreche ich jetzt und sage: „Hände weg von dem geweihten Bezirk! Rührt nicht an den alten Stein auf der kleinen Insel! Es wäre ein Frevel an unserem Vaterhaus!“

Früher, als drüben über dem Wasser die friedlich-freundliche Gestalt Friedrich Wilhelms III., und nur diese aufgerichtet stand, und als der alte König mit dem menschlichen Herzen schweigend herüberblickte zu dem bescheidenen Stein, da war diese Gegend noch schöner als sie jetzt ist. Seitdem ist eine zweite Gestalt hinzugekommen, die man Königin Luise nennt, die aber mit ihren schweren Gliedmaßen, mit dem ausdruckslosen Gesicht, in ihrem Prachtgewand mit der knisternden und knasternden Atlasschleppe nicht meine, nicht die Königin Luise ist, wie sie im Bewußtsein ihres Volkes lebt. Eine fremde, nicht die wunderholde Frau aus dem Mausoleum, die nicht hinein gehört in den geweihten Bezirk. Und wenn ich zwischen ihr und dem alten Könige drüben hindurchgehe, ist mir, als sähe er an ihr vorbei, weil er sie nicht kennt, als sähe er immer und immer nur herüber zu dem alten, kleinen, verwitterten Stein, und als gedächte er der Stunde, als er auf dem Bettrand seiner Luise saß und ihre erkaltenden Hände in seinen Händen zu wärmen versuchte.

An der Prachtstraße Berlins, der Tiergartenstraße, durch einen schmalen Wassergraben von ihr getrennt, liegt das kleine

---

[1]) Der Denkstein ist, was Wildenbruch damals nicht wußte, von den Berlinern der Königin bei ihrer Rückkehr nach Berlin im Jahre 1809 errichtet worden. A. d. H.

Eiland, die Luisen-Insel. Ihr gegenüber, zwischen Regenten- und Bendlerstraße, erheben sich die Palasthäuser des modernen Berlin, alle Tage, um die Mittagstunde, rollt an ihr der Strom des spazierengehenden modernen Berlin vorüber. In den Häusern da drüben die blinkenden Spiegelscheiben sehen so aus, als blickten sie verächtlich über den alten, grauen, mit der Urnenschale geschmückten Denkstein hinweg, von den Vorüberspazierenden kaum einer oder der andere scheint Zeit und Gedanken übrig zu haben, einmal die Augen zur Seite zu wenden zu dem verwitterten Wahrzeichen. Dann aber kommt ein Tag im Jahre, da, wie durch einen Zauberschlag wird alles anders, das ist in jedem Jahre der 10. März. Dann ist es, als würde der alte, graue Stein wieder jung, er kränzt und schmückt sich mit Blumen, und hinter ihm das ganze Gelände, bis hinüber, wo der alte König steht, wird ein leuchtendes, wogendes Blumengefilde. Wie wenn ein Wunder geschehen wäre, so ist es, denn am 10. März ist noch nicht Frühling, hier aber, an dieser Stelle, dieser einzigen Stelle von Berlin ist es mit einem Male für einen Tag Frühling geworden, für den einen Tag, an dem vor nunmehr hundertsiebenundzwanzig Jahren dem preußischen Volk seine Königin Luise geboren wurde.

Wem die Beobachtung einer Volksempfindung von Wert und die in der Volksempfindung aufbewahrte geschichtliche Überlieferung heilig ist, der versäume nicht, an diesem Tag an die Luisen-Insel heran und hinter ihr herumzugehen. Er wird langsam gehen müssen, denn ein nicht endender Strom von Wanderern wird ihn aufnehmen, in dessen Mitte er sich langsam, langsam fortbewegen muß. Und wenn er die Menge, die ihn umgibt, mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wird er Leute sehen, die man im Tiergarten, im Westen Berlins, für gewöhnlich überhaupt nicht zu sehen bekommt. Das sind die kleinen Leute aus dem Mittelpunkte, dem Osten, Nord-Osten und Süd-Osten von Berlin, die nur einmal in der Woche, am Sonntag, Zeit haben, auszugehen, und denen an dem einen Tag der Weg nach dem Westen zu weit ist. Heut aber, am 10. März, ist ihnen der Weg nicht zu weit gewesen, heut sind sie gekommen und kommen noch immer in neuen Scharen an, denn heute, das wissen sie alle, ist ja der Geburtstag ihrer Königin Luise. Und so ziehen sie Schritt für Schritt dahin, blicken mit großen, staunenden Augen auf die herrlichen Blumen zur Rechten und zur

Linken und sprechen wenig, und das, was sie sprechen, mit leiser Stimme. Denn preußische Menschen sind deutsche Menschen, der deutsche Mensch wird stumm, wenn er tief empfindet, und diese Menschen alle empfinden tief. Wie in einer Prozession bewegt sich die ganze, langsam vorwärts schiebende Menge, wie in einer gottesdienstlichen Handlung. Und eine solche Handlung ist dieses wirklich, eine gottesdienstliche im Sinne unserer Altvorderen, die nicht in Tempel und steinerne Häuser, sondern in den heiligen Hain gingen, sich unter freiem Himmel einig zu fühlen mit dem Beherrscher von Himmel und Erde. Ein heiliger Hain, eine geweihte Stätte, das ist den kleinen Leuten von Berlin dieses aus winterlicher Dürre in lachenden Frühling verwandelte Stückchen Erde. Ich weiß nicht, auf wen der schöne Brauch zurückzuführen ist, aber sei es, wer es sei, er hat das Bedürfnis unseres Volkes verstanden, dessen indogermanisches Urgefühl lieber den Baum und die Blume, als die steinerne oder eherne Gestalt zum Ausdruck seiner Empfindung wählt. Diesem Fingerzeig sollte man folgen. Man rühre nicht an diese, dem Andenken an eine schöne, geliebte Persönlichkeit geweihte Stätte! Man störe die fromme Erinnerung nicht, setze nichts Neues hinein, man beuge sich dem Herzschlage eines Volkes. Und man erinnere sich, was vor tausend Jahren in deutschen Landen geschah, als Bonifaz, der Christenprediger, erschien: solange er predigend die neue Lehre verkündete, saßen die deutschen Männer, zu denen er sprach, schweigend um ihn her und hörten ihm geduldig zu — als er aber Hand anlegte an ihren heiligen Hain und ihre geweihten Bäume, standen sie auf und schlugen ihn tot.

Furor Teutonicus

Eine Studie mit Nutzanwendung (1903)

Es wird aus alter Zeit, aus dem Jahre 357 unserer Zeitrechnung, erzählt, daß, als Flavius Julianus, der später als Kaiser Julian der Apostat hieß, Cäsar des Reiches und Herrscher von Gallien geworden war, ihm die Germanen, die jenseits des Rheins saßen und durchaus über den Rhein herüber wollten, viel zu schaffen machten. Die trotzigsten unter diesen Hartschädeln waren die Alemannen, die sich am Bodensee und am Rhein,

wo er aus dem Bodensee zu Tal strömt, an den Abhängen des Schwarzwalds und im Schwarzwald selbst niedergelassen hatten und nun mit Gewalt in das Land hinüberverlangten, das später Alisaz genannt wurde und heute Elsaß heißt. Und weil Julian, der sich in Athen einen feinen Philosophenkopf zurechtstudiert hatte, neben diesem einen aber noch einen zweiten, einen Feldherrnkopf besaß, und mit der Hand, in der er den Schreibgriffel geführt hatte, auch das Schwert zu regieren verstand, nun einmal mit genau derselben Gewalt, mit welcher die Alemannen herüberverlangten, ihr Nichtherüberkommen wünschte, so mußte es notwendigerweise geschehen, daß die harten Köpfe von hüben und drüben aneinander rannten. Das geschah denn auch in besagtem Jahre, und zwar an der Stelle, wo heute Straßburg steht, mit einem solchen Krach, daß der Widerhall bis nach Antiochia, wo Kaiser Constantius saß, durch alle germanischen Gaue und von Geschlecht zu Geschlecht fortdröhnte; denn mit Staunen und Grauen erzählte man sich von Geschlecht zu Geschlecht von der großen, furchtbaren Alemannenschlacht an den Ufern des Rheins.

Aus dieser Schlacht nun berichtet man ein sonderbares Vorkommnis: Knodomar, der König, führte den Gesamthaufen der Germanen, und unter ihm befehligten sieben Häuptlinge oder Unterkönige. Das waren, da die Alemannen eine aus verschiedenen germanischen Stämmen zusammengesetzte Masse waren, die Häuptlinge jedes einzelnen Stammes. Als darauf die Heere aneinanderprallten, gewann die Sache für die Römer ein höchst bedenkliches Aussehen. Wie Wellenberge des Ozeans stürmten die Haufen der Alemannen, ungeordnet zwar, aber mit solcher Berserkerwut, so überschäumend von Kraft und Mut jedes einzelnen Mannes, auf die lanzenstarrenden Reihen der Römer an, daß diese mehr als einmal einen Schritt nachgaben und zurückwichen. Handspeer, Pfeil und Wurfgeschoß der Ballisten wüteten zwar in den beinahe nackten Scharen und warfen den brüllenden Ansturm wieder und immer wieder zurück. Aber sobald sie wieder zu Atem gekommen waren und das Blut, das ihnen vom Haupte troff, sich aus den Augen gewischt hatten, setzten sie von neuem an, wieder erscholl ihr unermüdliches Kampfgeschrei und wieder und immer wieder sprengten die Häuptlinge, hoch zu Roß, den Stürmenden voran. Nachdem man nun schon vom frühen Morgen bis spät in den sinkenden Nachmittag gestritten hatte, entstand unter den Germanen plötzlich ein Stocken

und sodann ein wütendes Geschrei. Als die römischen Soldaten und ihre Führer das vernahmen, erbebte ihnen das Herz, denn sie dachten nicht anders, als daß die Germanen sich zu einem letzten entscheidenden Vorstoße rüsteten, und fragten sich bangend, ob sie auch dem noch Widerstand zu leisten Kraft genug besitzen würden.

Unter allen Römern aber war ein einziger, der nicht erblaßte, nicht erbebte, sondern im Gegenteil ein Lächeln, ein ruhiges, beinah vergnügtes Gesicht zeigte, das war Flavius Julianus, der Oberfeldherr selbst. Der hatte, als ein gelehrter Mann, die Geschichte Roms und die Kämpfe der Römer mit den Germanen seit Marius und den Cimbern und Teutonen studiert, hatte selbst, seit er in Gallien war, mehr als einmal mit Germanen gefochten, daher kannte er seine Leute und wußte, was das Geschrei da drüben zu bedeuten hatte. Während daher seine Umgebung in peinvolles Schweigen versank, klopfte er sein Pferd gemächlich auf den Hals und sagte: „Die Sache ist erledigt und die Schlacht gewonnen; sie fangen an, sich selber aufzufressen." Dann schnippte er mit der Hand zu den tobenden Massen hinüber, und „furor teutonicus" sagte er, mit einem kurzen Lachen, das für die Alemannen nicht gerade schmeichelhaft klang. Und wie er vorhergesagt hatte, so geschah es; nach einiger Zeit zwar kamen die Germanen zum neuen Ansturm wieder heran, aber ihr Andrang war diesmal noch regelloser als zuvor; von den Häuptlingen, die voransprengend die einzelnen Haufen gelenkt hatten, war nichts mehr zu sehen; nur eine wüste Masse wälzte sich den Römern entgegen. Ein paar Kommandorufe auf römischer Seite — wie stählerne Keile drangen die Legionen von allen Seiten in den wogenden Haufen ein, zerhieben, zerrissen und zersprengten ihn, und als der Nachmittag zum Abend wurde, deckten Tausende von Alemannen mit ihren Leibern die Walstatt, andere Tausende verschlang auf ihrer Flucht der Rhein, die Alemannen waren in furchtbarer Schlacht furchtbar geschlagen und ihre Kraft für hundert Jahre gebrochen. Was war da drüben geschehen? Was hatte das Geschrei zu bedeuten gehabt? Als die Germanen bemerkten, daß all ihr Ringen und Bemühen zu nichts führte, ergriff sie jählings eine sinnlose Wut. Nicht gegen die Römer aber richtete sich diese Wut, sondern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, gegen sich selbst, und „die Häuptlinge von den Pferden!" ging plötzlich ein rasendes Geschrei

durch die gesamten Massen. „Es geht uns schlecht, und jemand will uns zur Vernunft reden! Das sind die Häuptlinge! Und die Häuptlinge reiten zu Pferde, während wir zu Fuße gehen! Niemand soll reiten, während andere gehen, niemand etwas voraus haben, alles soll zu Fuße gehen! Alles zusammen zugrunde gehen! Darum herunter mit den Häuptlingen von den Pferden! Herunter!“ Und also mußten die Häuptlinge von den Pferden steigen, wenn sie nicht herabgerissen werden wollten, also verloren sie den Überblick über ihre Haufen und die Möglichkeit, bald hier zu sein, bald dort, und also kam es, daß am Abend dieses Tages das mächtige Volk der Alemannen, soviel noch davon übrig war, sich wie ein Schwarm gehetzter wilder Tiere im Schwarzwald verbarg, während Knodomar, der starke König, als ein gefangener Mann die Reise nach Rom antrat. Nicht mehr lange hat er dort gelebt; der Gram fraß ihm am Herzen und die Erinnerung an den Augenblick, wo er den Sieg in Händen zu haben geglaubt hatte und wo sein eigenes Volk, sein selbstmörderisches, ihm den Sieg abspenstig machte.

Woher es nur kommen mag, daß ich so oft an diesen Vorgang denken muß; daß er mir wiederkehrt, so oft ich das düstere Buch aufschlage, das „deutsche Geschichte“ heißt, mir wiederkehrt, nicht nur, wenn ich in die Vergangenheit, sondern auch, wenn ich in die Gegenwart blicke, wenn ich von den Kundgebungen deutscher Art bei kleinen oder großen Begebenheiten höre und lese, sei es die Kundgebung der Menge oder einer einzelnen Person. Woher es kommen mag, daß mir dann so oft das spöttische Lächeln Cäsar Julians wieder auftaucht und sein verächtliches „furor teutonicus“, daß mir der Seufzer des sterbenden Knodomar wieder zu Ohren kommt: „Selbstmörderisches Volk.“ Ja — selbstmörderisch. Denn nicht etwa das feige Verlangen, aus der Schlacht zu entweichen und denen nicht mehr zu folgen, die in die Schlacht zurückriefen, nicht verräterische Untreue gegen die Führer, etwas ganz anderes war es, was diese Männer, diese germanischen, zu ihrem wütenden, rasenden, verrückten „Herunter von den Pferden!“ trieb, ein Gefühl, von dem ich nicht weiß, ob es auch in anderen Nationen wohnt, das wie ein Kern des Wahnsinns in den Tiefen der germanischen Seele ruht und in der Stunde der Verzweiflung daraus emporwächst, über Kopf und Verstand. Wenn es dem Deutschen nicht so geht, wie er wünscht, daß es ihm gehen möchte, dann wird

seine sonst so geduldige Seele plötzlich wild, der Berserker, der er vor tausend Jahren war, wacht wieder in ihm auf. Dann bedarf es nur eines leisen Anstoßes, des Flüsterwortes eines Verführers, des Hetzwortes eines Verhetzers, und die schwelende Glut springt plötzlich als Flamme auf, der verhaltene Unmut wird plötzlich Wut und Raserei. Und was das Schrecklichste, das Wahnsinnigste an diesem Wahnsinn ist: nicht gegen den Dritten, den Fremden da draußen, gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen den Landsmann, gegen alles, was deutsch ist, gegen Deutschland richtet sich die Wut des verzweifelnden Deutschen. Der Grimm der deutschen Seele ist der Grimm der allzu weichen Natur, in der die selbstzerstörerische Wollust wohnt, ihren Schmerz an dem auszulassen, was ihr in Wahrheit das Liebste, Höchste und Heiligste ist, dieses Liebste, Höchste und Heiligste zu beschimpfen, zu verletzen, zu vernichten; nicht aus kalter Überlegung, sondern aus der sinnlosen Wut des Schmerzes, die nur ein einziges, ein letztes noch kennt und weiß und will, selbstmörderisch zu verröcheln unter den Leichen von Vater und Mutter, sich zu begraben unter den Trümmern des eigenen Hauses.

Und unterdessen steht da draußen der Fremde, der Kluge, der Kaltblütige; mit höhnischem Lächeln horcht er auf das Schreien, Schimpfen, das Toben, dann schnippt er mit der Hand, „sie fressen sich selber auf", „furor teutonicus".

Deutsche Geschichte — deutsche Tragödie!

Woher kommt es nur, daß, wenn ich die deutsche Geschichte mit der Geschichte anderer Nationen vergleiche, in denen die Begebenheiten doch auch nicht nur mit blutroter Schrift, sondern wirklich mit Blut geschrieben sind, aus deren Büchern gleichfalls die Leidenschaft ächzt und stöhnt und heult, jene mir immer noch um ein paar Schattierungen dunkler, um ein paar Bitterkeitsgrade bitterer erscheint als die der anderen? Weil ich in keiner anderen Geschichte so viel heroisches Wollen und klägliches Vollbringen, aus überschäumender Seelenkraft hervorbrechenden Anlauf und so viel mattherziges Erlahmen, Zersplittern und Versiegen der Kraft in der Verfolgung des Zieles erblicke, wie in der deutschen. Weil all diese Lähmungen, Hemmungen, diese bösartigen Fügungen, die den schon so oft beinahe errungenen Sieg immer wieder aus der deutschen Hand gewunden haben, nicht von draußen, nicht von dem Auslande und den Fremden

gekommen, sondern aus den innersten, eigensten Eigenschaften der deutschen Natur herausgewachsen sind, wie böses Unkraut, das in seiner geilen Wucherung die guten und edeln Pflanzen schließlich erdrückt und erstickt hat, nicht nur für den Augenblick, sondern oftmals für Jahrhunderte, manchmal für immer, weil keine Geschichte eines anderen Volkes so die Geschichte der Selbstzerstörung eines Volkes ist, weil in keiner Volksseele der Wahnsinn des Selbstmordes so sein breites, tiefes, blutiges Brandmal eingedrückt hat, wie in der deutschen.

Wenn ich die leitenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte betrachte und vor die großen deutschen Menschen trete — welch eine Empfindung! Welch ein Jungbrunnen von Kraft in diesen Seelen, welch ein Reichtum von urwüchsigen Gedanken in diesen Köpfen, welch eine Fülle von allem, was wir Menschenherrlichkeit nennen, in diesen ganzen Persönlichkeiten! Mögen es Männer der Tat oder des Gedankens sein, immer wieder fängt mit jedem dieser Männer die Welt von neuem an; wie ein menschgewordener Frühlingssturm brausen sie in die stickig gewordene Luft der Zeiten hinein, ein Schwall von Hoffnungen, wie ein flammender Kometenschweif hinter ihnen drein, und das Ziel in leuchtender, beinahe greifbarer Nähe dicht vor ihren Augen und vor den Augen derer, die ihnen folgen. Und dann, bevor das Ziel erreicht ist, beinahe im letzten Augenblick, aus dem Innern dieser Persönlichkeiten hervorbrechend eine Flamme, von der niemand zu sagen weiß, aus was für Elementen sie entstanden ist, die über sie selbst emporwächst, über ihrem Kopfe, ihrem Verstande zusammenschlägt, ihre Augen blind macht und ihr Denken verzehrt, die sie den Weg verfehlen läßt, den sie bisher gegangen, den wirklichen Feind vor ihren Augen verbirgt und sie Gegnerschaft erkennen läßt, wo nur eine Meinungsverschiedenheit ist, die mit ein paar vernünftigen Worten zu begleichen wäre, auf die sie aber losstürzen, wie ein Stier auf das rote Tuch, alles zertretend, alles zertrümmernd mit Berserkerwut, bis wirklich alles zertrümmert ist, was sie selber geschaffen. Furor teutonicus. So einstmals, so jetzt und für immer. Furor teutonicus.

Wer, wenn er dieses liest, denkt nicht an den Menschheitsmorgen, der einstmals im sechzehnten Jahrhundert strahlend, als Reformation in Deutschland, für die Welt aufging, und wer, wenn er den Tag betrachtet, der diesem Morgen folgte, und den Abend danach, in dem wir jetzt leben, darf sagen, daß ich

übertreibe? Der Mann von Wittenberg, und der von Loyola — in welchem von diesen beiden lag das ewige Geheimnis „Gott" mit allen seinen Unermeßlichkeiten aufgeschlossen und aufgetan? Welchem von beiden Männern war die Anwartschaft gegeben, daß er die hoffende, harrende, sehnende Menschheit wie ein neuer Messias mit sich fortreißen würde aus Dunkelheit und Erdrücktsein zu Höhen, von denen kein Wiederherabsinken mehr denkbar schien, zu einer Freiheit, die der Menschheit für Jahrhunderte ein neues, nie versiegendes Leben versprach, weil es begründet sein sollte auf den unsterblichen Elementen der menschlichen Natur. Und wie steht die Rechnung jetzt? Aus dem Manne von Wittenberg wurde der von Marburg — aus dem von Loyola wurde Rom. Denn jener, der Liebevolle, Herrliche, war ein Deutscher und in ihm war furor teutonicus, dieser, der Feindselige, Fürchterliche, war ein Spanier, und in ihm war zielbewußte Energie. Denn das eben ist das Bemerkenswerte an dieser Erscheinung, daß gerade die genialsten, die deutschesten Naturen der Deutschen es sind, in denen dieser furor am mächtigsten und rücksichtslosesten zutage tritt. Soll ich von dem großen Deutschen unserer Tage, dessen Natur soviel verwandte Züge mit dem Manne von Wittenberg aufwies, oder soll ich von dem Manne sprechen, der wie eine verkörperte Bestätigung alles dessen dasteht, was ich hier gesagt habe, von Friedrich Nietzsche? Ich will es nicht. Beider Persönlichkeit und Werk gehört noch der Gegenwart an; nur von dem, was gewesen und geworden ist und als Gewordenes vor unser aller Augen steht, will ich sprechen, und so frage ich, ob nicht einem jeden, der jene wundervolle deutsche Entfaltung, die Zeit der Reformation, mit Liebe betrachtet, eigentlich das Herz im Leibe brechen muß, wenn er sich Rechenschaft darüber gibt, was aus jenem, nie vorher und nachher nie wieder dagewesenen Geistes- und Seelenaufschwung eines ganzen Volkes geworden ist. Wenn er sich fragt, wo sich der Flügelschlag hin verflogen hat, der damals plötzlich wie ein reinigender Sturmwind von Deutschland aus durch ganz Europa ging. In Frankreich und anderen romanischen Staaten ist die neue Bewegung nicht zum Leben gelangt, weil sie mit roher Gewalt unterdrückt wurde — in Deutschland ist sie zum Leben gelangt, aber sie ist verdunstet, verflacht und verflaut. Woran ist sie verdunstet? An uns selbst und unseren unseligen Eigenschaften, in erster Linie am furor teutonicus. Denn furor teutonicus war es, der den

Lutheranern die Augen verblendete, daß sie nicht mehr im Römer und Jesuiten, sondern im Reformierten den Feind sahen, der deutsche Protestanten wie böse Hunde gegen deutsche Protestanten hetzte, der einen Zwingli, welcher ahnungsvoll in die Zukunft blickte, tränenden Auges aus Marburg vertrieb und einen Melanchthon, den edlen, weisheitsvollen Mann, weil er vermitteln wollte, tränenden Auges zu Grabe fahren ließ. „Herunter mit den Häuptlingen! Da sind ein paar Leute, die zu Pferde sitzen, während wir zu Fuße gehen, und die sich einbilden, weil ihre Köpfe über unsere Köpfe ragen, sie sähen mehr als wir, und dürften uns zur Vernunft reden. Herunter mit ihnen von den Pferden!" „Da sind ein paar Leute, die in Büchern studiert haben und sich einbilden, weil sie etwas gelernt haben, was wir nicht gelernt haben, sie sähen mehr als wir, und dürften uns zur Vernunft reden. Schlagt ihnen ihre Bücher um die Ohren! Schlagt sie tot!"

Und unterdessen sitzt der Römer von damals, der Feldherr mit dem Kommandostab, auf seinem ungeduldig scharrenden Roß und klopft ihm beschwichtigend den Hals, und sagt zu seinen Getreuen im Waffenrock: „Ruhig, Leute; je mehr sie sich untereinander antun, um so weniger tun sie uns"; unterdessen sitzt der Römer von heute, der Feldherr unter der dreifachen Tiara, auf seinem päpstlichen Stuhle und sagt zu seinen Getreuen im Priesterrock: „Ruhig, Leute; Ihr seht ja, was aus dem Gedanken geworden ist, der wie ein Riesenadler aus dem Haupte des deutschen Augustinermönches aufgestiegen war, uns alle mit seinem Flügelschlag betäubend: seine eigenen Söhne sind gekommen, haben ihm die Schwungfedern ausgerissen und sich an die Hüte gesteckt, einer den andern angeifernd: ‚Ich bin sein echter Sohn, aber nicht du!' Und jetzt, was sind sie jetzt noch? Ein dürftiger Haufen eifernder Pfaffen, die sich an ihren eigenen Worten berauschen, um sich glauben zu machen, sie wären wirklich noch etwas, wirklich noch eine Kirche, ein Körper mit eigenem Leben, während sie in Wahrheit nur davon noch leben, daß sie uns unsere uralte Weisheit abgeguckt haben, daß man die Herde nur zusammenhält durch den Stock, die Menschheit nur zusammenhält durch Zwang und Bann, Buchstaben-Dogma und Tradition. Ruhig — laßt sie noch ein Weilchen so weiterwursteln, dann kommen wir, eine einheitliche, mächtige geschlossene Kraft, so kommen wir an und über sie her, eine Kraft, die

immer gekonnt hat, was sie nie gekonnt haben: nach dem Ziele sehen, und das Ziel wollen, wollen und wollen!" Unterdessen stehen in Polen die Polen, in Böhmen die Tschechen und sehen händereibend zu, wie die Deutschen sich untereinander auffressen, und flüstern sich schmunzelnd zu: „Laßt sie nur machen. Wir haben von ihnen lesen, schreiben und denken gelernt — jetzt können wir von ihnen etwas noch viel Wertvolleres lernen, nämlich, wie man es nicht machen muß, wenn man ein Volk werden und bleiben will. Nur ein Weilchen noch weiter so, dann sind unsere Lehrmeister von gestern unsere Holzhauer, Diener und Hausknechte."

So sprechen unsere Feinde. Und wer etwa, in den deutschen Philisterschlafrock gehüllt, sich mit dem Philistertroste „es ist übertrieben" trösten möchte, den werden die Tatsachen über kurz oder lang eines anderen belehren.

Die Scharen, die ihm damals, im Frühling des deutschen Frühlingsjahres 1521 entgegenwallfahrteten und mit gefalteten Händen nachblickten, dem jungen Löwen von Wittenberg, als er auszog „auf sächsischem Rollwagen, den ihm der Magistrat von Wittenberg gestellt hatte" zur verantwortungsvollen Fahrt nach Worms, unerschrocken im Angesicht der Schrecken, die dem Ketzer drohten, „weil Gott einen wohl so toll machen kann" — wo sind sie hingekommen? Der stählerne Klang der Sprache, mit dem sich damals der deutsche Geist der Welt verkündete, der in dem Heldenlied aller Heldenlieder „Ein' feste Burg ist unser Gott" zum Gipfel stieg, wohin hat er sich verflüchtigt? Was ist von ihm übrig geblieben? Nichts, etwas Schlimmeres als nichts, das Widerspiel von allem, was groß und herrlich darin war; statt der Löwenstimme des heiligen Zorns für eine große gemeinsame Sache das Hundegekläff des erbärmlichen Eifers für den eigenen Kirchturm und den verrammelten eigenen Hof; statt des stolzen Heldenliedes der süßlich-sentimentale Klingklang des Gesangbuches; statt des Kampfrufes, der dem Feinde draußen wie ein klirrender Fehdehandschuh entgegenflog, das zeternde Geschimpfe gegen den Bruder im eigenen Hause.

Ja — das ist uns geblieben — Gott weiß es und Gott sei es geklagt — wie eine böse deutsche Eigenart ist es uns geblieben, das Seelen verbitternde, Kraft und Aufschwung lähmende, den Quell alles Schaffens, die Naivität verschüttende, greuliche, nörgelnde Schimpfen! Wie ein fressendes Gift, dem

von Giftkochern immer neue Nahrung zugeführt wird, so ist sie in der Seele unseres Volkes, die unmännliche Schwäche, die Krankheit, die schimpfende Nörgelei. Ungefährlicher, dem Anscheine nach, als die blutige Gewalttat, ist sie in Wahrheit gefährlicher als diese, denn gegen die Gewalttat lehnt sich die Selbsthilfe auf, und so erweckt sie eine Kraft; gegenüber dem nörgelnden Schimpfen gibt es nur schweigendes Aushalten, und so werden wir schwach und feige. Größerer Schaden, als der, welcher dem Menschen das Leben nimmt, tut der an ihm, der ihm das Leben vergällt. Wer zählt im geistigen Inventar unseres Volkes die zukunftversprechenden Persönlichkeiten, die durch Nörgelei zum Verstummen gebracht worden sind? Wer wundert sich, daß das deutsche Volk so rasch das Gedächtnis für seine großen Taten vergißt, wenn er hört und sieht, wie vor den Ohren dieses Volkes jede große Errungenschaft, weil sie die Mängel aufweist, die vom Menschenwerk untrennbar sind, hinweggeschimpft wird, als wäre sie nie gewesen? Mangel an selbstbewußtem Stolz dem Ausländer gegenüber — über diesen Kardinalfehler der Deutschen sind wir uns alle einig. Wie soll ein Mensch stolz sein können, wenn man ihm die Freude am eigenen Selbst nimmt?

Wehe den Häuptlingen zu Pferde! Wehe den Zwinglis und Melanchthons, die zur Vernunft reden, die vermitteln wollen! Der furor teutonicus reißt sie aus dem Sattel, der deutsche Radikalismus schimpft sie zu Tode.

Wächst kein Kraut gegen solches Gift? Gibt es keinen Helfer gegen solches Übel? Einen vielleicht, und er ist nahebei, aber er schläft; es gilt, ihn zu erwecken: In den Labyrinthen der deutschen Seele, Tür an Tür neben dem furor, wohnt dessen Bruder, ein ebenso wilder Geselle wie jener, ebenso echter Sohn des deutschen Genius wie jener, der Fäuste hat, ganz ebenso stark wie jener, mit denen er aber nicht, wie der zornmütige Bruder es tut, das Gute erschlägt, sondern das Schlechte, Elende und Gemeine: das ist der mächtige, lachende Kerl, der deutsche Schalk.

Denn Deutschland war einstmals ein fröhliches Land. Es hat lachen können, herzhaft wie irgendein Volk, ja mächtiger als alle; man lese unsere alten Schwänke, man betrachte die Gestalten, die darin umgehen. Deutschland hat auch zu lächeln gewußt, harmlos wie ein Kind, tränenselig wie eine bräutliche

Jungfrau — man lese unsere Volksmärchen, man lausche dem Gesang unserer Volkslieder. Wo ist das alles hingekommen? Über dem Gewieher der Großstädte, die importiertem Überbrettlwitz zujauchzen, hört man das Lachen des deutschen Landes nicht mehr. Über dem Arme-Leute-Geruch, der aus unserer sozialnaturalistischen, dem perversen Sexual-Parfüm, der aus unserer modernen Weiberliteratur dampft, hat sich das Lächeln aus dem Angesicht Deutschlands verloren; es hat Falten bekommen, die es früher nicht hatte, Runzeln, in denen Mißmut, Ängstlichkeit und Müdigkeit wohnt. Wenn das so weitergeht, wird es nächstens eine Heuchlermaske tragen. „Du sollst keinen Wein mehr trinken, du sollst nicht mehr lachen." Das wird unsere Devise sein.

Wenn er doch aufwachen wollte, der Schläfer, der mächtige lachende Kerl, der deutsche Schalk! Daß wir die Purzelbäume seines Geistes wieder sehen könnten, die ganze Völker zum Lachen bringen, sein Lachen wieder hörten, das vor ihm nur einer gelacht hatte, der göttliche Schalk, Aristophanes, daß unser Volk wieder ein freudiges Herz bekäme, das Lachen wieder lernte, das heilige Lachen über sich selbst, daß es sich daran gesund lachte und Nörgelei und Schimpferei und Verbitterung und Verbissenheit sich von der Seele lachte, daß es wieder mit frischen Augen in die Welt zu blicken und wieder begreifen lernte, daß der Mensch in die Welt gehört, weil er ein Ding für sich, nicht nur weil er ein Teil der Masse ist, daß er Leiden und Freuden sich selbst bereitet, nicht aber auferlegt bekommt von dem Gespenst, das man ihm heute an alle Wände malt, der „Gesellschaft". Wird er immer weiterschlafen? Nie wieder auferstehen? Ist er tot? Tot kann er nicht sein, denn er ist ein echt geborener Sohn des deutschen Genius, und der Genius eines Volkes, das hundert Jahre, nachdem es den Dreißigjährigen Krieg verschluckt hatte, einen Goethe und Schiller zu gebären vermochte, stirbt nicht so leicht, stirbt nicht an einem Magenkatarrh! Denn eine Verstimmung des Magens sind die Leiden, daran wir leiden, nicht eine Erkrankung unserer Seele. Überall regen sich die Anzeichen, daß das Verständnis für diese Dinge erwacht, daß der deutsche Geist sich auf sich selbst zu besinnen anfängt, die Notlage erkennen lernt, in die falsche Priester und eigene Trägheit ihn gebracht haben, daß er sich in der Notwehr fühlt. Und das ist gut; in der Notwehr erst entfaltet der Deutsche seine Kraft. Das Bewußtsein erwacht, daß es die Quellen wieder aufzufinden

gilt, aus denen nationales Leben quillt, um daraus die Kraft zu gewinnen, die Eigenheiten der so zart verzweigten deutschen Volksseele vor dem Erdrücktwerden durch den internationalen Geist der Großstädte zu erretten. Noch ist das Genie nicht gekommen, in dem der „mächtige, lachende Kerl, der deutsche Schalk", verkörpert wieder ans Licht trete; aber nicht verkennen und vor allem nicht unterdrücken soll man darum die Regungen und Bestrebungen, die zum Teil wenigstens geben möchten, was jener uns gewiß geben würde. Anerkennend begrüßen soll man daher Vereinigungen, wie eine solche sich vor nun etwa Jahresfrist in Thüringen, dem Lande voll eigener deutscher Art, unter jungen Schriftstellern mit der Absicht gebildet hat, uns eine Heimatkunst zu erwecken. Ich für mein Teil strecke ihnen die Hand zu, rufe ihnen „Glückauf!" Ich habe mir neulich in Weimar im Theater das Stück angesehen, das, aus ihrem Kreise hervorgegangen, dort zur Aufführung gelangt ist, Heinrich Sohnreys „Dorfmusikanten", und indem ich dabei saß, habe ich zu meinem dramatisch-kritischen Verstande, der hier und da aufmucken wollte, gesagt: „Halt's Maul und störe mein Herz nicht! Denn mein Herz freut sich." Ja, ich freute mich, denn die Sache, auf die es ankommt, die Hauptsache ist in dem Stück: echtes, deutsches Lachen. Aus diesen drolligen Käuzen, diesen Musikanten von Damsbrück lacht wirklich das thüringische, das herzige, deutsche Land. Das ist Erdgeruch von heimatlicher Erde, — wie ein Händedruck treuherziger, deutscher Hand, so fühlt das ganze Stück sich an.

Ist das nun ein Anfang? Ist das ein Fenster, durch das man in die Zukunft hinaussieht? Verspricht das Wachstum und werdende Kraft? Fragen — Fragen — Fragen. Aber ich habe Talent zum Hoffen, also will ich hoffen. Also will ich den Jungen von der Heimatkunst noch einmal zurufen: „Geht Euren Weg weiter! Laßt Euch nicht irre machen durch Großstadtnörgler und Zeitungspapierliteraten! Am Ende des Weges, den Ihr geht, liegt das richtige Ziel. Wenn Ihr Kraft behaltet bis dahin, wenn Ihr es fertig bringt, daß Ihr das Herz Eures Volkes wieder freudig, das Antlitz Deutschlands, das geliebte, wieder lächeln macht, dann sollt Ihr bedankt sein und gesegnet, denn Ihr werdet dann einen Segen getan haben an Eurem Volke, Eurem Lande, an uns allen."

Vandalen

Ein Wort in letzter Stunde (1904)

Seit dem Juni 455 nach Christi Geburt genießen die Vandalen eines üblen Leumunds bei den Menschen. In den ersten Tagen jenes Monats nämlich meldeten die Hafenwächter von Ostia nach Rom: „Die Vandalen kommen! Ihre Schiffe liegen auf der Reede.“ Am nächsten Tage lagen die Schiffe nicht mehr auf der Reede, sondern am Ufer, und gelbhaarige, langarmige, langbeinige Männer stiegen daraus ans Land. An ihrer Spitze ging ein kleinerer, untersetzter, etwas hinkender Mann mit äußerst klugem Gesicht, das war Geiserich, Godegisels Bastardsohn, der Vandalenkönig.

Am nächsten Tage standen besagte gelbhaarige Männer bereits vor Rom, und in Rom brach sofort eine mordsmäßige Panik aus. Niemand dachte mehr an Verteidigung.

Der einzige, der den Kopf nicht verlor, war der alte Papst-Bischof Leo, der, wie er einige Jahre zuvor den Hunnenkönig Attila von der Schwelle Roms gebannt hatte, jetzt auch dem Vandalenkönig entgegentrat und ihm vorstellte, wie ungebildet er sei, sich an der Hauptstadt der Zivilisation zu vergreifen. Mit einem listigen Lächeln im schlauen Gesicht hörte der untersetzte, etwas hinkende Geiserich ihn an, dann versicherte er ihm, daß Rom nichts weiter geschehen solle, nur vierzehn Tage lang wünschte er für sich und seine Leute Andenken aus Rom mitzunehmen.

Gegen eine solche Gemütsaufwallung war nichts zu sagen, noch weniger zu tun, und so nahmen sich denn die Vandalen aus Rom, nahmen viel, sehr viel, wie die Römer behaupteten, eigentlich alles. Das aber war eine Verleumdung, denn das Tempeldach des Jupiter Capitolinus zum Beispiel nahmen sie nur halb. Nachdem sie sich nämlich überzeugt hatten, daß das goldglänzende Dach, das sie für eitel Gold gehalten hatten, in Wirklichkeit nur vergoldetes Kupfer war, ließen sie, nachdem sie es zur Hälfte abgedeckt hatten, die andere Hälfte liegen.

Im übrigen allerdings holten sie sich so ziemlich alles, was sie an Gold, Silber, Marmorstatuen, schönen Frauen, schönen Knaben, Stoffen und Geräten vorfanden, schleppten es auf ihre Schiffe, und auf ihren Schiffen führten sie es nach Karthago heim, von wo sie gekommen waren. Nachdem sie aber ab-

gesegelt und die Römer wieder so weit zu sich gekommen waren, daß sie wieder schreiben konnten, sorgten diese dafür, da sie damals die Literatur von Europa, was man heute die Presse nennen würde, in Händen hatten, daß fortan alles, was man unter Mordbrenner, Räuber, Verwüster und Zerstörer begreift, unter dem Namen Vandalen ging.

Und daß diese sich gebildet benommen hätten, kann ja auch wirklich niemand behaupten.

Aus Karthago waren die Vandalen gekommen; geboren aber waren sie dort keineswegs. Geboren waren sie vielmehr als rechte, echte Germanen, sehr weit von da, in dem Lande, das zwischen Oder und Elbe liegt. Von dort hatten sie sich unter fortwährenden Kämpfen mit Langobarden, Goten, Markomannen, Sueven und Franken allmählich über den Rhein, bis Spanien hinunter und von dort nach Afrika hinübergeprügelt. In Afrika hatten sie alsdann ihr Königreich Karthago gegründet. In dem Lande aber, wo sie vorzeiten gesessen hatten, zwischen Elbe und Oder, ließen sich nach ihnen andere Germanen nieder, die sich ganz wesentlich von den ungebildeten Vandalen unterschieden, indem sie äußerst gebildet waren.

Die Hauptstadt dieses Volkes hieß Berlin, und in dieser Stadt Berlin bauten und stifteten die Könige des Volks mit Hilfe trefflicher Baumeister viele treffliche und schöne öffentliche Gebäude, die der Stadt zur Freude und Zierde gereichten.

Einer von diesen Königen hieß Friedrich, und weil er große Taten vollbrachte und ein wahrhaft großer Mann war, wurde er von seinen Zeitgenossen Friedrich der Große genannt, und die Nachwelt bestätigte diese Bezeichnung.

Als dieser König, jung, herrlich, wie ein neuer Stern am Himmel seines Volkes aufging und 1740 zur Regierung gelangte, war eine der ersten, beinah die allererste seiner Taten, daß er seinen Berlinern ein Opernhaus errichtete. Ein genialer Baumeister stand ihm zur Seite, der hieß Freiherr von Knobelsdorff, und mit dessen Hilfe führte er im Herzen von Berlin, an dessen schönster Stelle, unweit des herrlichen Königsschlosses, in dem er geboren war, ein Opernhaus auf, unter dessen Giebelfeld er, nachdem es vollendet war, die Inschrift setzte: Fridericus Rex Apollini et Musis. Jeder aber, der vorüberging, Einheimischer und Fremder, sagte sich, wenn er das Haus ansah und die Inschrift las: „Die Worte sind wirklich der Ausdruck

ihres Inhalts." Denn wenn Apollo und die Musen alles das bezeichnen, was dem Menschen als Großes, Schönes, Erhebendes und Erhabenes, mit einem Worte, als die Kunst vorschwebt, so war dieses Haus wahr und wahrhaftig ein edles, ein vollendetes Gefäß von alledem.

Rings um das Gebäude her erhoben sich im Laufe der Zeiten andere, gleichfalls schöne und bedeutende Gebäude: das Palais des Prinzen Heinrich — die spätere Universität — die Hauptwache aus Schinkels Hand, dahinter die Katholische Kirche, zur Seite die Bibliothek. Schräg gegenüber, aus älterer Zeit her, ein Bauwerk von unsterblicher Größe, das Zeughaus des großen Andreas Schlüter. Und auf das Opernhaus, das der junge, große Friedrich gebaut, blickte in späteren Jahren das Denkmal hernieder, das dankbare Nachkommen dem alten Fritz errichteten. So stand es, dieses Königliche Opernhaus von Berlin, dessen Inneres, wenn man es betrat, einen Theaterraum darstellte, wie er bei seiner Vereinigung von Größe und Behaglichkeit reizender gar nicht gedacht werden kann, über dessen Bühne, die für große wie intime Aufführungen gleichmäßig geeignet war, alles hingezogen ist, was das Musikdrama von Mozart bis zu Richard Wagner hervorgebracht hat, so stand und so steht es — wenigstens in diesem Augenblicke noch — wie ein edler Schlußstein in einem schönen Schmuck, wie ein geschichtlicher Mittelpunkt in einem Kranze von geschichtlichen Erinnerungen. Die Stadt, in deren Herzen es steht, ist eine historische, das Volk ein historisches Volk. Noch jung, im Vergleich zu anderen Völkern, ist seine Geschichte, aber sie ist ihm tiefer in Leib und Seele gebrannt als anderen, denn jeder einzelne Mann baut und arbeitet daran mit seinen eigenen Knochen. Jeder einzelne Mann von diesem Volke muß Soldat werden, muß, wenn es Kriege gibt, in den Krieg mitziehen. An diesem Hause, wenn das Heer aus dem Felde heimkehrte, wurden die siegreichen Fahnen vorübergetragen, hier ging beim Wiedereinmarsch der preußischen Regimenter die Triumphstraße vorüber. Solche Mark- und Gedenksteine räumt man nicht vom Wege hinweg, auf dem die Geschichte eines Volkes schreitet, das tut man nicht, das darf man nicht, wenn man will, daß das Volk sich seiner Vorfahren, seiner Taten, seiner geschichtlichen Überlieferungen erinnert. Darum, wie eine Klammer, die dieses Haus für alle Zeit zusammenzuhalten schien, lag das

Bewußtsein und Gefühl jedes einzelnen und der gesamten Bevölkerung darüber, daß es so erhalten, so stehen bleiben würde, da, wo es stand und steht, solange es eine Stadt Berlin, eine Hauptstadt des preußischen Volkes, ein preußisches Volk überhaupt geben würde. Jeden, der daran zu rütteln und zu ändern gewagt hätte, würde man wie einen pietätlosen Frevler von oben bis unten angesehen und mit einem berlinischen, nicht gerade sehr feinem, aber bezeichnenden Ausdruck gefragt haben: „Sie sind wohl nicht von hier?"

So war das alles und blieb es bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Als aber das zwanzigste Jahrhundert ein paar Jahre alt geworden war — siehe — da machte man die Entdeckung, daß von den Vandalen, die vor tausend Jahren zwischen Oder und Elbe gewohnt hatten, noch heute einige vorhanden sind, daß sie mitten im gebildeten Volke leben, das nach ihnen ihre Wohnsitze eingenommen hat. Eine uralte Familientradition muß diesen Vandalen gesagt haben, wie lustig das seinerzeit war, als ihre Vorfahren Rom auf den Kopf stellten, denn plötzlich fiel ihnen ein, an Berlin das nämliche zu tun, zu erklären, daß es mit dem alten Opernhause so nicht weiter ginge, und daß es hinweg müsse von seinem altehrwürdigen, historischen Standorte nach irgendeiner anderen Gegend von Berlin. Weil in Chicago ein Theater infolge unerhörter Vernachlässigung aller Sicherheitsmaßregeln abgebrannt war, wurde den angstvoll lauschenden Berlinern verkündigt, daß das alte Opernhaus wahrscheinlich auch morgen, spätestens übermorgen abbrennen würde. Einer von ihnen, ein besonders sinniges Gemüt, machte sogar den Vorschlag, das alte Haus in Brand zu stecken, damit man einmal praktisch einen regelrechten Theaterbrand beobachten und studieren könne, so ungefähr, wie man im wilden Westen von Amerika Eisenbahnzüge aufeinander hetzt und zusammenstoßen läßt, während man zur Betrachtung des interessanten Schauspiels Zuschauerkarten verkauft. Und da sich Berlin als zu philisterhaft erwies, um einen solchen Gedanken zu würdigen, baute man wenigstens, um dem Publikum allmählich den Anblick des geliebten Hauses zu verleiden, rings um dasselbe eiserne Galerien herum, durch die der herrliche Bau ungefähr das Aussehen einer Maschinenfabrik erhielt, aus der statt Drama, Musik und Kunst eiserne Zylinder, Dampfkessel und Blöcke hervorgehen. Und Berlin? Was sagte, was tat Berlin?

Erhob sich aus Berlin ein so allgemeiner, gewaltiger Schrei der Entrüstung, daß den Vandalen ein Schreck in die Glieder fuhr, daß sie merkten, daß man einem Volke nicht ungestraft an seine Heiligtümer tastet?

Ich habe wohl in einigen Zeitungen einiges Maulen und Räsonieren gehört — von dem Grundbaß eines erzürnten Volkes nichts. Man tröstete sich, wie gebildete Menschen sich bei solchen Gelegenheiten trösten: Im Herbst, da tritt der „Tag für Denkmalspflege“ zusammen, da kommen sachverständige Männer zusammen, die werden flammende Reden halten; die können wir dann beim Kaffee lesen. Da können wir dann sagen: „Ganz meine Ansicht! Ganz meine Ansicht!“ Im übrigen brauchen wir uns nicht weiter aufzuregen.

Und also geschah es, und also trat in diesen letzten Tagen in Mainz der Tag für Denkmalspflege zusammen. Architekten, Künstler, Kunsthistoriker sind diejenigen, die sich zu solchem Tage zur Beratung zusammenfinden.

Zwei Gegenstände auf diesem Gebiete waren es, die augenblicklich das Interesse aller Deutschen leidenschaftlich in Anspruch nahmen und bewegten: das Schicksal des Königlichen Opernhauses in Berlin und das Schicksal der Heidelberger Schloßruine[1]). Aller Augen warteten, aller Ohren lauschten, was wird man in diesem auserwählten Kreise von Kunst- und Sachverständigen über die beiden Gegenstände sagen?

Und siehe da — man sagte gar nichts. Die Geschäftsleitung hatte die Beratung über beide Gegenstände von vornherein von der Tagesordnung gestrichen.

Man sagt mir nach, daß ich ein deutscher Chauvinist sei. Wenn man damit ausdrücken will, daß ich Deutschland liebe, so hat man recht. Ja, ich liebe es so, daß alles, was Deutschland trifft und betrifft, mir in Fleisch und Blut geht, als beträfe es ganz unmittelbar und ganz persönlich mich selbst. Jede Freude und jedes Leid, jede Ehre, die ihm zuteil wird, jeder Schimpf, der ihm zugefügt wird. Wenn ich höre, daß ein

---

[1]) Zur Heidelberger Schloßfrage ergriff Wildenbruch gleichzeitig das Wort in der kleinen Schrift: Aus Liselottes Heimat. Ein Wort zur Heidelberger Schloßfrage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1904. A. d. H.

deutscher Mensch sich durch eine rühmliche Tat vor der Welt auszeichnet, so lacht mir das Herz im Leibe.

Aber wie mir das Herz im Stolz aufgeht bei rühmlichen Taten von Deutschen, so krampft es sich mir zusammen, wenn ich von niedrigen und verwerflichen Vorgängen in Deutschland höre, und als einen solchen, geradezu schmählichen Vorgang muß ich das Geschehnis auf dem Denkmalspflegetage in Mainz bezeichnen.

Wer mir etwa entgegenhalten wollte: „Du bist ja gar kein Techniker, was geht dich die Sache an?“ dem erwidere ich: „Es handelt sich hier um etwas ganz anderes, weit Wichtigeres, weit Größeres als eine technische Frage, es handelt sich um ein Symptom, das ein böses, böses, böses Licht auf die wirkliche innere Bildung, auf den Charakter Deutschlands wirft.

Wie war es möglich, daß diese zwei Fragen von der Beratung abgesetzt wurden? Und wenn die Geschäftsleitung das übers Herz brachte, wie war es möglich, daß nicht die ganze Versammlung wie ein Mann sich erhob und alle weiteren Beratungen für gegenstandslos erklärte?

Ganz Deutschland steht harrend an der Tür, hinter der über das Schicksal von zweien seiner Heiligtümer beraten werden soll, und unterdessen berät man da drinnen, ja über was denn? Vielleicht über das Nauener Tor in Potsdam, oder den Fuchsturm bei Jena, was ja auch zwei alte Bauwerke sind?

Eine solche Mißachtung nationalen Empfindens hatte man den Mut, sich zu erlauben, weil man nicht soviel Mut hatte, einem von „anderer“ Seite ausgesprochenen Befehl „über diese Dinge wünsche ich nicht, daß verhandelt wird“ zu widersprechen.

Wer war diese „andere“ Seite? Eine Regierung? Ein Hof? Wenn es so war, dann haben diese Regierungen oder diese Höfe allerdings gesiegt; aber es gibt Siege, zu denen man nicht gratuliert, sondern kondoliert. Und ich kondoliere ihnen dazu, aus ihrem eigensten, wohlverstandenen Interesse. Gerade von seiten der Höfe und Regierungen wird immerfort — und zwar mit Recht — über den immer weiter und breiter um sich greifenden Verfall nationalgeschichtlichen Bewußtseins im deutschen Volke geklagt. Endlich bietet sich eine Gelegenheit zu allgemeiner Betätigung an einer ernsten, nationalen Sache, an der sich, weil es keine politische ist, jeder Deutsche

unmittelbar beteiligen kann. Das Erfreuliche tritt ein, weite Kreise nehmen aus eigenstem Antrieb Stellung zu der Frage; zu diesen Kreisen gehören die besten, im besten Sinn gebildeten Männer Deutschlands — und im Augenblick, wo sie sich ernsthaft, sachlich über die wichtige Frage beraten wollen, wird ihnen von obenher das Wort entzogen, die Beratung und der Mund verboten.

Wo leben wir, wenn so etwas geschehen kann? In Deutschland oder in Byzanz? Ist die öffentliche Meinung Deutschlands ein Hund, den man aus der Ecke hervorlockt, wenn es einem beliebt, daß er Zustimmung bellt, und den man mit einem Fußtritt in die Ecke zurückschickt, wenn es einem beliebt, daß er schweigt? Wissen die Herren da oben nicht, daß solche Dinge verstimmen, und daß aus solchen Verstimmungen die Millionen von „Mitläufern" hervorgehen, die bei Reichstagswahlen sozialdemokratisch wählen? Ist den Herren die Geschichte von dem dumm-habgierigen Bauern nicht bekannt, der, um augenblicklich ein paar Groschen zu verdienen, den Wald niederschlug, der ihn vor der Lawine schirmte, und den die Lawine im nächsten Jahre zum Bettler machte? Mit sorgenden Augen blicken sie auf den drohenden „Umsturz". Wissen die Herren wirklich nicht, was einen Staat einzig und allein vor dem Umsturz bewahrt? Daß es nicht die Polizei, auch nicht das Heer und die äußere Macht, daß es einzig und allein das Selbstbewußtsein freier Männer ist, die ihren Staat aufrecht zu erhalten entschlossen sind. Wenn man aber Männer zu Gliederpuppen macht, dann sind es keine Männer mehr, dann handelt man wie der waldzerstörende Bauer, beraubt sich mit eigener Hand der eigenen Schutzwehr und sägt den Ast an, auf dem man sitzt.

Die Deutschen sind geduldige Menschen, und ich betrachte das als eine edle Eigenschaft. Wann werden die Deutschen „da oben" lernen, daß es eine frevelhafte Vergeudung der nationalen Kraft ist, wenn man die edlen Eigenschaften seines Volkes mißbraucht? Wann werden die Deutschen „da unten" lernen, daß, wer Geduld mit knechtischer Gesinnung verwechselt, entweder selbst zum Knecht oder aber zum Parteigänger derjenigen werden muß, die, weil ihnen dieses und jenes am deutschen Vaterlande nicht gefällt, das ganze Vaterland in die Luft sprengen möchten?

Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?

(1904)

Eine Erscheinung, über die ich mir oft den Kopf zerbrochen habe, weil die Literarhistoriker, denen dies eigentlich zukäme, es meiner Ansicht nach noch nicht zur Genüge getan haben, ist der Drang, der geradezu krankhafte, der deutschen Dichter und Schriftsteller zum Drama und Theater.

Die dramatische Kunst ist dem germanischen Genius nicht angeboren, denn im Widerspruch zu der modernen Theorie, die den Schwerpunkt der Dramatik in die charakteristische Ausarbeitung der Einzelgestalt verlegen will, muß daran festgehalten werden, daß ihr Lebensgesetz in der Fabel und in deren architektonischem Aufbau ruht. Dramatik ist die Kunst der mageren Linie, des straffen Umrisses, der symmetrischen Komposition. Der germanische Genius neigt instinktiv nach der entgegengesetzten Seite, zur breit ausmalenden Stimmung, zur weichen, satten Farbe, er liebt es, im einzelnen berauschenden Moment zu versinken und darüber den Gang der Haupthandlung zu vergessen. In der Natur des deutschen Menschen sind Eigenschaften, die den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Dramatikers widersprechen: er ist nachdenklich beschaulich, statt impulsiv temperamentvoll; je tiefer seine Empfindung, um so lebhafter ist sein Bedürfnis, sie stumm in sich zu verbergen, während es für den Dramatiker eine Lebensbedingung ist, sie laut von sich zu geben; der Deutsche dichtet in sich hinein, der Dramatiker aus sich heraus. Und trotz alledem dieser Drang der Deutschen zum Drama und Theater!

Dichter, die in der Erzählung und lyrischen Dichtung mit Ehren grau geworden sind und sich einen ruhmvollen Namen erworben haben, achten ihre Erfolge auf diesen Gebieten gering, weil sie sehnsüchtig mit der dramatischen Dichtung liebäugeln; an ihrem Leben, das andern reich und glücklich erscheint, zehrt wie ein nagender Wurm der Gedanke, daß es ihnen auf der Bühne nicht in gleichem Maße hat gelingen wollen. Junge Leute, denen kaum die ersten Kielfedern gewachsen sind, beginnen ihre literarische Tätigkeit sogleich mit weit ausholenden Dramen. Wie oft habe ich kopfschüttelnd vor solchen Anfängerarbeiten gestanden, die, von einer wahrhaft geistvollen Idee erfüllt, zu bedeutenden Dichtungen hätten werden können, wenn sie statt in dramatischer in episch erzählender Form verfaßt gewesen wären.

Manchmal, wenn ich diese Erscheinung betrachte, frage ich mich, ob sich in der deutschen Seele eine Änderung vollzieht, und ob diese vielleicht mit der Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse, der Neubegründung des Deutschen Reichs, dem Eingreifen Deutschlands in die großen Weltbegebenheiten zusammenhängt. Denn zwei Künste gibt es, die auf das innigste und unmittelbarste von der politischen Entwicklung ihrer Nation beeinflußt werden, das sind die innerlich verwandten Künste der Dramatik und der Architektur. Jedenfalls ist es unverkennbar, daß dieser Sturmlauf auf Drama und Theater in den letzten Jahrzehnten seit 1870 seine stärkste Entwicklung erreicht hat, daß in dieser Zeit die dramatische Produktion ins Ungemessene angewachsen ist. Und eine ans Groteske streifende, den Mangel an dramatischem Instinkt bei zunehmendem dramatischen Drang in der deutschen Natur kennzeichnende Tatsache darf hier nicht übergangen werden, nämlich, daß beinah diese ganz nach der Bühne lechzende Generation gerade den deutschen Dichter, der wie eine Ausnahmeerscheinung in unserm künstlerischen Schaffen steht, der die dramatische Komposition in einer Weise zu beherrschen gewußt hat, wie sie vor ihm vielleicht nur bei den Meistern der großen griechischen Tragödie und Komödie vorhanden gewesen ist, daß sie Schiller nicht nur nicht versteht, sondern ihn geradezu verwirft.

Den letzten Gründen dieses Theaterhungers nachzuspüren, würde hier zu weit führen. Man kann ihn auf äußerliche Weise daher erklären, daß das Drama vermöge seiner kürzeren und notwendigerweise einfacheren Fabel scheinbar ein leichter zu bewältigendes Problem darbietet als der Roman und die Erzählung, daß es, wenn es gelingt, größere Erfolge verspricht als diese. Man kann auch eine tiefere Erklärung dafür finden und darauf hinweisen, daß die menschliche Natur nun einmal mit dem Tantalusdrang behaftet ist, immer nach denjenigen Früchten zu verlangen, die ihr die unerreichbarsten sind. Das, worauf es hier ankommt, ist, das Vorhandensein dieses Drangs festzustellen und zugleich festzustellen, daß die Theatersucht jetzt auf das große, breite Publikum übergegriffen hat, und daß Deutschland gegenwärtig von einer Art von Theaterteufel beherrscht wird. Die Nachrichten über Erstaufführungen erscheinen in unsern großen Zeitungen unmittelbar neben den wichtigsten politischen Telegrammen, die Besprechungen darüber füllen ganze Spalten; es

gibt dramaturgische Fachblätter, die nur für das Theaterinteresse vorhanden sind und davon leben. In unsern großen Städten tut sich ein Theater neben dem andern auf, in Berlin allein sind jetzt für das große Drama mindestens drei- bis viermal soviel Bühnen vorhanden, als es deren um 1879, die Zeit, als ich dramatisch hervorzutreten anfing, gab.

Und während wir jetzt schon unter einer Überfülle von Theatern seufzen, von denen eins dem andern Konkurrenz macht, tritt abermals eine groteske Erscheinung ein, es erhebt sich ein allgemeiner Ruf: „Wir haben nicht genug Theater! Es fehlt uns das eigentliche Theater, die Heimstätte für das große Schauspiel, wir brauchen ein Bayreuth für das Schauspiel!“ [1]) Es ist wirklich, abgesehen von allem andern, eine psychologisch wunderbare Wahrnehmung, wie die Willenskraft eines bedeutenden Menschen suggestiv auf die ganze Menschheit einwirkt!

Richard Wagner, dem sich die Welt in schäumender Wut entgegenwarf, um sein Schaffen zu lähmen, überwand den Widerstand, die Wut, den giftigen Hohn; auf dem Hügel zu Bayreuth errichtete er sein Festspielhaus und vollendete damit sein großes Lebenswerk. Was für ihn aber eine Vollendung und einen Abschluß bedeutete, wurde für die Nachgeborenen Anfang und Anstoß zu ungemessenen, unklaren, ungesunden Entwürfen, die sich jetzt in dem Ruf: „Ein gleiches Haus für das rezitierende Drama! Ein Bayreuth für das Schauspiel!“ vereinigen.

Es fällt mir schwer, mich so schroff über eine Bewegung zu äußern, von der ich weiß, daß soviel gutes Wollen, soviel reiner Enthusiasmus, soviel von dem allen darin enthalten ist, was ich „die weisheitsvolle Torheit“ der deutschen Natur nenne. Aber ich muß so sprechen, weil ich nicht anders darf. Eine Versündigung an meiner innersten Überzeugung wäre es, wenn gerade ich, den man vielleicht seiner Schaffens- und Gesinnungsart nach für einen Anhänger dieser Bestrebungen halten könnte, anders als abmahnend und warnend dagegen aufträte. Warnend und abmahnend — denn ich sage mir, daß diese unklaren Bestrebungen nicht nur zu einer zwecklosen Kräftevergeudung,

[1]) Luise Dumont plante damals für Weimar eine Musterbühne, die Weimar zu einem „Bayreuth des Schauspiels“ machen sollte. Die Redaktion der „Woche“ richtete an Wildenbruch die Bitte sich zur Sache zu äußern. Daraufhin erteilte er die obenstehende „Antwort“. A. d. H.

sondern zu etwas noch Schlimmerem, nämlich dahin führen würden, daß das Publikum, über dem Ausschauen nach einem illusorischen Zukunftstheater, Sinn und Blick für die vorhandenen guten Theater verlöre. Ohne selbst etwas zu erreichen, würde man das, was wir besitzen, in der allgemeinen Wertschätzung herabsetzen und schädigen.

In Weimar soll das „Bayreuth des Schauspiels" errichtet werden.

Es ist charakteristisch und im guten Sinn charakteristisch, wie jetzt Weimar allgemein zum Ausgangs- und Mittelpunkt für alle auf die Hebung deutschen Geisteslebens gerichteten Bestrebungen gemacht wird. Trotzdem muß ich sagen, daß ich in der Auswahl des Orts für einen solchen Zweck nichts weiter als ein idealistisch verschwommenes Projekt zu erblicken vermag. Das, was Weimar traditionell für uns bedeutet, hat mit modernen Theatergründungen nicht das mindeste gemein. Ich muß sagen, daß ich in dem ganzen Plan nichts weiter als eine mechanisch gedachte, dilettantenhafte Nachahmung des Bayreuther Musters zu sehen vermag. Dabei aber springen die Unterschiede zwischen dem ursprünglichen und dem nachgeahmten Bayreuth gleich derartig in die Augen, daß man in jenem sofort einen innerlich gesunden, in diesem einen lebensunfähigen Organismus erkennt.

Das Festspielhaus in Bayreuth ist nicht für das Musikdrama allgemein, sondern nur für die Werke Richard Wagners bestimmt — das „Bayreuth des Schauspiels" soll, wie sein Name andeutet, dem rezitierenden Drama großen Stils überhaupt geöffnet sein. Damit ist für jenes der Spielplan ein für allemal und ohne Wanken und Schwanken festgestellt, für dieses muß er erst gefunden werden. Denn der Umfang des rezitierenden Dramas ist ein großer. Was soll daraus gewählt werden? Wer soll die entscheidende Auswahl treffen? Und hier berühre ich den inneren Lebenskern der ganzen Sache.

Das Wagnerfestspielhaus verdankt seine Entstehung dem Entwurf, dem Willen und der Ausführung eines einzelnen Mannes, eines unnachahmlichen, eines Genies. Abgesehen von seiner dichterisch-dramatischen Kraft war Richard Wagner ein Mann von wahrhaft erstaunlicher dramaturgischer Begabung. Wer auch nur ein einziges Mal das Festspielhaus in Bayreuth betreten hat und damit in den Bann dieser Begabung geraten ist, hat das an sich erfahren; er hat ein derartiges Zusammen-

wirken von Bühne und Zuhörerraum, eine so mit allen Mitteln bewirkte Steigerung des Aufnahmevermögens erfahren, daß sich ihm daraus ein Gesamteindruck ergeben hat, aus dessen zwingender Allgewalt niemand zu entrinnen vermag.

Wo ist nun der Mann, der für das „Bayreuth des Schauspiels“ alle diese Wunder vollbringen soll? Ist ein solcher Mann überhaupt vorhanden? Nein. Wer also und was wird an die Stelle des einen leitenden Kopfes, der einen genialen Persönlichkeit treten? Eine Mehrheit von Köpfen, ein Komitee, eine Vielheit von Persönlichkeiten, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach von mittelmäßigen.

Ein Komitee — indem ich dieses Wort ausspreche, schüttelt es mich. Diese traurige Pflanze, die so gräßlich gut auf dem Nährboden des deutschen Philistertums gedeiht! Dieses Allheilmittel, das sich aufdringlich überall da anbietet, wo man nicht mehr aus und ein weiß! Dieses erbärmliche Surrogat für das geniale Individuum! Drei oder vier Nullen tun sich zusammen, und weil sie sich zusammentun, bilden sie sich ein, sie wären eine Eins geworden! Und was noch viel schlimmer ist, das Publikum glaubt es ihnen nach! „Ein Komitee hat sich gebildet“ — andächtig lauschend vernimmt es alles, was Philister heißt. An drei oder vier Mittelmäßigkeiten hängt sich ein Dunstschweif von andern Mittelmäßigkeiten an, und ehe man sich's versieht, ist eine Clique, eine Partei, ist das fertig, was jedes individuelle Kunstschaffen lähmt und verpestet. Das Prinzip der Menge und Masse ist in das Gebiet übertragen, wo es absolut nicht hingehört, in das der Kunst.

Ein Komitee also wird sich bilden, um das „Bayreuth des Schauspiels“ zu errichten, und dann werden wir etwas erleben. Wir werden erleben, daß schon bei der ersten wesentlichen Frage, bei der Festsetzung des Repertoires, der Auswahl der Stücke, die gespielt werden sollen, die Köpfe aneinander geraten. Denn wo ist die Grenze, die gezogen werden, und wo die Autorität, die entscheiden soll? Das Publikum wird in den Streit mit hineingerissen werden, und statt der beabsichtigten Bereicherung unseres dramatischen Lebens wird nichts weiter zustande kommen, als daß ein neuer Zankapfel unter die kläffenden Parteien geworfen wird.

Ich übergehe hierbei all die Fragen, die der Gegenstand noch mit sich bringt, zwischen denen man wie zwischen einem

Spalier von Rätsel aufgebenden Sphinxen hindurch muß, bevor man an das Tor des Zukunftstheaters gelangt, die Frage, wo die Mittel herkommen sollen, um das Theater zu gründen, wo die Schauspieler und die Mittel herkommen sollen, die Schauspieler zu bezahlen, wo vor allem die Zuschauer herkommen sollen, die das Theater füllen und seinen Fortbestand ermöglichen? Ich übergehe sie, weil sie, so wichtig sie an und für sich sind, für mich, der ich den ganzen Gedanken im Prinzip verwerfe, nicht mehr in Betracht kommen. Für mich bleiben nur noch einige Erwägungen allgemeiner Art übrig, denen ich bei der prinzipiellen Bedeutung der Sache hier zum Schluß Ausdruck geben will.

Als einen Schaden für unsere dramatische Kunst betrachte ich das massenhafte Anwachsen von Theatern, wie es heute stattfindet. Es ist ein plumper Irrtum, wenn man annimmt, daß durch die wachsende Quantität von Stücken, denen dadurch der Zugang eröffnet wird, die Qualität unserer dramatischen Produktion gefördert wird. In den ganz großen Städten mag sich die Konkurrenz der Bühnen vermöge der in gleichem Schritt anwachsenden Massenhaftigkeit des Publikums bis auf einen gewissen Grad ausgleichen, für mittlere und kleine Städte muß sie zum Verderben führen. In mittleren und kleinen Städten reicht eben das Publikum nur für ein Theater aus. Ist dieses gut, so gibt es nur eine vernünftige Methode, nämlich die, daß man alle vorhandenen Mittel und Kräfte eben diesem Theater zuwendet. Läßt man daneben ein Konkurrenztheater entstehn, so läuft man Gefahr, das vorhandene gute Theater zu schädigen, ohne daß man irgendwelche Sicherheit dafür gewinnt, daß das neuentstehende ebensogut oder gar besser wird. Statt des einen guten Theaters, das man besaß, besitzt man jetzt zwei minderwertige und damit einen chronischen Schaden. Daß das eine Theater nicht imstande ist, all und jede Sensation, die in Berlin, Wien oder Paris auf die Bretter kommt, zu bringen, das ist allerdings wahr, aber ich vermag darin kein Unglück zu erkennen. Die Sensation ist für den künstlerischen Sinn eines Publikums genau das gleiche, was eine überwürzte Speise für den menschlichen Magen, sie fördert die Schaulust und stumpft die Empfänglichkeit ab. Als den Beginn einer Wandlung zum Guten betrachte ich die Bewegung, die in Deutschland unter dem Namen „Heimatkunst“ eine Wiedereinkehr unserer dramatischen Produktion bei den Grundelementen unserer Poesie, bei der nicht von Sen-

sationen überheizten, wohl aber von tiefen Empfindungen bewegten Volksseele anstrebt[1]).

Ob diese Bewegung zum Ziel führen wird, das ruht in der Zukunft und ist ungewiß. Ganz gewiß aber ist eins, daß alle diese Leute, die jetzt wie Doktoren Eisenbart um die deutsche Dramatik wie um eine Kranke auf dem Siechenbett herumstehen und an ihr herumexperimentieren, ihr nicht zum Heil gereichen werden. Diese Jünglinge, die von einem unklaren, darum schädlichen Idealismus getrieben, vielleicht aber auch nur, um sich einen Namen zu machen, hochtönende Rundfragen bei namhaften Männern herumschicken und sie zu überflüssigen Antworten nötigen; diese Architekten, Kunstgewerbemänner usw., die, von der Bauwut besessen, wie brüllende Löwen danach ausgehen, irgendwo ein Theater zu erbauen. Ob ihre Bestrebungen wirklich dem Interesse am deutschen Drama und nicht vielmehr dem egoistischen Bedürfnis entspringen, ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen, ist mir zum mindesten zweifelhaft. Jedenfalls aber bezeugt es eine an Wahnsinn grenzende Unkenntnis der Dinge, wenn sie ernsthaft glauben, daß mit einem unter Dach und Fach gebrachten Theaterbau schon ein lebenskräftiges Theater geschaffen sei. Ich verweise auf das Festspielhaus in Worms, das mit fürstlichem Aufwand für Volksschauspiele gegründet wurde und jetzt leer steht, weil der belebende Golfstrom ausblieb, das Publikum; ich verweise auf das Theater des Westens in Berlin, das von einem ausgezeichneten Baumeister im großen Stil für große Dramatik gebaut wurde und jetzt von leichten Opern und Operetten lebt. Und endlich diese Schauspieler und Schauspielerinnen, die plötzlich, nachdem ihnen die darstellende Kraft abhanden gekommen ist, den Beruf zum Bühnenleiter in sich entdecken und nun in Verbindung mit einem „Komitee“ der oben geschilderten Art nicht nur Bühnen, sondern gleich „Musterbühnen“ gründen!

Wie soll man denn das alles auffassen? Etwa als ernst gemeinte Bestrebungen, der deutschen dramatischen Kunst zu dienen und zu helfen? Ich für meine Person sehe nichts weiter darin, als den Versuch, unter dem Deckmantel einer großen Sache eigenen persönlichen Wünschen und Gelüsten Vorschub zu leisten. Dazu aber ist die große Sache des deutschen Volks, die deutsche dramatische Kunst, nicht da. Darum verwerfe ich all diese Unter-

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Furor teutonicus“ S. 284 f. A. d. H.

nehmungen, darum sage ich allen, die es ehrlich meinen: „Arbeitet an euch selbst und an eurer Begabung, nicht als schellenlaute Toren, sondern als stille, ernsthafte Menschen!“ Nicht durch neue schöne Theater wird der deutschen Dramatik geholfen, sondern durch gute neue Stücke.

*Persönlichkeits- und „Richtungs“kritik

Antwort auf eine Umfrage (13. Juni 1905)

In meiner Erzählung „Semiramis“ habe ich geschrieben, „jede wahre Kraft ist etwas Heiliges.“

Wenn ich mich selbst zitiere, so geschieht es, weil das Wort, meines Erachtens, kurz aber erschöpfend den Standpunkt kennzeichnet, von dem aus man jedes menschliche Werk, vor allem jedes künstlerische, anschauen soll. Man soll, alle Voreingenommenheit beiseite lassend, lediglich prüfen, ob aus dem Werke eine schaffenskräftige Individualität spricht. Erkennt man eine solche als vorhanden, so soll man dem Werke mit Respekt gegenüber treten, denn man soll sich bewußt sein, daß nur die schaffenskräftigen Persönlichkeiten neue Wege für die Kunst und die Menschheit bahnen. Respekt aber bedeutet nicht höflich kaltes Schweigen, sondern aufmerksames Eindringen und, unter Umständen, Beugung des Beurteilenden vor dem Zubeurteilenden.

Diese Forderung erscheint so einfach und berechtigt, daß man billig staunen muß, wenn sie unerfüllt bleibt. Dennoch ist es so.

Die deutsche Literatur-Geschichtsschreibung, die früher von schulmeisterlich-doktrinärem Standpunkt aus betrieben wurde, ist reich an bösen und bösesten Sünden in dieser Beziehung. Als eins der springendsten Beispiele führe ich E. T. A. Hoffmann an, der, weil er sich in keine der schulmäßig festgestellten literarischen Kategorien einschachteln ließ, von der deutschen Literatur-Geschichtsschreibung mit Achselzucken übergangen wurde, bis daß wir heute zu der Erkenntnis gelangt sind, daß wir in ihm einen unserer genialsten Erzähler besaßen und besitzen.

An Stelle des Doktrinarismus, der, wenn er nichtachtend an den eigenartigen Individualitäten vorüberging, dies immerhin in schulmeisterlicher Gutgläubigkeit tat, ist heutzutage eine Beurteilungsmethode getreten, die der schaffenden Individualität eine

Existenzberechtigung nur zuerkennt, wenn diese auf dem Standpunkte des Beurteilenden steht, wenn sie seiner „Richtung“, seiner „Partei“ dient. Wie viel gefährlicher noch als die alte Anschauungsart, wie geradezu tödlich gefährlich für Kunst und Literatur eine derartige Methode sein muß, wird klar, sobald man sich vergegenwärtigt, daß alle Freiheit des Schaffens und damit das Schaffen selbst aufhört und stirbt, wenn man ihm statt der aus dem eigenen Innern treibenden Kraft, von außen her einen Weg vorschreiben will, den es gehn, einen Zweck vor die Augen stellen will, den es erfüllen soll. Niemals ist leidenschaftlicher gegen „Tendenz-Poesie“ geeifert worden, als heutzutage, und nie ist mit brutalerem Fanatismus Tendenz-Poesie gefordert worden, als eben heut.

Die Beurteilungsmethode vom Standpunkt der „Richtung“ und „Partei“ aus führte mit Notwendigkeit dazu, daß die schaffenskräftige Individualität, die ihren Weg für sich, vielleicht auch gegen die „Richtung und Partei“ geht, als etwas Störendes, Hinderliches empfunden wird.

Hindernisse aber werden beseitigt. Das ist der Grundsatz, nach dem politische Parteien und Handelsverbindungen, Trusts, verfahren, und dieser Grundsatz hat Aufnahme gefunden in unser literarisches Leben.

Zu was für geradezu unsittlichen Zuständen dies führen muß, wie dadurch nicht nur die Schaffensfreudigkeit des einzelnen gelähmt, sondern auch die Denkart und Empfänglichkeit der ganzen Nation beeinträchtigt und die blühende Reichhaltigkeit und Fülle unserer Nationalliteratur mit der Zeit zertreten und vernichtet werden muß, bedarf keiner weiteren Ausführung. Wirklich sachliche Beurteilung hört damit auf; von einem ernsthaften, vorurteilslosen Eingehen auf das Werk ist nicht mehr die Rede. „A“ gehört nicht zu uns — folglich geht er uns nichts an, wir schweigen über ihn und schweigen ihn tot. Oder aber gar „A“ ist gegen uns — fallt über ihn her und schlagt ihn tot!! Von einem oder einigen Führern der „Richtung“ und „Partei“ wird das Schlagwort gefunden, die „Parole“ ausgegeben — der Chor — um nicht zu sagen die Horde — nimmt sie auf und gibt sie weiter. Dadurch entstehen dann jene Erscheinungen trauriger Art, die unserer Zeit vorbehalten waren: die „Hetzen“ auf der einen, die „Verhimmelungen“ auf der anderen Seite. Denn wenn es unter keinen Umständen zulässig ist, daß „A“

noch länger literarisch am Leben bleibt, wenn sein Werk verdammt sein muß, noch bevor es erscheint, so ist das bequeme Hilfsmittel dazu, daß man einen Gegenpart gegen ihn aufstellt. Das ist „B“. „A“ ist unter allen Umständen minderwertig und unbedeutend, „B“ unter allen groß und bedeutend.

„A“ wird hinweggeschwiegen, oder mit aller bis ins Mark der Schaffenslust dringenden Bosheit totgesprochen, „B“ unter allen Umständen, immer und überall durch dick und dünn emporgehoben und verhimmelt. „B“ ist die Keule, mit der man „A“ totschlägt. Auf diese Weise werden Persönlichkeiten gestempelt, und gestempelte Persönlichkeiten sind keine individuellen mehr; auf diese Weise werden schaffende Menschen, die sich in Freundschaft ergänzend fördern könnten, indem man sie als Parteifahnen aufpflanzt, ohne ihr Wollen und Dazutun zu Feinden gemacht; auf diese Weise wird der heilige Boden der Kunst, dessen einzig befruchtendes Element Freudigkeit und Liebe ist, durch Haß und Feindseligkeit bis in seine Tiefen verbittert und vergiftet; auf diese Weise leidet das gesamte geistige Leben der Nation Schaden, Schaden, Schaden.

Daß ich hier mit scharfen Strichen gezeichnet habe, dessen bin ich mir bewußt — daß ich übertrieben haben sollte, bestreite ich. Und wenn man aufgefordert wird, seine Ansicht über die Pest zu äußern, muß man nicht vom Schnupfen sprechen.

Und nun — wie dem abzuhelfen? Sehr einfach und sehr schwer; denn Maßregeln lassen sich nicht vorschreiben. Hilfe kann nur von innen, kann nur kommen, wenn diejenigen, die berufsmäßig Kritik üben, sich bewußt werden, was ihnen damit eigentlich anvertraut ist, daß sie den Garten behüten sollen, in dem die wichtigsten und köstlichsten Früchte der nationalen Kultur wachsen. Dazu genügt es dann freilich nicht, daß man lesen und schreiben gelernt hat, und noch weniger, daß man hinzuhören und aufzuschnappen versteht, was das „große X“, der Stimmführer, als Parole ausgibt, um es sodann nachzubeten oder nachzufluchen. Dazu gehört etwas ganz anderes und sehr viel mehr: nämlich, daß man einem individuellen Geisteswerk als individueller Geist gegenüberzutreten vermag. Mag man dabei zur Negierung, unter Umständen zur völligen Verwerfung gelangen — niemandem soll daraus ein Vorwurf erwachsen; aber man verwerfe aus eigener Individualität heraus, nicht auf Befehl und Diktat der „Richtung und Partei“, Schaffen und beurteilendes Empfangen,

was man Kritik üben nennt, können, wenn sie gesund und fruchtbringend sein sollen, nur aus einer und derselben Wurzel hervorgehen, aus der individuellen Persönlichkeit. Aber indem man Persönlichkeit gegen Persönlichkeit setzt, gebe man es auf, deshalb, weil man äußerlich zum Richter berufen ist, sich ohne weiteres auch innerlich für die überlegene Persönlichkeit zu halten. Man studiere die Literaturgeschichte und lerne aus ihr, daß das Urteil des Zeitgenossen vom Urteil des nachfolgenden Geschlechts sehr häufig ad absurdum geführt wird, weil die Nachwelt zehn Jahre und vielleicht mehr über dem Werke zugebracht hat, für das der Zeitgenosse nur zehn Minuten übrig gehabt hat. Man lerne aus der Literaturgeschichte des weiteren, daß je stärker und eigenartiger die Persönlichkeit ist, die uns in dem Werke gegenübertritt, es um so schwerer ist, ihr die eigene Individualität in allen Teilen anzupassen, daß man einer so gearteten Persönlichkeit eigentlich immer nur dann gerecht werden kann, wenn man ihr bis auf eine gewisse Strecke hin mit Liebe entgegenkommt. Und hierbei entäußere man sich des heutzutage gang und gäbe törichten Irrtums, daß liebevolle Kritik von vornherein weichliche und schlechte Kritik sei. Töten ist leichter als zeugen — der beste Kritiker ist nicht der, welcher vorhandene Mängel entdeckt, sondern der, welcher das unter den Mängeln verborgene Leben erkennt und zutage fördert. Wir haben solche Kritiker — jawohl — aber nur einige, nur wenige. Denn nur in diesem Sinne Kritik zu üben, dazu gehört ein sittlich und individuell, wissenschaftlich umfassender und tief innerlich durchgebildeter Mensch; wie es denn überhaupt keine Tätigkeit gibt, die mehr den wahrhaft gebildeten Menschen verlangt, als gerade die kritische.

Solcher wahrhaft gebildeter Menschen aber gibt es viel weniger, als die breite Masse des Bildungsphilistertums sich gemeiniglich vorstellt. Daß ihrer mehr werden möchten, mehr und immer mehr, daß wir deutschen Bildungsmenschen, nachdem wir die Zensur und andere äußere Maulkörbe losgeworden sind, endlich auch zur individuellen Freiheit, zur Selbstherrlichkeit erwachsen, daß wir den Mut der *eigenen* Meinung gegenüber der sogenannten öffentlichen, allgemeinen finden möchten — das ist der fromme Wunsch, mit dem ich diese, manchem Ohr wahrscheinlich unfromm klingenden Sätze schließe.

Deutschland und Frankreich

Historisch-politische Meditation (1905)

Daß die Beseitigung der zwischen Deutschland und Frankreich bestehenden Mißstimmung von allen Deutschen gewünscht wird, glaube ich, der ich mir bewußt bin, deutsch zu empfinden wie nur einer, mit aller Bestimmtheit aussprechen zu dürfen.

Daß die Herstellung eines dauernd freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Nationen Europa und der Menschheit überhaupt zum Segen gereichen würde, versteht sich von selbst.

Daß und wie ich die Herbeiführung eines solchen Verhältnisses für möglich halte, will ich hier in wenigen kurzen Sätzen ausführen:

Ein Grundirrtum, in dem man sich, namentlich von französischer Seite, bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich bewegt, ist, wie ich glaube, der, daß man den Krieg von 1870 gewissermaßen als das Ergebnis einer bösen Stunde und die infolge des Krieges eingetretene Losreißung von Elsaß-Lothringen als einen Willkürakt betrachtet.

„Wäre 1870," so folgert man, „Frankreichs äußere Politik geschickter geleitet worden, so wäre es nie zum Kriege gekommen — würde Elsaß-Lothringen zurückgegeben, so würde mit einem Schlage das freundnachbarliche Verhältnis zwischen beiden Ländern, wie es vor 1870 bestanden hatte, hergestellt sein."

Diese Art, die Dinge zu sehn, ist kurzsichtig, und so lange mit dieser Anschauungsart nicht endgültig gebrochen wird, ist an eine dauernde Verständigung zwischen beiden Ländern nicht zu denken. Der Krieg von 1870 ist nicht das Ergebnis eines bösen Augenblicks, eines Mißverständnisses oder dergleichen, sondern die elementare Explosion eines seit Jahrhunderten gehäuften Zündstoffes gewesen — ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland hat schon Jahrhunderte vor 1870 nicht bestanden und würde durch die einfache Zurückgabe von Elsaß-Lothringen nicht wiederhergestellt werden.

Jahrhunderte — denn so weit, bis auf Richelieu muß man zurückgehn, wenn man den Gang der Dinge richtig verstehen will, der schließlich zur Katastrophe von 1870 führte.

Daß Frankreich unter der Suggestion des großen Politikers zweihundert Jahre lang, vom siebzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert, dessen äußere Politik als die für Frankreich einzig

mögliche angesehen hat, ihr beinah blindlings gefolgt ist, ohne sich zu sagen, daß auch die genialste Politik nur so lange vernünftig bleibt, als die Weltverhältnisse, denen sie angepaßt war, die nämlichen bleiben, das ist Frankreichs Schuld gegenüber Deutschland gewesen, das hat das Verhältnis zwischen beiden Nationen vergiftet und schließlich zu Frankreichs Unglück geführt. Denn Richelieus äußere Politik war bekanntlich ein Wettstreit, ein Wettstreit mit der Dynastie Habsburg, der er die unter Karl V. begründete Suprematie über den europäischen Kontinent zugunsten Frankreichs zu entreißen strebte.

Kämpfe, und zwar sehr energische, hatten ja schon zwischen den Vorgängern des von Richelieu geleiteten Ludwig XIII. und Habsburg stattgefunden, dieses aber waren, um es so auszudrücken, Kämpfe „von Fall zu Fall“, durch besondere augenblickliche Umstände hervorgerufene, gewesen. Erst durch Richelieu wurde die Niederkämpfung Habsburgs System der französischen Politik. Und zur Erreichung dieses Zieles wurde ebenso systematisch ein Mittel gewählt, das durch die damaligen Verhältnisse an die Hand gegeben, Frankreich zunächst und auch noch für lange Folgezeiten ungeheuere Vorteile, in letzter Konsequenz aber den schweren Schaden von 1870 bringen sollte: Habsburg wurde aus Deutschland selbst heraus bekämpft. Wo sich im Innern Deutschlands Mächte und Elemente zeigten, die man als Habsburg feindlich behandeln konnte, wurden sie von Frankreich mit Geld, mit Waffen, mit allen erdenklichen Mitteln zum Widerstande unterstützt. Die Zustände Deutschlands machten eine solche Politik ja nicht nur möglich, sondern forderten sie geradezu heraus. Die Glaubensspaltung, die schon im sechzehnten Jahrhundert die gegen Karl V. kämpfenden Protestanten dahin gebracht hatte, daß sie drei deutsche Gebietsteile, die Bistümer Metz, Toul und Verdun, an Frankreich verkauften, um dessen Hilfe zu erlangen, war im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit Richelieus, zu dem Ungeheuer ausgewachsen, das den Wohlstand, die Kultur, das nationale Selbstbewußtsein, beinah die Sprache Deutschlands verschlang, das man den Dreißigjährigen Krieg nennt. Wenn Richelieu hiervon Gebrauch machte, wer will es ihm verargen? Die begabtesten Deutschen, wie ein Bernhard von Weimar, verlangten ja gar nichts Besseres, als im Solde Frankreichs gegen die Kaiserlichen zu fechten. Wenn Frankreich eine Politik, die zu so handgreiflichen Resultaten führte, unbedenklich und unbedingt

zur Richtschnur für sein ferneres politisches Verfahren machte, wer will sich darüber verwundern? Denn handgreiflich waren die Resultate wirklich: Der Wettstreit zwischen Habsburg-Österreich und Bourbon-Frankreich entschied sich in kürzester Zeit so ganz zugunsten des letzteren, daß schon wenige Jahrzehnte nach Richelieus Tod die einstige Weltmacht Karls V. auf Ludwig XIV. übergegangen war. Und während Frankreich sich Schritt für Schritt zur Einheit zusammenraffte und zum Staate erwuchs, brach das Deutsche Reich wie eine große, überreife Frucht, die vom Baume gefallen und aufgeplatzt ist, aus allem staatlichen Verbande, wenn ein solcher überhaupt jemals vorhanden gewesen war, in allen Nähten reißend, auf. Daß der günstige Stand der Dinge links vom Rheine ganz wesentlich auf die traurige Lage des Landes rechts vom Rheine zurückzuführen war, lag auf der Hand; für die französischen Politiker, nicht nur für die unmittelbaren Nachfolger Richelieus, Mazarin und Ludwig XIV., sondern für alle, bis auf Napoleon I. und Napoleon III., wurde es daher zum Axiom, daß die Kraft und Größe Frankreichs in unmittelbarem Zusammenhange mit der Schwäche Deutschlands stände, daß Deutschland das Sprungbrett für Frankreichs Weltmachtstellung, und daß es deshalb die von der Natur gebotene Aufgabe jedes französischen Staatsmannes sei, Deutschland in dem Zustande von innerer Zerrissenheit zu erhalten, der es für jede eigene Lebensäußerung unfähig und für jegliche Einwirkung von seiten Frankreichs zugänglich machte. Beinah groteske Form nahmen die Verhältnisse unter Napoleon I. an, der die letzten Konsequenzen dieser Politik zog, und für den Deutschland, dessen Fürsten er wie Kartenkönige gegeneinander ausspielte, eigentlich nur noch die große „Entschädigungsmasse“ war, an der er sich selbst schadlos hielt, wenn er Einbußen erlitten hatte, oder mit der er Löcher zustopfte, die er irgendwo in Europa gerissen hatte.

Eine solche, zweihundert Jahre lang konsequent festgehaltene Anschauung und durchgeführte Methode konnte nicht verfehlen, allmählich den breiten Massen der beiden einander gegenüberstehenden Nationen zum Bewußtsein zu kommen. Völker politisieren mit dem Gefühl, und so kam es, daß die Deutschen in den Franzosen diejenigen zu sehen anfingen, die jede Wunde am Leibe Deutschlands noch weiter aufrissen, während die Franzosen sich an den Gedanken gewöhnten, daß die traurige

politische Lage der Deutschen nicht die Folge äußerer Umstände, sondern das Ergebnis ihrer eigenen Art und ihres Charakters sei. Für den Deutschen wurde der Franzose „der Erbfeind“ — für den Franzosen der Deutsche eine tête carrée; jener haßte, dieser verachtete. Und wer diesen Ausdruck übertrieben findet, der lese in den Briefen Prosper Mérimées an Panizzi nach, wie jener, also ein geistig hochstehender Franzose, sich 1866 beim Ausbruch des Krieges über Preußen und Österreicher, als Menschen, geäußert hat.

Daß in der Natur des Deutschen, in seiner Eigenwilligkeit, seiner Stammeseifersüchtelei, seinem Mangel an Temperament, seiner Neigung zur Rechthaberei und religiös-konfessioneller Verbitterung, eine Menge Eigenschaften vorhanden sind, die den erbärmlichen Zustand der politischen Lage Deutschlands mit verschuldet haben, das kann ja freilich niemand in Abrede stellen; insofern also haben die Franzosen ganz richtig gesehen. Aber sie gingen in ihrer Mißachtung zu weit und gerieten dadurch in einen folgenschweren Irrtum: sie glaubten nämlich, die deutschen Menschen fühlten die klägliche Lage Deutschlands nicht, oder wenn sie sie fühlten, sie wären ganz zufrieden damit, verlangten nach keiner Änderung. Und hieran schloß sich, eigentlich ganz folgerichtig, der zweite Irrtum, der für Frankreich verhängnisvoll werden sollte: die Franzosen glaubten, daß derjenige deutsche Staat, der seit Friedrich dem Großen die Aufgabe überkommen und übernommen hatte, den dicken stagnierenden Sumpf der deutschen Weltlage aufzurühren, daß Preußen so verhaßt bei den anderen deutschen Stämmen sei, daß diese ihm unter keinen Umständen Heeresfolge leisten würden. Und diese beiden Annahmen waren falsch. Seitdem Deutschland vom Dreißigjährigen Kriege wieder zu sich gekommen ist — und dies ist ganz und voll erst im neunzehnten Jahrhundert geschehen —, haben die Deutschen sich aus ihrer Zerrissenheit nach der Einheit, nach dem verloren gegangenen deutschen Kaiserreich zurückgesehnt. Die schmachvollen Unbilden, die Deutschland in der Zeit seiner Schwäche hat dahinnehmen müssen, sind stillschweigend ertragen, aber niemals vergessen worden. Niemals vergessen worden ist es, daß Straßburg und das Elsaß dem Deutschen Reiche von Ludwig XIV. mitten im Frieden, wider Recht entrissen worden ist. Und als nach dem Kriege von 1866 der Norddeutsche Bund unter Preußens Führung entstand, als die Deutschen sich

dessen inne wurden, daß dieses Preußen, das ihnen bisher als der typische Ausdruck partikularistischer Selbstsucht erschienen war, eine großdeutsche Politik ergriff, schlug die bisher gegen Preußen gerichtete Stimmung um. Der feindselige Haß wich vor dem Bewußtsein, daß hier wirklich der Führer gegeben war, zu der ersehnten Wiedervereinigung Deutschlands zu gelangen, und die Folge davon war, daß im Juli 1870 Nord- und Süddeutschland geschlossen wie ein Mann auf dem Plane stand.

Daß die französischen Staatsmänner diese Wandlung in der deutschen Gemütsverfassung nach 1866 nicht erkannten, das war ihr verhängnisvoller Fehler, und wenn, wie es beinah den Anschein hat, noch heut bei einigen Franzosen der Glaube herrscht, daß die Deutschen die gegenwärtige Reichsverfassung eigentlich nur als eine ihnen von Preußen aufgezwungene empfänden, die sie am liebsten, sobald sich nur die Gelegenheit böte, wieder sprengen möchten, so ist das abermals ein Irrtum, der, wenn wirklich die Probe gemacht würde, abermals zu verhängnisvoller Ernüchterung führen würde. Denn die deutsche Einheit und das deutsche Kaisertum sind für den Deutschen keine Verstandes-Präparate, sie hängen zusammen mit den tiefsten Bedürfnissen seiner phantasiereichen Seele, sie sind der verkörperte Ausdruck seiner Sehnsucht, sein wertvollster Gefühlsbesitz. Und wie der Deutsche wohl das Vaterland, aber nie die Heimat aufgibt, weil jenes mehr oder weniger gedacht werden muß, diese aber empfunden wird, so ist nicht daran zu denken, daß er jemals wieder die deutsche Einheit fahren ließe; denn ein Gefühl gibt der Deutsche eben nicht auf.

Wenn aber, wie gesagt, die französischen Staatsmänner die Wandlung in den deutschen Gemütern nach 1866 nicht erkannten, so war dies schließlich nur ein Fehler ihres diplomatischen Auges. Ein viel größerer, schwererer, ein fundamentaler Fehler war es, daß sie die Wiedervereinigung Deutschlands, die sie durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes in die Wege geleitet sahen, als eine gegen Frankreich gerichtete Tathandlung ansahen, daß sie auch damals auf dem Richelieuschen „entweder Frankreich oder Deutschland“ stehn blieben, statt den den Zeitverhältnissen entsprechenden Satz zu adoptieren: „Frankreich neben Deutschland.“

Denn es kann gar nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, daß die Wiedervereinigung Deutschlands keine Spur

eines feindseligen Gedankens gegen Frankreich enthielt, daß sie nichts weiter war, als die natürliche Lebensäußerung eines großen Volks, das sich aus jahrhundertlanger, seinen Wünschen, seinen geistigen Fähigkeiten widersprechender Unwürdigkeit aufzuraffen entschlossen war. Darum habe ich die „patriotischen Beklemmungen“ des Herrn Thiers, die dieser nach der Schlacht von Königgrätz empfand, nie begriffen. Ich habe aus seinen Worten nur entnommen, daß Herr Thiers bei aller Begabung doch nur ein Durchschnittsdenker war, der nicht begriff, daß damals für Frankreich der Moment zu einer fundamentalen Änderung seiner Politik gegenüber Deutschland gekommen war, daß, wenn Frankreich aus freiem Entschluß eine Freundeshand über den Rhein gestreckt hätte, schon damals eine ganz neue, segensreiche Welt-Konstellation ins Leben getreten wäre. Das neu geeinte Deutschland würde Frankreich aus eigenem Antriebe niemals angegriffen, würde ihm Elsaß-Lothringen niemals genommen haben — das kann, das muß mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Erst 1870, als die Deutschen erkannten, daß Frankreich ihnen gegenüber immer noch das Frankreich Richelieus und Ludwigs XIV. war, daß es ihnen auch jetzt noch die Verwirklichung seines inbrünstigen Sehnens verwehren wollte, griffen sie zu den Waffen und gingen in den Kampf. Und wenn die Franzosen sich über den Ingrimm gewundert haben, mit dem die Deutschen sich in den Kampf stürzten, so mögen diese Ausführungen ihnen erklären, woher der Ingrimm kam. Wenn die Franzosen die Losreißung von Elsaß-Lothringen als eine übermäßige, räuberische Ausnutzung des deutschen Sieges betrachtet haben, so mögen diese Ausführungen ihnen sagen, daß nicht räuberischer Sinn es war, der die Deutschen getrieben hat, sondern daß sie aus dem Triebe der Selbsterhaltung genötigt waren, der Wiederkehr einer Politik den Riegel vorzuschieben, unter der sie zweihundert Jahre lang bis zur Vernichtung gelitten hatten.

So ist der Zustand geworden und entstanden, unter dem wir leiden. Denn daß die innere Entfremdung zweier zur gegenseitigen Ergänzung geschaffener, reich und tief begabter Nationen ein Leiden für sie selbst und die Menschheit bedeutet — wer wäre, der es nicht fühlt? Wenn aber die Frage aufgestellt wird, ob sich dieser unnatürliche Zustand ändern, Freundschaft zwischen den beiden verfeindeten Nationen herstellen läßt, so antworte ich darauf mit einem zuversichtlichen „ja“ — und

in dem Vorhergehenden glaube ich bereits angedeutet zu haben, auf welchem Wege die Verständigung zu erreichen ist. Nicht dadurch, daß das 1870 Geschehene und Geschaffene einfach aufgehoben und rückgängig gemacht wird; das würde zu nichts, höchstens zur Wiederkehr der früheren Übelstände, zu einem Wiedererwachen der Suprematie-Bestrebungen Frankreichs einerseits, des Mißtrauens Deutschlands anderseits, führen. Nach wie vor würden beide Nationen sich anstarren, wie Wilde, die nur auf den Ansprung des Gegners lauern und darüber Kulturmenschen zu werden verpassen. Nein, sondern wenn nicht Waffenstillstand nur, sondern Friede, nicht äußerlicher Friede nur, sondern innerlicher, wahrer, produktiver zustande kommen soll, dann müssen beide Nationen zur Einsicht gelangen, daß die heutige Kulturwelt von einem anderen Begriff geleitet wird, als er noch 1870 der leitende war, und müssen freiwillig und ehrlich ihr Handeln danach einzurichten sich entschließen. Dieser heutige Begriff aber lautete dahin, daß der ehemalige Gedanke, wonach immer ein Volk in Europa an oberster Stelle stehen und die Hegemonie führen mußte, ein mittelalterlicher, veralteter, unbrauchbarer Gedanke geworden ist, und daß es heute zwischen den Völkern Europas kein Drüber und Drunter, sondern nur noch ein Nebeneinander gibt. Deutschland hat den Traum der europäischen Hegemonie auch geträumt, lange, fast so lange, als es „das Heilige Römische Reich Deutscher Nation" war. Es ist unsanft daraus geweckt worden und hat den Traum gründlich, fürchterlich gebüßt. Frankreich hat ihn von Richelieu bis zu Napoleon III. geträumt; 1870 ist es geweckt worden, und sein Erwachen war auch nicht sanfter Art. Wer aber dem lebendigen Tage leben will, darf nicht an nächtliche Träume zurückdenken. Deutschland ist jetzt wach und wird es bleiben; jeder Gedanke, daß es noch einmal in abgetane Gelüste zurückverfallen könnte, ist völlig ausgeschlossen. Möge Frankreich nun auch wach bleiben. Möge es das Geschehene geschehn sein lassen und heute nachholen, was es 1866 versäumt hat: die Hand zum Freundschaftsbunde über den Rhein herüberreichen. Noch ist es nicht zu spät dazu; die Hand würde angenommen und ehrlich, treu und dauernd festgehalten werden. Im Herzen der Deutschen wohnt kein Groll mehr gegen Frankreich. Im Gegenteil: die Unbilden, die sie von drüben erlitten, sind ihnen zu einem historischen Bewußtsein geworden, werden aber nicht mehr

gefühlt. Wach dagegen und lebendig ist in den deutschen Herzen die Erinnerung an die befruchtenden Gaben geblieben, die ihnen, wie der Menschheit überhaupt, von Frankreich zuteil geworden sind. Niemals hat Deutschland vergessen, noch wird es vergessen, was es dem französischen Geiste verdankt; immer wird sich das Land der Reformation innerlich mit dem Lande verwandt fühlen, aus dessen großer Revolution die moderne Welt geboren wurde, und das jetzt mit unversieglicher Seelenkraft die große Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche durchführt.

Wer die Witterung für neue, allmählich sich gestaltende Welt-Konstellationen in sich trägt, dem kann es nicht entgehen, daß in unserer, nicht mehr nach binnenländischen, sondern nach ozeanischen Maßstäben rechnenden Zeit eine neue, große Gestaltung Europas, die man als „die Vereinigten Kontinentalstaaten von Europa" bezeichnen kann und schon bezeichnet hat, im langsamen, aber unabweislichen Werden ist. Noch ist nicht abzusehn, wann und in welcher Form dies mächtige Gebilde Leben gewinnen wird. Soviel aber läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn es einmal zustande kommt, der Weltfriede und damit die Menschheitskultur eine noch nie dagewesene Förderung erfahren wird. Mittelpunkt und Ferment dieses von gewaltigen, überseeischen Mächten umlagerten europäischen Kontinents zu werden, dazu sind Frankreich und Deutschland nicht nur berufen, sondern durch überwältigende Gründe geradezu gezwungen. Dazu ist es nötig, daß sie Freunde werden, daß sie sich vereinigen. Frankreich und Deutschland Freunde — und das große, segensreiche neue Kulturgebilde rückt seiner Verwirklichung einen mächtigen Schritt näher. Frankreich und Deutschland Feinde — und es weicht zurück und wird zum Schemen. Eine ungeheuere Verantwortung liegt auf der heutigen Generation beider Länder. Wird sie ihre Aufgabe begreifen? Wird sie ihr handelnd gerecht werden? Wer noch an das Wachsen und Zunehmen der heiligen Vernunft in Menschenseelen glaubt, kann auf die Frage nicht anders antworten als mit „ja"!

*Hervorruf des Dichters im Theater

(1906)

Zu der Frage, wie ich über das Hervorrufen des dramatischen Dichters bei der Erstaufführung seines Werks denke,

äußere ich mich bereitwillig, weil ich der Meinung bin, daß man gegen Unsitte und Unfug immer und überall, auch wenn man keinen unmittelbaren Erfolg voraussieht, ankämpfen soll. Denn dieser, ursprünglich vielleicht aus einem Dankbarkeitsempfinden hervorgegangene Brauch ist gegenwärtig zu einem solchen Unfug ausgeartet, daß meiner Überzeugung nach jeder, auch nur einigermaßen feinfühlende Dramatiker aufatmen müßte, wenn er davon befreit würde.

Über die Frage, ob der Schauspieler dem Hervorrufe Folge leisten soll, läßt sich streiten und ist gestritten worden. Die Argumente, die dagegen und dafür geltend gemacht werden, gipfeln in den Sätzen, daß die künstlerische Illusion unterbrochen wird, wenn die Phantasiegestalt des Dramas sich in den bürgerlichen Menschen zurückverwandelt, der aus der geweihten Atmosphäre der Dichtung heraus in unseren Alltag tritt, während von der anderen Seite behauptet wird, daß durch den Dank, den man dem Darsteller durch Hervorrufen darbringt, die Wechselwirkung zwischen Bühne und Publikum nur gesteigert wird, und daß der Vorhang, vor dessen gleichgültiger Gelassenheit die Zuhörerschaft sich vergeblich abmüht, eine erkältendere Wirkung auf deren Stimmung hervorbringen muß, als die kurze Störung der Illusion es vermöchte.

Darüber jedoch, ob es in der Natur der Sache begründet und ob es angezeigt sei, den Verfasser des Bühnenwerks hervorzurufen, kann ein Streit nicht entstehen — es ist absolut zu verwerfen.

Ich habe oben gesagt, daß der Brauch vielleicht aus einem an sich zu billigenden Gefühl hervorgegangen ist: man will dem Mann danken, der uns ein paar genußreiche Stunden bereitet hat. Vergegenwärtigt man sich aber, in welcher Weise dieses sich vollzieht, so wird man bald erkennen, daß diese Form des Dankes eine durchaus rohe ist, und daß sich dem an sich guten, naiven Gefühl ein anderes, keineswegs gutes, das der albernen Neugier beimischt. Man will „den merkwürdigen Kerl“ von Angesicht zu Angesicht sehen, „der so etwas fertiggebracht hat“.

Wer wahrhaft danken will, der findet dazu andere Wege: der möge an den Dichter, wenn dieser das Theater verläßt, herantreten und ihm die Hand drücken, der möge nach Hause gehen und an den Dichter schreiben. Unkünstlerisch dagegen im Gedanken, jede Phantasie-Illusion zerstörend und respektlos ist

die jetzt übliche Methode, den Dichter an die Rampe hervorzurufen. Denn es zeugt von einer geradezu barbarischen Auffassung, wenn ich das Werk, das mich innerlich erfüllt hat, in dem Menschen verkörpert zu sehen glaube, der dort auf der Bühne vor mir erscheint. Das Geheimnis aller dichterischen Wirkung ist, daß das Werk als eine von der schaffenden Persönlichkeit losgelöste, nur in sich beruhende Welt vor mich hintritt. Und der Zauber dieses Geheimnisses wird zerrissen, wenn ich den Menschen, aus dessen Seele die Dichtung entstanden ist, von dem sie sich jetzt losgelöst hat, in seiner Leiblichkeit vor mich hinstelle. Respektlos aber ist es, wenn ich einen Mann, vor dem ich mich geistig soeben gebeugt habe, gewissermaßen vor mich hinbefehle, damit er sich dankend vor mir verneige, während nur ich ihm zu danken habe.

Empfindungen solcher Art werden wohl jeden Dramatiker bewegt haben, der schon einmal in der Lage gewesen ist, sich dem Zwange fügen und, trotz innerlichen Widerstandes, dem Hervorrufe nachgeben zu müssen — denn so steht heut die Sache, daß der Verfasser kommen m u ß, wenn das Publikum befiehlt. Die Theater zwingen ihn dazu. Und, seltsam unfolgerichtigerweise, nicht nur die, bei denen es den Schauspielern erlaubt ist, sich herausrufen zu lassen, sondern auch diejenigen, die es den Darstellern verwehren. Wer jemals der Erstaufführung eines eigenen Stückes beigewohnt hat, weiß, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, hinter den Kulissen oder in der Loge zu bleiben, wenn Theaterleiter, Regisseur und Schauspieler beinah mit Anwendung körperlicher Gewalt heranstürzen: „Sie müssen kommen! Das Publikum wird ungeduldig! Sie stören die Stimmung! Sie bringen uns um die Wirkung!" Ein Bühnenrequisit ist der Dichter geworden; wie eine Effektnummer der Premiere wird er ausgespielt.

Dieser Zustand ist einfach unwürdig. Es ist unwürdig, daß ein geistig vornehmer Mensch als Schaustück einer Menge vorgeführt wird, die zu einem Zehntel vielleicht mit Gefühlen aufrichtiger Hochachtung, zu vier Zehnteln mit Gehässigkeit und zu fünf Zehnteln mit radaulustiger Sensationslüsternheit gefüllt, jeden Augenblick dahin gelangen kann, das Theater, diesen Behälter einer der edelsten menschlichen Künste, in eine Stätte wüsten Parteientumults, oder gemeiner, schadenfroher Spottlust zu verwandeln.

Es ist überflüssig, des langen und breiten auszuführen, wie die dramatische Kunst aufhören muß, die „große Sache“ zu sein, die sie bisher noch für uns war, wenn das Interesse für das Werk zu einem neugierigen Ausschauen nach dem Verfasser, der Kunstgenuß zu einem Demonstrationsvergnügen wird. Überflüssig, auszuführen, wie das Publikum verwildern muß, das sich aus einer Kunstgemeinde in Premierenläufer verwildert, in Leute, denen jeder Theaterabend langweilig ist, an dem es nur „ein Stück“, nicht auch zugleich den Verfasser des Stückes zu sehen und vielleicht einen amüsanten Skandal zu erleben gibt. Und überflüssig, wenn auch durchaus notwendig, endlich darauf hinzuweisen, wie schwer die Persönlichkeit des dramatischen Dichters selbst schließlich degenerieren muß, wenn ihm der Hervorruf zur Gewohnheit, die Zahl der Hervorrufe zum Maßstab für den Erfolg wird. Aus dem Maßstabe für den Erfolg wird dann allmählich der Maßstab für den Wert, und aus dem Dichter ein Jongleur.

Nach diesem allen ist es für mich ein unumstößlicher Satz: Das Herausrufen der dramatischen Dichter muß abgeschafft werden.

Ich weiß nicht, ob ich Zustimmung finde, aber ich möchte es glauben. Schon einmal hat eine dahin zielende Bewegung eingesetzt. Ich selbst bin vor Jahren schon einer Vereinigung von dramatischen Autoren beigetreten, die sich gegenseitig verpflichtet hatten, dem Hervorruf nicht mehr Folge leisten zu wollen.

Diese Vereinbarung hat damals zu nichts geführt, und konnte es nicht, weil der Hauptfaktor außer acht gelassen war, die Leitung der Theater. Aus dem, was ich über den Zwang gesagt habe, dem der Bühnendichter auch wider sein besseres Gefühl unterworfen ist, ergibt sich von selbst, daß er nur dann in der Lage sein wird, dem Hervorrufe des Publikums nicht zu entsprechen, wenn der Vorstand der betreffenden Bühne seinem Widerstreben nicht entgegenarbeitet, sondern dasselbe unterstützt.

Bühnenvorstände und dramatische Dichter müssen sich zusammentun, damit einem Gebaren Einhalt geschieht, das jenen im besten Falle eine Sensationsnummer, aber keinen wahren Wert, diesen jedoch in allen Fällen einen Schaden einbringt.

Dieses Abkommen müßte ein so festes, alle Eventualitäten umfassendes sein, daß nicht nur kein dramatischer Dichter ge-

nötigt werden könnte, an der Rampe zu erscheinen, sondern daß solche, die die unlautere Begier danach empfinden sollten, am Erscheinen verhindert werden könnten. Praktisch ausführen ließe sich die Sache höchst einfach in der Art, daß auf den Ruf nach dem Dichter der Theaterleiter oder dessen Regisseur vorträte und „im Namen des Verfassers“ dankte. In allen Fällen, wo der Dichter bei der Erstaufführung seines Werks nicht zugegen ist, geschieht das schon heute. Mag das Publikum, wenn es weiß, daß der Verfasser anwesend ist, anfänglich stutzen, sich verwundern, vielleicht sogar erzürnen, indem es bemerkt, daß seinem Rufe keine Folge geleistet wird — sobald es dahinterkommt, daß hier eine Methode ihm gegenübersteht, und hinter der Methode ein fester Wille, wird es sich beruhigen, und ich bin der Überzeugung, daß der üble Brauch in kürzestem so abgetan sein wird, als wäre er nie gewesen.

Ob mein Vorschlag Gehör finden wird?

Auf allen Kunstgebieten macht sich heute das ernsthafte Bestreben geltend, der Kunst Bedingungen zu schaffen, unter denen sie sich als Selbstzweck ausgestalten kann. Nur auf dem Gebiete der ernstesten von allen Künsten, der dramatischen, ist einem Freibeutertum, das mit wahrer Kunst nichts, aber auch gar nichts mehr gemein hat, Tür und Tor geöffnet.

Soll das so fortgehen?

Die dramatische Produktion Deutschlands steht an einer kritischen Wende. Es ist Zeit, es ist hohe Zeit, daß man aufhört, Theater mit Salon und Kneipe, dramatische Dichtung mit Couplet und Plauderei zu verwechseln, und daß man das Unkraut, das den edlen Baum zu ersticken droht, mit energischer Hand ausjätet.

Ein Wort an die Deutschen
(1907)

Einstmals, vor Jahren, unter Freunden, beim Wein kam das Gespräch, von Goethes: „Licht, mehr Licht“ ausgehend, auf letzte Worte Sterbender, und jeder von uns sollte dasjenige angeben, mit dem er dermaleinst dahinzugehen gedächte. Das meine war rasch gefunden: Ich habe Deutschlands Glück und Größe erlebt — ich sterbe glücklich.“

Wenn ich heute dahinginge — würde ich, könnte ich noch so sprechen?

Ja, ich habe das Volk, dem mein Leib und meine Seele gehört, mit allem beschenkt gesehen, womit das waltende Schicksal ein Volk beschenken kann: mit einer Fülle, beinahe Überfülle großer und bedeutender Männer; ich habe erlebt, wie es, von diesen Männern geführt, seinen tausend Jahre lang gehegten Sehnsuchtstraum zur Wirklichkeit machte, wie aus dem geographischen Begriff Deutschland eine machtvolle historische Tatsache, aus zerfetzten Lappen ein strahlendes Gewand, aus dem höhnenden Lächeln der Nachbarn der Seufzer der Ehrfurcht wurde. Ich habe erlebt, wie ein uraltes Volk wieder zum Jüngling wurde und mit Jünglingskraft Aufgaben angriff, deren Durchführung vorbildlich für die ganze Kulturwelt werden konnte und teilweise auch geworden ist. Eine Zeit Deutschlands habe ich mit angesehen, die an äußerer Machtentfaltung nur mit der Zeit des großen Sachsenkaisers Otto, an innerlichem Kraftaufgebot nur mit Deutschlands größtem Seelenaufschwunge, der Reformation, verglichen werden kann.

Und nun? Trotz alledem nicht mehr glücklich? Was damals geboren, geschaffen und gebaut wurde, ist das alles nicht mehr da? Steht das Deutsche Reich nicht als gebietende Persönlichkeit im Rate der Völker? Lese ich nicht in jeder Zeitung und statistischen Übersicht, wie seine Bevölkerung von Jahr zu Jahr sich vermehrt und seine Industrie erstarkt? Sein Handel sich ausbreitet? Erfahre ich nicht täglich mit Augen und Sinnen, wie sein materieller Reichtum wächst?

Und doch nicht glücklich? Bin ich, den man früher seiner optimistischen Begeisterung wegen verhöhnte, zum Nörgler, Verkleinerer und schwarzseherischen Pessimisten geworden?

Nein, nein, nein — und doch nicht glücklich!

So wenig glücklich, wie jemand, der einen Palast bewohnt glücklich sein kann, wenn er weiß, daß die Familie, die das Prachtgebäude umschließt, die Familie, zu der er gehört, die er liebt, in den glänzenden Gemächern da drinnen am Siechtum daniederliegt.

Denn Siechtum lastet auf uns Deutschen!

Sei es ausgesprochen, weil es ausgesprochen werden muß!

Die Erscheinung, die in der deutschen Geschichte, dieser Leidensgeschichte, für mich die blutig-leidvollste ist, daß das

wundervolle Unternehmen, das mit der Annagelung der Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg begann, ein Unternehmen geblieben ist, ein Anfangen, dem kein volles Gelingen, kein reifes, krönendes Werk folgte, diese Erscheinung wiederholt sich:

Geführt von einem bis in die letzte Ader von deutschem Lebenssaft durchtränkten Mann — Martin Luther hieß er — nahm Deutschland vor dreihundert Jahren einen Anlauf, als wollte es über die Wolken gehen und die ganze Menschheit in seinen Armen zum Himmel tragen. Und nachdem man eine Zeitlang selbstlos, mutig und gottbegeistert gewesen war, nachdem man eine Zeitlang den deutschen Seelenalb, die Lethargie von sich geschüttelt hatte, kamen all die zerstörenden, erstickenden, bösen, bösen Mächte wieder: von oben die Selbstsucht, die aus der reinen Bewegung Kapital schlagen wollte und sogar den einst so herrlich jungen, jetzt alt gewordenen führenden Mann in ihre Schliche verstrickte, von unten das schwarmgeistigwütende Aufbegehren, das aus Entknechtung, Zügellosigkeit, aus Freiheit Zerstörung machen wollte, und in der Mitte, zwischen diesen Mühlsteinen von oben und unten zermalmt, der alte, schäbige, für eine Zeitlang vergessen gewesene deutsche Philistergeist, der nur Ruhe, nur Ruhe haben wollte und in seinem trägen Verlangen alles verlaufen ließ, bis das alles verlaufen war.

Und alsdann, nachdem der römische, jetzt in ein Priestergewand verkleidete Imperator, von seinen sieben Hügeln ausspähend, erkannt hatte, daß der psychologische Moment gekommen, der furor teutonicus matt und müde geworden sei, von dorther einsetzend, mit aller kalten, römisch-juristischen Spitzfindigkeit ausgerechnet und ausgeklügelt, der eisige Gegenzug gegen die germanische Herzensüberwallung: die Gegenreformation. Und hier nicht ein unfertiges Unternehmen, nicht ein Anfangen ohne Ziel, sondern eine furchtbare Spitze, darauf gesetzt Ignaz Loyola, und ein schreckliches, krönendes Werk: der Jesuitismus.

So vor dreihundert Jahren.

Und nun, vor dreißig Jahren, geführt von einem bis in die letzte Ader von deutschem Lebenssaft durchtränkten Mann — Otto v. Bismarck hieß er — nahm Deutschland wieder einen Anlauf, dem die ganze Welt mit Staunen zusah: denn die Welt erkannte, daß sie sich geirrt hatte, wenn sie jahrzehnte- und jahrhundertelang des Glaubens gewesen war, der große Länderleib, der da in ihrer Mitte lag, wäre kein Organismus mehr,

sondern nur noch ein Kadaver, so etwas wie ein großes Sammelbecken etwa, aus dem man, wenn man gerade einmal Durst hatte, trank, und in das man hineinspuckte, wenn man bei anderer Laune war.

Sie erkannte, daß in diesem großen, schweren, schwerfälligen Leibe alle die jahrzehnte- und jahrhundertelang eine Seele gewesen war, eine mächtige, dumpfe Seele, die ihre Dumpfheit leidvoll empfunden, sich aber nicht hatte helfen können, weil sie immer einen brauchte, der ihr „in den Sattel half", und die, weil dieser eine immer nicht kam uud kommen wollte, nichts weiter tun konnte, als die schweigenden Kräfte ihres Innern schweigend in sich aufzuspeichern.

Bis daß er endlich kam, dieser eine, dieser Otto v. Bismarck, und die ganze aufgespeicherte und ungeheure Seelengewalt hervorbrach in einem Ungewitter, das mit seinem Donner die Erde erschütterte und mit dem Leuchten seiner Blitze die Augen blendete.

Damals gab dieser Mann, der seinem Volke das Größte gegeben hatte, die Tat, ihm noch etwas, beinah ebenso Großes, ein Wort. Wie ein Vermächtnis gab er es ihm, damit seine Deutschen, wenn er einmal nicht mehr sein würde, ihnen zu helfen, seiner gewaltigen Seele gedenken könnten. Wie eine granitene Säule gab er es ihnen, aufgerichtet als Denkmal der Zeit, da sie jung und opfermutig, heldenhaft und groß gewesen waren:

„Wir Deutschen," sagte Bismarck, „fürchten Gott und sonst niemand."

Wer damals in Deutschland gewohnt, wer den Augenblick erlebt hat, als das Wort einschlug, dem klingen noch heute die Ohren von dem Sturme jubelnder Begeisterung, mit dem das ganze und gesamte deutsche Volk, Männer und Weiber, es empfangen und in die Herzen nahm.

Und warum jauchzten diese Menschen? Weil sie ahnten und fühlten, daß in diesem, aus allen tiefsten, besten Elementen der guten, großen, gottesfürchtigen deutschen Seele geborenen Worte eine Lehre enthalten war, die, wenn sie im deutschen Volke bewahrt blieb, dies Volk nie wieder zurücksinken ließ in das Elend und den Jammer vergangener Tage.

Diese Lehre, welche war sie?

„Ihr Deutschen," lautete sie, „werdet stolz und vertraut auf

euch selbst!" „Ihr Deutschen," sagte das Wort, „lernt endlich begreifen, daß ihr alles in euch selbst besitzt, was dazu angetan ist, ein Volk selbständig zu machen. Daß ihr stark seid und mutig von Leibe, wie irgendein Volk der Erde. Daß Gott in eurer Seele ist, das will sagen, daß ihr keines fremden Lehrmeisters bedürft, der euch predigt und sagt, wie und wo ihr zu gehen, was ihr zu tun und nicht zu tun habt; weil euer eigenes Herz euch zeigt, wo das Rechte und wo das Schlechte ist. Darum tut endlich das alte deutsche Erbübel ab und fürchtet euch nicht mehr! Besinnt euch eurer selbst und fürchtet euch nicht mehr vor Menschen und vor Gespenstern! Weil ihr euch vor Menschen gefürchtet habt, waret ihr schüchtern, und weil ihr schüchtern waret, habt ihr den Fremden umbuhlt, ihn über euch erhoben und euch wie Knechte vor ihm gebeugt. Weil ihr euch vor Gespenstern gefürchtet, habt ihr jedem Schreihals in eurer Mitte geglaubt, der euch ein verzerrtes Bild von eurem Selbst an die Wand malte und euch in die Ohren zeterte, daß ihr anders werden müßtet, und weil ihr auf euch selbst nicht vertrautet, habt ihr dem fremden Pfaffen Einlaß gegönnt in das Allerheiligste eurer Seele, habt seinem unverstandenen Worte, gerade weil ihr es nicht verstandet, seinen dunklen Gebräuchen und Befehlen, auch wenn sie euch gegen den innersten Nerv des Gefühls gingen, williger gehorcht als der heiligen Stimme des alten Gottes, der in der Sprache des eigenen Herzens zu euch sprach."

Bismarck ist dahin. Große Männer werden den Völkern immer nur auf Zeit geliehen. Wie die Völker sie in ihrer Seele bewahren, darauf kommt es an.

Haben die Deutschen den Mann in sich lebendig erhalten, der sie hat lehren wollen, sich selbst zu wollen?

Haben sie sein Wort in sich nachwirken lassen, das ihnen das Fürchten aus der Seele nehmen und den Stolz dafür hineinpflanzen wollte?

Nein, sondern sie lauern und lauschen nach jedem Atemzuge, den ein feindseliger Nachbar herüberbläst. Sie beugen sich vor jedem Hetzkaplan, der ihnen „das ist der Wille Roms" in die Ohren schreit, ohne die Gegenfrage zu wagen: „Was ist denn der Wille Deutschlands, meines Vaterlands?"

Darum, trotz alles äußeren Glanzes, trotzdem, daß ich höre, lebe und erfahre, wie Deutschland merkantil und finanziell wächst

und wächst und wächst, bin ich nicht glücklich. Denn wertvoller als das Gold in den Händen ist der Stahl in der Seele, und die Seele der Deutschen, wie sie heute ist, ist ohne Stahl.

Große, ungeheure, den Lebensnerv unserer Nation berührende Fragen sind aufgerollt — und während die Antwort darauf in jedem normalen deutschen Gemüt und Verstand klipp und klar geschrieben steht, maßen sich zwei im Reichstage dominierende Parteien, Zentrum und Sozialdemokraten, das Recht an, die Frage nach ihrer allem deutschen Empfinden widersprechenden, alle deutschen Interessen schädigenden Art über den Kopf der Nation hinweg zu entscheiden.

Ein Volk, in dem so etwas möglich ist, befindet sich in einem Notstand. Ein Volk, das so etwas ohne einen Sturm der Entrüstung erträgt, der die Vaterlandsfrevler hinwegfegt, ist krank!

Ob er sich zeigen wird, der Sturm der Entrüstung, am Tage der bevorstehenden Wahl? Mißtrauische Stimmen gehen um. Mißtrauische Finger zeigen auf den deutschen Philister. „Glauben Sie zu wissen, wen er wählen wird? Glauben Sie, daß er überhaupt wählen wird?"

Der deutsche Philister, der nicht für und nicht gegen ist, die müde, zähe, lethargische Masse, die, wenn sie von den eisernen Kiefern eines Bismarck eine Zeitlang zerkaut und zermalmt worden, immer wieder kehrt, immer wieder alles erstickt, das ist der Fluch, der auf uns lastet.

Von der blutrünstigen Faust der Sozialdemokraten in Angst und Schrecken gejagt, sieht der Philister sich um, wo finde ich Schutz? Da ist die Polizei, da ist der orthodoxe protestantische Prediger, aber besser und mächtiger als beide ist der Pontifex, der römische Imperator im Priestergewand. So flüchtet das verstörte deutsche Schaf zu ihm. Und so entsteht ein Zustand, daß ein von der Natur zur Selbstherrlichkeit geborenes, berufenes und ausgerüstetes, mächtiges Volk sich beschützen, gängeln und befestigen läßt von einer Schar von Hetzkaplänen, in denen jeder Gedanke, jeder Instinkt dem deutschen Denken und Fühlen entfremdet ist, die in jedes Feuer auf dem Erdenrunde hineinblasen, damit die Funken Deutschland ins Gesicht fliegen.

Ein Tag ist gewesen, ein bedeutungsvoller, die Auflösung des Reichstages.

Ein Hauch von neuem Hoffen geht seitdem durch die Herzen,

die sich um Deutschland sorgen. Unsere Brüder drunten in Afrika sollten wir preisgeben — darauf kam es hinaus, was die genannten beiden Parteien uns zumuteten. Das geht gegen das deutsche Gefühl. Wenn das Gefühl in ihm wach wird, wacht der Deutsche zu dem Menschen auf, vor dem sich der Römer seinerzeit verkroch, weil er den furor teutonicus scheute.

Stehe auf, deutsches Gefühl! Stehe auf, deutsche Seele! Werde wieder lebendig, granitenes Wort des granitenen Mannes: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand!"

Persönliche Ehre und deren Schutz

(1907)

„Gut, es mag sein: Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat sie? Er, der vergangenen Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein! Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug, und so endigt mein Katechismus."

Dieser Katechismus ist der Falstaffs, den Shakespeare in seinem Schauspiel „König Heinrich der Vierte" (Akt V, 1. Szene) also über „Ehre" philosophieren läßt. Und nachdem er seinen Katechismus zu Ende gebracht hat, erklingen die Trompeten, und im Feld von Shrewsbury stürmen die beiden Heinriche, Heinrich Monmouth, der Prinz von Wales, und Heinrich Percy, genannt der Heißsporn, aufeinander los, beide nur von dem einen und gleichen Drange beseelt, Ehre am anderen zu gewinnen, indem einer den anderen im Zweikampf erschlägt. Und Heinrich der Heißsporn fällt unter den Händen des künftigen Heldenkönigs Heinrich des Fünften.

Nie, solange Menschen denken, Gelehrte schreiben und Dichter dichten, ist ein ungreifbarer, unwägbarer Begriff, wie „Ehre“ ihn darstellt, so meisterhaft als ein „Imponderabile“ charakterisiert worden wie hier, wo Ironie, aus dem Munde eines Falstaff redend, alles das aufführt, was „Ehre“ nicht vermag. Nie, solange Künstler in künstlerischer Gestaltung Menscheninneres zur sinnfälligen Darstellung bringen, ist das, was Ehre vermag, ist die Gewalt, mit der dieses „Imponderabile“ auf Menschenseelen wirkt, mächtiger zur Anschauung gebracht worden als hier, wo Englands zwei herrlichste Helden, von Ehre getrieben, aufeinander losgehn, weil „zwei Sterne nicht in einer Sphäre kreisen“. — Nicht zwei Menschen, sondern zwei Menschenarten stehn sich gegenüber: Falstaff heißt die eine, Heinrich Monmouth und Heinrich Percy die andere. Jener mag die Ehre nicht, weil sie keinen Arm, kein Bein ansetzen kann; sie ist ihm Luft. Diese setzen um Ehre Leib und Leben ein, weil sie ihnen mehr als Leib und Leben, weil sie ihnen alles ist. Shakespeare als der große Dichter fällt keine Urteile; er erzählt Tatsachen und überläßt die beurteilende Schlußfolgerung uns. Die Tatsache, die er uns hier erzählt, ist die, daß Ehre in der Seele eines Falstaff, d. h. eines Schufts, ein lächerliches Nichts, in der Seele eines Heinrich, d. h. eines herrlichen Mannes, der Antrieb zu selbstaufopfernder Größe ist.

Die Schlußfolgerung, die sich daraus ergibt, erscheint mir deutlich.

Aber Shakespeare hat im sechzehnten Jahrhundert geschrieben; seine Anschauungen und Empfindungen sind nicht mehr die unsrigen; nicht wahr? Nur merkwürdig, daß, so oft sein „König Heinrich der Vierte“ und in dem Stück die geschilderte Szene auf der Bühne erscheint, der Streit um die Ehre, der darin verhandelt wird, uns berührt, als wäre es eine Verhandlung aus unseren gegenwärtigen Tagen. Ist das nur die Macht des großen Dichters, die es fertigbringt, daß ein Begriff, der eigentlich abgestorben in uns liegt, künstlich noch einmal zu einem Scheinleben erweckt wird, ungefähr wie ein galvanisierter Froschschenkel, der noch einmal aufzuckt, obgleich er schon längst tot ist? Schwerlich; denn ziemlich zu gleicher Zeit mit Shakespeare haben in einem anderen Lande, in Spanien, andere große Dichter, Lope de Vega und Calderon, geschrieben, in deren Stücken oftmals über Ehre gesprochen und verhandelt

wird, und der Ehrbegriff dieser Romanen — das läßt sich nicht leugnen — ist für uns eine abgetane Sache, mit der unser Gefühl nichts mehr gemein hat.

Was ergibt sich daraus? Daß das Wort „Ehre“, wie es in Shakespeares, des germanischen Dichters, Brust widerhallte, auch in unserer noch erklingen muß, auch in uns noch nicht tot sein kann, sondern eine lebendige Macht in unserer Seele bedeuten muß.

Und so steht es: Ehre, wie der germanische Mensch sie empfindet, ist im Gegensatz zur Auffassung des lateinisch-romanischen, für den sie einen konventionellen Begriff bedeutet, eine Sache des Gefühls, darum sprechen wir von „Ehrgefühl“. Weil aber das Gefühl das Element ist, aus dem sich alles Seelenleben des Germanen nährt, und weil Gefühl das eigentlich Unsterbliche in der germanischen Natur ist, so muß ein Bewußtsein, das aus diesem unseren Lebensquell hervorgeht, ein Bestandteil alles Edelsten und Besten sein, das in uns ruht, so muß es etwas sein, das unser Inneres heiligt, und daraus ergibt sich uns die Notwendigkeit, dieses Heiligtum unseres Lebens nicht veralten, nicht verkommen, nicht uns fortnehmen zu lassen durch Mächte, die ihm entgegenstehn, sondern es in uns fest und aufrecht zu erhalten mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen.

Ehre — Ehrgefühl — aus dem Gesagten folgt, da es sich um ein Ungreifbares, Unwägbares handelt, wie schwer es fällt, beides mit knappen Worten zu definieren. Eine Flamme ist Ehrgefühl, ein stetig loderndes Feuer, und unsere Seele der Altar, auf dem das Feuer brennt. Ein unser ganzes Sein und Wesen durchdringendes Bewußtsein, daß es neben den geschriebenen Gesetzen des Gesetzbuches und des menschlichen Verkehrs ein ungeschriebenes Gesetz gibt, dem wir uns ganz so unweigerlich zu beugen haben wie jenen. In unserm eigenen Innern ist es, dieses ungeschriebene Gesetz, uns angeerbt mit unserem germanischen Blut; der Richter, der aus ihm heraus das Urteil findet, ist unser eigenes Ich; wir selbst sind Richter über uns selbst.

Ein in der sinnlich-körperlichen Welt absolut nicht wahrnehmbares, nur in unserer Vorstellung vorhandenes Etwas, das ist Ehre. Falstaff lacht bei dem Gedanken, daß er sich von einer Vorstellung den Weg soll vorschreiben lassen; aber auch wer kein

Falstaff ist, fühlt die ungeheure Schwierigkeit, die darin liegt, den Geboten einer solchen zu folgen. Denn furchtbar schwer ist es für den Menschen, ohne einen Buchstaben, der ihm Richtung, ohne eine Autorität, die ihm Halt gibt, sich selbst zu befehligen, gewissermaßen sein eigener Gott zu sein.

Es hat Zeiten in der Geschichte gegeben, wo dem Menschen diese Aufgabe erleichtert wurde. Das waren die, wo ungeheure Bewegungen über die Welt hereinbrachen, die dem einzelnen nicht Macht noch Zeit ließen, sein Seelenleben nach eigenem Ermessen zu gestalten und zu führen, sondern ihn zwangen, mit all seinem Denken und Empfinden an der Bewegung teilzunehmen, indem er dafür eintrat oder dagegen. Solche Zeiten waren die der großen Glaubensumwandlungen, der Umwälzungen, die sich Revolutionen nennen, der großen Kriege, in denen Völker für ihre Nationalität aufstanden. Diese Zeiten waren vom Gedanken beherrscht, vom Gedanken, der so mächtig in die Erscheinung trat, daß sogar in den Massen das Gefühl für die Gewalt einer Vorstellung, einer Idee, für das Ideale erwachte. Solche Zeiten waren die Fest- und Feiertage in der Entwicklung der Menschheit.

Fest- und Feiertage aber vergehen rasch. Auf einen Feiertag in der Woche kommen sechs Wochentage. Ein breiteres und zäheres Dasein als der Feiertag hat der Alltag. Alltagsgesinnung aber blickt nicht hinauf, sondern hinunter, fliegt nicht zum Himmel, sondern kriecht an der Erde. Alltagsgesinnung ist das Gemeine. Darum, wehe dem Volk, in dem nur noch Alltagsgesinnung herrscht! Und wehe dem einzelnen, der davon satt wird.

In einer Zeit nun, wo kein Gedankensturm die Menschheit emporträgt, wo kein großes religiöses Gefühl den Seelen der Menschen hilft, über den Jammer der Alltäglichkeit ins Ewige zu blicken, wo findet sich die Macht, und welche ist es, die den Menschen davor bewahrt, im gemein Materiellen unterzugehen, und die ihm verkündet, daß es Dinge gibt, die man nicht mit Händen greifen, nicht mit Augen sehen kann, und die trotzdem Güter darstellen, Güter von unberechenbarem Wert, weil sie uns empfänglich erhalten für große Empfindungen und im Zusammenhang erhalten mit dem Geist, dem Ernährer alles Seins? Sie findet sich da, diese Macht, und es ist das, wovon wir hier sprechen, Ehre und Ehrgefühl.

Ehre, wie ich als germanischer Mensch sie fühle und verstehe, ist also nicht ein nach gesellschaftlichem Übereinkommen festgelegter, was man so nennt, konventioneller Begriff, nicht ein bestimmten Ständen und Berufsarten gewissermaßen wie ein Rock anhaftender Charakter, Ehre ist das jedem einzenen innewohnende, ihm im Blut geborene bewußte Gefühl, daß er als Mensch verantwortlich ist für sein Denken und Tun, verantwortlich für sich selbst, vor sich selbst; daß in seinem Innern ein Spiegel ist, vor dem keine Schminke standhält und kein gefärbtes Haar, ein Richter, dessen Urteil, wenn es verdammt, eine derartige Verdammung bedeutet, daß nicht der Zuspruch einer ganzen Welt dagegen hilft, wenn es freispricht, eine derartige Reinigung bedeutet, daß nicht der von der ganzen Welt auf uns geworfene Schmutz zu beflecken vermag.

Um ein solches Bewußtsein, eine Ehre, wie diese Auffassung sie schildert, in sich zu tragen, dazu, das begreift sich, muß das Menscheninnere ausgebildet und entwickelt werden; denn es ist ein Inhalt, der ein stählernes Gefäß verlangt, um ihn zu bergen. Da aber, wo solche Ehre in einer Menschenseele wohnt, da entsteht der Edeltypus der Menschheit: der stolze Mensch, die selbstherrliche Individualität.

Diesen Menschheitstypus in seinem jungen Nachwuchs zu entwickeln, durch Lehre und Schule mit aller Sorgfalt und Anstrengung heranzuzüchten, das ist meines Erachtens die erste, oberste, wichtigste Aufgabe des Staats. Eine Nation, in der dieser Typus verkümmert und erlischt, ist dem Marasmus verschrieben, und keine Macht der Erde hilft ihr davor, daß sie abstirbt und zum Teufel geht. Das sollten meiner Ansicht nach wir Deutsche uns ganz besonders gesagt sein lassen.

Ein Gefühl, ein instinktives wenigstens, von dem Wertbesitz, den „Ehre" für die Menschheit darstellt, lebt in allen. Daher die unwillkürliche Frage: „Was kann man tun, um sie vor Angriff zu wahren? Wie schützt man die Ehre?"

Ein Blick auf das eben Gesagte muß zu der Erkenntnis führen, daß die Frage, wenn sie in dieser Art gestellt wird, falsch gestellt wird. Ehre, als das Allerinnerlichste des Menscheninnern, ist absolut unzugänglich für jeden Draußenstehenden. Nur ein einzelner kann die Ehre eines Menschen wirklich angreifen, wirklich schädigen, eben der Mensch selbst. Welcher Fremde kann mein Bewußtsein beeinträchtigen? Wenn mein

Bewußtsein mich rein spricht, so mag eine ganze Meute von Lästerern und Verleumdern gegen mich losschreien — ich darf, ich werde sie verachten, und Verachtung schweigt. An dem Maße, wie jemand schweigend zu verachten vermag, erkenne ich das Maß von Stolz, das in ihm ist, und daran wieder seinen Wert. Umgekehrt — wenn niemand mich angreift, kein Mund sich gegen mich auftut und der Richter in meinem Innern, die Ehre, mich verurteilt, so bin ich verloren. Alle Tage lesen wir in den Zeitungen von Selbstmorden, die niemand zu erklären weiß. Alle möglichen Erklärungen werden gesucht: Krankheit, plötzlich ausgebrochener Irrsinn — noch eine andere Erklärung gibt es: der Richter da drinnen, der die Dinge kennt, die draußen niemand kennt, der furchtbare Richter, die Ehre, hat gerufen, hat verurteilt, und der Verurteilte hat verborgene Tat gesühnt.

Aber wenn es auch wahr ist, daß die Ehre an sich von niemand da draußen angegriffen werden kann, gegen niemand Schutzes bedarf, so ist es doch ebenso unleugbar wahr, daß wir alle Tage, alle Stunden wütende, gehässige Angriffe gegen die gerichtet sehen, in deren Innern man das Vorhandensein von Ehre und Ehrgefühl argwöhnt. Sie sind nicht ausgestorben in der Welt, die Falstaffs; im Gegenteil, vermöge der viel stärkeren Zeugungskraft allen niederen Gezüchts gegenüber den edlen Arten sind sie auch heute noch viel zahlreicher als die Nachkommenschaft eines Heinrich Monmouth und Percy. Solange die Erde steht, wird aber der Zwiespalt klaffen zwischen Falstaffsart und Heinrichsart. Der liederliche Prinz Heinz konnte ihm gefallen, dem Sir John, weil er Vornehmes gemein und zu seinesgleichen werden sah; den heldenhaften König Heinrich, der aus dem wüsten Jungen herauswächst, versteht und begreift er nicht mehr. Allem aber, was er nicht begreift, ist Falstaff instinktiv ein Feind, das verhöhnt und verunglimpft er. Sir Walter Blunt, der sich bei Shrewsbury für seinen König totschlagen läßt, verhöhnt er wegen seiner „grinsenden Ehre", Percy, den toten Helden, sticht er noch einmal ins Bein.

Und heute? In unserer dekadenten Zeit? Brauchen wir nach denen zu suchen, denen das selbstherrliche Individuum, der stolze Mensch, denen alles Heldenhafte ein Dorn im Auge und ein Greuel ist? Der Humor Falstaffs fehlt, seine Galle aber ist überreichlich da. Diese Bewegungen, die halb unter-

irdisch unter unserer Zeit dahingehen, nur von Zeit zu Zeit in grellen Stichflammen aufschießend, diese antimonarchische, diese antimilitaristische, man blicke ihnen doch ins Herz: sind es wirklich nur Bewegungen gegen Einrichtungen und Institutionen? Nein, es ist der dumpfe Haß der Masse gegen alles, was überragende Individualität heißt.

Wer das nicht glauben will, der sehe sich an, wie der nämliche Haß gegen jeden aufschießt, der bisher der breiten Masse angehört hat und nun das Haupt darüber erhebt und ihr nicht mehr angehören will, der nicht mehr nur Bestandteil der Masse, sondern Einzelwesen sein, nicht mehr den von der Masse diktierten, sondern den in seinem Innern ungeschrieben vorhandenen Gesetzen, seinem individuellen Ehrgefühl, folgen will. Denn wenn ich oben gesagt habe, daß Ehre nicht ein einem bestimmten Stande oder Beruf anhaftender besonderer Charakter sei, so brauche ich hier nicht weiter auszuführen, daß Ehre und Ehrgefühl, unabhängig von Stand und Rang und Würde, in dem gesellschaftlich Letzten so gut wohnen kann wie in dem gesellschaftlich Ersten.

Nun also die praktische Frage: soll diesen Angriffen deshalb, weil sie ja die wirkliche Ehre der Angegriffenen nicht treffen können, nur mit der stummen Waffe des Stolzes, mit schweigender Verachtung begegnet werden? Praktische Fragen müssen praktisch beantwortet werden, denn wir leben in einer praktischen Welt. Darum ist meine Antwort die, daß eine solche Methode die denkbar verfehlteste wäre. Diese Angriffe richten sich nicht gegen die Einzelpersönlichkeiten als solche, sondern die Einzelpersönlichkeiten werden angegriffen, weil die Masse in ihnen Vertreter eines ihr instinktiv feindlichen Prinzips, des individualistischen, erkennt. Der terroristische Kampf, der heute mit Hetze und Verleumdung geführt wird, hat ein furchtbar bewußtes Ziel: er will die stolze Persönlichkeit beseitigen, in der er den tragenden Balken in unserem heutigen Staats- und Menschheitsgebäude erblickt. Wird dieses Ziel erreicht, wird der Edeltypus der Menschheit vernichtet, dann ist es, meiner tiefsten Überzeugung nach, mit dem, was wir unsere Kultur nennen, zu Ende.

Ich habe oben von Zeiten gesprochen, in denen es für den einzelnen ohne weiteres zur Pflicht wurde, Stellung zu nehmen zu der Bewegung, die in der Zeit die Welt durchbrauste. Wir sind heutigentags nicht mehr weit von solchen Verhältnissen ent-

fernt. Es steht nicht mehr in der Willkür des einzelnen, verleumderische Kränkungen vornehm zu ignorieren, es wird von Stunde zu Stunde mehr zur nationalen Pflicht, ihnen entgegenzutreten. Denn wir dürfen uns nicht länger verhehlen, daß wir in Deutschland unter einer Art von geistiger Seuche, einem Klatsch- und Verleumdungsfieber leiden, dem ein Ende gemacht werden muß, wenn es unsere Volksseele nicht in der Wurzel vergiften soll. Welche Waffen stehen dem Angegriffenen zu Gebote? Das Gesetz und die Selbsthilfe. Das Gesetz, das durch den Mund des Richters spricht, kann Sühne schaffen, schafft sie aber nicht immer und nicht immer in genügendem Maß, denn unsere Gesetze strafen Beleidigung zu gelinde. Kränkung und Beleidigung sind Dinge höchst persönlicher Natur; wie tief das Seelengewebe des Gekränkten durch die Beleidigung verletzt ist, das ganz zu beurteilen, ist eigentlich kein Richter imstande. Er urteilt über eine kaltgewordene Wunde; in dem Gekränkten aber wühlt der heiße erste Augenblick, als der Schlag empfunden wurde. Begreiflich daher und tief in unserem germanischen Empfinden begründet, daß der Beleidigte, wenn irgend möglich, sich mit eigener Gewalt Sühne zu verschaffen sucht. In gewissen Ländern kauft er sich zu dem Zweck eine Hundepeitsche oder einen Revolver, lauert dem Beleidiger irgendwo auf und haut oder schießt ihn nieder. Das deutsche Temperament verfährt ruhiger und geordneter; es fordert den Gegner zum Duell.

Wer heute, indem er dieses Wort auch nur in den Mund nimmt, nicht sogleich in ein Lamento ausbricht, gerät in Gefahr, daß er für einen mittelalterlichen Barbaren, für einen Verteidiger von Mord und Totschlag ausgegeben wird.

Zuzugestehen ist natürlich, daß es für unser Bewußtsein etwas anderes als vor zweihundert, vielleicht auch noch vor hundert Jahren bedeutet, einen Menschen zu töten. Aber man höre endlich mit der heuchlerischen Unwahrheit auf, einen Mann, der dem Gegner mit der Waffe entgegentritt, indem er sich gleichzeitig unter ganz gleichen Bedingungen dessen Waffe preisgibt, einen Mörder oder Totschläger zu nennen. Wir Deutsche, deren Altvordere im gerichtlichen Zweikampf etwas Heiliges, ein Gottesgericht erblickten, sind wir denn wirklich so von unserer Stammesnatur abgekommen, so dekadent geworden, daß wir gar nicht merken, wie dieses aus der breiten Masse gegen das Duell

sich erhebende Geheul aus eben der Bewegung herrührt, die ich oben gekennzeichnet habe, der schlimmen, aus der feindseligen Bewegung gegen alles Heldenhafte, Mannhafte und Stolze?

Ich bin jetzt 62 Jahre alt. In diesen 62 Jahren habe ich manchen Mann kennen gelernt, der einem Gegner im Zweikampf gegenübergestanden hat. In diesen 62 Jahren habe ich erfahren, daß diese Männer, wenn man sie nicht angreift, unendlich viel gütiger, milder gegen ihre Mitmenschen, unendlich viel weiter davon entfernt waren, ihren Nebenmenschen ohne Veranlassung wehe zu tun als jene, die keinen Augenblick Bedenken trugen, ihren Mitmenschen durch giftiges Wort bis ins Mark zu verletzen, und die nachher „aus heiliger Scheu vor dem Leben des Nächsten“ den Zweikampf verweigerten.

Björnstjerne Björnson, der Dramatiker

Einige Gedanken (1907)

Das sind nun bald fünfunddreißig Jahre her[1]). Ich lebte damals in Frankfurt an der Oder. Frankfurt an der Oder ist keine große, keine kleine, es ist eine Mittelstadt, eine preußische Beamten- und Militärstadt. Zu den Beamten gehörte ich auch; ich war Referendar am Kreisgericht. Wenn ich mit den Akten fertig war, beschäftigte ich mich damit, meinen Familienangehörigen Sorge zu machen, indem ich Gedichte schrieb. Und weil ich dieser Neigung nicht widerstehen konnte, ging ich fast alle Abende ins Theater, um mir Anregung zu holen. Die Anregung aber war nur mäßig, in dem Theater wurde nicht allzu gut gespielt, und das, was gespielt wurde, war noch weniger gut. Was bekam man auch damals, unmittelbar nach Deutschlands Wiederaufgange, auf deutschen Bühnen zu sehn. Übersetzungen von französischen Ehebruchsdramen; Stücke von deutschen Verfassern, die den Franzosen nachmachten; dazwischen hier und da ein dramatisierter Roman von der Birch-Pfeiffer, der die theatralische Familienkost darstellte. Und mitten in all dieser Frivolität, Banalität, die wie ein erbärmlicher Widerhall aus der dramatischen

[1]) Der Aufsatz ward auf Veranlassung des Herausgebers des „März“ zu Björnsons 75. Geburtstag — 8. Dezember 1907 — geschrieben. A. d. H.

Werkstatt Deutschlands auf den ehernen Glockenton antwortete, mit dem die Weltgeschichte über die Erde geschritten war, las ich an einem Wintertage, am Theaterzettel angekündigt: „Ein Fallissement, Schauspiel in vier Akten von Björnstjerne Björnson".

Den Namen hatte ich noch nicht gehört; und er klang so seltsam, so fremd. Das Stück mußte ich sehn, und ich sah's.

Am Abend nach der Vorstellung war ich mit meinen beiden alten Freunden zusammen, mit denen ich so ziemlich alle Abende zusammen war, dem Uhrmacher Adolph Balzer, dem wundersamen, unbehilflichen Mann, in dem tief, tief verborgen ein Künstler steckte, und dem Doktor Stange, der ein Gelehrter hatte werden wollen, statt dessen aber, weil Epilepsie dazwischen trat, nur ein verdorbener Gelehrter und Bureauvorsteher am Kreisgericht geworden war, und die nun beide lange tot sind. Mit denen also saß ich, nachdem wir das „Fallissement" gesehen hatten — denn die beiden gingen auch so ziemlich jeden Abend ins Theater — zusammen, und ich erinnere mich, wie alle drei merkwürdig still und schweigsam waren. Warum? — Weil wir das Gefühl von Menschen hatten, die von einem Erlebnisse kommen, einem neuartigen, großen. Alsdann, nach langem Schweigen, sagte der Uhrmacher Adolph Balzer: „Björnstjerne Björnson — was ist denn das nur für ein Landsmann —?" Worauf der gelehrte Doktor Stange, der sich immer verpflichtet fühlte, Unkenntnis scharf zu rügen, „aber Adolph" sagte — und er sagte es vorwurfsvoll — „hast du denn nicht gelesen, daß das Stück aus dem Norwegischen und daß es ein Norweger ist?" Und nachdem er diese Rüge erhalten hatte, senkte mein alter Freund, der Uhrmacher, seinen großen Kopf und sagte, wieder nach längerem Schweigen: „Das müssen merkwürdige Menschen sein, diese Norweger."

In der Nacht kam ich nach Haus. Mein Haus lag an der Oder; dicht am Bollwerk. Unmittelbar unter meinen Fenstern ging der Strom und der Strom ging mit treibendem Eis. Das war ein düsteres, gewaltiges Bild. Und indem ich in dies gewaltige Bild hinaussah — wie kam es nur? — war plötzlich alles wieder lebendig vor mir, was ich den Abend im Theater gesehen, gehört, erlebt hatte, das mächtige Stück, die neue Welt; so lebendig, als wäre da etwas innerlich Verwandtes gewesen zwischen dem dumpfen Getön der krachenden Schollen, die stromhinunter dem unendlichen Meer entgegentrieben, und

der Seelensprache dieses Stücks, in dem sich die Menschen aneinander gerieben hatten, wie da draußen das klirrende Eis sich rieb, und über dem sich schließlich doch etwas auftat, wie ein stilles, heiliges Gebiet, in dem sich die Leidenschaften beruhigten, die Kämpfer versöhnten: das große Reich der unendlichen Gerechtigkeit. Wie hatte er gesagt, der Uhrmacher Balzer: „Das müssen merkwürdige Menschen sein, diese Norweger.“ In ihm steckte ein Künstler, der nur spärlich zu sprechen, aber tief zu fühlen wußte; darum hatte er das Rechte getroffen. Merkwürdige Menschen, und der merkwürdigste von ihnen, der wunderbarste vielleicht, dieser Björnstjerne Björnson, dieser Mann, dieser Dichter, dessen Werk da an mir vorübergeschritten war, und indem es vorüberschritt, all das Salongelispel und Gewitzel, das jetzt als die Sprache der deutschen Dramatik galt, mit seinem Donnerlaut niedergebrüllt, all die künstlich ausgedachten, ausgeklügelten, erbärmlichen Konflikte, die jetzt als die Handlung der deutschen Dramatik galten, mit dem Gange seines einfachen, aus dem elementaren Menschenleben genommenen Dramas in Grund und Boden gestampft hatte.

Fünfunddreißig Jahre sind es her, seit ich an dem Abend aus meiner dunklen Stube in den treibenden Strom hinuntersah, heute, nach fünfunddreißig Jahren gelange ich dazu, diesem Manne, diesem Dichter, diesem Björnson zu sagen, was mein Herz an dem Abend für ihn gefühlt, wie er mein Herz und meine ganze Seele erfüllt und hingenommen hat. Nach fünfunddreißig Jahren — das ist spät, nicht wahr? Aber es schadet nichts, denn er ist ja noch da, daß ich's ihm sagen kann; und tiefe Gefühle sind wie edler Wein, sie werden nicht schlechter durch langes Lagern, vorausgesetzt, daß sie einmal ganz, aber wirklich ganz lebendig waren. Und das sind sie gewesen — wahrhaftig. Noch heut, indem ich dieses schreibe, sitze ich wieder zu Frankfurt im Theater, fühle den mächtigen Luftstrom, der wie der Atem des Nordpols aus dem Stück mich anwehte, mich und uns alle, die wir zu ersticken begannen in der Gründer- und Spekulantenatmosphäre, die wie ein Miasma Deutschlands Seele zu betäuben anfing, höre wieder den Ton, den ich seit Friedrich Schiller nicht mehr von der deutschen Bühne vernommen hatte, die Stimme des heiligen Zornes, die Stimme eines Mannes, in dem der Dichter aufstand, in der Gestalt, wie Gott den Dichter für die Menschheit gewollt hat: als Prophet. Als einer, der nicht paktiert, nicht Kom-

promisse schließt, sondern „das ist recht und das ist unrecht“ sagt, der nicht mit spitzen Fingern einen kleinen Vorgang aus dem Menschenleben herausangelte, um ein Theaterstück daraus zu machen, sondern der ein Drama aufbaute, weil er ein Ausdrucksmittel brauchte für den mächtigen Inhalt seiner Seele, für das ganze Menschentum, das ihn erfüllte, und kein besseres, stärkeres Ausdrucksmittel dafür fand, als das Drama, mit seinen Vorgängen, seinen Worten und Gestalten. Ja — seine Gestalten! Noch heut, indem ich dieses schreibe, steht er wieder vor mir, wie an dem Abend vor fünfunddreißig Jahren, der immer geschickte, gewandte, kluge, immer glatte, nach außen lächelnde Großhändler Tjälde, dem ich hinter seinem lächelnden Gesicht den kalten Angstschweiß von der Seele triefen sah. Noch heute der Advokat Berent, die stählerne Richtergestalt, und die furchtbare Szene, in der er an jenem das „Harakiri“ vollzieht, ihm die Wahrheit, wie ein diamantenscharfes Messer in den Leib setzend, und ihn aufschneidend, langsam, von unten nach oben, bis daß jenem die Seele als ein heulender Schrei zum Halse hinausfährt, und er vor ihm liegt, ein zerbrochener Mensch. „Schießen Sie — Sie hören dann nur einen Krach — und darauf haben Sie ja doch schon lange hingearbeitet!“ Wer seiner Gestalt, dem Geschöpf seiner Phantasie ein solches Wort in solcher Situation, vor der Mündung des auf ihn gerichteten Revolvers in den Mund legen kann, in der Art, wie es in dieser Szene geschieht, daß man nicht eine Theaterprahlerei vernimmt, sondern dem Manne, der es ausspricht, *glaubt*, so wie ich ihm an dem Abend geglaubt habe, ihm noch heute glaube, der muß die stählerne Seele, aus der das Wort kommt, aus eigener Seele in sich tragen, selbst ein Advokat Berent sein! Alle Kompromißdramatiker würden der Szene und dem Wort klüglich aus dem Wege gegangen sein — „man würde dir doch nicht glauben; würde sagen, du renommierst“. Dieser Björnson ist ihr nicht aus dem Wege gegangen, weil er *wußte*, daß Berent so tun, so sprechen würde, weil seine eigene, große, naive Seele ihm das sagte. Es werden heutzutage so komplizierte Methoden gesucht, um Wert und Unwert eines Dichters, eines Künstlers kritisch festzustellen, — und doch gibt es eine so einfache, daß es die einzige sein sollte: Laßt mich sehn, was der Mann für Gestalten in sich trägt, laßt mich hören, wenn er ein Dichter, laßt mich sehn, wenn er ein Bildner ist, ob seine Ge-

stalten wirkliche Bestandteile seines eigenen Innern sind, ob ich an sie glauben muß. Nun — diese Methode auf Björnstjerne Björnson angewandt: ein Advokat Berent, das haben wir eben gesehn, ist also in ihm, ein Mann von der Art jener, an denen Lug und Trug sich selbst zu Tode rennen, wie Mücken und Fliegen sich in die Flamme des Lichts stürzen und darin sterben müssen, und ein Mann zugleich, der, nachdem er den Lügner zum Geständnis gezwungen, sich neben ihn setzt: „Ist es denn nicht etwas Schönes, sein gutes Gewissen wieder zu erlangen ...?“

Nun gehen wir weiter. Der Advokat Berent hat die Szene verlassen — statt seiner kommt eine Frau, die Gattin des Bankrottierers, Frau Tjälde. Und es kommt der Auftritt, das Gespräch zwischen Mann und Frau, zwischen dem Mann, der immer so klugen Kopfes und dummen Herzens, und der Frau, die immer so unklugen Kopfes und so weisheitsvollen Herzens gewesen ist. Diese Frau Tjälde, vor der, wenn sie ihren gottverlassenen Mann zum Beten in die Knie niederzieht, wir selbst niederknieen, weil wir uns beugen vor dem, was heilig in der Menschheit ist, dem an seiner Liebe dahinsiechenden, in seiner Liebe unzerstörbaren Weibe, die immer stumm geblieben ist, weil der schrecklich viel redende Mann ihr zu reden unmöglich machte, die das ganze Unheil hat werden, wachsen und kommen sehn, und es in sich geschlossen hat, in ihr armes, schwellendes Herz, bis daß jetzt endlich, endlich, endlich die Stunde kommt, wo dieses von Verzweiflung überfüllte Herz sich zu Worten auftut. Und diese Worte — nicht Anklage, nicht Zorn, nicht heulendes Geschrei, sondern nur tief zitternde, leise Klage, und Liebe, Nachsicht, Vergebung auch noch in diesem Augenblick! Diese Frau also, dieses milde Edelgeschöpf, hat er auch in seiner Seele besessen, dieser Björnson; auch sie, wie der unerbittliche Advokat, ist ein Bestandteil seines eigenen Innersten gewesen, sonst hätte sie nicht so überzeugend zu uns sprechen, so greifbar leibhaftig vor uns erscheinen können. Solche Strenge und solche Milde, solcher Sturm und solches sanfte Wehen, solche Kraft zum Zerschmettern und Bereitwilligkeit zum Wiederaufrichten, erbarmungsloses Gericht und weisheitsvolles Verstehn, das alles wohnt vereinigt in seiner Brust? Wahrhaftig, von mächtiger Spannweite muß diese Brust sein! Und über Frau Tjälde geht mein Blick hinaus — da begegnen mir deren Seelenschwestern: Frau Kamma Riis im „Neuen System“, Frau Inge, Halvard Gjälas Weib,

in „Zwischen den Schlachten“, da begegnet mir, nicht ganz ihre Schwester, aber doch ihre Verwandte, Frau Falk in „Leonarda“ und endlich und vor allen Frau Klara Sang in „Über unsere Kraft“.

Alles reife, nicht mehr junge, vermählte Frauen. Soll damit gesagt sein, daß das jungfräuliche Weib, das Mädchen in ihm nicht wohnt? Indem ich dieses niederschreibe, ist mir, als käme ein Lachen und Hüpfen auf mich zu, wie das silberhelle Plätschern junger Ströme, die sich von schneebedeckten Bergen stürzen; da blicken Walburg und Signe aus dem „Fallissement“ zu mir auf, diese mit dem Edelrot der Scham auf den Wangen, das ihr kindisches Gesicht zum Frauengesicht werden läßt, jene mit dem stolzen Blick in den Augen, der sich endlich in so schöner Demütigkeit auf die erfrornen Hände des verachteten Buchhalters Sannäs heftet. Da kommt aus dem „Neuen System“ das arme Kind, die holde, gequälte Karen auf mich zugewankt und endlich die süße, kleine Törin, Laura, die „Neuvermählte“, die so lange Zeit braucht, um zu besitzen, was ihr schon lange gehört, die es endlich durch ihr „volles, gutes Herz“ erlernt, das wie ein Blumenduft über ihre Lippen quillt, „jetzt wünschte ich, wir wären allein“; und das ihr im nämlichen Atemzuge den zweiten Wunsch zuflüstert: „Wenn ihr jetzt reiset, wollte ich euch bitten, Mathilde mitzunehmen“. Mathilde, die gefürchtete Freundin — als ich dies Stück kennen lernte, habe ich erfahren, was es bedeutet, wenn uns das Herz im Leibe lacht. Gestalten, alle diese, wie aus Nordlandseis modelliert, auf die die heiße Sonne der Erfahrung erst ein geraumes Weilchen niederstrahlen muß, bis daß sie warm und weich werden, die aber dann, wenn sie einmal geschmolzen sind, sich in tiefe, von duftenden Ufern umkränzte Seen verwandeln, durch deren durchsichtigen Kristall man hinunterblickt bis in das tiefe, reiche, keusche Herz. Rührend alle, dennoch in zweiter Reihe erst neben jenen anderen zu nennen, jenen gereiften, nicht mehr jungen, vermählten Frauen, in deren Schilderung, wie ich es empfinde und verstehe, dieser Björnson die große Pflicht des großen Dichters erfüllt hat, indem er Bekenntnis ablegte, Bekenntnis, wie sich in seiner Seele das Verhältnis von Mann und Weib, das Fundamentalgesetz der Menschenwelt spiegelt, indem er Antwort darauf gab, ob dieses Verhältnis für ihn eine Harmonie oder Disharmonie bedeutet. Wir leben in einer Zeit, die ihre Aufgabe darin erblickt, alte

Menschheitswerte umzuwerten. Nicht allen ist die Kraft verliehen, „mit dem Hammer zu philosophieren“; aber diejenigen, die zu schwach dazu sind, laufen wenigstens hinterdrein; wenn sie nicht zu entwurzeln vermögen, so können sie doch benagen; wenn der alte Baum sie gar zu mächtig überragt, so können sie doch, einer dem anderen auf die Schultern gestellt, von seinen Zweigen einen und den anderen abrupfen.

Von all den großen alten Werten derjenige, der heute am schärfsten in der Bresche steht, von all den einstmals heiligen Bäumen derjenige, in dessen Zweigen heut am wütendsten gerissen und gebrochen wird, ist die Ehe. Wer zählt und nennt die lieblichen Ausdrücke, mit denen sie bedacht wird? „Die vertragsmäßig festgelegte Lebenslüge“, „das kirchlich geweihte Versprechen auf wechselseitige Heuchelei“, „die in System gebrachte Versklavung des Weibes und Vertrottelung des Mannes“. Und nun, inmitten dieser von der Parteiwut gezeichneten Karikaturen die reinen Gestalten der Björnsonschen Ehefrauen! Gegenüber diesen zeternden Angriffen dies löwenmäßige Eintreten für die gelästerte Einrichtung in seinen Stücken! Ein Eintreten, das zwischen den Zeilen gelesen werden muß, weil es sich nicht in Auseinandersetzungen über die Ehe und deren Wert, nicht didaktisch, sondern künstlerisch nur in der Darstellung ihrer Resultate äußert. Diese Frauen, die neben Männern einhergehen, die ein Leben lang keine Zeit für sie gehabt haben, die von ihren Männern über die Achsel angesehn, lieblos, kaum mehr äußerlich höflich behandelt, wie ein überflüssiges Gerümpel auf die Seite geschoben werden, und die das alles mit brechendem, aber schweigendem Herzen ertragen, die trotz allem aushalten und festhalten, weil sie wissen, daß sie festhalten müssen, weil sie wissen, daß sie nicht überflüssig sind, sondern daß einmal eine Stunde kommen wird, wo dieser selbstsichere Mann nicht mehr sicher, sondern wankend sein, und sie brauchen, furchtbar brauchen wird, weil er auf der ganzen unermeßlichen Welt nichts, aber auch gar nichts mehr haben wird, als nur sie, seine arme, übersehene, verachtete Frau. Und die nun, wenn die böse Stunde kommt, wirklich da sind, so ganz mit all dem stumm aufgespeicherten Schatz ihrer Liebe für ihn da sind, daß der elende Mann, der zum Bettler geworden, weil er alles verloren hat, was er sich selbst zu geben vermochte, plötzlich vor einem neuen, ungeahnten, ungeheueren Reichtum steht, der ihm dargebracht, ihm geschenkt wird, ohne Entgelt, ohne Ver-

langen nach Lohn, nur so, aus Liebe, so daß dem Manne die Augen aufgehen für alles, was er besessen, aber nicht mehr gesehn hat, für seine Kinder, die er nun wiedererkennt, für seine Familie, die er nun wieder fühlt, für sein Haus, das aus einer öffentlichen Bank wieder ein Heim geworden ist — wir leben in einer Zeit, wo aus Norwegen neben Björnstjerne Björnson noch ein anderer großer Spielmann nach Deutschland herabgestiegen ist, Henrik Ibsen. Ihm laufen die Frauen nach, wie seinerzeit die Kinder von Hameln dem Spielmann, der erst die Ratten, dann sie selbst zum Tore hinaus ins Wasser lockte. Wenn die Frauen von heutzutage, statt bloß noch Intellektwesen sein zu wollen, wirklich noch wären, wozu die Natur sie gemacht hat, Gefäße des tiefen, großen, geheimnis- und weisheitsvollen Lebensgefühls, dann würden sie nicht auf Henrik Ibsen, sondern auf Björnstjerne Björnson blicken und der Lehre lauschen, die seine Frauen ihnen verkünden.

Nie mit Augen habe ich den Mann gesehn, von dem ich hier spreche, nur aus seinen Dramen habe ich mir seine Züge gestaltet. Blicke ich in diese Züge, so erscheint mir das Bild eines „Verkünders“, eines von der eigenen, stürmischen Seele im Sturm dahingenommenen Menschen. Eine einzige Sprache gibt es, die das Wesensantlitz dieses Mannes mit einem Worte zu schildern vermag, die herrliche Sprache, die deutsche, die ihn einen „eifernden“ Mann nennen würde.

„Ja, wir lieben dieses Land“, so fängt sein Vaterlandsgesang an — „ja, wir lieben diesen Mann“, so kann man, so muß man von Björnstjerne Björnson sagen, wenn man von ihm spricht. So muß man — denn es gibt Menschen, die man nur versteht, wenn man sie liebt. Das sind die naiven, die immer kindhaften Menschen, die Menschen, wie Björnstjerne Björnson einer ist.

Immer noch einmal muß ich zu dem Abend vor fünfunddreißig Jahren zurückkommen; noch eine Erscheinung muß ich verzeichnen, die mir an dem Abend auffiel: während für gewöhnlich im Frankfurter Theater mittelmäßig gespielt wurde, spielte man, indem man das „Fallissement“ gab, gut. Tat man's wirklich oder schien es mir nur so? Möglich wäre es, daß es nur eine Täuschung war, daß man nicht besser spielte als gewöhnlich, daß aber irgendeine Macht vorhanden war, die mir Spiel und Inszenierung und alles gut erscheinen ließ. Was für eine Macht war das? Es war das Stück selbst; ich erfuhr

an dem Abend, daß es Stücke gibt, die sich von selbst spielen, und daß das „Fallissement“ zu ihnen gehört. Nicht alle Dramen sind von dieser Art; auch den größten Dramatikern gelingt nur zuweilen solch ein Werk, das seine Vorgänge wie im Wirbel zusammenraffend und gleichzeitig steigernd emportreibend, uns Zuschauer in seinem Wirbel mit fortreißt, bis daß wir, wie aus wachem Traum zu uns kommend, plötzlich auf dem Gipfel stehn, von dem aus wir den zurückgelegten Weg und die Lande ringsum überschauen. Nicht immer gelingt es, zumal da nicht, wo eine Seele tätig ist, die immerfort mit solchen Zyklopenlasten arbeitet wie diese Björnsonsche Seele. Da geschieht es dann manchmal, daß diese sich wider das straffe Gesetz der Dramatik aufbäumt, das Gefüge der „rundgeschlossenen“ Handlung als eine Fessel empfindet, und über den zielbewußten Gang der Vorgänge hinausspringt, weil dieser Gang ihr wie ein Schneckengang erscheint, weil sie die Fülle der Gestalten, die sich in ihr drängen, den Reichtum der Gedanken, die ausgesprochen sein wollen, in dem engen Rahmen nicht ausatmen, nicht zu Worte kommen lassen kann. Wer dürfte leugnen, daß dieses bei Björnstjerne Björnson manchmal geschehen, daß seine Seele mit seinen Stücken manchmal durchgegangen ist? — Aber es ist ein Unterschied, ob solches Abweichen vom dramatischen „Richtgang“ aus Armut geschieht, oder aus übergroßem Reichtum. Da wo letzteres, wie bei Björnson, der Fall ist, da gewinnt die dichterische Persönlichkeit, was das geschlossene Werk verliert. Da kann es sich dann ereignen, daß gerade aus diesem Überwuchern der Persönlichkeit Werke entstehen, die nach einem andern Maßstab betrachtet werden müssen als dem bühnentechnischen, weil sie keiner dramatischen Gattung angehören, sondern eine Art für sich darstellen, etwas Einziges; und solch ein Werk ist Björnstjerne Björnsons „Über unsere Kraft“. Daß dieses Werk in Deutschland so tiefen Eingang, so begeisterte Liebe gefunden hat, das hat mich auf Deutschland stolz gemacht. „Laßt mich sehn, was der Mann für Gestalten in sich trägt, und ob es Bestandteile seines eigenen Innern sind,“ so habe ich gesagt, — nun denn — wer einen „Pfarrer Adolph Sang“ in sich trägt, der muß selbst von denen sein, von denen belebender Hauch ausgeht, wie von Adolph Sang, bei dessen Eintritt Klara Sang, seine Frau, Jasmin zu atmen glaubt — „Jasmin! Das ist er — nun bin ich gleich ruhig — welch ein Glück!“

Wer ein Verhältnis, wie das zwischen diesen beiden Eheleuten glaubhaft zu machen weiß, in dem muß „Mann und Weib" das Urelement aller organischen Natur lebendig gewesen sein, als das, was es ist, als das große, ewige, nie mit dem Verstand zu ergründende, nur mit dem Gefühl, dem reinen, keuschen, zu ahnende heilige Gesetz einer heiligen Weltordnung. Ja — wenn ich gesagt habe, daß Gott den Dichter als den Propheten für die Menschen gewollt hat, so ist das Gespräch, in welchem Klara Sang zu ihrer Schwester Hanna von Adolph, ihrem Gatten, spricht und ihr den Mann beschreibt, so ist dieser Mann selbst, dieses heilige Kind, so ist dieses ganze wunderbare, wundervolle Stück ein Beweis für meine Worte. Hier spricht ein Dichter von der Art jener, deren Haupt sich im Dunkel verbirgt, die zu Anbeginn der Zeiten Mythologien dichteten, einer, der uns dichtend das Geheimnis der Welt erraten läßt. Jasmin — hätte Björnstjerne Björnson nichts anderes geschaffen und vollbracht, als dieses eine, daß er uns den Mann, der uns glaubhaft werden soll, mit einem Schlage leibhaftig, sinnfällig greifbar gemacht hat, indem er ihn gewissermaßen umduftet sein ließ von seiner eigenen Persönlichkeit, so würde ich aus diesem einen einzigen Zuge den großen Dichter, den großen Künstler in ihm erkannt haben. — Denn das Kennzeichen eines solchen ist und bleibt der Instinkt; derjenige Mensch ist ein großer Dichter, ein großer Künstler, in dem Seele und Sinn so mächtig, so über das Maß des gewöhnlichen Menschen gesteigert ineinander gehn, daß eine Kraft daraus entsteht, von der der gewöhnliche Mensch nichts weiß — der divinatorische Instinkt. Als Michelangelo sein Bild malte, sein unsterbliches, die Erweckung Adams durch Gott-Vater, wußte er vom Vorhandensein der elektrischen Kraft nichts; nun betrachte man das Bild, sehe nun, wie Gott-Vaters Zeigefinger sich Adams Zeigefinger entgegenreckt, und wer fühlt und sieht und erkennt nicht mit einem Schlage, wie Michelangelo zwei Jahrhunderte, bevor er der Menschheit sichtbar wurde, den elektrischen Funken divinatorisch instinktiv in sich getragen und zur Darstellung gebracht hat? Großer, wilder Michelangelo! Großer, wilder Björnstjerne Björnson! Der du das Urgeheimnis dessen, was wir „Persönlichkeit" nennen, aus der Abgrundsnacht, in der es verborgen ruhte, heraufgeholt und den abstrakten Begriff in künstlerischem Bilde auszusprechen gewußt hast!

Was haben die Erklärer an diesem „Über unsere Kraft“ nicht herum erklärt, gedeutelt, gefragt! „Was hat er mit dem Stücke sagen, was hat er damit beweisen wollen? Daß es Wunder, oder daß es keine gibt? Daß dem Menschen die Kraft zerbrechen muß, der Wunder tut, an Wunder glaubt und glauben machen will?“ Törichte Fragen, und ein verfehltes Tun! Der große Dichter will überhaupt nie etwas beweisen. Alles was er will und tut, ist dies, daß er Tatsachen erzählt, Tatsachen, die er aus seinem Innern als Gewißheiten schöpft. Die Schlußfolgerung daraus zu ziehen überläßt er uns. Die Tatsache, die Björnstjerne Björnson in diesem seinem Werke vor uns hinstellt, ist, meines Erachtens, die, daß es Menschen geben kann und gibt, die so über den Durchschnitt der Menschheit hinausragen, wie dieser Pfarrer Adolph Sang es tut, daß es Verhältnisse zwischen Menschen geben kann und gibt, die so den konventionellen Menschenverkehr überragen, wie das zwischen Adolph Sang und Klara, seiner Frau, es tut. Diese Tatsache ist durch das Stück als eine unwiderlegliche Gewißheit vor unsere Augen gestellt.

Unsere Sache nun, die Schlußfolgerung daraus zu ziehn und dafür zu sorgen, daß es die richtige sei. Diese Schlußfolgerung aber, welche ist es? Es ist die, daß es ein Irrtum ist, überall da, wo uns etwas entgegentritt, was über die sogenannte „Natürlichkeit“ hinausgeht, immer gleich von „Wunder“ zu sprechen. Ein Irrtum, weil auf der irrigen Anschauung beruhend, als wäre diese „Natürlichkeit“, die ja doch nichts anderes ist, als das Leben, das wir leben, das wir atmen, das uns umkleidet und umgibt, das leibliche und seelische, als wäre es ein erforschtes und erkanntes Ding, gewissermaßen ein abgeschlossenes Rechenexempel, innerhalb dessen alles stimmt und klappt, und außerhalb dessen es nichts Vernünftiges gibt. Diese Auffassung, aus der schließlich die schlimmste aller Weltanschauungen, die triviale hervorgeht, ist ein Irrtum, weil in Wahrheit diese „Natürlichkeit“, dieses unser Sein und Leben ein Geheimnis, ein ungeheueres, unergründetes, vielleicht nie zu ergründendes ist. In unsichtbaren Tiefen ruht das Urfeuer, das unser Dasein und das Leben der Welt nährt, und wir, das heißt die große Masse der Menschheit, wandeln auf der Decke, welche dieses Urfeuer bedeckt, nach Art von Fliegen umher, die über ein Menschenhaupt wandern. Von den Gedanken, die in

dem Haupte lodern, weiß die Fliege nichts, nur, daß es einen angenehm erwärmten Wandelboden für ihre Füße darstellt, dessen ist sie sich bewußt. Uns vor dieser Fliegenbeschränktheit zu bewahren, dazu sind die großen Werke der großen Dichter und Künstler da, die wie Lichtfunken aus dem unsichtbaren Urfeuer herausspringen. Darum, weil sie unser Bewußtsein im Zusammenhang erhalten mit dem Urelement alles Lebens und Seins, darum sind die großen Dichter und Künstler die Befruchter der Menschenseele, ihre Nährer und Wohltäter.

Solcher Großen sind immer nur wenige gewesen und seltene. Zu diesen Wenigen und Seltenen zähle ich den Mann, von dem ich hier spreche, diesen Norweger, diesen großen Björnstjerne Björnson, den Dichter.

Karl Frenzel

Zu seinem achtzigsten Geburtstag, 6. Dezember 1907

Alte Menschen — das Alter hat zwei Gesichter, ein finsteres und ein lichtes, ein schlimmes und ein gutes. Und freilich — solch ein alter Acker, über den das Leben achtzig Jahre lang die Pflugschar geführt hat, wie kann es eigentlich anders sein, als daß die Furchen, die ihm gerissen wurden, sich nach und nach zu Höhlungen vertiefen, abgründigen, zu Spalten, auf deren dunklem Grunde, wie in Gletscherspalten, der Haß lauert, Haß gegen die Jugend, das Leben, gegen alles, was mit zielstrebendem Fuße darüber hinweggeht?

Denn das Alter weiß ja nur zu wohl, was es von der Jugend zu leiden hat! Wenn wir Ohren hätten, „das Gras wachsen zu hören“, dann würden wir auch hören, wie es stirbt. Der Lebensprozeß, der sich wahrnehmbar für unsre Augen, unvernehmbar für unser Gehör vollzieht, würde uns vernehmbar werden. Das Aufbrechen des Keimes im Erdenschoße, das prickelnde Brausen im steigenden Saft, das Jauchzen und Jubilieren im Treiben der Blüte, im Schwellen der Frucht, das alles würden wir hören. Aber neben dem allen auch den andern großen, den dunklen Laut, den Generalbaß der Natur, das grollende Seufzen des sterbenden Seins, die Stimme des Welkens und Vergehens.

Es bleibt nun einmal, solange wir an die Bedingungen unsrer Mutter, der Erde, geknüpft sind, allen Friedensaposteln zum Trotze dennoch wahr das alte Wort des alten Heraklit, daß Kampf der Vater aller Dinge ist. Nur aus dem Tode von etwas Altem wird neues Leben geboren. Kein grünes Baumblatt im Frühling, ohne daß im Herbst vorher die alten Blätter vergilbend zu Boden geraschelt wären. Kein wogendes Kornfeld im Sommer, ohne daß der Acker im Herbst zuvor ein kahles Stoppelfeld geworden wäre, dem der Pflug die Eingeweide hat aufreißen müssen, damit er empfänglich für neues Leben werde.

Und nun — solch ein alter Acker, an dem die Pflugschar vorübergeht, weil sie weiß, daß es doch nichts mehr nützen würde, wenn sie ihn bestellte! Der so oft getrieben hat, daß er nicht mehr treiben kann! In den man keine Saat mehr streut, weil man weiß, daß seine Krume zu alt, zu kalt, zu steinern geworden ist, um junge Saat zum Leben zu erwärmen, der brach liegen muß, weil er nichts mehr kann, als brach liegen. Ist es zu verwundern, wenn er mit scheelen Augen auf das junge Nachbarfeld blickt, das in tausend Ähren prangt? Wenn er den Lerchen, die sich tirilierend emporschwingen, „haltet den Schnabel“ zuruft? „Haltet den Schnabel, einfältige Vögel, die ihr meint, euer Gesang wäre das erste Lied am ersten Tage, während ich weiß, der ich an achtzigmal dreihundertfünfundsechzig Tagen euere Vorgänger habe singen hören, daß das Lerchenlied vor achtzig Jahren ganz ebenso erklang, wie es heute klingt?“ Und endlich — der Mensch, der den ganzen tragischen Weltvorgang da draußen in sich selbst wiederholen, ihn nacherleben muß in seiner Seele, der kleinen Welt! Nicht als unbewußt elementaren Kampf, sondern mit Bewußtsein und mit all der grimmen Bitterkeit, die aus dem Bewußtsein des Leidens kommt. Der alternde Mensch, der Schritt für Schritt und Tag nach Tag sich die Würze des Lebens entschwinden sieht, die Macht, die er besessen und geübt hat, die Frau ihren Reiz, der Mann seinen Geist. Denn wie kein Blatt am Baume anderswo entsteht, als an der Stelle, wo zuvor ein älteres sich verdorrend gekrümmt hat, so kein Gedanke im Reiche der Geister, der sich nicht einem andern, der vor ihm gedacht worden war, auf die Schultern stellte. Und ob das immer sanft und glimpflich, ob es auch nur mit konventioneller Höflichkeit geschieht? Den Teufel auch! Der

Stein da droben, der den Giebel krönt, was fragt er nach dem, der in der Tiefe das Fundament trägt? Und wenn nun das, was da drunten liegt, kein fühlloser Stein, sondern ein Wesen voll der Fähigkeit zum Denken, zum Fühlen, wenn es ein Mensch ist, der das alles einmal besessen und gekonnt hat, was jetzt die da über ihm besitzen und können, der es nicht mehr ausüben kann aus dem elenden, mechanischen Grunde, weil er zu alt geworden, ist es anders möglich, als daß dieser Mensch, dieser alte, mit scheelen Augen zu dem Gebäude aufblickt, das sich prahlend „die Welt“ nennt, während er doch weiß, daß „die Welt“ in das Haus gehört, in dem er einmal jung war? Anders möglich, als daß er sich mit finsterer Verbissenheit in die Erinnerung vergräbt, weil nur in seiner Erinnerung die wahre, die echte Welt lebt, während diese neue, diese junge ihm falsch und schlecht und unecht ist? Wer sieht und fühlt die unbewußte Geringschätzung, mit der Jugend auf Alter blickt, wer hört und versteht das verhaltene Gähnen, mit dem Jugend den Erzählungen des Alters lauscht, und wundert sich, wenn das Alter die Geringschätzung der Jugend mit Ingrimm, ihr Gelangweiltsein mit Verachtung vergilt? wenn es die Jugend befeindet, verlästert und haßt? Nein, ihr Friedensapostel, bevor ihr dem Menschen euer „Waffen nieder“ aufzwingen wollt, ändert die Grundbedingungen der kämpfenden Natur, denen der der Natur unterworfene Mensch unterworfen ist!

Aber indem ich dieses schreibe, stockt mir die Hand; ein großes Auge sieht auf mich herab, das Auge der Menschheit: „Ist es nur der Mechanismus, und die unbewußt elementare Natur, die mir gebietet? der ich gehorche? Weißt du von der gottgeborenen Seele im Menschen nichts, die ihn widerstandsfähig macht gegen Fleisch und Blut, die sein Auge zur Erkenntnis öffnet, daß es hinwegzuschauen lernt über Eintag und Augenblick in den weisheitsvollen Zusammenhang der ewigen Dinge, wo sich das versöhnt, was dem Eintag und Augenblick unversöhnlich erschien? wo Werden und Vergehen zu der großen Harmonie zusammentönen, aus der das geheimnisvolle Wort „Leben“ erst herausklingt? Und indem ich dieses höre, kommt mir eine Ahnung, daß das Alter des Menschen doch vielleicht etwas andres sein möchte als nur die Schlacke am feurigen Leibe der Menschheit, als nur der Neidblick der Unkraft, der sich an die strotzenden Glieder der Kraft hängt und ihr die Freudigkeit aus

dem Herzen saugt; eine Ahnung, daß im Gegensatz zu diesem allen der alte Mensch etwas Köstliches für den jungen bedeuten möchte, eine Vorratskammer, aus welcher dieser Stab und Werkzeug holen kann, wenn er nicht weiter weiß, ein klar geläuterter Wein, an welchem sich dieser Erquickung trinken kann, wenn der heiße Weg ihm gar zu heiß macht. Er kann es sein, der alte Mensch — nicht daß er es immer wäre. Bedingung steht voran, daß in dem alten Leibe die Seele jung und wach geblieben und nicht verkümmert sei unter dem vielen Bitteren, das ein langes Leben über den Menschen ausgießt. Bedingung, daß diese seine Seele nicht auf der dürren Halde des Egoismus nur zur Weide gegangen sei, sondern sich genährt habe von den großen Dingen, die die dumpfe Sehnsucht aller und die Nahrung der erlesenen Geister sind. Da aber, wo diese Bedingungen sich erfüllen, geschieht dann etwas Schönes: da verwandelt sich der geringschätzige Ausdruck im Auge der Jugend in den warmen Blick der suchenden Liebe, da ist kein verhaltenes Gähnen mehr, wenn der Alte spricht, sondern andächtiges Lauschen; und wenn ein neuer Jahresring sich um den alten Stamm zusammenschließt, da kommen sie alsdann, die Jungen, Starken, die Lebendigen, und „wir haben dich noch", rufen sie ihm zu, „und wollen dich behalten, weil wir einen brauchen, der nicht im Tale drunten steht, wo die Parteien, wo wir stehen, sondern darüber, auf überschauender Warte, die Kenntnisse und Erfahrungen unter ihm gebaut haben, der uns Rat erteilen kann von seiner Weisheit herab, Belehrung, Tadel und Preis. Und ein solcher, den wir brauchen, lieber Alter, der bist du!"

Dieser Ruf geht heute durch Deutschland. Ein Baum steht unter uns, um den ein neuer Jahresring sich schließt, Karl Frenzel, unser lieber Alter, der am 6. Dezember achtzig Jahre alt wird.

Vor zehn Jahren, zu seinem siebzigsten Geburtstage, habe ich ihn begrüßt. In den zehn Jahren seitdem bin ich ihm nicht ferner gerückt, sondern näher. Ich habe verfolgt, was er in der Zeit geschrieben hat, ich habe ihn kennen gelernt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Berliner Zweigniederlassung der großen Wohltätigkeitsanstalt, der Schillerstiftung, ich bin mit ihm in Vereinigungen zusammengekommen, zu denen nur seine vertrautesten Freunde Zutritt fanden. Ich kann über ihn aussagen als Zeuge. Das was ich zu sagen habe, ist dies: das Erdreich in

diesem Acker ist nicht versteint, die Seele in diesem Leibe nicht müde, das Herz in diesem Manne nicht bitter geworden.

Und doch sind bittere Dinge in dieser Zeit über ihn hingegangen.

Wir haben uns gewöhnt, wir Menschen, vielleicht um uns eine Art von Scheuklappen vor den Lebensbeschwerden zu schaffen, gewisse böse Dinge mit sanfteren Bezeichnungen zu nennen: der Wundarzt spricht von „Beseitigung eines Gliedes", der Zahnarzt, daß er einen Zahn „entfernen" will, wenn er uns nachher den Leib zerschneidet und den Kiefer bricht. So sprechen wir davon, daß „im Alter sich das Leben allmählich vom Menschen ablöst". Was bedeutet das, in die Sprache der Wahrheit übersetzt? Verlust bedeutet es, Schmerzen bis ins Mark. Es besagt, daß gute Gefährten und Kameraden, die mit uns waren, plötzlich nicht mehr an unserer Seite sind, daß Tätigkeiten, die wie ein pünktliches Uhrwerk neben uns hergegangen sind, die Räder still stehen lassen, so daß wir ihr belebendes Surren nicht mehr hören; daß Gewohnheiten, die uns treu gewesen sind, wie ein warmer Hausrock, uns mit einem „ich mag nicht mehr" verlassen. Und zwei Verluste solcher Art, zwei schwere, hat der alte Mann in dieser Zeit zu verzeichnen gehabt: Am 20. Juni 1903 ist Berta Frenzel von ihm gegangen, um zu sterben, die ihm mehr als vierzig Jahre eine gute Ehefrau gewesen war. Im Jahre 1905 hat Frenzel die Tätigkeit von sich gelegt, deren er Jahrzehnte und jahrzehntelang gewaltet, die ihn zu einem Führer im Geistesleben Deutschlands gemacht hatte: die Feuilletonredaktion der „Nationalzeitung".

Berta Frenzel — ich habe sie erst kennen gelernt, als sie keine junge Frau mehr war, als von der „madonnenhaften Schönheit", dem goldschimmernden, aschblonden Haar, den blauen Augen, die ihr von denen nachgesagt werden, die sie in ihrer Jugend gekannt haben, nur die blauen Augen noch geblieben waren. Aber auch damals noch, als diese Augen sich zum ersten Male auf mich richteten, war etwas Strahlendes, Beherrschendes darin, der Ausdruck einer Natur, die mit dem Leben fertig zu werden verstand; wenn ich sie mit einem Worte charakterisieren soll, es waren tapfere Augen. Und das erklärt sich, denn die Frau war die Tochter eines tapferen Mannes, des alten Invaliden-Hauptmanns Schmack.

Seltsam, wie das Leben zusammenführt — lange, lange

bevor ich auch nur ahnte, daß es eine Berta Schmack in der Welt gab, und daß aus dieser nachher Berta Frenzel geworden, habe ich ihren Vater gekannt, der im Berliner Kadettenhause, zur Zeit, als ich dort Kadett war, den Unterricht im militärischen Planzeichnen erteilte. Alle meine Lehrer sind mir in der Erinnerung geblieben, kaum einer so lebendig wie der alte Schmack. Und wer hätte sie auch vergessen können, die beinah abenteuerliche Erscheinung? Die lange, hagere, eigentlich klapperdürre Gestalt im verschlissenen blauen Uniformrock, die, wenn sie sich bewegte, die Gliedmaßen so schlenkernd warf, daß sie an eine wandernde Windmühle erinnerte. Auf dem hageren Leibe ein Kopf, den halblanges eisgraues Haar umhing, beinah wie ein alter Künstlerkopf anzuschauen — von dieser in ihm verborgenen künstlerischen Ader hat jedenfalls die Tochter geerbt, die sich unter der Leitung des Landschafters Eschke zu einer nicht unbedeutenden Malerin entwickelt hatte, als sie Karl Frenzel heiratete —, und aus dem knochigen Gesicht sprang eine gewaltige Nase hervor. Bedeckt — richtiger gesagt überdacht war dieses alles, Gestalt, Kopf und Gesicht, von einer Mütze, die noch an die militärische Tracht aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. erinnerte: der Schirm hing bis auf die Nase herunter, und der Teller war von riesigem Umfang. Die Mütze war ein Gaudium für uns Kadetten, und nicht die Mütze allein, ein Gaudium war uns der ganze alte Schmack. Unsere Leistungen im Planzeichnen befriedigten ihn nur sehr mäßig, und er gab uns das mit unzweideutiger Deutlichkeit zu verstehen. Er war sackgrob. Aber seine Grobheit war polternd, nie bösartig; sie hat niemals weh getan, im Gegenteil, wir freuten uns an ihr. Freuten uns und buchten mit Entzücken die drastische Erklärungsart, mit der er uns die Theorie des Bergstrichzeichnens klarzumachen versuchte: der Bergstrich deutet bekanntlich die größere oder geringere Steilheit des Abhangs durch stärkere oder schwächere Schattierung, durch größere oder geringere Länge an. Der Gedanke, der dabei zugrunde liegt, ist, daß er den Lauf des Wassers versinnbildlicht, das von der Höhe zur Tiefe fließt. Darum ist die wesentliche Bedingung, daß die Bergstriche senkrecht auf den Horizontalen stehen, die das Profil des Berges bezeichnen. In grimmigen Zorn nun geriet der alte Schmack, wenn er bei der Ausführung unsrer Kunstwerke die Bergstriche nicht gehörig senkrecht gezeichnet sah: „Ihr Botokuden! Werdet ihr es euch denn niemals

merken? Wenn ein Hund gegen den Stein oder die Hausecke p . . ., wie läuft das Wasser? bergauf? oder nach der Seite? Herunter läuft es! senkrecht herunter.“ Das war ein unsterbliches Wort für uns geworden, und unsterblich auch unser Vergnügen. Aber so sehr wir über ihn lachten, den alten Schmack, eins war an ihm, worüber wir nicht lachten: das war das Eiserne Kreuz, das ihm am schwarz-weißen Bande aus dem Knopfloche hing. Im Freiheitskriege hatte er sich das geholt, mit Einsatz seiner Knochen; das wußten wir; und wußten, daß er im Felde wegen Tapferkeit vom Unteroffizier zum Offizier gemacht worden war; und daß so etwas in der preußischen Armee etwas ganz Seltenes, Außerordentliches bedeutet, das wußten wir auch.

Die Tochter dieses Mannes also war Berta Schmack-Frenzel, die zur Zeit, als ich ihr näher trat, nicht mehr jung, die einstmals aber jung und schön gewesen war, und die sich mit Karl Frenzel kennen gelernt hatte am 10. November 1859 an Friedrich Schillers hundertjährigem Geburtstag. In seiner Bankettrede zum siebzigsten Geburtstage Frenzels hat Julius Rodenberg in reizvoller Weise die Gesellschaft geschildert, die sich nach der Grundsteinlegung von Schillers Denkmal in Berlin zu einem Festmahl in der Französischen Straße zusammengefunden hatte, und hat beschrieben, wie die beiden jungen Menschen sich bei der Gelegenheit zum erstenmal gesehen haben, um sich nicht wieder zu verlieren. Von symbolischer Bedeutung ist es mir immer erschienen, daß der Bund der beiden sich an dem Tage geknüpft hat, der dem Andenken an den Großen geweiht war, der dem deutschen Volke seine große Heilslehre, die Lehre vom Idealismus verkündet hat. Denn ein ideales Zusammenkommen war es, als der mit Glücksgütern nicht gesegnete junge Journalist, der die mager besoldete Stellung eines Gymnasiallehrers soeben mit der auch nicht glänzend dotierten Tätigkeit als Redakteur an Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ vertauscht hatte, sich die Tochter des bitter-armen alten Invaliden-Hauptmannes holte, und ein ideales Zusammensein war es, das diese beiden in mehr als vierzigjähriger Ehe gelebt haben, in einer Ehe, in der sie nicht nach Geld und äußeren Ehren ausblickten, nicht nach Gunstbezeugungen irgendeines Mächtigen fahndeten, sondern in der sie, zwei wahrhaft freie Menschen, sich selber Haus- und Lebensgesetz schrieben, sich einzig beugend

vor dem, was sie als das Heilige erkannt hatten, dem wahrhaft Guten, Schönen, dem wahrhaft Wahren.

Seit dem 20. Juni 1903 ist es still geworden in den traulichen Räumen an der Dessauer Straße. Von zweien ist nur einer noch da, ein alter, nicht veralteter, ein einsamer, nicht vereinsamter Mann. Er hat Gesellschaft, wird immer Gesellschaft haben: die großen Angelegenheiten der Welt, mit denen er sein Leben lang verkehrt hat, sind heute noch bei ihm und um ihn her. Wie er es früher getan hat, sieht er ihnen heute noch ins Gesicht, musternd läßt er sie an sich vorüberziehen. Wenn ihre Gesichter leidenschaftlich sind, das seine bleibt leidenschaftslos; wenn sie verworren sind, sein Auge ist klar. Dinge der äußeren und inneren Politik, der Kultur, der Literatur, insbesondere der dramatischen, der sein Herz heute noch gehört, wie vor fünfzig Jahren. Damals, als ich hörte, daß er das Feuilleton der „National-Zeitung“ niedergelegt habe, überlief mich ein Schreck. Die Erfahrung kam mir in Erinnerung, die ich so manchesmal an Beamten, an Männern gemacht habe, die an eine bestimmte, fest geordnete Tätigkeit gebunden gewesen waren: Aufrecht und ausdauernd, solange sie, wenn auch bejahrt, dem Amte und dem Berufe angehörten, klappten sie zusammen, sobald sie dessen ledig wurden. Der Mechanismus der Gewohnheit hatte für sie aufgehört, die mächtige Stütze des Menschen. Der alte Beamte, den die Uhr zur festgesetzten Stunde täglich ins Bureau ruft, empfindet es ja wie eine Pflichtversäumnis, ausspannen zu sollen und zu sterben. Dazu hat er erst Zeit, wenn sich die Akten für ihn schließen. Und wie der Beamte, so der Redakteur. Nicht ohne Besorgnis gab ich darum acht, was und wie es nun mit dem alten Redakteur werden würde, der nicht mehr zur Redaktion ging — meine Besorgnis war ohne Grund. Die „National-Zeitung“ ist ihrem lieben Alten treu geblieben, und er seiner Zeitung. Treue — von allen Eigenschaften der Deutschen die edelste, von allen Gewalten die unsichtbarste und zugleich mächtigste.

Der treibende Wasserstoß ist sie im ruhigen Strom, den man eigentlich nicht sieht, und dem auf die Dauer nichts widersteht, die in Tatkraft sich umsetzende Sonnenwärme des Herzens, aus der die Wirkungen stammen, die das Staunen der fremden Nationen wecken, wenn sie nicht begreifen, wo die Erfolge Deutschlands herkommen. Festhalten können an einem Gedanken,

einem Gefühl, einem im Herzen gehegten ersehnten Ziel durch Jahre, Jahrhunderte, durch Tag und Nacht und Freude und Leid: das ist Glaubenskraft, ist Religion, und darum ist das deutsche Volk das tragende Volk der Religion. Ein in diesem Sinne religiöser, von seiner Überzeugung nicht abirrender, in seinen Gefühlen nicht erkaltender, seinen Freunden anhänglicher treuer deutscher Mann, das ist der Mann, von dem ich hier spreche. Wer die „National-Zeitung" in den Jahren gelesen hat, als Karl Frenzel ihr Feuilleton leitete, der weiß, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß sie die Stätte war, wo alles sich begegnete, was Reife und Erlesenheit im deutschen Geistesleben hieß. Kaum ein Name von literarischer Bedeutung, der nicht in ihren Spalten zu großen Fragen das Wort ergriffen hätte, und wenn man diese Worte gelesen hatte, wußte man, daß man nicht eine Partei hatte sprechen hören, sondern die Sache selbst. Der erlauchte Kreis hat sich gelichtet; von den einstigen Mitarbeitern Frenzels sind kaum einige noch vorhanden. Aber die geistige Tradition dieses Kreises, die Angelegenheiten der Welt nicht durch das Brillenglas einer Richtung und Partei, sondern sie so anzusehen, wie sie sich ausnehmen, wenn man, über Richtung und Partei stehend, mit den Dingen selbst verkehrt, ist in ihm, dem Überlebenden, lebendig geblieben. Wer die „National-Zeitung" seit dem Tage, da Karl Frenzel das Feuilleton niederlegte, weiter und in ihr seine Aufsätze gelesen hat, wird mir recht geben. Was mich betrifft, so ist mir diese Wahrnehmung nie lebendiger zum Bewußtsein gekommen als in diesem letzten Sommer, als ich in der Nummer vom 7. Juli 1907 seinen Aufsatz über den Peters-Prozeß in München und in der vom 14. desselben Monats seinen Artikel „Vatikan und Wissenschaft" kennen lernte. Wieviel habe ich zur Zeit des genannten Prozesses über den Mann und seine Sache gelesen, und alles, was ich las, war nur „für" oder „wider" Karl Peters. Der einzige, der wirklich über dem „Für" und „Wider" stand, der erkannte, daß es sich hier um ganz etwas andres als um den Streit über eine Persönlichkeit, daß es sich um einen elementaren Vorgang, um den Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Pole in der Menschennatur handelte, war Karl Frenzel. Er, und soweit ich weiß, er allein, hat es ausgesprochen, daß der Name Karl Peters nicht eine Individualität nur, sondern einen Typus deckt, einen Menschentypus, der in der Eroberungsgeschichte der

Menschheit unter anderm Gesicht schon oftmals dagewesen ist und wiederkehren wird, „solange es Rassen gibt, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen geboren sind“. Der Mann, der diese mannhaften, durch keinen sentimentalen Seitenblick verschieften Worte niederschrieb, stand, als er es tat, mitten in seinem achtzigsten Lebensjahre. Und in demselben Alter stand derselbe Mann, der acht Tage später in seinem Artikel „Vatikan und Wissenschaft“ mit Glut und Mut und Siegeszuversicht der Jugend gegen „die geistige Knechtung des deutschen Katholizismus durch das Papsttum“ in die Schranken trat. „Seit dem Beginn der Gegenreformation im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts steckt der römische Pfahl im Leibe Deutschlands. Alle Anstrengungen der Aufklärung und der Kultur, die allmählige Verschmelzung der verschiedenen Stämme zu einer einheitlichen Nation sind nicht imstande gewesen, ihn zu entfernen; wenn jetzt der Vatikan selbst durch seine Maßregeln gegen die deutsche katholische Wissenschaft die Axt an ihn legt, geht uns die Hoffnung seines Falles auf. Immer mehr deutschen Katholiken muß es einleuchten, daß es für sie, auch wenn sie sich noch so löblich unterworfen haben, keinen Platz im Schatten des Vatikans gibt, und daß ihre Wissenschaft dort heute und in alle Zukunft hinein, wie zu den Tagen Reuchlins und des Erasmus, als Ketzerei gelten wird. Sie wollen keine Protestanten sein, aber dem päpstlichen Bannfluch verfallen sie doch.“ — Wer Worte zu schreiben vermag, wie Karl Frenzel sie zum Peters-Prozeß geschrieben hat, den nenne ich einen nur seiner Überzeugung gehorsamenden, einen innerlich, d. h. einen wahrhaft freien Mann. Wessen Seele sich in Worten ausspricht, wie die soeben aus seinen Vatikan-Artikel angeführten es sind, in dessen Seele ist Deutschland mit all seinen besten Elementen, mit seiner Auflehnung gegen Geistesunterdrückung, seinem Glauben an den endlichen Sieg des Lichts lebendig, der ist lebendig mit den Lebendigen, jung mit dem jungen Geschlecht. Und weil wir uns in einer Zeit befinden, in der wir solcher innerlich freien, innerlich lichten Männer mehr vielleicht bedürfen denn je, darum ist es keine willkürliche Voreingenommenheit, keine Verstiegenheit persönlichen Gefühls, sondern die aus den Tatsachen entquellende Wahrheit, wenn ich sage und ausspreche, daß heute am achtzigsten Geburtstage dieses Mannes alles, was jung und stark und gesund ist in Deutschland, die Hand nach ihm ausstreckt

und „bleibe bei uns“ ihm zuruft, „bleibe bei uns, du lieber, mutiger, alter Karl Frenzel, denn wir brauchen dich noch lange! Noch lange!“ —

Weimar, im Oktober 1907

„Landgraf, werde hart!“

(1908)

Wie ein Schrei, der in der Nacht übers Feld geht — niemand weiß, von wannen er kommt, aber der Ton bleibt uns im Ohr wie ein Geheimnis, das nach Deutung verlangt — so aus dem Dunkel des Mittelalters tönt das Wort herauf, das noch heute in den Ohren der Deutschen nachzittert, nach Jahrhunderten noch: „Landgraf, werde hart!“

Niemand weiß, von wem es kommt — denn der Mann, dem es nachgesagt wird, „der Schmied von der Ruhl“ im Thüringer Land, ist er wirklich einmal gewesen? Hat er wirklich gelebt? Hat er es gesprochen? Ist das Wort überhaupt gesprochen worden? Oder ist alles vielleicht nur Sage, Märchen und Legende? Möglich. Möglich, aber ganz gleichgültig. Denn das Wort ist da und lebt; mit aller Seelennot, die daraus hervorklingt, ist es noch heute lebendig, ein unsterblich gewordenes Wort.

Adolf Harnack hat einmal gesagt, die Legende sei der schlimmste Feind der Geschichte. Vom Standpunkt des Mannes der Wissenschaft hat er damit unzweifelhaft recht. Aus der Welt aber schaffen wird er sie nicht. Denn die Legende sieht so aus wie ein willkürliches Spielzeug, aber sie ist es nicht. Sie wird geboren aus einer zwingenden Gewalt, der zwingendsten, die es im Menschen gibt, dem Bedürfnis. Aus dem Bedürfnis des Volkes, neben der wissenschaftlichen Geschichte noch eine zweite, eine für den eigenen Hand- und Seelengebrauch, eine populäre zu besitzen, in die starren, pragmatischen Zeilen des Historikers noch ein „Zwischen-den-Zeilen“ hineinzuschreiben, und wenn es sein muß hineinzuerfinden, zu dichten.

Bei welchen Gelegenheiten macht solch ein Bedürfnis sich geltend? Wenn ein Volk unter einem seelischen Notstande leidet; wenn ein allgemeines, drängendes Empfinden aufschwillt, daß etwas oder daß alles nicht so ist, wie es sein sollte; wenn

daraus das dumpfe Verlangen geboren wird, daß ein Mann vorhanden sein möchte, der helfen kann, der eine Tat vollbringen kann, die uns emporreißt, daß ein Wort vorhanden sein möchte, das einen Ausweg zeigt, das uns frei macht von dem Erstickenden, das uns umlastet.

Darum, als seinerzeit die Thüringer Bauern unter einem wilden, gewalttätigen Adel verkamen, der sie in den Pflug spannte und seine Äcker mit ihnen pflügte, da ersehnte, erfand, erdichtete sich das Volk den „Schmied von der Ruhl", der dem Landgrafen von Thüringen, als dieser in seiner Werkstatt saß und ihm zusah, wie er das Eisen streckte, bei jedem Hammerschlag sein „Landgraf, werde hart, Landgraf, werde hart!" in die Ohren rief. Bis daß der junge, weiche Landgraf aufstand, hinausging, seine Jagdgenossen und Zechkumpane beim Kragen nahm, in den Pflug spannte, in den sie ihre Bauern gespannt hatten, und sein Volk errettete und sein Land.

Dieses alles — warum ich es sage?

Weil ein Notstand in den deutschen Seelen ist; weil ein dumpfes Allgemeinempfinden aufschwillt, daß manches, daß vieles nicht so ist, wie es sein sollte; weil wir nach etwas suchen, das uns erlöst. Dieser Notstand zwingt, vor das Volk hinzutreten und ihm zu sagen: „Du darfst nicht weich sein, denn die Welt, in der du lebst, ist hart. Darfst kein Kind sein, denn alle die, mit denen du verkehren und verhandeln sollst, sind erwachsen. Darfst nicht nur Mensch sein wollen, denn in der Welt leben nicht Menschen nebeneinander, sondern Völker; und daß auch du ein Volk bist, das darfst du nicht vergessen. Und endlich, du mußt deinen Katechismus umlernen, darfst nicht mehr denken, daß Wohlwollen unter allen Umständen und jeder Bedingung das Höchste sei, darfst nicht mehr blindlings drauflos lieben, wie du's getan, sondern mußt die Augen auftun, damit du erkennst, wer deiner Liebe wert ist, und dein Herz nicht verschwendest, deine Seele nicht vergeudest. Und wenn du deine Augen auftust, wirst du sehen, daß unter all den Völkern um dich her kaum eines ist, das dich liebt, wohl aber viele, die dich hassen, die dich hassen."

Ja, es müßte heute ein neuer Schmied erfunden werden mit fressenden, flammenden Bitterkeiten im Munde. Auf einen Berg müßte er treten, mitten im weiten Land, daß alle ihn sehen, alle ihn hören könnten, und alsdann, so wie jener zum

Landgrafen von Thüringen sprach, so zu dem Volke müßte er sprechen, dem ganzen, Millionen zählenden deutschen Volk, und „Wach' auf!“ müßte er ihm sagen: „Wach' auf und sieh, wie es um dich her aussieht und in dir selbst!“ Denn um dich her — was siehst du? Wie deine Fahne über Meeren weht, wo man sie früher nicht gekannt, und wie dein Handel in Länder zieht, wo man früher von dir nichts gewußt hat. Das ist wohl wahr, und das ist gut. Aber das, was du siehst, sehen deine Nachbarn auch, und wenn du's mit Freuden siehst, so sehen sie es mit Grimm und Neid. Jeder Tag, der dir einen neuen Gewinn bringt, erzeugt dir einen neuen Feind. Und du — bist du innerlich stark und fest und stolz genug, Feindschaft einer Welt zu ertragen? Du bist es nicht! Wenn sie draußen toben, lärmen und schmähen, bist du Manns genug, dein Haus zu verschließen, den Riegel vor die Tür zu werfen und zu sagen: „Tobt da draußen, soviel Ihr wollt; hier drinnen bin ich der Herr, mein eigener Herr, und was ich hier drinnen besitze, ist mir Genüge, und ich brauche Euch nicht.“ Kannst du so sprechen? Kannst du so tun? Du kannst es nicht. Denn was das eigene Haus dir bietet, der schöne, alte, von den Vätern ererbte gediegene Hausrat erscheint dir häßlich, dürftig und schlecht, mit dem verglichen, was die in Händen tragen, die da draußen, die Fremden, wenn es auch nichts wäre als ein bunter Lappen oder eine falsche Perle, wie man sie braucht, um Wilde zu betrügen. Zum offenen Fenster beugst du dich hinaus und horchst auf jedes ihrer Worte, trinkst mit gierigen Ohren ihre Sprache, die dir schöner klingt als deine eigene. Und was hörst du aus ihren Worten? Schmähungen wider dich!

Nun, Ihr Deutschen, habt Ihr Stolz im Leibe, daß Ihr schweigend ihre Schmähungen verachten könnt? Ihr könnt es nicht. Klagend tretet Ihr vom Fenster zurück, klagend und jammernd: „Ach, wie sie ungerecht sind! Wie sie mich verleumden! Und ich bin doch nichts als nur ein artiges Kind! Was können wir tun, daß wir sie besänftigen? Bescheiden wollen wir sein, doppelt bescheiden, und so wird es uns gelingen, wir werden sie versöhnen.“

Ihr wollt sie versöhnen? Weichmütige Toren, meint Ihr, die da draußen wären so temperamentlos wie Ihr? Wißt Ihr, was die da draußen einzig und allein versöhnt? Daß Ihr nicht mehr da seid; daß Ihr aufhört, zu sein! Wollt Ihr damit

Frieden von ihnen erkaufen und ihre Gunst? Und daß ich es aussprechen muß von der Nation, zu der ich gehöre, die ich liebe — es ist wirklich in der deutschen Natur solch ein Zug, solch ein unfaßbar-unerhörter, selbstmörderisch-selbstbefleckerischer, solch ein Drang zum Renegatentum, der den Deutschen treibt, sein Land zu verkaufen, zu verlassen, zu verraten, seine angeborene Nationalität von sich abzustreifen wie einen alten, schlechten Rock, seine Muttersprache, sogar seinen Namen zu vergessen, zu den Fremden zu laufen, bei ihnen unterzukriechen und bei ihnen wieder aufzutauchen als ein neuer Mensch, ein nicht mehr Deutscher; und wenn's der feindlichste von allen Feinden wäre.

Wißt Ihr, was man einen typischen Vorgang nennt? Soll ich Euch einen erzählen? Habt Ihr von dem deutschen Manne gehört, dessen Geist wie eine Flamme über die Welt ging, dem großen deutschen Philosophen unserer Tage? Wie ein Kind an überströmender Mutterbrust, so hatte sein Geist sich an Deutschlands Geist genährt, sein Wissen an seinem Wissen, sein Ahnen und Fühlen an allem, was in Deutschlands Seele ahnt und fühlt. Wie einen ungeheuren Reichtum hatte Deutschland ihm seine Sprache dahingegeben, wie einen funkelnden Schatz von Edelsteinen, aus denen man alles anfertigen kann, Waffen und Schmuck. Er schmiedete sich Waffen daraus und formte sich daraus ein Geschmeide, das er wie ein Diadem sich auf das Haupt setzte. Und als er das alles empfangen, genossen und getan — was war sein Dank an Deutschland? Daß er wie ein Rasender in die Welt hinausschrie: „Ich bin kein Deutscher! Will keiner sein, sondern ein Pole, ein Pole, ein Pole!"

Ja, Deutschland — manchmal zur Nacht, wenn statt des Schlafes die Gedanken über mich kommen, dann erscheinst du vor meines Geistes Augen, auf einsamer Klippe im Meer, ein einsames Weib, von Haifischen umfletscht, von Seeteufeln umglotzt, von Spottvögeln umkrächzt. Wie du dasitzest, mit den breiten Hüften, der mächtigen Brust, ein Mutterweib, nicht nur Mutter deiner eigenen Kinder, sondern eine Mutter der Welt; denn allen hast du gegeben, alle haben an deinen Brüsten gelegen, und an der Milch, die sie von dir getrunken, haben einige von ihnen sich überhaupt erst zum Menschen herangesäugt. Wenn du den Fuß doch erheben wolltest, den weichen, weißen Fuß, der jetzt so träge ruht, und dem Gezücht aufs Haupt treten wolltest, das dich umkreist! Einmal hast du's ja gekonnt und einmal

getan; entsinnst du dich nicht mehr? Als „der aus dem Sachsenwalde“ kam und zu dir sagte: „Komm, jetzt müssen wir reiten — ich setze dich in den Sattel!“

Wie sie da sprachlos wurden, die Schreihälse, als in deinen träumenden, blauen Augen der Zorn aufbrach, wie sie zurücktaumelten, als das Mutterweib zur Jungfrau wurde, zur streitbaren, zur Walküre! Entsinnst du dich nicht mehr? Gerade ein Menschenalter ist es her. In dem Menschenalter ist ein neues Geschlecht von Kindern dir herangewachsen, eine neue Generation. Was hat diese neue Generation dir gegeben und gebracht? Neue Wege zum Gewinn haben sie sich erschlossen; in ihren Städten die Einwohner haben sich vermehrt und verdoppelt; Gesetze und neue Einrichtungen haben sie geschaffen. Alles ganz schön, alles ganz gut, aber äußerlich alles, äußerliche Mittel, um einen Organismus zu erhalten, der von ihnen gestützt und getragen sein will, wenn er seinen Widersachern standhalten soll, dem nicht nur Blut in die Adern, sondern Seele in die Seele geflößt werden muß, wenn er lebendig bleiben soll. Diese neue Generation, was hat sie an deiner Seele gewirkt? Ist das Wort „Vaterland“ zu einem unantastbaren, unverlierbaren Besitztum in ihnen geworden? Zu einem Begriff, der unanfechtbar über allen Tagesstreitigkeiten der Parteien steht? Den keine Gewalt uns wieder rauben kann?

Nein — sondern das, was die Angehörigen anderer Nationen mit der Muttermilch einsaugen als etwas Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, Nationalgefühl, ist für uns noch immer ein mühselig eingetrichtertes, künstlich beigebrachtes Bewußtsein. Ein Menschenalter, das sind drei Jahrzehnte — was haben in diesen drei Jahrzehnten die Männer, die zum Volke sprechen, die deutschen Dichter, dem deutschen Volke gesagt? Haben sie seine Seele freudig gemacht durch großes, begeisterndes Wort? Seinen Arm gestählt durch Hinweis auf die Taten der Väter? Seine Augen erleuchtet durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken? Das Gegenteil davon haben sie getan, sie haben ihr Volk entnervt. Mit Problemen einer überreifen, überreizten Kultur haben sie die schlichten Instinkte des Volkes verstört. An Stelle der dem Germanen ursprünglich innewohnenden männlich-mannhaften haben sie eine feminine Weltanschauung gesetzt. Mit den Erzeugnissen des Auslandes, und gerade mit den der deutschen Natur fremdartigsten, feindlichsten, mit den markloseſten, haben

sie den Markt überschwemmt, von dem unser Volk seine Geistesnahrung erhalten soll. Daneben läuft in wüster Massenhaftigkeit eine seelen- und sinnenverderbende Hintertreppenliteratur einher, daneben eine Literatur von Sensations- und Witzblättern, die wie die Geier und bösen Fliegen über jede Wunde am Leibe des Vaterlandes herfallen, sie zerhacken und daran saugen, bis daß aus der Wunde eine Schwäre wird, deren Geruch durch die ganze Welt geht.

Was soll da werden? Was ist zu tun? Ein Notstand ist in unseren Seelen, die äußerlich reich, innerlich arm sind, ein dumpfes Gefühl, daß wir auf gleitender Ebene stehen, daß sich Wolken um uns türmen, aus denen Gewitter hervorbrechen können, und es schwillt eine Angst, daß die Gewitter zu Katastrophen werden möchten. Sollen wir sie, Hände im Schoß, erwarten? Uns mit dem Gedanken trösten, daß Deutschland schon manchmal Katastrophen ertragen hat und immer wie der Phönix daraus entstiegen ist, weil der Deutsche erst im Unglück zum ganzen Mann wird? Das wollen wir nicht, denn wir wollen auch dessen gedenk bleiben, daß solche Katastrophen uns manchmal um Jahrhunderte zurückgeworfen haben. Also was sollen wir tun? Vorbauen sollen wir. Wie sollen wir vorbauen? Indem wir unsere Jungen in die Hand nehmen, diese blonden, gesunden, prächtigen deutschen Jungen, die Gott sei Dank in immer steigender Menge unsere Städte bevölkern und unser Land, und indem wir Männer aus ihnen erziehen, die der Zeit gewachsen sind, und dem, was die Zeit bringt.

„Aber ist denn das etwas Neues? Sind wir nicht längst dabei, unsere Jungen und unsere Mädchen, statt sie zu Stubengelehrten und Strickmamsells abzurichten, wie es früher geschah, in freier Luft unter Sport und Athletik zu einem neuen, besseren, saft- und kraftvolleren Geschlecht zu entwickeln, als die älteren Geschlechter es waren?"

Darauf erwidere ich, daß ich das alles weiß. Daß ich es weiß und daß ich es gut heiße, wenn unsere Jugend körperlich selbständig gemacht wird. Aber körperliche Selbständigkeit ist nicht alles, nicht die Hauptsache; sondern wichtiger als körperliche, ist Selbständigkeit in der Seele — und daran fehlt's. Körperlich mutig und tüchtig war der Deutsche von jeher und stets; seelisch war und ist er es nicht.

„Dem Deutschen fehlt es an bürgerlichem Mut" — das

hat ein Größerer als ich, hat Bismarck gesagt. Darum, bei jedem Vorkommnis im privaten Leben, rufen wir nach Polizei und hoher Obrigkeit, statt Hilfe bei uns selbst zu suchen; darum, bei jedem Ereignis in der politischen Welt, ist unser Gefühl: „Das geht mich nichts an, ist Sache der Regierung." Und dieses Gefühl ist elend und falsch, ist ein Ergebnis dessen, was ich als den hauptsächlichen Mangel in der deutschen Natur empfinde, des Mangels an persönlichem Stolz.

Wenn wir stolz wären, würden wir wissen, daß das Gesamtleben einer Nation sich in jedem einzelnen ihrer Angehörigen verkörpert, und wenn wir das wüßten, würden wir es als Pflicht des einzelnen empfinden, für Ehre und Wohl des Ganzen einzutreten, wo immer die Gelegenheit es verlangt.

Dann würde es aufhören, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland, das herdenmäßige Hintendreinlaufen hinter Hetzern und Schreihälsen, und aufhören vor allem das scheusälige Renegatentum.

In diesen Begriffen das heranwachsende Geschlecht, Knaben und Mädchen, heranzubilden, ihm Stolz in die Seele zu pflanzen, daß er zu einer bleibenden, herrschenden Macht, zu einer inneren Eigenschaft seiner Seele werde, das ist es, worin ich Aufgabe und Ziel unserer Jugenderziehung erblicke. Dieser Stolz hat mit Hochmut nichts gemein; er ist Selbstachtung. Und weil Selbstachtung darauf beruht, daß ich den Menschen in mir erkenne und fühle, so kann sie gar nicht anders, als daß sie den Menschen auch im Nebenmenschen achtet. Nicht hochmütige, nicht knechtisch bescheidene, sondern stolze Menschen sollt ihr uns erziehen, ihr Lehrer und Erzieher Deutschlands!

Alt-Berlin

(1908)

Alt-Berlin und altes Berlin [1]) — dazwischen ist ein Unterschied. Gibt es überhaupt ein altes Berlin? Ich meine, solch

[1]) Die Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers leitete unter der Überschrift „Zur Neuentdeckung des alten Berlin" diesen Aufsatz mit folgenden Worten ein: „Rastlos ist die neue Zeit über das alte Berlin hinweggeschritten. Aus der kleinbürgerlichen Beamten- und Garnisonstadt ist die strahlende Metropole geworden. Aber wie

einen alten, granitenen Kern, dem man ansieht, daß die übrige Stadt langsam, Glied für Glied, Ring um Ring daraus heraus-, darum herumgewachsen ist? Ich kenne keinen. Höchstens die alte Marienkirche mit ihrer einstigen Umgebung — durch die jetzigen Umbauten ist auch das alles charakterlos modernisiert — und die an der Spree gelegenen alten Teile des königlichen Schlosses. Die Wurzeln Berlins strecken sich eben nur in die Jahrhunderte, nicht in die Jahrtausende, wie die von anderen Großstädten. Aber ein Alt-Berlin, ja, das ist vorhanden. Eine Stadt von Gebäuden, die, wenn auch nicht sehr alt, so doch älter als wir, sich über uns Heutigen emporrecken wie die Köpfe von Leuten, die sich über Dinge unterhalten, die sie noch mit eigenen Augen gesehen, am eigenen Leibe erlebt haben, während wir Heutigen nur vom Hörensagen noch etwas davon wissen und aus Büchern.

Dieses Alt-Berlin, das ist die Gegend, die man überblickt, wenn man vom Friedrichsdenkmal hinübersieht nach dem Schloß, und wenn man die Gedanken nach rechts und nach links weitergehen läßt bis an den Gendarmenmarkt, jetzt Schillerplatz, zur Rechten und bis an die Ebertbrücke zur Linken. Das ist das Berlin der preußischen Geschichte, des Großen Kurfürsten, seines Sohnes, des ersten Königs, Friedrichs des Großen und unseres alten Kaisers Wilhelm. Die Gegend, die jetzt so vergnügt dreinschaut, weil ihr Herzstück ihr erhalten geblieben ist, das eine Zeitlang so gefährdet war, das Opernhaus. Neulich bin ich wieder einmal darin gewesen. Als ich an meinen Platz kam, war es mir, als wenn der schöne, liebe Raum mir zunickte:

---

immer der Glanz des gewaltigen Gemeinwesens leuchten mag — mit stiller Wehmut denken wir der heimlichen Winkel und Gassen Alt-Berlins, die heute schon zum großen Teil der Spitzhacke zum Opfer gefallen sind. Was aber noch geblieben ist von dem Berlin unserer Vorfahren, das haben wir festzuhalten getrachtet, indem wir die ersten und besten Kenner des verschwindenden Berlins gebeten haben, uns die heimlichen Plätze mit ihren architektonischen und landschaftlichen Schönheiten, mit ihren persönlichen und geschichtlichen Erinnerungen zu schildern. Es liegen uns wertvolle Beiträge vor von Reinhold Begas, Geh. Rat E. Friedel, dem Königl. Tiergartendirektor Freudemann, Friedrich Haase, Prof. Johannes Böse, Stadtbaurat Hoffmann, Otto Sommerstorff und Prof. Georg Voß, die wir in zwangloser Folge veröffentlichen werden. Heute geben wir unserem vaterländischen Dichter Ernst von Wildenbruch als dem ersten das Wort."

„Du hast auch für mich gesprochen[1]) und manche Unannehmlichkeit dafür einstecken müssen. Aber tut nichts — du warst mir auch Dank schuldig. Erinnerst du dich? Bald zwanzig Jahre sind es nun her — wie ich damals deine Quitzows in meine Arme genommen habe, in meine purpurwarmen. — In einer Loge saßest du mit deiner Frau, erinnerst du dich? Und mit Euch saßen Eure Freunde, der große Chirurg von Bergmann und seine Frau, und außerdem noch ein Offizier, der von Quitzow hieß. Nach dem zweiten Akt wurde dir schwül, denn du glaubtest, das Stück fiele durch. Nachher kam es anders. Entsinnst du dich?“ Ja, du altes, liebes Haus, ich entsinne mich.

In diesem Alt-Berlin weiß ich leidlich Bescheid. Das Verdienst ist nicht groß, denn der Bezirk ist nicht groß. Trotzdem — ob alle Berliner, wenn sie nach gewissen Straßen und Punkten in dem engen Bezirk gefragt würden, ohne weiteres Auskunft zu geben imstande wären? — Es gibt Straßen in diesem Alt-Berlin, die eigentlich nie genannt werden, in denen man, wenn man hindurchgeht, beinahe vergißt, daß man in Berlin ist; stille, verborgene Winkel mitten im Weltgerassel der Millionenstadt.

Manchmal, wenn ich in einer Droschke, von den Linden kommend, zwischen Kronprinzen-Palais und Kommandantur um die Ecke bog, um zum Werderschen Markt zu gelangen, habe ich bemerkt, wie die Fußgänger, die das Vorüberfahren der Droschke abwarten mußten, schier erstaunt nach dem Schilde der Straße aufblickten, in die ich einbog. „Niederlagstraße — wer geht denn da entlang? Wer kennt denn die?“

Ich freilich kenne sie von früher her sehr gut, ich und noch manche andere, z. B. mein alter Freund Richard Kahle, der einstige Hofschauspieler, und alle, die mit ihm und mir vorzeiten das Französische Gymnasium besucht haben. Denn hinter der noch heut vorhandenen alten, altmodischen, simplen Hoftür, die sich unmittelbar neben der Gartenmauer des Kronprinzlichen Palais in der Häuserflucht öffnet, lag damals das, was jetzt so stolz am Reichstagsufer emporstrebt, das Französische Gymnasium.

Ob es sehr erfreuliche Erinnerungen sind, die mich bewegen, wenn ich an der alten, altmodischen Hoftüre vorübergehe?

---

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Vandalen“.

Meistens muß ich an den alten Geßner denken, unseren Lehrer im Griechischen und Deutschen, der nun schon lange da drunten auf der Asphodill-Wiese wandelt, und an seine Ratlosigkeit, wenn er meine deutschen Aufsätze korrigierte. An Marggraf denk' ich, den gefürchteten Ordinarius von Ober-Tertia, den alten Chambau, mit dessen Sohn ich befreundet war und der an der Ecke der Dorotheen- und Neustädtischen Kirchstraße in der „Maison d'Orange" wohnte. Fournier kommt mir wieder, unser Religionslehrer, dessen später durch eine Ohrfeige so bekannt gewordene Hand wir schon damals kennen zu lernen Gelegenheit hatten: Mein Nebenmann sollte ein geistliches Lied hersagen, der Hintermann sagte vor, und dem Hintermann wieder dessen Hintermann. Plötzlich stand Fourniers mächtige Gestalt neben dem Hintermann:

„Souffleur soufflé, qui mérite des soufflets" — und — quatsch — kam die Ohrfeige herunter. Alle kommen sie mir wieder, die Lehrer, die Schulgenossen, die Gesichter, die ich einstmals sah. O Leben des Menschen, nebelnder Ozean, in dem die Erinnerung wallt — wenn wir immer die Kraft besäßen, das Vergangene in uns lebendig zu erhalten, wieviel reicher würden wir sein! Aber daß wir immer nur mit halber Seelenkraft leben, das ist unser Elend. Ein Nachmittag kehrt mir wieder, ein Winternachmittag, ein grauer, halb schon finsterer, als wir um vier Uhr aus dem Unterricht kamen, der des 27. Januar 1859: Als ich an den Ausgang der Niederlagstraße kam, war der ganze Platz vor dem Palais des Kronprinzen schwarz von wimmelnden Menschen.

„Was ist denn los?"

„Unser Kronprinz hat 'nen Jungen bekommen, den ersten!"

Und nun ging's „hurra, hurra!" hinauf, bis daß sich oben eine Tür öffnete und einer auf den Balkon hinaustrat und nickte und grüßte und lächelte, wie ich nur einen Menschen, solange ich lebe, habe lächeln sehen, der, welcher damals „unser Kronprinz", später „unser Fritz" hieß. Und daß da etwas geboren war, was später einmal ein Kaiser, unser Deutscher Kaiser Wilhelm II. sein würde — ob das an dem kalten, beinah schon finstern Januar-Nachmittag 1859 jemand gedacht hat? —

Aber von der Niederlagstraße hatte ich ja eigentlich gar nicht sprechen wollen, sondern von ganz einer anderen. Darum nehmen wir jetzt die Beine unter den Arm und wandern über

den Zeughausplatz auf die andere Seite hinüber, am Zeughaus entlang. Hier müssen wir aber schon wieder haltmachen, schon wieder ist etwas, das mir gefällt und das ich liebe: die alten bronzenen Pfähle rings um das Zeughaus und zwischen den Pfählen die alten eisernen Ketten. Gott im Himmel, wie sie ausgeschliffen sind, die Kettenglieder! Wovon denn nur? Nun, davon — weil seit sechzig Jahren und solange ich überhaupt denken kann, die Berliner Jungen und Mädchen auf den Ketten sitzen und sich schaukeln, sich schaukeln. Die blassen, mageren, ach, manchmal so verhungerten kleinen Gesichter, wie sie leuchten vor Vergnügen! Hinter ihnen, wie ein Berg aufsteigend, das herrliche, alte Gebäude! Ist's nicht, als wenn ein Schmunzeln über seine Wände hinginge: „Seid fröhlich, Ihr Kleinen, Ihr Kinder meines lieben Berlin! So viel Ernsthaftes, Mächtiges, Furchtbares habe ich da drinnen zu bewahren, an Euerem Anblick will ich mich erholen, an Euerem Anblick erfahren, wie die schwersten Dinge der Erde, eherne Pfähle, eiserne Ketten, sich in Anmut verwandeln, wenn die Phantasie der Menschen darüber herkommt, in Gestalt eines spielenden Kindes."

Nun am Kupfergraben gehen wir weiter.

„Am Kupfergraben" — wie mir der Name gefällt! Wieviel besser als diese erfindungslosen, modernen Straßenbezeichnungen mit ihren aus der Landkarte hergeholten Städtenamen, die so gar nichts, gar nichts sagen! Und indem wir weitergehen, summen mir aus meiner Kinderzeit die Verse durch den Kopf, die man mir als Text für das Retraite-Signal nannte:

„Soldaten stehn am Kupfergraben,
Wollen Traktamente haben.
Geduld. Geduld. Geduld."

Jawohl, nur etwas Geduld noch, gleich sind wir da, wohin ich führen wollte. Hinter dem Gießhause sind wir schon vorbei. Links öffnet sich die Dorotheenstraße, aus der die Bäume des Kastanienwäldchens herüberwinken. Dann zur Linken wieder ein Haus, ganz für sich stehend, ein altes, schönes, außergewöhnlich schönes Bürgerhaus, beinah wie ein bürgerlicher Palast anzusehen. Dem Professor Magnus hat es gehört, und jetzt nach seinem Tode befindet es sich, soviel ich weiß, noch im Besitz seiner Familie. Den Professor habe ich nicht gekannt, wohl aber seinen Bruder, den Maler Magnus, der seinerzeit die ganze

Berliner Generation der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in trefflichen Porträten auf seiner Leinwand verewigt hat. Ein Bild meiner Mutter ist darunter, und um dieses Bildes willen habe ich den Maler Magnus geliebt. Den Professor, wie gesagt, habe ich nicht gekannt; seine Familie kenne ich ebensowenig. Aber ohne sie zu kennen, schätze ich sie hoch. Warum? Weil sie das alte, schöne Haus ganz so gelassen haben, wie es war, so unverändert in seinem prunklosen, bürgerlichen Stolz, so recht ein Schmuckstück von Alt-Berlin. Ein Garten ist dahinter, ein ganz großer. Niemals bin ich darin gewesen, nur die Gartenmauer habe ich von außen gesehen; und wenn ich die grünen Baumwipfel drüben nicken sah, war mir das genug. Und an dieser Gartenmauer, um die Ecke des Magnusschen Hauses links herumbiegend, gehen wir nun entlang, und plötzlich verstummt und verhallt hinter uns der Lärm, alles wird still. Wir sind in der Straße, zu der ich führen wollte, in der Bauhofstraße.

Nun aber gerate ich in Verlegenheit. Denn nun, nachdem ich so die Aufmerksamkeit geweckt habe, erwartet man jedenfalls, daß ich von etwas ganz Besonderem berichten werde, das diese Bauhofstraße enthält, irgendeiner Merkwürdigkeit, einem hervorragenden Gebäude. Und von dem allen habe ich gar nichts zu sagen. Alles, was sich unserem Auge bietet, ist eine alte, ganz einfache, schmale Straße — Gasse müßte man richtiger sagen — die in sanfter Krümmung vom Kupfergraben zu dem Platze führt, wo die große Büste des Philosophen Hegel steht, der nach diesem der Hegelplatz heißt. Schmucklose, altmodisch-niedrige Häuser zur Rechten, eine lange, lange, beinahe die ganze Straße entlang ziehende Gartenmauer zur Linken, das ist alles.

„Das ist alles? Und um das zu sehen, dazu führen Sie uns den weiten Weg?"

Ja, aber meine Herrschaften, die Stille, die tiefe, weltabgeschiedene Stille, mitten in Berlin, während von dort drüben, jenseits der Spree, wie das Ächzen einer ungeheueren Maschine, das Getöse des Berliner Geschäftslebens herübermurrt, ist das nichts? Ist das nicht beinah wie ein Stück Märchen in der Wirklichkeit? Und dort auf der Seite, zu Ihrer Linken, die Gartenmauer, mit dem großen, alten Einfahrtstor! Daß man inmitten von Berlin, im versteinerten Kern der Stadt, aus den

Fenstern seiner Wohnung grüne Baumwipfel über einer Gartenmauer nicken sehen, sich hinter der Mauer ein grünes Gartenparadies träumen kann, ist das nichts? Die ganze alte Gasse, ist sie nicht malerisch? Fragen Sie nur Albert Hertel, meinen Freund, den Maler, ob sie ihm malerisch erschienen ist, die alte Bauhofstraße, damals, als er sie für Gottfried aquarellierte.

„Aber nun bitte — nun bitte — etwas Ordnung in Ihren Bericht — Albert Hertel hat die Bauhofstraße gemalt, die Berliner Bauhofstraße? Für wen? Für Gottfried Keller? Für den Schweizer? Was hat denn das alles für einen vernünftigen Zusammenhang?“

Ja, sehn Sie, meine Herrschaften, wahrscheinlich hat die lange Wanderung mir den Kopf etwas heiß gemacht. Also daß Gottfried Keller, der Schweizer und große deutsche Dichter, einstmals vor Jahren, als er noch der junge Keller, der „grüne Heinrich“ war, in Berlin studiert hat, das wissen Sie ja wohl? Und daß er hier, der alten Gartenmauer gegenüber, in der Bauhofstraße gewohnt hat, wußten Sie das auch? Wenn nicht, so erfahren Sie es jetzt. Gern ist er in Berlin gewesen, mit Liebe hat er daran gedacht, das hat er mir selbst noch erzählt, als ich vor Jahren in Zürich in der „Meise“ abends beim Wein mit ihm zusammengesessen habe. Denn Berlin hat ihm ein herrliches Geschenk gemacht, seine schönste Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorf“ hat er in Berlin geschrieben. Nun kam der 19. Juli 1889 heran, und das war der siebzigste Geburtstag dieses Gottfried Keller. Da taten sich einige seiner Verehrer, zu denen außer Mommsen, Erich Schmidt, Paul Schlenther, Otto Brahm und anderen auch ich gehörte, zusammen und berieten, was für ein Zeichen unserer huldigenden Gefühle wir dem Manne darbringen sollten. Und auf meinen Vorschlag wurde beschlossen, ihm ein Andenken an sein altes Berlin zu stiften, in Gestalt von zwei Aquarellen, die Albert Hertel malen sollte, eines den Tegeler See darstellend, den Keller in seinen Gedichten besungen, das andere die Bauhofstraße, in der er gewohnt hatte.

Albert Hertel also malte die Bilder; sie wurden wunderschön. Die beiden Bilder packten wir ein und schickten sie nach Zürich. Und daß wir das Rechte getroffen, dem großen Dichter eine große Freude bereitet hatten, das erfuhren wir, als wir später hörten, daß Keller, als er zum Sterben kam, sich auf

seinem letzten Lager die zwei Bilder hat reichen lassen, sie in den Händen gehalten und lange, lange, leise murmelnd, darauf niedergeblickt hat.

Und nachdem ich so des großen Gottfried gedacht habe, will ich noch von einem andern Großen erzählen, der auch in diese Geschichte hineinspielt, von unserem Moltke, der ja damals noch unter uns wandelte:

Die Bilder sollten mit einer Widmungsadresse abgeschickt und die Adresse von allen unterzeichnet werden, die sich an dem Geschenk beteiligten. Nun war uns bekannt, daß Gottfried Keller ein Bewunderer Moltkes war; wir sagten uns, welch eine Freude es für ihn sein würde, wenn er in der Liste derer, die ihn verehrten, auch dessen Namen verzeichnet fände. Also beschlossen wir, denn wir wußten, daß Moltke ein belesener Mann und Freund der Literatur war, den Versuch zu wagen. Ich hatte die Ehre, dem Feldmarschall persönlich bekannt zu sein. Mit der Liste, in welcher die oberste Zeile offen gelassen war, verfügte ich mich zu ihm ins Generalstabsgebäude. Moltke saß, als ich bei ihm eintrat, in einem Zimmer nach dem Königsplatz hinaus, in einer Fensternische, vor einem kleinen, braunen Tisch. Auf dem Tische lag sein großes, rotseidenes Schnupftuch; der Militärüberrock, den er trug, erinnerte an die Überlieferung vom Uniformrock des alten Fritz, der bekanntlich sehr abgetragen und immer mit Schnupftabak bestreut gewesen sein soll.

Ich trug ihm die Sache, um die es sich handelte, und unsere Wünsche vor — wie groß aber war mein Schreck, als ich vernahm, daß Moltke von Gottfried Keller absolut nichts wußte! Nicht seine Werke nur, sein Name sogar war ihm völlig unbekannt. Ein anderer würde mich daraufhin kurz abgewiesen haben, der alte Moltke aber war nicht nur ein großer, sondern auch ein wohlwollender Mann. Er gestattete daher, daß ich ihm die Bedeutung des Dichters kurz auseinandersetzte und mir die Erlaubnis ausbat, ihm von der Buchhandlung, die damals Kellers gesammelte Werke herausgab, ein Exemplar derselben zustellen zu lassen.

Darauf, als ich mich empfehlen wollte, überlegte er:

„Die Sache hat Eile?“

„Ja, sein Geburtstag ist ja schon nächstens.“

Eine abermalige Pause.

„Sie haben die Liste bei sich?“

Ich hielt sie in der Hand.

„Also — auf Ihre Empfehlung hin" — er saß am Tische, die Feder in der Hand — „wohin soll ich schreiben?"

„Ganz oben, Exzellenz, als erster."

Und im nächsten Augenblick, in schlanken, prachtvollen Schriftzügen, stand zu Häupten der Liste, als erster Verehrer Gottfried Kellers, der Generalfeldmarschall Hellmut von Moltke verzeichnet.

Mächtig hat er sich gefreut — wir erfuhren es später — der Gottfried von Zürich, als er an der Spitze seiner Berliner Verehrer diesen Namen las. Berlin hatte ihm zum zweiten Male ein Geschenk gemacht. Jetzt aber, da sie beide dahin sind, wandelt mich manchmal die Frage an, ob sie sich „da drüben" begegnet sein mögen, der große Gottfried und der große Hellmut, und ob jener etwa bei der Gelegenheit erfahren haben mag, wie in Wirklichkeit die Sache zustande gekommen ist. Aber es beruhigt mich ein Gedanke: beide waren hier auf Erden schweigsame Leute; sie werden sich auch „da drüben" keine langen Geschichten erzählen. Und dann — Sorgen um Jenseitiges haben Zeit, bis daß man mit den diesseitigen fertig ist. Und mich beschäftigt die Sorge um meine alte Bauhofstraße, daß sie bleiben möge, wie sie war und heut noch ist. Die Gartenmauer, das ist für mich die Bauhofstraße — daß sie erhalten bleibe, wenigstens so lange noch, als ich lebe, das gebe Gott!

Zeitgenossen über Zeitgenossen

(1908)

Vergänglichkeit — trotz aller kulturellen Verfeinerung und Verästelung unserer Leiden und unseres Leid-Empfindens ist und bleibt sie doch „der erste, älteste der Flüche", die auf der Menschheit ruhen. Nicht, daß wir, jeder einzelne von uns, mit offenen Augen und bewußten Sinnen der dunklen Tatsache entgegensehen müssen, daß einmal all dieses „Sichselbstempfinden", dieses „Liebe- und Freundschafts-Empfinden", dieses bei allem „Bangen" doch so süße „Hangen und Verlangen" übergehen wird in einen Zustand, für dessen leere Unfaßbarkeit wir nur die leere Bezeichnung des „Nichtseins" haben, nicht dies ist's, was sie unserem Gefühle schrecklich macht. Denn wer wäre so nimmermüde, daß

ihn nicht einmal der Gedanke an den Schlaf wie ein kühler Hauch anheimelnd umsäuselte? Etwas anderes ist's, was sie unheimlich erscheinen läßt, was sie zum Gespenst macht, unter dessen hohlen Augen wir erstarren würden, wenn der holde Lebensleichtsinn uns an ihren Augen nicht vorbeisehen ließe: das ist die Wahrnehmung, wie eine Menschengeneration einer Erdschicht gleich sich auf die andere, die vorhergehende legt, wie die vorhergehende unter der gegenwärtigen versinkt, nachdem die vor=vorhergehende unter ihr versunken war. Daß das Gewesene für den Menschen wirklich ein Vergangenes sein muß, wenn er in der Gegenwart leben will, dieser grausame, lautlose, unablässige Kampf zwischen dem Gestern und Heut, dem Einst und Jetzt, zwischen dem, was unter der Erde, und dem, was darauf und darüber ist, dieses Behaltenwollen und nicht Behaltenkönnen, das ist das Schicksal der Menschheit, das wir Vergänglichkeit nennen, und dieses Schicksal hat wirklich etwas vom Fluch. Einmal, als die Lebensflamme in ihnen sprühte, in den Millionen und Milliarden, die da unten liegen, hat jeder von ihnen das naive Gefühl gehabt, „das ist nun für immer so und hört nie auf." Wir, die wir lebend über sie dahingehen, sind klüger als sie, wir wissen, daß es aufgehört hat. Und indem wir es achselzuckend bestätigen, tun wir gerade so wie sie, und unser unbewußtes Gefühl sagt uns, „das ist nun für immer so und hört nie auf" — bis daß die neue Erdschicht kommt und uns zudeckt. Wie eine Wüste, deren Ausdehnung kein Horizont umfängt, deren Tiefe kein meilentiefer Schacht ausmißt, liegt es um uns und unter uns, das ungeheure, unermeßliche Feld, das sie bedeckt, die alle, die einstmals so waren, wie wir heute sind, die so gelacht und geweint, gewünscht und gewollt haben wie wir, deren jeder einzelne die ganze Welt in sich zu tragen, ganz etwas für sich, ganz ein anderer, als der neben ihm Hergehende zu sein gemeint hat, bis daß er, Staub beim Staube, mit all den anderen zu stummer, namenloser Erdschicht geworden ist.

Namenlos —? Aber freilich, wie die Pyramiden aus der Lybischen Wüste, so ragen aus dem stummen Lande der Vergangenheit einzelne Namen auf, Namen von Männern, von Frauen, von Menschen, die wirklich anders als die neben ihnen hergehenden waren, mächtigeren, größeren Wollens, heißeren Lebens voll, so mächtig, daß ganze Jahrhunderte gewissermaßen

zusammengeschrumpft sind, um nur ihren Namen sichtbar zu lassen, daß wir uns in ihrem Jahrhundert nur zurechtfinden, indem wir uns an ihre Namen halten. Das sind jene, welche einen neuen Wert in die Welt gesetzt, der Menschheit ein Geschenk gemacht haben, ein Geschenk, bei dessen Empfang die Menschheit gemerkt hat, daß das Weltgesicht, das bis dahin so furchtbare, unverständliche, plötzlich um einen Zug milder, verständlicher geworden ist, jene, welche einen neuen Glauben gebracht haben, die Religionsstifter und großen Weisen, welche eine neue Ordnung für das Zusammenleben der Menschen ersonnen haben, die Staatenbildner, welche eine uns quälende Frage gelöst haben, die großen Gelehrten, und endlich die, welche der Menschheit ein großes Glück beschert haben, indem sie ihr ein Gedicht schenkten, in Worten oder Tönen, ein Kunstwerk, ein gebautes oder gemeißeltes oder gemaltes, die Dichter, Musiker und bildenden Künstler. Und nun, wie in unbewußtem Widerstand gegen das erdrückende Gesetz der Vergänglichkeit, sehen wir die Menschheit bemüht, diese Einigen, diese Wenigen, Vereinzelten herauszuholen aus der toten Wüste, die all die anderen bedeckt, ihnen wieder Leben einzuhauchen, damit sie teilnehmen am Leben derer, die über ihren Gräbern wandeln, als wenn die Menschheit sich selbst beweisen wollte, daß Sterben und Vergehen nur Schwächezustände seien, die überwunden und zur Unsterblichkeit umgewandelt werden können, wenn die Seele stark genug ist, Unsterblichkeit zu wollen. Darum kommen sie nun, wie fleißige Ameisenscharen kommen sie, die Geschichtschreiber, die Theologen, die Philologen, die Männer der exakten Wissenschaft, die Literarhistoriker, Musikschriftsteller und Kunsthistoriker, das Skelett des dahingegangenen Großen, seinen Namen holen sie hervor und studieren seinen Lebensgang, durchforschen, durchackern, durchstöbern seine Werke, tragen alles zusammen, häufen es auf, bis daß so etwas wie ein wirklicher Körper, ein pulsierender, atmender Organismus entsteht. Und das Buch, das alsdann zutage tritt, den Namen des Wiederauferweckten an der Stirn, verkündet der Welt: Da habt ihr ihn! Er ist wieder da! Und ich habe ihn wieder lebendig gemacht! Wieviel Gutes, Prächtiges, Schönes ist in den Büchern dieser Art enthalten. Aber der große Tote, ist er wirklich wieder da? Der Körper, der ihn umkleidete, der Geist, der in ihm wirkte, war er wirklich so, wie das Buch ihn schildert?

Ist das Buch wirklich seine neu erstandene Persönlichkeit? Oder ist es, aller Vorzüge unerachtet, nicht doch nur ein Reflex? Das Spiegelbild, in dem die große Persönlichkeit aus dem Auge des Buchverfassers wiederkehrt? Kein Vorwurf soll damit ausgesprochen werden, sondern nur eine Tatsache, die Tatsache, daß keine Reflexion, auch keine aus Reflexion und Phantasie geborene Intuition uns die sinnliche Wahrnehmung zu ersetzen vermag. Wer zählt die Bücher, die über Goethe geschrieben sind und geschrieben werden? Und in jedem sieht er anders aus als im anderen, weil jedes von einem anderen geschrieben ist, und das Spiegelbild bei jedem Verfasser ein anderes war. Ganze Seiten geistvollster Konjektural-Biographik werden manchmal aufgewogen durch eine einzige Äußerung aus dem Munde eines Zeitgenossen, eines Menschen, der mit dem großen Toten noch lebendig, Mensch neben dem Menschen, gewandelt ist, ihn noch von Angesicht gesehen, den Klang seiner Stimme gehört, sein Sichhaben noch sinnlich in sich aufgenommen hat. Äußerungen solcher Art, auch wenn sie nebensächliche Vorgänge betreffen, wirken manchmal wie ein Blitzlicht, das Persönlichkeiten und ganze, jetzt im Dunkel begrabene Epochen erhellt, indem sie uns in Leiden und Freuden, Feindschaften und Freundschaften vergangener Menschen, in die innere Geschichte der Dinge hineinblicken, hineinfühlen lassen, während wir, historisches Material zusammentragend, nur noch äußere Geschichte, nur noch Umriß statt Farbe zu geben vermögen.

* * *

Ein Vorgang aus meinem eigenen Leben sei hier wiedererzählt, der das verständlich machen möge, was ich verständlich zu machen mich bemüht habe.

Jedermann kennt die wütenden Kämpfe, in denen die Berliner Musikwelt gegeneinander tobte, nachdem im Juni 1821 Karl Maria von Webers „Freischütz" am hiesigen Schauspielhause zur ersten Aufführung gelangt war. Zu den Gegnern des Werks gehörte bekanntlich auch E. T. A. Hoffmann, der gegen Weber für Spontini Partei nahm. Ich verehrte Weber, ich liebte Hoffmann, aber beide waren, längst gestorben, bevor ich geboren wurde, historische Persönlichkeiten für mich geworden, und eine historische Tatsache, die keine individuellen Leidenschaften mehr erweckt, auch der Kampf zwischen ihnen. Da begegnete

mir eines Tages im Hause meines verstorbenen Freundes Max Jähns[1]) dessen Vater, der Musiker und Musikschriftsteller, der Biograph und leidenschaftliche Anhänger Webers, Friedrich Wilhelms Jähns, der beide Männer noch aus eigener lebendiger Anschauung gekannt hatte. Das Gespräch kam auf besagten Kampf, und nun erlebte ich etwas Merkwürdiges: Kaum daß ich den Namen Hoffmanns genannt hatte, so erfaßte etwas wie ein Krampf, ein Wutkrampf den alten Mann; sein schönes, für gewöhnlich so freundliches Gesicht verfinsterte sich, seine Augen rollten, seine lange Gestalt reckte sich; „o dieser Hoffmann," stöhnte er, „dieser Mensch, dieser Mensch! Lassen Sie sich erzählen." Er nötigte mich auf einen Stuhl neben sich und erzählte. Und das, was ich da vernahm, ist mir, obschon es zum Teil unfreiwillig drolliger Natur war, als ein ernsthaftes Erlebnis unvergeßlich geblieben. Denn ich erfuhr damals das Übergewicht, mit dem eine aus eigener sinnlicher Anschauung hervorgehende Erzählung jede, auch die lebendigste schriftliche Berichterstattung übertrifft. Menschen und Dinge, die für mich nur noch historische gewesen waren, wurden mir zu unmittelbar gegenwärtigen, an deren Freund- und Feindschaften ich Anteil nahm, als lebte ich mitten darunter und darin. An der Hand des alten Jähns, der 1821 noch ein Knabe gewesen war, schlich ich mich zu den Proben des „Freischütz" im Schauspielhaus, beäugte aus dunkler Ecke die zierliche Gestalt Karl Maria von Webers, der am Dirigentenpult die Proben leitete; ich sah den Intendanten Grafen Brühl am Schluß der Probe an die Rampe der Bühne treten, sah, wie er den Hut vom Kopfe zog und hörte, wie er, zum Orchester sich verneigend, „Bravo Weber! Bravo, bravo Weber!" hinunterrief. Vom alten Jähns geführt, gelang es mir sodann, am 18. Juni 1821 in dem völlig ausverkauften Hause doch noch einen Platz auf der Galerie zu erlangen, und von dort oben erlebte ich die ewig denkwürdige erste Aufführung des „Freischütz"; ich hörte die Donnerstimme der enthusiastischen Begeisterung, sah die geschwungenen Tücher wehen und die Zettel aus den oberen Rängen ins Parkett hinunterflattern, auf denen Huldigungen für Weber („Hierbleiben, Weber! Hierbleiben!") und Spottverse gegen Spontini aufgeschrieben waren. Sechzig Jahre, nachdem sich das alles,

---

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Max Jähns" S. 179ff. A. d. H.

lange vor meiner Geburt, zugetragen, umfing mich der Gluthauch jenes Abends.

„Und nachdem das alles vorüber und vorbei war," fuhr alsdann der alte Jähns in seiner Erzählung fort, „versammelten sich Weber und seine Freunde bei Jagor Unter den Linden, dem damals ersten Restaurant Berlins, zu einem Abendessen, das dem Meister von seinen Verehrern gegeben wurde."

Auch hier hatte sich Jähns, der seinem Abgott auf Schritt und Tritt nachlief, Eingang zu verschaffen gewußt, natürlich nicht als Tischgenosse, sondern nur als Zaungast, als Zuschauer, der feststellen wollte, was sich da begeben würde. Es begab sich aber dies, daß unter den Festteilnehmern der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann an der Tafel saß. „Aus Niedertracht!" erklärte der alte Jähns, als er mein erstauntes Gesicht sah. „Hören Sie weiter, was sich begab." Das, was sich weiter begab, war, daß gegen Ende des Abendessens besagter Kammergerichtsrat Hoffmann von seinem Platze aufstand, um den Tisch herumging und hinter Webers Stuhl trat. Dort holte er aus der Tasche seines Rockes einen Lorbeerkranz hervor und setzte ihn hinterrücks Karl Maria von Weber auf das Haupt. Ich wollte erwidern, daß ich darin keine Handlung der Feindseligkeit zu erkennen vermöchte, Jähns aber schnitt mir das Wort ab: „Hätten Sie das Gesicht dieses Menschen dabei gesehen!" donnerte er mich an, „das hämische, grinsende Gesicht! Spott und Hohn über Weber — das war's! das war's!" Er bebte vor Grimm am ganzen Leibe, seine Hände ballten sich — ich habe kein Wort mehr gesagt. Für mich war E. T. A. Hoffmann ein längst verstorbener Mann gewesen, den ich nur aus seinen Schriften kannte. Plötzlich war er mir kein Toter mehr, sondern ein unmittelbar Gegenwärtiger, in Fleisch und Blut Lebendiger, lebendig geworden durch den alten Mann dort an meiner Seite, in dessen Augen und Ohren, in dessen Haß er weiterlebte. Ob Jähns recht gehabt, ob E. T. A. Hoffmann sich wirklich über Weber lustig gemacht hat, ich weiß es nicht, und darauf kommt es nicht an. Das Unvergeßliche, was jene Stunde mir hinterlassen hat, ist die Erinnerung an die merkwürdige Empfindung, wenn die bleierne Decke des Vergangenen und der Vergänglichkeit, die über uns liegt, sich für einen Augenblick lüftet.

* * *

Gäbe es solcher Augenblicke doch mehr! Wieviel reicher würde der Mensch sein, wenn es ihm möglich wäre, nicht nur im Bannkreise seiner Generation, sondern im Bereich der ganzen, der gewesenen und gegenwärtigen Menschheit zu leben! Eine Empfindung ähnlicher Art wurde mir neulich bereitet, als mich ein glücklicher Zufall Einblick in eine Äußerung gewinnen ließ, die vorzeiten, im Jahre 1824, Johann Heinrich Voß, der Übersetzer Homers, der Verfasser der „Luise" und des „Siebzigsten Geburtstages" über seinen großen Zeit- und Lebensgenossen Schiller getan hat. Die Äußerung ist im Verlauf einer mündlichen Unterhaltung erfolgt, darum wirkte sie so lebendig auf mich; sie dürfte noch ganz unbekannt sein, denn der, zu dem sie getan wurde, war kein allgemein bekannter Mann. Vielleicht verlohnt es sich, sie hier wiederzugeben, zumal sie nicht nur ein Urteil über Schiller enthält, sondern zugleich charakteristisch für den Beurteilenden, für Johann Heinrich Voß selbst ist. Der Mann, zu dem sich Voß über Schiller ausgelassen hat, war der 1803 zu Neumarkt in Schlesien geborene, 1875 zu Breslau als Appellationsgerichtsrat verstorbene Geheime Justizrat Wilhelm v. Boguslawski. Im Nachlaß seines Sohnes, des vor zwei Jahren verstorbenen Generals v. Boguslawski, des rühmlichst bekannten Militärschriftstellers, mit dem mich enge Freundschaft verband, hat sich ein Büchlein vorgefunden, ein Kalender für das Jahr 1824, in dem Wilhelm v. Boguslawski, sein Vater, tagebuchartige Eintragungen über seine Erlebnisse gemacht hat. Es geht daraus hervor, daß er im genannten Jahre, nachdem er soeben das Referendarexamen bestanden hatte, mit einem Freunde, Wollank, über den Genaueres nicht gesagt wird, von Berlin, wo seine verwitwete Mutter lebte, nach Heidelberg gereist ist. Unter dem 10. April, Sonnabend, findet sich der Vermerk: „Abreise nach Heidelberg, ins Weite! — Lebt wohl!" Ganz im Geiste der damaligen enthusiastischen Zeit und der Natur Wilhelm v. Boguslawskis entsprechend, der von der Familienüberlieferung als ein außerordentlich kunst- und literaturliebender Mann geschildert wird, sind die weiteren Aufzeichnungen über den Fortgang der Reise gehalten, die unter dem 20. April als „Reise nach Delphi" bezeichnet wird. Man darf hieraus den Schluß ziehen, daß den beiden Abenteurern von Anfang an die Absicht vorgeschwebt hat, in Heidelberg den berühmten Johann Heinrich Voß aufzusuchen, der dort seit 1805 als Universitätsprofessor wirkte, nachdem er

vorher in Jena Tür an Tür neben Goethe und Schiller gelebt hatte. Allem Anschein nach hatten sich die jungen Leute, um ihr Eindringen bei dem ihnen völlig fremden, dreiundsiebzig Jahre alten Herrn irgendwie erklärlich zu machen, eine Frage ausgedacht, deren Beantwortung sie von Voß erbitten wollten. Aus der Schilderung des Besuches, die Wilhelm v. Boguslawski in seinem Tagebuche hinterlassen hat, geht hervor, daß er ihnen Auskunft darüber geben sollte, wer und was unter dem „Mädchen aus der Fremde“ in Schillers Gedicht dieses Namens zu verstehen sei.

Also gerüstet traten beide am Mittwoch, 30. Juni 1824, bei Johann Heinrich Voß an, und was nun weiter erfolgte, soll Boguslawski mit eigenen Worten erzählen:

„Wir ließen uns bei dem alten Voß anmelden und wurden angenommen. Er empfing uns an der Tür, nahm die Schlafmütze ab und setzte sie wieder auf. Dem Äußeren nach ein alter, ehrwürdiger Mann, etwa wie der Pfarrer von Grünau in der ‚Luise‘ in seinem kattunenen Schlafrock. Ich trug ihm unsere Sache vor. Er nahm mein Exemplar von Schillers Gedichten, las das in Rede stehende und die beiden letzten Verse davon laut, entschied nun, das Mädchen sei die Dichtkunst, ohne sich aber weiter über den Sinn des Gedichtes auszusprechen, meinte aber, die Schilderung wäre freilich etwas unvollständig. Durch einige Fragen von uns dahin geleitet, fing er an, von Schillers Leben zu erzählen. Er sagte, schon in Schillers frühester Erziehung hätte es gelegen, und auch in dem beschränkten Kreise, worin er gelebt, daß ihm die Menschenkenntnis fast ganz gemangelt habe. Alles habe er aus sich selbst, aus seiner gewaltigen Phantasie schöpfen wollen, daher oft das Überspannte, Hochtrabende, auf dem Kothurn Einherschreitende, auch bei Schillers Person selbst.

Letzterer habe einst bei ihm zu Mittag gegessen, zuerst hätte er gesprochen wie ein gewöhnlicher Mensch, wäre aber bei Tisch lebhaft geworden, und nun wäre seine Sprache wie die eines Redners, eines tragischen Heros gewesen, so sehr von der gewöhnlichen Art und Betonung verschieden. Hätte er nur eine Zeitlang in einer Stadt wie London oder Hamburg oder auch nur in Berlin gelebt (letzteres strich Voß heraus, als wo noch echte Weltbürger zu finden wären, und wo sich nicht alles um den gnädigen Herrn drehte, wie er früher geglaubt

hätte), so würde dies den wohltätigsten Einfluß auf ihn geübt haben."

So der Dichter der „Luise" über den Dichter des „Wallenstein".

Von Meiningen nach Weimar

(1908)

I.

Theater — magisches Wort! Loderndes Feuer, das die Herde lockt, die Menschenherde, Männer und Frauen, alt und jung, Törichte und Weise, alle, alle.

Ich weiß nicht, ob in anderen Ländern auch soviel an Theater gedacht, darüber gesprochen, danach verlangt wird wie in Deutschland. Was Deutschland anbetrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß, sobald in einer Gesellschaft das Gespräch auf das Theater kommt, plötzlich Leben in die Versammelten fährt, die Schläfrigen wachen auf, die Banausen werden zu Kunstverständigen, Meinungslose bekommen plötzlich eine Meinung. Denn vom Theater versteht jeder etwas, dem gegenüber hat jeder seine ganz bestimmten Wünsche. Woher kommt das? Ja — wer darauf Antwort wüßte! Woher kommt er, der unwiderstehliche Drang in unseren Dichtern, epischen und lyrischen, Dramatiker genannt zu werden und auf dem Theater zu glänzen? Das Verlangen in unseren jungen Männern und Mädchen, sich schauspielerisch zu betätigen? Woher kommt es, daß in unseren Großstädten die Theater wie die Pilze aus der Erde wachsen, daß das Publikum in die Theater strömt und in einer Spielzeit ganze Reihen, Serien von Stücken hinunterschlingt mit der Kraft eines hungrigen Magens, der eine Schüssel Butterbrote vertilgt?

Will man das alles nur mit naheliegenden, äußerlichen Gründen erklären? Mit dem Anreiz, den die scheinbar leichtere dramatische Dichtungsform gegenüber der erzählenden ausübt, mit dem reicheren Erfolg, den sie verspricht? Wäre es nur Eitelkeit, die die jungen Leute zum Schauspielerberuf, nur Wohllebigkeit, die das Publikum allabendlich ins Theater lockt?

Nein und nein — eine Wirkung wie die vom Theater auf das Menschengemüt, insbesondere das deutsche ausgehende muß

aus tieferen Ursachen hergeleitet werden. Diese Wirkung ist eine Massensuggestion, und eine Masse wird nur suggeriert, wenn ein Lebensnerv in ihr angeschlagen, ein tiefstes Bedürfnis, ein elementarer Hunger in ihr gestillt wird.

Und dieses ist es, was das Theater wirkt und bietet.

Das Theater ist die Stätte, wo die Seelennahrung bereitet wird, die der Mensch ganz ebenso nötig wie Essen und Trinken, wie leibliche Speise braucht: die Illusion. Illusion — von allen Begriffen derjenige, der abschätzigem Mißverstehen am meisten ausgesetzt ist. Weil wir dabei immer an betrügerische Täuschung, an Spielerei denken. Ja freilich täuscht uns die künstlerische Illusion einen Vorgang, einen Zustand, ein Etwas vor, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist; aber dieses so entstehende Scheinbild ist nichts Erlogenes, es ist das Destillat aus der Wirklichkeit, deren geistiger Leib. Freilich ist es die spielende Phantasie, die mir dieses Scheinbild vor die Augen zaubert; aber Spiel ist nicht Spielerei, die Tätigkeit der spielenden Phantasie ist eine logisch geordnete, das Ziel, auf das sie ausgeht, und das Ergebnis ihres Tuns ein ungeheuer ernstes. Denn dieses von ihr erfundene, geschaffene Scheinbild eines in Wirklichkeit nicht Vorhandenen ist jene andere, jene zweite Welt, deren der Mensch bedarf, in die er sich muß versenken, flüchten, retten können, wenn er es aushalten soll in der Wirklichkeitswelt, die uns umgibt.

Alles, was uns unerklärlich und ungerecht erscheint in dieser Welt, soll uns verständlich werden, zur großen Gerechtigkeit sich auflösen, indem wir hineinblicken in eine andere, aus den Elementen unseres Alltags aufgebaute, aber von seinen Zufälligkeiten befreite, planvoll geordnete Welt. Alle Leiden, die uns drücken, sollen uns erträglich werden, indem wir sie getragen sehen von den Gestalten, die sich in dieser andern Welt bewegen. Die Kraft, die uns dieses alles schafft und baut und bereitet, ist die Phantasie. Das Werk, das die Phantasie vollbringt, indem sie also planvoll spielend schafft, nennen wir die Kunst. Kunst ist eine reinere, eine geistige Atmosphäre; indem wir sie einatmen, werden wir eines höheren Zustandes teilhaftig, als es der uns umgebende alltägliche ist; dadurch befreit sie uns vom Alltag, und indem sie uns befreit, erlöst sie uns. Darum wenn eine Kunst in ihrem letzten Wollen und Vollbringen nicht erlösend wirkt, wenn sie sich dessen begibt, daß sie uns eine andere,

höhere Welt schaffen will, und uns statt dessen, wie es der Naturalismus tut, immer nur die Stickluft des wirklichen Alltags atmen läßt, gibt sie ihr eigenes Lebensprinzip auf und ist nicht Kunst mehr. Von ihr also sprechen wir nicht, brauchen auch von ihr nicht zu sprechen; das rasche Absterben des Naturalismus hat bewiesen, daß er eine Überrumpelung, keine Offenbarung war, daß er die Menschheit enttäuscht, ihren Illusionshunger nicht gestillt hat.

Nun aber — wenn wir jetzt von bildender Kunst und Musik absehen und nur bei der Dichtung verweilen — erhebt sich die Frage, ob denn nur der dramatischen Kunstform und im Zusammenhang mit ihr dem Theater die Macht innewohnen soll, Illusion zu schaffen und uns dadurch zu erlösen. Sollte eine planvoll angelegte und durchgeführte Erzählung, sei es Roman oder Novelle, nicht auch imstande sein, mir jene andere Welt vor die Seele zu zaubern, in die ich mich verlieren, und worin ich den erdrückenden Alltag vergessen kann?

Darauf ist zu erwidern, daß jeder echten Dichtung die Macht, Illusionen zu erwecken und dadurch zu befreien, ganz ebenso innewohnt wie dem Drama, daß aber die dramatische Form zweierlei besitzt, wodurch diese Macht der epischen Dichtung gegenüber unendlich gesteigert wird. Alle epischerzählende Dichtung handelt von einem „Gestern", alle dramatische von einem „Heute". Über der epischen Kunst steht als Devise „es war", über der dramatischen „es ist". Die Welt der Erzählung ist immer eine gewesene, die ich mir aus der Vergangenheit heraufholen muß — die Vorgänge des Dramas, gleichgültig, ob dessen Inhalt der Gegenwart oder einer Zeit vor tausend Jahren angehört, entwickeln sich immer aus einer Exposition, einem Anfang, der vor meinen Augen und Ohren anfängt, bis zu einem Schluß, der vor meinen Augen und Ohren sich abspielt. Das Drama ist immer unmittelbare Gegenwärtigkeit. Und hierzu kommt noch eines, das Hauptsächliche: Jede Erzählung, auch die lebendigste, fordert von mir, daß ich mir die darin geschilderte Örtlichkeit kraft meiner Phantasie zum Bilde mache, die darin auftretenden Personen kraft meiner Phantasie in Fleisch und Blut verwandle. Das Drama, solange es im Buche ruht, stellt die gleichen Anforderungen an mich. Das Drama dagegen, das auf die Bühne tritt, dem die Bühne hilft, überhebt mich dieser Arbeit; ich brauche mir die Örtlichkeit zu den Vorgängen nicht

selber auszumalen, weil das Bühnenbild sie mir gibt; ich brauche mir die Gestalten nicht erst in Fleisch und Blut zu verwandeln, weil sie, von Darstellern und Darstellerinnen verkörpert, leibhaftig vor mich hintreten.

Dieses Zusammenwirken von dramatischem Gedicht und Bühne nennt man Theater.

Es ergibt sich hieraus, was für große Anforderungen zu erfüllen sind, damit ein wirkliches, ein gutes Theater zustande komme; Anforderungen an den Dichter und an die Bühne. An den Dichter, der den Stoff liefert, richtet sich die Forderung, daß dieser Stoff ein bedeutender und zugleich ein brauchbarer, spielbarer sei, an die Bühne, daß sie den ihr gebotenen Stoff derartig lebendig mache, daß eine aus sich selbst hervor- in sich selbst zurückgehende, nur in ihren eigenen Lebensbedingungen hangende Welt sich vor den Zuschauern entrollt.

Das ist schwer, sehr schwer; und es soll keineswegs behauptet werden, daß ein solches Zusammenwirken immer, — oder auch nur häufig gelänge. Da aber, wo es eintrifft und gelingt, wo ein wirkliches, ganzes, echtes Theater zustande kommt, da tritt dann die ungeheurere, suggestive Gewalt ein, der niemand widersteht, nicht alt noch jung, nicht Törichte, noch Weise, die zwingende, dämonische Gewalt des Theaters.

Solch ein Theater ist einmal dagewesen — es war das der Meininger. Als die Meininger in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Zug begannen, brachten sie keinen neuen Dichter mit. Alte, längst verstorbene Leute waren es, von denen sie sich Stoff und Gegenstand für ihre Bühne geben ließen. Aber diese Alten, längst Verstorbenen hatten wirklich Stoffe. Shakespeare war es, Schiller, und aus seinem Grabe am Wannsee erhob Heinrich von Kleist das zerschossene Haupt und gab ihnen seine „Hermannsschlacht“. Dieser Tag, als damals die „Hermannsschlacht“ über die Bretter ging, wird ewig verzeichnet stehen in den Annalen der Theatergeschichte, dieser Tag, an dem eine Tat geschah, wie sie größer das Theater nie vollbracht hat, als ein großer, in der Vergessenheit der Menschheit abgrundtief begrabener Dichter seinem Volke, und mit seinem Volke der Menschheit wiedergeschenkt, von neuem geboren wurde. Hätte der Herzog Georg nichts weiter getan als das, so würde sein Verdienst unvergeßlich und unvergessen sein. Aber er hat mehr getan, er hat uns Deutschen nicht nur unseren großen Dichter,

er hat uns das große Drama überhaupt gerettet — ja — gerettet. Denn damals, so unglaublich es heute klingt, im ersten Jahrzehnt nach Deutschlands heroischem Wiederaufgange war es auf Deutschlands Theater dahingekommen, daß das heroische, das historische, das große Drama überhaupt als ein überwundener Standpunkt, als eine Mode aus der Zeit von Großvater und Großmutter angesehen wurde, daß ein Dichter, der noch im Vers zu schreiben wagte, für einen rückständigen Idioten galt. Dumas, Augier, Sardou, das waren die Götter jener Tage. Wie die Privatwohnungen mit den hohlen Makart-Buketts, so schmückten sich die deutschen Bühnen mit den Salonstücken der Franzosen. Im seichten Gerinsel des Räsonnements versandete alles Große, Kühne, Phantasievolle.

Und inmitten dieser Armseligkeit brach nun plötzlich wie ein Vulkan, den man für erloschen gehalten hatte, die alte dramatische Herrlichkeit wieder auf. Dichter, die man für tot gehalten, weil eine triviale Zeit sie für abgetan erklärt hatte, fingen wieder an zu sprechen; die Bilder ihrer Phantasie glühten in neuen Farben auf; ihre Gestalten füllten sich mit dem Atem und Pulsschlage des lebendigen Heut; als wenn in ein von den Göttern verlassenes Land die Götter zurückkehrten, so war es in jenen Tagen. In jenen Tagen, die eine bleibende Lehre hinterlassen haben, was ein Theater, ein künstlerisch und groß geleitetes, für die Seelenkultur einer Nation bedeutet.

Und dieses Theater der Meininger, ob es groß und künstlerisch geleitet war!

Werk des Dichters und Arbeit der Bühne, wie das ineinander ging, zusammenwuchs zu einem einzigen, unzertrennbaren Ganzen, zu einem aus tausend Quadern sinnreich zusammengefügten, in seiner Totalität absolut einheitlich wirkenden Organismus! Wer Schillers „Wallenstein“ bei den Meiningern erlebt hat, der hat mitten im neunzehnten Jahrhundert die Luft des Dreißigjährigen Krieges geatmet, hat mit einem Schlage Sinn und Bedeutung des historischen Dramas erfaßt, dessen Sinn und Bedeutung nicht darin besteht, uns antiquarische Reminiszenzen, sondern darin, uns einen Vorgang vorzuführen, bei dem unsere Parteileidenschaft, weil er der Vergangenheit angehört, nicht mehr mitspricht, und der vermöge seines großen Inhalts symbolisch für alle Zeiten dasteht. Was nur eine vollendete Aufführung zuwege zu bringen vermag, daß man ein Drama, das man längst

verstanden zu haben glaubt, zum ersten Male nicht nur intellektuell, sondern sinnfällig, greifbar verstehen lernt, das haben die Meininger vollbracht — wie es beispielsweise mir persönlich ergangen ist, als ich in „Wallensteins Tod“ das Eindringen der Pappenheimer Kürassiere beim Generalissimus, und nachher ihr Sichabwenden von ihm mit ansah; bis dahin hatte ich das Stück gelesen, auch auf der Bühne gesehen — damals zum ersten Male habe ich es erlebt.

II.

Wer die Wirkung der Meininger, die Wirkung auf das Publikum, nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Während der Tage, in denen die Meininger in Berlin spielten, war Berlin in einem festlichen Rausch. Man muß ihn gehört haben, den nicht aus beifallklatschenden Händen nur, sondern aus allen Seelentiefen hervorbrausenden Sturm, als die Meininger zum ersten Male Schillers „Räuber“ spielten. Man muß erlebt haben, was ich in der Aufführung des „Wilhelm Tell“ erlebte, den komisch-rührenden Vorgang, als eine neben mir sitzende, mir völlig unbekannte Berliner Bürgersfrau sich plötzlich, ihrer Begeisterung nicht mehr gebietend, zu mir wandte:

„Gott, Schiller, dieser Mann! Ohne daß er die Schweiz mit Augen gesehen, hat er das zu schreiben fertig bekommen! Wenn der Mann die Schweiz wirklich gesehen hätte!“

Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seit diese Worte an mich gerichtet wurden. Ich habe darüber gelacht — vergessen habe ich sie nicht. Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seitdem die Meininger aufgehört haben, durch Deutschland zu reisen — vergessen hat man ihrer nicht. Wer eines Beweises dafür bedürfte, hätte ihn erhalten, als vor ein paar Wochen die Nachricht erscholl, daß das Theater in Meiningen verbrannt sei, und als ein Weheschrei aus ganz Deutschland Antwort darauf gab. Solange hatte man von den Meiningern nicht gesprochen und gehört — jetzt mit einem Male war alles wieder da. Wie beim Tode eines großen Mannes, der in die Einsamkeit entwichen war, die ganze Fülle seiner Taten noch einmal vor unser Bewußtsein tritt, nicht eine nach der anderen, sondern alle zusammengedrängt zu einem einheitlichen Sternen-

bild, so kam, dem einen noch aus persönlicher Erinnerung, dem anderen aus Tradition, alles noch einmal über uns, was die von ihrem Herzog geführte Künstlerschar uns gespendet hatte, all das Befreiende, Erlösende, das Belebende, Befruchtende, das ganze, große, unermeßliche, unvergängliche Seelengut. Und unvergänglich sollte es sein, das war der Nachhall der Klage, der zugleich mit dieser aus allen Seelen widertönte, und ein Gedanke sprang auf: wieder aufgebaut muß es werden, das heilige Haus, wieder aufgebaut aus Spenden, die aus ganz Deutschland zusammenfließen, und aus dem Geburtshause der deutschen dramatischen Kunst muß das Haus aller Deutschen, das Nationaltheater werden.

Es gibt Gedanken, die wie menschliche Gesichter uns beim ersten Anblick so verführen, daß wir zunächst den Inhalt gar nicht näher prüfen. So erging es mir, als ich von diesem Vorschlage erfuhr, ich war berauscht. Dann aber hörte ich, daß derjenige, dem das erste Wort in der Sache zukommt, der Herzog Georg, sein Verdikt abgegeben hatte, und daß dieses „nein" lautete — er lehnte den Vorschlag ab. Und jetzt, nachdem ich mich anfänglich gesträubt, muß ich zugestehen: der große Dramaturg hat recht gehabt. „Das Theater in Meiningen" — mir war's als wenn ich ein Lächeln über das edle Greisengesicht hinspielen sähe. — „Ihr Leute, ihr Leute, ist denn das das nämliche wie das Theater der Meininger? — Daß man eine Küche braucht, wenn man eine große Mahlzeit herstellen will, das weiß wohl ein jeder — aber ist die Küche darum identisch mit dem Bankett? — Die Küche ist abgebrannt und dahin, die Mahlzeit, die daraus hervorgegangen, ist verzehrt, ihre Wirkung aber nicht dahin. Die Speisen, die ich dem deutschen Volke vorgesetzt, die Weine, die ich ihm kredenzt, eure Kräfte haben sie erquickt, ins Leben sind sie dem deutschen Volke gedrungen, als ein unverbrennbarer, unzerstörbarer Besitz. Die große Mahlzeit, die ich euch bereitet, hat ihr Werk getan. So laßt die Küche nun ruhen. Denn ob ich mir in Meiningen für die Stadt Meiningen ein neues Theater erbaue, das ist meine Privatangelegenheit, und steht dahin. Ein Theater aber, wie jenes, das durch die Welt zog und befruchtenden Blütenstaub verstreute, wird es nicht wieder sein. Denn dieses Theater der Meininger hat sein Werk getan, und ein vollbrachtes Werk wiederholen wollen, heißt, einen gesunden Körper zu Tode recken, weil für jede große Menschen-

leistung in der Weltökonomie immer nur ein Augenblick ausgespart ist, nie aber zwei oder mehr."

Also ist es mir gewesen, in meines Geistes Ohr, als wenn ich ihn hätte reden hören, den edlen Mann, der jetzt, ein Greis geworden, das Recht erlangt hat, zum nachgeborenen Geschlecht zu sprechen: „Sorgt jetzt ihr für das dramatische Schicksal Deutschlands!"

Und das nachgeborene Geschlecht? Wird es ihn hören? Der Wille, der allerbeste, ist vorhanden. Wird der gute Wille zu ersprießlicher Tat führen? Das ist die Frage.

Seit zehn Jahren erhebt sich immer von neuem der Ruf: „Ein Nationaltheater für Deutschland! Für das Schauspiel ein Bayreuth!" [1])

Wie oft bin ich aufgefordert worden, mitzutun, und immer habe ich abgelehnt. Warum? Weil Erfahrung mich belehrt hat, daß ein Theater nicht auf Wolken begründet sein muß, sondern auf praktischer Möglichkeit, und all die Entwürfe, die mir bekannt gemacht wurden, standen in den Wolken. Beweis dessen schon der unklare, der mehr als unklare, der ganz unzutreffende Name „ein Bayreuth des Schauspiels". Denn das Festspielhaus in Bayreuth, dem meine volle Bewunderung gehört, ist für Richard Wagner da — ein Nationaltheater aber ist etwas anderes, ist ein Haus, in dem nicht die Werke eines einzelnen nur, sondern die aller aufbewahrt sein sollen, die am Bau des nationalen Dramas gewirkt haben.

Wohlmeinende Dilettanten waren es, von denen die Entwürfe ausgingen, und dilettantisch die Entwürfe selbst: In irgendeiner schönen Gegend Deutschlands sollte ein schönes Haus gebaut werden. Das Geld für den Bau? Nun, natürlich, Beiträge aus dem ganzen Land. Und dieses, auf Kredit der Ideologie entstandene Haus sollte dann von einem Mann, auch wohl einem Komitee geleitet werden, die für die Befähigung, ein Theater zu leiten, nicht den geringsten Beweis, dafür aber einen ganzen Sack voll neuer Prinzipien mitbrachten, mit denen der bisherigen mangelhaften deutschen Dramatik plötzlich auf die Beine geholfen werden sollte.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz „Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?" S. 303 ff. A. d. H.

Dramaturgische Begabung ist eben wie die dramatische ein seltener Vogel in unserem Deutschland.

Aber wenn ich die Art und Weise abgelehnt habe, wie das deutsche Nationaltheater hergestellt werden sollte, so habe ich dem Gedanken im Prinzip niemals widersprochen. Im Gegenteil, — es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß wir Deutschen mehr als jedes andere Volk ein Haus brauchen, in dem wie in einem aus festen Mauern aufgebauten Schatzhause der Bestand unserer großen dramatischen Literatur aufbewahrt bleiben muß.

Ich habe oben berichtet, wie es einmal bei uns ausgesehen hat, als uns das große Drama beinahe abhanden gekommen war unter der Einwirkung einer unserem innersten Wesen fremden Ausländerei. Nicht die mindeste Gewähr ist geboten, daß ähnliches sich nicht wiederholen könnte. Wir leiden nun einmal, wir Deutschen, aller fremden Kost gegenüber an ästhetischer Magenerweiterung. Noch viel weniger aber besteht eine Gewähr, daß wieder ein Retter erscheinen wird wie damals die Meininger.

Was also ist zu tun? Denn getan muß etwas werden, damit wir nicht wieder unseren nationalen Marmor gegen fremden Gips vertauschen.

„Ist eine Möglichkeit vorhanden, ein gemeinsames, ein nationales Haus, und in diesem Hause einen Spielplan aufzustellen, der die erwachsenen Menschen Deutschlands, diese von den verschiedensten Richtungen und Meinungen zerrissenen, einmütig um sich versammelt und erziehend auf sie einwirkt?" Ich antworte: Nein! Erwachsene Menschen werden durch Taten und Ereignisse, nicht durch das sanfte Zureden der Dichtung erzogen. Bilden und erziehen aber läßt sich die Jugend, und hier ist der Weg, auf dem wir vorgehen müssen. Die Seelen unserer Knaben, unserer Mädchen müssen wir mit der Seelenglut unserer großen Dichter erfüllen; ihnen muß die deutsche Dichtung zu einem, wie die Griechen es nannten, „κτῆμα ἐς ἀεί", zu einem dauernden Besitz werden, den kein flaches Räsonnement wieder hinwegdisputiert, den kein geistiges Erlahmen mit zunehmendem Alter verkümmern und verkommen läßt.

Wer soll unserer Jugend das geben? Die Schule mit ihren paar Unterrichtsstunden im Deutschen reicht dazu nicht aus. Eines Lehrmeisters bedarf es, der durch Anschauung belehrt. Dieser Lehrmeister ist das Theater.

Also ein Theater für die deutsche Jugend!

Nicht ein Theater mit einem für kindlich-kindische Bedürfnisse zurecht gemachten, sondern mit einem aus dem Schatze der großen Literatur herangeholten Spielplan.

Haben wir in Deutschland ein solches Theater? Bis heute nicht. Aber wir müssen es haben, und wenn wir es besitzen, wird uns das Nationaltheater geschenkt sein, das vielbesprochene, vielbegehrte, in der Gestalt, die ich für die einzig wünschenswerte, einzig mögliche halte.

Eine Bewegung, dieses zu erreichen, ist im Gange. Von Weimar hat sie ihren Ursprung genommen. In Weimar hat sich unter der Bezeichnung „Deutscher Schiller-Bund" eine Vereinigung zusammengetan, die alljährlich am dortigen Hoftheater den reiferen Schülern und Schülerinnen aller höheren deutschen Lehranstalten Meisterwerke der deutschen und der Weltliteratur vorführen will.

Während der großen Schulferien im Sommer sollen die Knaben und Mädchen in Abteilungen von ihren Heimatsorten nach Weimar geleitet, und während sechs Wochen sollen vor ihnen in der Art, daß auf jede Abteilung eine Woche mit je vier Spieltagen entfällt, die ausgewählten Stücke gespielt werden. Nebenher wird der Besuch aller kunst- und naturgeschmückten Orte Thüringens gehen.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist als Protektor an die Spitze des Unternehmens getreten. Die besten Männer haben ihre Zustimmung erklärt, Förderung des Planes zugesagt. Die Bewohnerschaft von Weimar zeigt sich willig und bereit, die jungen Gäste bei sich aufzunehmen. Nur ein paar Ruderschläge noch, und die gute Sache ist im Hafen. Auf vierzigtausend Mark sind die Kosten des Unternehmens berechnet. Wer eine Mark Jahresbeitrag zahlt, wird dadurch Mitglied des Schiller-Bundes; wer mehr bezahlt, ist doppelt willkommen.

Möchten sie erkennen, die Deutschen, daß es sich um eine Sache handelt, die wahrhaftig eine Mark jährlich wert ist. Fünftausend Knaben und Mädchen sollen alljährlich nach Weimar geführt werden. Das macht in zehn Jahren fünfzigtausend, in nochmals zehn Jahren hunderttausend.

Hunderttausend — wie wandelnde Fackeln, die man an einer heiligen Glut entzündet hat, werden sie aus Weimar in ihre Heimat zurückkehren. In ihnen fortleben wird ihr Leben

lang die Erinnerung an die Festwoche und an das, was sie am alten, geweihten Orte empfangen haben, an all das Große, Schöne, Herzerhebende! Wenn sie alsdann wie Kinder, die aus dem Märchenlande heimkehren, unter den Ihrigen sitzen und von ihren Erlebnissen erzählen, wird auch den Erwachsenen die Seele warm werden; an die verstaubte Ecke werden sie gehen, wo die Werke Goethes, Schillers und der großen deutschen Dichter stehen, und sie werden erkennen, daß die großen Gedanken großer Geister, weil sie für alle Zeiten gedacht, auch für das verworrene Ringen unserer Tage Rat, Belehrung und Erquickung enthalten.

Darum, nicht vierzigtausend nur, sondern ihr Deutschen alle kommt und helft zum guten Werk!

*Deutsche Bücher für die Deutschen im Auslande

Weimar, den 23. Juli 1908

Als im vorigen Jahrhundert, nach dem Abflauen der großen, durch die Freiheitskriege hervorgerufenen nationalen Erhebung, unter der Jammerwirtschaft des deutschen Bundestages, bei der trostlosen Zersplitterung in partikularistischen Sonderbestrebungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen vor dem Zusammenbruche stand, raffte sich, wie in Verzweiflung, der deutsche Vaterlandsgedanke noch einmal auf, und suchte nach einer Klippe, auf die er sich retten konnte, um nicht im bleiernen Meere vaterlandsloser Gleichgültigkeit zu ertrinken. Die Regierungen standen, wie Störche im Nest, eine jede auf ihrem Kirchturm und fragten nicht nach Schicksal und Ergehen des weiten Landes, die Kirchen taten noch schlimmer: sie rissen auseinander; ein einziger war deutsch geblieben in deutschen Landen, das war der deutsche Mensch, und in seiner Seele ein Name, den er kannte, wie sie ihn alle kannten, Norddeutsche und Süddeutsche, Katholiken und Protestanten, den er liebte, auf dessen Klang er lauschte, weil ihm die Verheißung der Unsterblichkeit der deutschen Seele daraus hervortönte: der Name des großen Dichters der Deutschen, Friedrich Schiller. Als im Jahre 1859 überall im Lande die Grundsteine sich in die Erde senken, auf denen das Denkmal Schillers aufstehen sollte, war das etwas anderes, und mehr, als nur die persönliche Huldigung

vor der großen Persönlichkeit; unter dem Schein der Freude war es eine Handlung der Trauer, ein symbolischer Akt, in dem ein großes, durch eigene und fremde Schuld um seine Hoffnungen betrogenes, an der Erfüllung seines Lebenswunsches gehindertes Volk sich den einzigen und letzten Gedanken körperlich und handgreiflich vor Augen stellte, in dem es sich noch wechselseitig verstand, in dem es sich noch als ein durch gleiche Gefühle und Instinkte verwandtes, als ein Brudervolk empfand. Nach 1859 kam 1870. Es kam der nie dagewesene politische Aufschwung Deutschlands, das Bewußtsein, daß der deutsche Mensch nun wieder ein deutsches Vaterland hatte, und damit zugleich der Glaube, daß dieses Bewußtsein genügen würde, ihn zu einem stolzen Menschen zu machen, ihn zu feien gegen die Aussatzkrankheit der deutschen Natur, das Renegatentum, gegen das Vergessen und Verlieren des Vaterlandsgefühls, sobald die Grenzpfähle Deutschlands sich hinter ihm geschlossen.

Wer sich diesem Gesichtspunkte hingegeben, der hat nicht mit der Tatsache gerechnet, daß keine, auch die größten Ereignisse nicht imstande sind, die Grundanlagen menschlicher Individualität zu ändern, und daß Völker Individuen sind, ganz ebenso wie die einzelnen: was vor Jahrhunderten und Jahrtausenden geschah, daß germanische Männer, von der Sonne des Südens wie vom Magnet angezogen, ihre heimischen Sitze im Norden verließen, um alsdann — die edelsten und begabtesten zuerst — ein Massen-Mischmasch zu werden, und aller angeborenen, nationalen Kraft verlustig kläglich unterzugehen, das wiederholt sich seit 1870 vor unseren Augen und Ohren. Nicht mehr in geschlossenen Völkerschaften, aber einzeln und in Familien ziehen jährlich Tausende und Abertausende von Deutschen, vom Magnet der „Fremde" gelockt, hinaus, aus Deutschland fort, um draußen beim fremden Volke, auch wenn dieses ein minderwertiges ist, deutsche Art und Sprache und Kultur so von sich abzutun, daß schon die zweite Generation von dem Lande, aus dem der Großvater gekommen, nichts mehr weiß und wissen will.

Seit Jahrzehnten sehen wir diesem erbärmlichen Schauspiel zu, und seit Jahrzehnten ist in uns allen die Frage lebendig, ob sich diesem Abfließen des Lebensblutes aus der deutschen Seele gar kein Riegel vorschieben läßt, ob wirklich ein abermaliger Anstoß von außen, ein neuer großer Krieg das einzige und letzte Mittel sein soll, den Deutschen aus vaterlandsloser

Lethargie zu vaterländischem Stolz und Selbstbewußtsein zu erwecken.

Und wenn es denn noch ein Mittel, ein friedliches dazu gibt, so ist es da zu suchen, wo die Vorgänge von 1859, die obengeschilderten wie mit symbolischem Fingerzeig hinweisen, darin, daß wie damals der Dichter zum Prediger des großen Gedankens wird, daß wir den Deutschen da draußen die Heimat gewissermaßen nachschicken, sie zu ihnen sprechen lassen durch das deutsche Buch. Der Deutsche ist ein Mensch von robustem Körper und sensitiver Seele. Solche Seelen sind empfänglich für Phantasie! Sorgt dafür, daß in der Stube der deutschen Kolonisten eine Ecke sei, in welcher Bücher stehn, daß diese Bücher von der Art seien, daß, wenn der Sohn des Kolonisten einmal herantritt und aufschlägt, er nicht wieder zuschlagen könne, bevor er weiter, immer weiter, bis ans Ende gelesen, und daß ihm nachher zumute sei, als wäre der Himmel, der vorher über seinem Haupte gewesen, jetzt in seiner Brust. Vielleicht, daß, wenn der Junge nachher den Alten fragt: was war das für ein merkwürdiges Buch, das ich gelesen, und der Alte ihm sagt, daß es das deutsche Gedicht eines deutschen Dichters war, vielleicht, daß sich der Junge dann erinnert, daß die Sprache des Buches seine Sprache, der Verfasser sein Landsmann ist, und daß er sich, wenn er dann aus dem Hause unter die Fremden tritt, nicht mehr schämt, sondern freut, daß er ein anderer als sie, daß er ein Deutscher ist.

Daß solche Bücher übers Meer und überall dahin gehen, wo deutsche Menschen draußen sitzen, daß sie in Masse dahin gehen und dort lautlos aber gewaltig wirken, werben, und uns Volkstum erhalten, das sonst rettungslos verloren geht, dafür Reichstag, Regierungen und alle einzelnen deutschen Vaterlande, sorgt! Dafür sorgt!

III. Reden und Ansprachen



Ansprache am Kommersabend zu Jena, den 26. Mai 1889

Hundertjahrfeier von Schillers Eintritt in das akademische Lehramt

Studenten Jenas!

Wenn ich im Namen der Gäste, denen Sie Ihr Hoch gebracht haben, antworte, so handle ich, streng genommen, ohne Berechtigung, denn seit heute bin ich an dieser Stelle ein Gast nicht mehr; seitdem mich heute die Universität Jena zu einem der Ihrigen gemacht und mir damit die höchste Ehre erwiesen hat, die mir bisher zuteil geworden, gehöre ich zu Ihnen.

Wenn ich dennoch das Wort ergreife, so geschieht es, weil ich, wo ich gestern zum ersten Male im Leben nach Jena gekommen bin, heute noch als Fremder Ihnen gegenüberstehe und weil ein Fremder Ihnen besser sagen kann als ein Einheimischer, wie man in Deutschland Jena gegenüber empfindet.

Da muß ich Ihnen nun sagen, daß ein merkwürdiges Gefühl uns überkommt, wenn die Studentenschaft Jenas uns ihr „Hoch“ entgegenruft und ihre Gläser uns entgegenschwingt. All das Geheimnisvolle, Phantastische, Hoffnungsfreudige und Schöne, was wir im Verkehr mit deutschen Studenten in uns fühlen, ergreift uns mit doppelter Gewalt, wenn diese Studenten die von Jena sind. Wenn die Jenaer Studenten zu uns sprechen, so ist uns, als spräche die Studentenschaft ganz Deutschlands zu uns. Woher das kommt? Ich kann es wirklich nicht sagen. Vielleicht daher, daß wir uns hier im Herzen Deutschlands, daß wir uns hier an einer der Quellen fühlen, aus welcher das studentische Leben Deutschlands entsprang.

Liebe, werte Freunde — das Wort Jena ist ein kleines Wort und ein kurzes, aber sein Klang geht wie ein heiliger Donnerlaut in jedes deutsche Ohr und Herz.

Lassen Sie mich versuchen, zu erklären, woher das kommt: Der Name „Jena“ ist das Echo dreier großer Töne, welche an dieser Stelle entstanden und erklungen sind: Der erste dieser Töne war das große Zwiegespräch, welches die beiden erlauchten Geister Deutschlands, Goethe und Schiller, an dieser Stätte geführt haben. Ihre Worte sind dahingegangen, unsterblich, von Geschlecht zu Geschlecht, ein Geschlecht nach dem anderen befruchtend. Ihre Worte und ihre Werke, welche leben und leben werden in alle Zukunft.

Der zweite jener Töne war der süße Gesang, der sich aus der mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik an dieser Stelle erhob. Dieser Ton war so gewaltig nicht wie der erste; aber deutsche Vögel waren es, die im Zauberwalde der Romantik ihr Lied erhoben, und manche Nachtigall war unter ihnen. Und der dritte jener Töne endlich, deren Echo im Namen Jena widerhallt, war der Kanonendonner hinter dem Landgrafenberge, der Kanonendonner der Schlacht von Jena.

Sie sehen mich staunend an, als wollten Sie sagen: warum mahnst du heute an jenen Tag? Warum störst du die freudige Feier dieser Stunde durch die Erinnerung an jene Stunde des Unheils und des Fluchs? Meine Freunde — ich tue es mit vollem Bewußtsein. Ein Unglück, das so groß war, wie das der Schlacht von Jena, wird heilig durch seine Größe; ein Unglück, das so gesühnt ward, wie das der Schlacht von Jena, wird ein Wertbesitz einer Nation!

Die Bergwände, welche die Weltgeschichte umschließen, haben einen gewaltigen Umfang, und das Echo braucht lange Zeit, bis es von ihnen zurückkommt. Aber das Echo des Kanonendonners vom Landgrafenberg ist zurückgekommen an dem Septembertage des Jahres 1870, und indem es rollend verhallte, tönte es in ein Wort aus, und dieses Wort hieß „das deutsche Kaiserreich".

Meine Freunde — heute, da die Universität Jena mich als Dichter anerkannt hat, will ich zu Ihnen als Dichter sprechen, und als solcher sage ich Ihnen: das Ziel meines Dichtens und Lebens ist, dieses deutsche Kaiserreich unserer Tage anzuknüpfen an die Zeit, da die beiden Großen lebten und schafften, deren einer mit lorbeerumkränzter Stirne im Bilde hinter mir steht. Das ist mein Wille, das ist das Ziel, das ich im Geiste mir vorgeschrieben habe.

Aber wie der Fuß des Menschen zum Schreiten des Bodens bedarf, so braucht der Geist des Menschen zum Streben einen körperlichen Anhalt.

Und diesen körperlichen Anhalt finde ich in euch, ihr Studenten von Jena!

Zwischen den Tagen unserer Zeit und den Tagen Goethes und Schillers steht die Universität Jena wie ein körperlich greifbares, wahrnehmbares Bindeglied da. Darum erhebe ich auf sie mein Glas.

Du Universität Jena, du Studentenschaft Jenas, mögest

du mir immer erscheinen wie du mir heute erschienen bist: uralt in heiliger Überlieferung, urfrisch in jungem, blühendem, gegenwärtigem Leben!

Möget ihr leben, blühen und gedeihen!

Rede auf den deutschen Schriftstellerverband

Beim Begrüßungsbankett des Bezirksvereins Berlin zu Ehren des neugewählten Vorsitzenden am 21. Januar 1893

Damen und Herren, verehrte Berufsgenossen! Große Ehre ist mir zuteil geworden, indem die deutschen Schriftsteller mich zum Vorsitzenden ihres Verbandes gewählt haben. Ehre aber ist ein Gericht, das warm genossen sein will. Ehre, die einem ohne Wohlwollen und Freundschaft kalt geboten wird, erkältet. Sie haben mir durch das heutige Fest Wohlwollen und Freundschaft zu der Ehre hinzugebracht — dafür danke ich Ihnen. — Und so, nachdem ich Ihnen gedankt und meiner wesentlichen Pflicht genügt habe, könnte ich schließen und mich wieder setzen. Aber ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen: Ich möchte mich Ihnen vorstellen; ich muß Ihnen erklären, wie es kommt, daß ich mich hier als Vorsitzender befinde. Hier aber stocke ich. Ich befinde mich in der für einen Redner fatalen Lage, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ich weiß nicht, wie ich an diesen Platz gekommen bin. Ich bin eigentlich überhaupt nicht gekommen, sondern man hat mich geholt. Ja, meine Herrschaften, man hat mich geholt; und der Tag, an dem Herr Schweichel zu mir auf die Stube kam und mir mitteilte, daß die deutschen Schriftsteller mich zum Vorsitzenden ihres Verbandes zu wählen gedächten, war einer der erhebendsten und zugleich schrecklichsten Tage meines Lebens. — Wie soll ich Ihnen beschreiben, wie mir zumute war. Ungefähr wie einem Menschen, dem ein Meteor auf den Kopf fällt. Das passiert nicht jedermann und nicht jeden Tag; es ist ein ähnliches Bewußtsein, daß einem ein Stück Welt auf den Kopf gefallen ist — immerhin hat man eins auf den Kopf gekriegt und wenn man etwas auf den Kopf kriegt, brummt er einem. Mir hat er drei Tage lang gebrummt. Drei Tage lang bin ich herumgelaufen und habe mich gefragt: warum wählt man dich? Was denkt man von dir? Was erwartet man von dir? Hat man

geglaubt, in dir ein erwähltes Rüstzeug zum Arrangement von Verbandsfestlichkeiten, von Banketten, Bällen und sonstigen Vergnügungen zu sehen? Wer das von mir geglaubt hat, meine Herrschaften, der hat sich geirrt. Oder hat man in mir einen Organisator zu finden geglaubt, der mit einem halben Dutzend organisatorischer Pläne zur Gründung von Pensions- und Altersversorgungskassen usw. fertig hervorspringen würde? Meine Herrschaften, wer das in mir zu finden geglaubt hat, der hat sich nicht nur geirrt, der hat sich getäuscht. Oder endlich gar — hat man gemeint — ich sei der Mann, der vermöge Konnexionen an hohen, höchsten und allerhöchsten Stellen Dinge ins Werk zu setzen wissen werde, die sonst nicht ins Werk zu setzen sind? Meine Herrschaften, wer mich für einen solchen gehalten hat, für einen, der à la Falstaff gewissermaßen die Gesetze des Reiches in der Tasche trägt, der hat sich nicht nur getäuscht, der hat sich betrogen! Soweit war ich am Schlusse der drei Tage mit meinen Erwägungen gelangt und Sie werden mir zugestehen, es war nicht gerade weit. Was ich alles nicht war, das hatte ich glücklich herausgebracht — aber was ich war, davon wußte ich nichts.

Endlich kam ich zu folgender Erwägung: Vielleicht wissen die Leute, wie du Schriftsteller geworden bist, und weil sie es wissen, sagen sie sich, daß jemand, der so zum Berufe gelangt, den Beweis geliefert hat, daß er seinen Beruf liebt, und daß jemand, der seinen Beruf liebt, auch die Berufsgenossen lieben muß! Sie müssen nämlich wissen, meine Herrschaften, daß ich anders dazu gekommen bin, als mancher andere. So wie es nämlich Maler gibt, die nur Maler werden, weil der Vater bereits Leinwand, Musiker, die nur Musiker werden, weil der Vater die Geige gestrichen hat, so gibt es auch Schriftsteller, die es nur darum geworden sind, weil sie es vom Vater her sich angewöhnt haben. Ich komme nun aus einer Familie, wo es keine Schriftsteller gegeben hat. Ich würde sagen, ich war unter den Meinigen der einzige weiße Rabe unter den schwarzen, wenn das Bild nicht umgekehrt richtig wäre; denn da ich der einzige Tintenvogel unter den Meinigen war, so muß ich sagen, ich war der schwarze Rabe unter lauter weißen. Ich übergehe die Zeiten, die dann kamen, wo ich im Sande des Bornstedter Feldes als Offizier, über den Gerichtsakten als Referendar in Frankfurt a. O. dem äußeren Berufe gab, was des Berufes

war, und im Innern Schriftsteller war und blieb. Ich deute dies alles nur an, um Ihnen zu zeigen, daß Bedürfnis mich zur Sache geführt hat. Wo Bedürfnis ist, da ist Liebe, und wenn Sie daher angenommen haben, daß ich den Schriftstellerberuf und was damit zusammenhängt, liebe, so haben Sie sich diesmal nicht getäuscht. In diesem Bewußtsein, als Freund den Freunden stehe ich Ihnen gegenüber, und so komme ich zum Ziel. Ich bringe Ihnen nicht ein langes Programm mit, nicht einen Korb voll Plänen und Entwürfen, nur ein Wort, aber eins, das alles umfaßt; eine Aufforderung: Wir wollen zusammenhalten! Wollen einig sein! Diese Aufforderung scheint mir so einleuchtend, daß ich auch sagen könnte, wir wollen vernünftig sein. Aber ich sage es lieber nicht, denn die Deutschen sind bekanntlich stets vernünftig, aber nicht immer einig. Wir wollen einig sein, denn wir müssen es sein, wenn wir unsere Aufgabe erfüllen wollen. Die Aufgabe des Schriftstellers in heutiger Zeit ist eine ungeheure. Der Schriftsteller verwaltet den Geist seines Volkes. Was das bedeutet, heutzutage, wo der Geist in Tiefen dringt, in die früher kein Senkblei hinunterdrang, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, heutzutage, wo wir die Phantasie der Völker und Massen erhitzt und erregt sehen zu großen, vielleicht auch zu furchtbaren Taten. Wie sich der einzelne zu der Aufgabe stellt, diese Volksphantasie zu leiten und zu behandeln, das ist Sache des einzelnen Schriftstellers; die einzige Bedingung ist, daß er wahrhaft sei und keine Furcht habe vor Menschen. Was wir aber gemeinsam tun können, tun müssen, ist, daß wir dem Volke die Gemeinsamkeit unserer Aufgabe vor die Augen führen, indem wir einig geschlossen vor dasselbe hintreten.

Die Welt gibt dem Menschen den Rang, den er ihr abnötigt. Wir müssen die Welt zwingen, daß sie den deutschen Schriftstellern den Rang einräumt, der ihnen gebührt! Wir müssen den Staat, in dem wir leben und wirken, zwingen, daß er das Schriftstellertum, die Literatur, als Element seines Kulturlebens anerkennt, daß er es mehr anerkennt, als es bisher geschehen ist. Was ich meine, wird Ihnen klar werden, wenn ich Ihnen zwei Beispiele aus neuerer Zeit anführe: Hermann v. Helmholtz feierte vor nicht langem seinen 70. Geburtag — alles was geistige Macht hieß, in Deutschland und außerhalb Deutschlands, erschien und brachte ihm den Tribut seiner Verehrung. Helmholtz

ist ein großer Schriftsteller — wer kam nicht, ihn zu begrüßen? Das deutsche Schriftstellertum! Warum kam es nicht? Weil es für die deutschen Schriftsteller keine Vertretung gibt! Vor kurzem starb Werner von Siemens. Bei seinem Begräbnis war alles vertreten, was deutscher Geist im deutschen Lande hieß. W. von Siemens war ein großer Schriftsteller. Wer war bei seinem Begräbnis nicht vertreten? Das deutsche Schriftstellertum. Warum nicht? Weil es für die deutschen Schriftsteller keine Vertretung gibt! Wir haben eine Akademie der Wissenschaften, eine Akademie der Musik und der bildenden Künste. An diesen vom Staate begründeten Instituten erkennt der Staat die Wissenschaft und die genannten Künste als Elemente an, die er braucht. Wo bleibt das deutsche Schriftstellertum und die deutsche Literatur? draußen vor der Tür! Es ist viel zu tun, meine Herrschaften, viel davon kann durch uns selbst getan werden. Wir müssen aufhören, eine quantité négligeable in unserem Staatsleben zu sein, müssen ein Organismus werden, dessen Stimme man hört. Dazu müssen wir einig sein, einig! Der einzelne Mann — alle zusammen ein Schlachthaufen der Wahrheit. Unser Verband ist nur etwas Kleines — das deutsche Schriftstellertum ist etwas Großes. Daß unser Verband im deutschen Schriftstellertum, und dieses in unserem Verbande aufgeht, daß wir wirklich ein Verband aller deutschen Schriftsteller werden, das sei unser Ziel. Im Hinblick auf dieses große Ziel lassen Sie uns keine Zeit haben zu kleinlichem Hader! Da wo Hader gewesen ist, wo Absplitterungen stattgefunden haben, lassen Sie uns die Hand ausstrecken und sagen: „Kommt zurück!“ Wir wollen prüfen, und wo Unrecht geschehen ist, eingestehen und helfen und wieder gutmachen! Wir wollen Berufsgenossen sein, Freunde sein, einig sein! So erhebe ich mein Glas — der Verband in dem Sinne, wie er mir vorschwebt, der große allgemeine Verband, das ganze, einige, deutsche Schriftstellertum, es lebe hoch!

Zu Kaiser Wilhelms Gedächtnis, 22. März 1897[1]

Meine Herren!

Man hat mich gerufen, daß ich sprechen soll über Kaiser Wilhelm.

Ich habe gesagt: „Warum ruft Ihr mich? Ich bin kein Historiker, der Euch von seinen Taten im Kriege verkünden kann."

Man hat mir geantwortet: „Rede dennoch."

„Ich bin kein Kenner und Lehrer der Volkswirtschaft, der Euch sagen kann von seinen Taten im Frieden."

Man hat mir geantwortet: „Rede dennoch."

Also bin ich gekommen.

Und woher nehme ich die Berechtigung, zu sprechen an dieser Stelle? Daher, daß ich als ein deutscher Mensch sprechen will von Wilhelm, dem deutschen Kaiser, dem deutschen Menschen!

Wer da hören will von seinen Taten, der gehe in die Weltgeschichte, wo der Rufer den Namen verkündet des siegreichen Kaiser Wilhelm; der gehe in die Archive, wo in Akten und Büchern aufbewahrt liegen die Gedanken, die er gehegt hat für die Armen und Geringen, für die Menschen seines Volkes, der gute Kaiser Wilhelm. Ich will nur sprechen von Wilhelm dem Menschen! Denn man nennt ihn jetzt den großen Kaiser — und ich habe gewiß nichts dagegen. Aber ich muß es ehrlich aussprechen: ich bin gewiß, daß es Männer und Könige gegeben hat, von noch größerer Begabung, als er es war; ja ich sage ganz ehrlich, Kaiser Wilhelm war gar kein Genie.

Aber er war mehr als alles das: er war ein großer Mensch!

Denn, was gehört dazu, daß man von jemandem sagen kann: er ist ein großer Mensch? Wenn die Eigenschaften in ihm so geartet und gemischt sind, daß man ihn nicht nur bewundern, daß man ihn *lieben* muß! Liebe ist *mehr* als Bewunderung!

Das Genie bewundert man — einen Kaiser Wilhelm liebt man!

Zu dem Genie blickt man staunend auf, wie zu einer fremd-

[1]) Es handelt sich anscheinend um den Entwurf einer Rede, die schließlich nicht gehalten wurde. Die Tageszeitungen berichten nichts. A. d. H.

artigen Macht — aber man kann ihm nicht nacheifern, kann es nicht zum Vorbild nehmen.

Zu einer Persönlichkeit wie Kaiser Wilhelm es war, blickt man auf, wie zu dem Vater, den man versteht; ihn nimmt man zum Vorbild.

Vorbild zu sein seinem Volke, das ist die Aufgabe der Könige. Diese Aufgabe hat er erfüllt, Wilhelm, der große Mensch, der königliche Mensch!

Denn das Genie ist das Gegenteil vom Gleichgewicht; das Genie geht über die Maße der Natur hinaus. Dagegen der große Mensch ist der Inbegriff aller normalen Kräfte der Menschennatur, ihre Vereinigung. Und dadurch wird er zum lebendigen Beweise dafür, daß wenn wir unsere Anlagen und Kräfte richtig entwickeln, wir gut werden müssen und Gutes leisten! Und so steht unser Kaiser Wilhelm vor uns, als ein lebendiger Beweis dafür, daß die Natur des Menschen von Hause aus nicht schlecht ist, wie der Pessimismus behauptet, sondern daß sie gut ist von Hause aus, und daß eine heilige, gottgesendete Kraft in uns ruht, die uns zum Guten führen kann, der eine, der große Wille!

Kaiser Wilhelm hat neunzig Jahre lang gut gewollt, darum hat er Großes und Gutes und Bleibendes für uns alle errungen.

Darum ist es ein Stolz für uns, daß wir sagen dürfen, dieser Mensch war ein Deutscher! Darum ist es ein gutes Zeichen für das deutsche Volk, daß es einen Menschen von der Art Kaiser Wilhelms liebt, ehrt und heilig hält.

Aber der Wille im Menschen, weil er die Blüte des Menscheninnern ist, kann nur rein sein, wenn er aus einem reinen Grunde wächst.

Welches war denn die Eigenschaft, die diesen herrlichen Menschen zum reinen Willen kräftigte?

Sie bestand darin, daß er eine Eigenschaft nicht besaß, eine schlimme, eine böse, die Eigenschaft, die unermeßliches Unheil in der Welt bereitet hat und immer wieder bereitet — Kaiser Wilhelm war ohne Neid!

Wer von uns allen in diesem großen Saale kann von sich sagen: „Ich bin ohne Neid?" Wer kann von sich sagen: „Ich fühle keinen Stich in der Seele, wenn auf dem Gebiet, auf dem ich wirke und schaffe, ein anderer kommt, der dasselbe leistet wie ich, und vielleicht noch mehr?"

Was mich betrifft, so sage ich es ganz ehrlich: ich kann's von mir nicht sagen!

Und wer von uns allen ist in diesem großen Saal, der nicht weiß, wieviel Gutes, wieviel Großes in der Welt dadurch lahm gelegt und verhindert wird, daß einer den anderen beneidet?

Und ich spreche es aus und sage es: Kaiser Wilhelm hat diesen bösen Stich in seiner Seele nie gefühlt! Er war ohne Neid!

Das sage ich, denn ich weiß es, und ich will Ihnen auch sagen, woher ich es weiß:

Ich bin dreimal von Kaiser Wilhelm gerufen worden, daß ich ihm aus meinen Gedichten etwas vorlesen sollte. Das erstemal habe ich ihm mein Gedicht „Vionville" gelesen, das zweitemal aus dem Gedichte „Sedan".

Als ich dies zweitemal bei ihm war, habe ich ihm die Strophen vorgelesen, in denen Bismarck verherrlicht wird. Und als ich fertig damit war, stand der alte Kaiser Wilhelm auf und drückte mir die Hand und wollte etwas sagen und konnte nichts sagen, weil ihm die Tränen die Worte abschnitten.

Und da war ein Generaladjutant — es war der Graf Canitz — der sagte zu mir: „Nun — die Tränen, die Sie heute gesehen haben, werden Sie wohl nicht vergessen?"

Und er hat recht gehabt, ich habe sie nicht vergessen und darum erzähle ich Ihnen das heut.

Und noch etwas war, was ich nicht vergessen habe: Indem ich las, sah ich den alten Kaiser an seinem kleinen Tische sitzen, und das Licht der Lampe fiel auf sein Gesicht. Und wie ich das Gesicht sah und den Ausdruck in dem Gesicht, da sagte ich mir — dieser Mann ist jetzt mehr als achtzig Jahre alt — und so rein wie das weiße Haar auf seinem Haupte ist das Herz in seiner Brust. Und so war er! So war er!

Achtzig Jahre alt, und mehr als achtzig Jahre — von Siegen umkränzt, mit allem Ruhm der Erde bedeckt, war Kaiser Wilhelm in seinem Innern rein und gütig, und neidlos und bescheiden wie ein gutes, schönes, makelloses, bescheidenes Kind!

Heute zur Stunde sind es zehn Jahre, daß ich hier an dieser Stelle stand und den Studenten Deutschlands mein Gedicht vortrug: „Wir haben ihn noch." Damals war unser Kaiser Wilhelm neunzig Jahre alt, damals erhoben wir uns

und riefen: „Er lebe!“ Heut können wir das nicht mehr — denn er ist tot, kommt niemals wieder.

Wenn man von Toten spricht, denkt man ans Jenseits — wenn man ans Jenseits denkt, denkt man an Gott.

Und so wollen wir denn sprechen: Herr Gott im Himmel, der du gewiß so manchesmal den Kopf über die deutschen Menschen schüttelst und sie im Grunde doch lieb hast — bewahre dem deutschen Volke die Eigenschaften in der Seele, daß es Menschen liebe, ehre und heilig halte, Menschen von der Art, wie Kaiser Wilhelm es war!

Herr Gott im hohen Himmel. Bewahre und erhalte dem deutschen Volke das Geschlecht, das einen Kaiser Wilhelm erzeugte, das Geschlecht voll Pflichttreue und Liebe zum Volk, und Königsgedanken, das Geschlecht Hohenzollern!

Und endlich — Herr Gott im Himmel, gewähre es den Hohenzollern, daß sie in der Stunde der Not immer wieder einen Helfer finden, einen Berater, wie er ihn gefunden hat, unser Kaiser Wilhelm, einen Stab und eine Stütze, wie der Eichbaum es ist da droben im Sachsenwald, der alte Baum, der letzte Baum von dem herrlichen Walde, in dem der junge deutsche Adler horstet, Kaiser Wilhelms, Euerer aller, unseren Bismarck!

Ansprache am 28. August 1899

Bei der von den deutschen Kurgästen in Tarasp veranstalten Feier von Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag

Verehrte Anwesende, liebe Landsleute!

Wir, hier vereint im schönen Engadin, wenn wir hinaufsteigen zu den Höhen, von wo der Blick hinuntergeht ins waldgrüne Tal, in den rauschenden Fluß, wenn wir hinaufblicken zu den Gipfeln der Berge, die im Abendsonnenschein verglühen wie schmelzendes Gold, wir fühlen in solchem Augenlick das Bedürfnis, all der Herrlichkeit, die uns erfüllt, Ausdruck zu geben durch ein Wort, den Inhalt unseres Empfindens zusammenzufassen in einen Gedanken, und siehe da, plötzlich, wie aus der umgebenden Natur geboren, tönt uns ein Wort an die Seele, und das Wort lautet:

Und wenn mich am Tag die Ferne
blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
rühm' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
ist er ewig schön und groß.

Und indem wir den Versen innerlich lauschen, fühlen wir, daß sie uns etwas Größeres geben, als das, was Berg und Tal uns geben können. Diese Verse umrauschen uns, als wäre es der Abendfrieden selbst, der Laut und Stimme gefunden hat, als wäre es das Verglühen eines Lebenstages voll Arbeit, Mühe und endlichen, herrlichen Gewinnes. Das Verglühen und Verhauchen eines Lebenstages, nicht eines einzelnen Menschen, sondern der Menschheit selbst. Diese Verse voller Kraft und voller Milde, voller Weisheit, die nicht meistern will, diese Verse, in denen ein großer Geist die Menschheit überblickt und sie, obgleich er sie bis ins Innerste durchsprüht, liebend ans Herz zieht, sind die Sprache, in welcher der Dichter zur Menschheit spricht, der große Dichter, und der Name des großen Dichters, der so zu uns spricht, ist Goethe.

Eine heilige Bewegung geht durch das deutsche Volk; Deutschland feiert den 150. Geburtstag Goethes. Nicht durch die deutschen Lande nur, durch die Seelen aller, die deutsch fühlen und sprechen, geht die Bewegung; ja sie geht durch die Welt, denn der gesamten Welt gehört Goethe an. Aber wenn die Nichtdeutschen sich zur Feier zusammenfinden aus freiwilligem Zugeständnis, so tun die Deutschen es aus Pflicht. Denn die Pflicht einer Nation ist es, ihrer großen Männer zu gedenken. Darum sind wir hier zusammengekommen, wir Deutsche, die wir heut zu Gast sind bei der gastlichen Schweiz.

Soll ich von Goethe sprechen? Wer kann von Goethe etwas sagen, was nicht schon gesagt worden wäre? Aber die großen Männer sind wie die hohen Berge: Es gibt vielleicht nur einen Weg, auf dem man sie ersteigt — aber das Bedürfnis der Menschen ist, sie von allen Seiten zu ersteigen; jeder einzelne von seiner Seite aus. Es gibt vielleicht für den großen Mann nur eine Erklärung —, aber jeder einzelne Mensch möchte ihn sich für sich selbst erklären, sein eigenes Verhältnis zu ihm bilden. Da wo ein Bedürfnis, da ist auch ein Recht, und wenn

ich denn, von diesem allgemeinen Rechte Gebrauch machend, mein Verhältnis zu Goethe aussprechen darf, so sage ich: wäre Goethe nur groß gewesen, so würde er vergehn; aber weil er groß und zugleich liebenswert gewesen ist, wird er unsterblich sein. Denn unsterblich bleibt nur diejenige Dichtung, die ihr Fundament in dem unwandelbaren Teile des Menschen, in seinem Gefühl hat. Die Weltanschauung wandelt sich. Die Weltempfindung ist heute wie am ersten Tage. Gäbe es in Homers Ilias bloß den Heroen Achill, so wäre die Ilias vergangen — aber weil es darin auch einen Hektor und eine Andromache gibt, ist sie unsterblich. Und unsterblich, wie der Dichter von Hektor und Andromache, wird auch der Dichter von Gretchen und Mignon sein.

Aber es hieße, das Geheimnis von Goethes Gewalt oberflächlich erforschen, wenn man es nur darin suchen wollte, daß er das Liebesleben zwischen Mann und Weib in dauernd dichterischer Form dargestellt hat. Sein Geheimnis ruht tiefer. Sein Geheimnis ist, daß er für jedes Lebensalter des Menschen in seinen Dichtungen den stärksten Ausdruck gefunden hat. Darum findet sich der Mensch in jedem Altersabschnitt seines Lebens immer wieder heimisch in Goethes Werken, darum kann sich der Jüngling für ihn begeistern, der Mann ihn verehren, der Greis sich für ihn erwärmen. „Götz von Berlichingen", „Werther", „Clavigo", die Jugendwerke Goethes, sind die typische Sprache des verheißungsvollen Jünglings. „Faust I. Teil", „Iphigenie", „Tasso", „Egmont", „Wilhelm Meisters Wanderjahre" sind die typische Ausdrucksweise des im Leben betätigten, durch Erfahrungen gereiften Mannes. Endlich, aus dem II. Teil des „Faust", dem Westöstlichen Divan, der Fülle von Sprüchen und Gedanken ertönt uns die Weisheit des Greises, die Weisheit, die alles gesehen, erlebt und erfahren hat und am Ende aller Erfahrungen in dem wahrhaft großen, liebenswerten Satze gipfelt:

„Das ist als das Höchste zu achten,
Die Menschen kennen und sie nicht verachten."

Suchen wir nach der Quelle, aus der diese Wirkung floß, so finden wir, daß in jeder Dichtung Goethes Goethes ganze Persönlichkeit enthalten ist. Goethe hat nie ein Wort gesprochen, das nicht er selbst war. Er sprach die Sprache des Jünglings, weil er wirklich ganz und voll der Jüngling war und ebenso später der Mann, der Greis. Daher empfangen wir, wenn wir

Goethes Dichtungen lesen, jenen Eindruck der Fülle, den wir als Menschlichkeit bezeichnen, jene Wärme, die uns anmutet wie die Atmosphäre, die den lebendigen Menschen umgibt. In Goethe fand, um es mit einem Worte zu sagen, die Vereinigung von zwei Fähigkeiten statt, die sonst fast immer auseinanderfallen, von Schaffens-Genialität und von Lebens-Genialität. Es gibt nämlich eine produktive und eine unproduktive Genialität, Schaffens-Genies und Lebe-Genies. Zu den ersteren gehören die großen Dichter und Künstler, zu letzteren das, was man die genialen Naturen nennt. Wenn Sie die Literatur- und Kunstgeschichte studieren, werden Sie finden, daß die großen Männer in Dichtung und Kunst fast immer unbeholfene, schwierige Gesellen im Leben mit den Mitmenschen waren, Menschen des gestörten Gleichgewichts, bei denen ihr Kopf zu schwer war, im Verhältnis zu den Beinen, so daß sie sich nicht regelrechten Ganges durch das Leben zu bewegen vermochten. Auf der anderen Seite haben Sie alle schon aus eigener Anschauung und Erfahrung jene Art von Menschen kennen gelernt, die verschwenderisch mit allen Fähigkeiten des Lebens ausgestattet, durch das Leben dahingehen, wie Beherrscher desselben. Der persönliche Umgang mit diesen Menschen ist ebenso fesselnd, hinreißend und bestrickend, wie der Umgang mit den Schaffens-Genies meistens enttäuschend, verstimmend, manchmal abstoßend ist. Macht sich aber das Lebe-Genie ans Schaffen, dann steht es plötzlich an seiner Grenze; dann erkennt es jählings, daß es zwar Beine zum Springen, aber keine Flügel zum Fliegen hat, und wenn es fliegen will, fällt es auf die Nase. Diese beiden Arten des Menschentums, diese Wertbestandteile der Menschheit — denn die Lebe-Genies sind für sie ebenso unentbehrlich wie die Schaffens-Genies — waren also in Goethe vereinigt, und ich glaube nichts Falsches auszusprechen, wenn ich sage, daß eben diese Vereinigung den Kern des Geheimnisses bildet, das uns in dem Namen Goethe gegenübersteht. Lesen Sie die Berichte seiner Zeitgenossen, so werden Sie finden, daß alle, die ihm persönlich nahe kamen, im Augenblick des Gegenübertretens über dem Menschen den Dichter vergaßen, um später, wenn sie wieder mit seinen Werken allein waren, den Menschen über dem Dichter zu vergessen. Volle, ungebrochene, allen Eindrücken zugängliche, dennoch ganz eigene Persönlichkeit, in jedem Gedanken und jedem Ausdruck — das ist Goethe. Daher das Überzeugende in seinen Worten, die

Wahrheit in seinen Dichtungen. Denn wenn man heute die Wahrheit des Dichters darin sucht, daß er die Wirklichkeit der umgebenden Dinge mit allen Falten und Runzeln und Flecken wiedergeben soll, so ist das eine irrtümliche Anschauung, die auf dem unrichtigen Gedanken beruht, daß die Beobachtung des Dichters wesentliche Eigenschaft sei, während in Wahrheit die Kraft, die den Dichter macht, die aus den Werken des Dichters strömend das Herz der Menschen mit Glück und Licht erfüllt, eine andere Kraft, die Kraft der Phantasie ist. Der Dichter soll nicht blind an der Wirklichkeit vorübergehen, aber er soll sie nicht abschreiben, sondern gestalten. Der Dichter, der Menschen schaffen will, soll nicht wie der Porträt-Maler durch die Welt gehen. Die Gesichter, die er nachschaffen soll, müssen ihm in seinem Innern aufgegangen sein. Denn die geheimnisvolle Kraft, die den Dichter befruchtet, wohnt nicht in der umgebenden Welt, sondern in ihm selbst. Wahr sein heißt für den Dichter wahrhaftig sein vor seiner eigenen Natur. In diesem Sinne hat Goethe gedichtet, auf diese Art den Faust geschaffen, und in dem Faust eine Gestalt, die unberührbar vom Wechsel der Zeiten, keinem wirklichen Menschen aus dem Gesicht geschnitten, und doch mit allen typischen Eigenschaften des Menschen ausgestattet, neben der Menschheit einhergehen wird, solange es eine solche gibt.

Und so, indem er uns das Bild seiner gewaltigen Persönlichkeit zurückläßt, hat Goethe unsere Erfahrungen durch zwei Fundamentalsätze bereichert. Der erste dieser Sätze ist, daß nichts Dauerndes in der Menschenwelt geschaffen werden kann, wenn es nicht hervorgeht aus einer großen, vollen, ungebrochenen Menschennatur. Der zweite Satz ist der, daß der Menschheit vom Menschen nichts Größeres gegeben werden kann als die menschliche Persönlichkeit. Die Persönlichkeit, das ist unser Reichtum, ist das Wunder, dem wir täglich in der scheinbaren Nüchternheit des Alltags begegnen, ist das Unsterbliche. Wenn Sie Homer oder Äschylos oder Shakespeare oder Schiller lesen, glauben Sie nicht, daß es die Worte sind, die Sie berauschen —, das, was hinter den Worten steht, die große Persönlichkeit, deren unsterblicher Hauch wie ein ätherischer Duft über den Worten schwebt, sie ist es, die Sie hinreißt, bereichert und beglückt. Diese große Lehre wollen wir festhalten in einer Zeit, deren Tendenz dahin geht, die Einheit zu unterdrücken durch die Masse, das Individuum verschwinden zu lassen hinter dem Verein.

Und so erhebe ich mein Glas. Ich kann nicht sagen, Goethe soll leben; ich brauche nicht zu sagen, Goethes Werk soll leben; aber ich kann sagen und sage: die große menschliche Persönlichkeit, wie sie verkörpert vor uns steht in Goethes Gestalt, sie bleibe der Menschheit erhalten, sie gedeihe, sie lebe hoch!

Rede zum 25jährigen Jubiläum der Deutschen Rundschau

13. November 1899

Verehrte Anwesende!

Als ich das Oktoberheft der Deutschen Rundschau zur Hand nahm, und darin die Geburt der Zeitschrift beschrieben fand, als ich die Namen der Männer las, die an der Wiege des Kindes Paten gestanden hatten, die glänzenden Namen, Geibel und Storm, Helmholtz und Sybel, Louise von Francois und Berthold Auerbach, als ich mir vergegenwärtigte, daß es auch mir später beschieden worden war, diesen Namen den meinigen als den eines Mitarbeiters anzureihen, da kam mir das Goethesche Wort in Erinnerung: „Doch Homeride zu sein, wenn auch als letzter, ist schön."

Meine Gedanken gingen weiter, und durch das Wort Goethes war ihnen Richtung gewiesen — Ilias — Homer. Zwar, über die Ilias nachzudenken, kannst du eigentlich lassen, sagte ich mir, du hast Herman Grimms Buch über die Ilias gelesen, und in dem Buche ist so tiefsinnig, umfassend und schön darüber gedacht und gesprochen, daß du eigenes wirklich gar nicht mehr hinzudenken kannst. Aber, verehrte Anwesende, Sie, die Sie alle im Nachdenken geübt sind, werden wissen, daß wenn man erst einmal angefangen hat, sich dieser gefährlichen Tätigkeit hinzugeben, man nicht so leicht wieder damit aufhört. Aller guten Vorsätzen zum Trotz dachte ich also doch weiter nach. Was ist denn eigentlich diese Ilias? fragte ich mich. Nun — die Antwort scheint leicht: ein großes Gedicht von Menschen-Leidenschaft und Schuld, von Kampf und tragischer Sühne. Ja — aber daneben enthält sie doch noch anderes. Da finde ich z. B. den Katalogos thon néon, den Schiffskatalog, und was ist dieser Schiffskatalog anderes als eine Flotten- und Heeres-Übersicht

der griechischen Stämme, gewissermaßen eine Rangliste des damaligen Hellas. Da finde ich Gebräuche des alltäglichen Lebens beschrieben, Opferhandlungen mit so eingehender Lebendigkeit, daß ich es mit anzusehen glaube, wie der Hammel zerschnitten wird, wie er auf die Kohlenglut gelegt wird, so daß mir der Bratenduft geradezu in die Nase steigt und meinen Appetit reizt. Da finde ich an anderen Stellen Beschreibungen, wie man damals Bowlen ansetzte, indem man Wein mit Käse und Honig mischte, so daß mir, ehrlich gestanden, die germanischen Magenwände schaudern. Da höre ich endlich aus dem Munde des „greisen heroischen Nestor" ausführliche Genalogien von Königs-Geschlechtern, Heroen-Geschlechtern und Nachrichten über interessante Persönlichkeiten. Ja, dieser „greise heroische Nestor" ist ja geradezu der personifizierte „gothaische Hofkalender" seiner Zeit. Was also sagt, was alles lehrt mich dies? Daß die Ilias, neben dem, daß sie ein großes Menschheitsgedicht ist, zugleich ein umfassendes Zeitbild, ein Bericht über Sitten und Gebräuche des Menschen ihrer Zeit ist. Und indem ich so dachte, schweifte mein Blick über die Reihen meines Regals, wo in langer Kolonne die 25 Jahrgänge der Deutschen Rundschau stehen. Ja — diese Deutsche Rundschau — hat sie uns nicht auch 25 Jahre lang in jeder Nummer eine mehr oder weniger ergreifende, erschütternde Dichtung gebracht? Ist sie nicht also gewissermaßen ein 25 Jahre lang fortgesetztes Gedicht? Hat sie uns nicht 25 Jahre lang von allem Wissenswerten unterhalten, was sich auf wissenschaftlichem, künstlerischem, politischem Gebiete begibt? Ist sie nicht also ein großes Zeitbild der Zeit dieser 25 Jahre? Kann man nicht also wirklich sagen, daß, von dieser Seite angesehen, eine Verwandtschaft zwischen Ilias und Deutscher Rundschau besteht?

Ich weiß nicht, ob ich es mir einbilde, aber indem ich diesen Gedanken dachte, die Rundschau mit der Ilias verglich, war es mir, als wenn sich die freundlich roten Wangen der Zeitschrift mit einem lebhafteren Rot färbten; sei es Bescheidenheit, sei es Freude, lasse ich dahingestellt; aber Trauer war es nicht. Und nun, da ich einmal so ins Nachdenken gekommen war, dachte ich noch weiter:

Also — Homer. Was ist's denn eigentlich mit diesem Homer? Habe ich nicht gelesen, daß da ein gewisser Wolff einmal nachgewiesen hat, daß Homer gar nicht selbst die Ilias ge-

dichtet hat? Daß die einzelnen Gesänge von einzelnen Dichtern, die man Rhapsoden nannte, verfaßt und dann von ihm zu einem Ganzen vereinigt worden sind? Sieh — sieh — also ist diese Ilias auch durch das Zusammenwirken von Mitarbeitern entstanden? Die man damals, statt Mitarbeiter Rhapsoden oder Homeriden nannte? Da muß ich aber sagen, daß die Ähnlichkeit zwischen Ilias und Deutscher Rundschau frappant zu werden beginnt. Und indem ich wieder auf meine rotwangige Freundin blicke, ist's mir, als geriete sie in Erregung, als ginge ein Flüstern durch ihre Blätter, und dieses Flüstern klingt wie: „Das finde ich auch."

Also der alte Ben Akiba hat wieder einmal recht, und es hat schon damals Mitarbeiter und Herausgeber gegeben, denn man kann doch, wenn die Dinge so stehen, Homer nicht anderes bezeichnen als wie den Herausgeber der Ilias.

Ich trete an mein Bücherregal heran. Was steht da auf dem Deckel der Deutschen Rundschau? „Herausgegeben von Julius Rodenberg." Unwillkürlich reiht er sich in meine Gedanken — Homer, Ilias — Julius Rodenberg, Deutsche Rundschau. Indem ich so dachte, war es mir, als sähe ich im Geiste meinen verehrten Freund Julius Rodenberg, als erglühten seine Wangen ebenso wie vorher die seiner Zeitschrift und als riefe er mir zu: „Schweigen Sie! Schweigen Sie!"

„Verehrter Freund," erwidere ich, „ich habe ja noch gar nicht gesprochen, sondern nur schweigend nachgedacht. Das kann mir, namentlich wenn es in meinen vier Wänden geschieht, auch der strengste Herausgeber nicht verbieten. Und was habe ich gedacht? Ich habe so bei mir gedacht, daß es für den alten Homer ein höllenmäßig schweres Stück Arbeit gewesen sein muß, seine Rhapsoden oder Homeriden so unter einem Hute zusammenzubringen, daß schließlich die große Einheit Ilias entstand. Und ich habe so bei mir gedacht, daß es für den Mann, dessen Name über der Rundschau steht, ein heidenmäßig schweres Stück Arbeit gewesen sein muß, 25 Jahre lang seine Mitarbeiter so unter einem Hute zusammenzubringen, daß schließlich die große Einheit, Deutsche Rundschau im 25. Jahrgang, entstand."

Nachdem ich meinen Freunde Julius Rodenburg so im Geiste geantwortet, höre ich im Geiste, wie er schweigt. „Fahren Sie fort!" sagt er nach einiger Zeit.

Ich fahre fort: ich sehe im Geist den alten Homer, wie er

an seiner Arbeit ist. Die ersten vier Gesänge der Ilias sind fertig; fertig gedichtet und redigiert. Inhalt, Zusammenhang, alles herrlich und famos. Aber jetzt wird Papa Homer aufgeregt. Im fünften Gesang sollen die Heldentaten des Diomedes besungen werden. Ein Homeride, auf den er besondere Stücke hält — nennen wir ihn Homeride A. — hat den Gesang zugesagt, und jetzt kommt er nicht. Statt seiner kommt ein Bote; Homeride A. ist hinausgefahren auf das veilchenfarbene Meer, so berichtet der Bote, um sich am Fischfang zu ergötzen. Papa Homer stürmt in der Hütte auf und nieder — muß er denn gerade jetzt angeln gehn? Und in dem Augenblick klopft es auch schon an der Tür der Hütte. Es klopft laut, so wie es klopft, wenn ein unangenehmer Mensch klopft. Und es ist auch ein unangenehmer Mensch; Papa Homer weiß genau, wer es ist; einer, der sich für einen Homeriden hält, und keiner ist. Aber bevor er noch Zeit gehabt hat, hinauszurufen: „Ich bin nicht zu Hause", ist der Unangenehme schon herein. Und richtig — er hat ein Manuskript in Händen. Ich habe gehört, fängt er sogleich an, daß dein vielgerühmter Homeride dich im Stich läßt. Ich habe dir immer gesagt, daß kein Verlaß auf ihn ist. Ich will dir helfen. Ich habe ebenfalls einen Gesang auf die Heldentaten des Diomed verfaßt. Er ist gut, du kannst es mir glauben. Auf Kreta habe ich ihn eigenhändig einem Nachkommen Diomed's vorgelesen. Er war entzückt. Er hat mir einen Hammel dafür zum Geschenk gemacht. Einen ganzen Hammel, mir ganz allein. Eigenhändig habe ich ihn aufgegessen, ich ganz allein. Willst du meinen Gesang für deine Ilias haben? Vater Homer rennt auf und ab. Wie wird er den Überlästigen los werden? Er möchte nicht gern Gewalt brauchen — der Unangenehme hat Anhang. Aber — seinen Gesang annehmen? Das Werk eines Pfuschers in die Ilias? Lieber sterben! Und in dem Augenblick ertönen Schritte. Homeride A. ist vom veilchenfarbenen Meer und vom Fischfang zurückgekommen. Er bringt seinen Gesang. Ein Blick hinein — ach — wie das losgeht:

„Da verlieh dienend dem Tydiden Pallas Athene
Kraftvollen Mut, daß er strahlend vor allen Argivern
Auf- und emporging und Ruhm einheimste, gewalt'gen —

Vater Homer fällt seinem Homeriden um den Hals. Der Unangenehme drückt sich schweigend. Homer ist standhaft ge-

blieben. Der fünfte Gesang ist gerettet; die Ilias geht weiter. Und ich sehe im Geiste Julius Rodenberg an der Arbeit: Einer seiner Mitarbeiter, auf den er besondere Stücke hält — nennen wir ihn Meister Gottfried — hat ihm einen Roman zugesagt. Mehrere Kapitel sind schon erschienen; aber jetzt schweigt Meister Gottfried. Er ist ein großer Dichter, aber kein pünktlicher. Verzweiflungsvoll rennt Julius Rodenberg auf und ab. In dem Augenblick klingelt es. Es klingelt laut, es klingelt so, wie wenn ein unangenehmer Mensch klingelt. Und es ist auch ein unangenehmer Mensch; Julius Rodenberg weiß ganz genau, wer es ist, einer, der Mitarbeiter an der Rundschau werden möchte, und den er nicht haben will. Und bevor Julius Rodenberg noch hat hinausrufen können: „Ich bin nicht zu Hause!" ist er schon herein. Und richtig, er hat ein Manuskript in Händen. „Ich höre, daß Ihr vielgerühmter Meister Gottfried Sie im Stiche läßt. Ich will Ihnen helfen. Ich bringe Ihnen eine Novelle. Füllen Sie damit den Raum zwischen seinen Romankapiteln aus. Die Novelle ist gut; können es glauben. Ich habe auch gleich die Schere mitgebracht, bin bereit, von meiner Novelle soviel abzuschneiden, daß Sie sie in eine Nummer hineinkriegen" — und er zieht eine Schere aus der Tasche. Julius Rodenberg ist in Verzweiflung. Wie wird er den Menschen los? Er möchte nicht gern gewaltsam werden. Da klingelt es. Der Briefbote bringt einen dicken Brief aus Zürich. Meister Gottfried schickt wieder ein Kapitel — Julius Rodenberg ist standhaft geblieben — der Roman ist gerettet, die Nummer ist gerettet, die Rundschau geht weiter.

Und so, unter solchen Aufregungen geht nun die Arbeit Vater Homers weiter. Immer erneute Sorgen wegen Unpünktlichkeit der Homeriden, immer erneute Kämpfe mit der Zudringlichkeit von Nicht-Homeriden. Ein römischer Dichter hat gesagt: „quandoque dormitat el bonus Homerus" — manchmal schläft auch der wackere Homer — man hat das Wort dahin ausgelegt, daß Homer manchmal über seiner Arbeit eingenickt sei — man hat es falsch ausgelegt. Das Wort besagt, daß Homer nur ab und zu habe schlafen können, für gewöhnlich hat ihn die Aufregung um den Schlaf gebracht. Und so, unter solchen Aufregungen geht die Arbeit Julius Rodenbergs weiter. Immer erneute Sorgen, immer erneute Kämpfe; Kämpfe auch mit den Mitarbeitern selbst. Denn was für Gesellen sind unter diesen

Mitarbeitern! Einige grätig wie Hechte, die zu viel Gräten haben, andere explosiv wie Pulver und Dynamit. So wie jener Theaterdirektor einst aus tiefster Seele seufzte: „Gäbe es doch nur Theaterstücke ohne die dazu gehörigen Dramatiker", so soll auch Julius Rodenberg gestöhnt haben: „Gäbe es doch nur Romane und Novellen ohne die dazu gehörigen Dichter." Römische Dichter haben von Julius Rodenberg nicht gesungen, denn die hatten schon zu schreiben aufgehört, ehe er zur Welt kam — aber kraft meines Amtes als deutscher Dichter verkünde ich, daß auch Julius Rodenberg nur ab und zu geschlafen hat; für gewöhnlich hat ihn die aufregende Pflicht als Herausgeber um den Schlaf gebracht.

Aber Vater Homer ist nicht müde geworden, und endlich ist der Tag gekommen, und die vierundzwanzig Gesänge der Ilias lagen fertig da.

Julius Rodenberg ist nicht müde geworden. Er hat Gräten ausgezogen, hat Hahnenkämme niedergebürstet und Löwenmähnen glatt gestreichelt, und endlich ist der Tag gekommen, und die fünfundzwanzig Jahrgänge der Rundschau liegen fertig da.

Die Chronik berichtet, daß, als die Ilias vollendet war, die Homeriden sich mit Homer zu einem Festmahl vereinigten. Ein Stier wurde geschlachtet. Köstliche Bissen wurden vor die Gäste hingelegt, auf Feigen- und Weinblättern; in Bechern wurde Wein vor sie hingestellt, aus Samos, aus Chios, aus Mytilene. Es kamen die olympischen Götter und setzten sich zu den Schmausenden, als wären sie ihresgleichen. Und von Homeriden einer erhob sich und sprach: „Vater Homer, wir grüßen dich. Wir sagen dir, daß wir uns wie eine Familie fühlen, deren Haupt du bist, und wünschen dir Glück, denn ein herrliches Werk hast du vollbracht."

Und im Jahre 2899 wird die Chronik berichten, daß, als der fünfundzwanzigste Jahrgang der Rundschau vollendet war, die Mitarbeiter Julius Rodenbergs, die Rhapsoden der Rundschau, sich am 13. November 1899 mit Julius Rodenberg zu einem Festmahl vereinigten. Nicht ein Stier wurde geschlachtet, sondern deren mehrere; köstliche Bissen wurden den Gästen vorgelegt, aber nicht auf Feigen- und Weinblättern, sondern auf porzellanenen Tellern; Wein wurde vor sie hingestellt, aus Deutschland, aus Frankreich, Italien und Spanien. Es kamen zum Feste, nicht zwar die olympischen Götter, sondern die,

welche im 19. Jahrhundert die Stelle der Götter vertraten, die Minister, und setzten sich zu den Schmausenden, als wären sie ihresgleichen. Und von den Homeriden der Rundschau erhob sich einer und sprach: „Julius Rodenberg, wir grüßen dich. Wir sagen dir, daß wir uns wie eine Familie fühlen, deren Haupt du bist, die Familie Rundschau. Wir wünschen dir Glück, denn du blickst heut auf 25 Jahre wackerer Arbeit zurück; und deine Arbeit war gesegnet; ein großes Werk ist fertig, und das Werk ist gut. Du hast dich so mit der Deutschen Rundschau vereinigt, daß niemand euch mehr trennen kann. Darum, wie die Rundschau heut unbestritten auf der Höhe von Deutschlands Geistesleben steht, so stehst alldort auch du. Du hast der Deutschen Rundschau deinen Geist geschenkt, darum wurde sie eine Quelle unseres Geistes; du hast ihr dein Herz geschenkt, darum wurde sie eine Quelle für unser Gemüt. Fünfundzwanzig Jahre lang hat die Rundschau unter deiner Hand alles mitgefühlt — alles ausgesprochen, was Deutschland in Freude und Leid bewegte, Deutschland in dieser Zeit seiner Größe. Fünfundzwanzig Jahre lang hat sie alles vermerkt, was bedeutsam für die Menschen war. Darum hoffen wir, Julius Rodenberg, daß du deines Amtes, unser Führer zu sein, noch lange walten wirst, und versprechen dir, wenn du so tust, daß wir dir folgen wollen, mit unserem besten Können und Vollbringen. Versprechen dir — nicht zwar, daß wir ohne Gräten sein werden, denn die hat uns nun einmal die Natur gegeben, nicht zwar, daß wir ohne Hahnenkämme und Löwenmähnen sein werden, denn die hat uns nun einmal die Natur gegeben — aber daß wir uns bemühen wollen, dich mit unseren Gräten nicht zu stechen, und daß wir uns kämmen, bürsten und frisieren wollen. Denn man tut einem Menschen nicht gern weh, den man liebt, und wir, Julius Rodenberg, wir lieben dich!

Und dessen zum Zeichen, Rhapsoden, Homeriden der Deutschen Rundschau, Männlein und Weiblein, erhebt eure Gläser und rufet mit mir: Julius Rodenberg, unser Haupt, unser Führer und Freund, er lebe hoch! Hoch! Hoch!

Wilhelm Dilthey

Tischrede auf einem Festbankett zu seinem siebzigsten Geburtstag am 24. November 1903 im Kaiserhof zu Berlin

Verehrte Anwesende!

Darüber sind wir uns wohl alle einig, daß es einen ernsten Entschluß für den Menschen bedeutet, geboren zu werden. Erleichtert wird er uns dadurch, daß wir nicht viel gefragt werden. Wenn aber jemand siebzigmal diesen Vorgang in sich wiederholt hat, so darf man annehmen, daß in der Zwischenzeit ein oder auch mehrere Male von bekannter Seite bei ihm angefragt worden ist: „Na, wie ist's denn, hast du Lust mitzukommen, oder bleibst du noch?“ Und wenn er mit solcher Entschiedenheit, daß er darüber siebzig Jahr alt geworden ist, „fällt mir nicht ein“ geantwortet hat, „ich gehe noch lange nicht“, dann ist es begreiflich, daß die Nebenmenschen zusammenrücken, um sich einen so tapferen Lebensgefährten genauer anzusehn.

Dann bestimmen sie einen aus ihrer Mitte und geben ihm den Auftrag: „Blicke einmal in diesen unsern Jubilar hinein, untersuche seinen inneren Mechanismus ganz genau und dann gib uns Bescheid, wie es in ihm aussieht. Von dem kann man lernen.“

Zu dieser Aufgabe, unserem Geburtstagsjubilar Dilthey gegenüber, hat man mich heute ersehn.

Als ich von dem Auftrage hörte, bekam ich einen Schreck. „Wie, ein Mann der Weisheit und der Wissenschaft — umgeben von Männern der Weisheit und Wissenschaft — und du — ein Poet, ein Mensch, der, wenn die Leiter der Systematik vor ihn hingestellt wird, damit er anständig-bedächtig zu den Menschen in die Wohnung steige, lieber mit einem Satz zu ihnen ins Fenster hineinspringt? Ja — wäre ich ein Mathematiker, dann holte ich mir Tafel und Kreide, malte eine quadratische Gleichung kompliziertester Art darauf: „Meine Herrschaften, das X, das ist Wilhelm Dilthey.“

Wenn ich ein Physiologe wäre, dann machte ich ein hübsches anatomisches Präparat — reichte es um den Tisch herum, von Hand zu Hand: „Meine Herrschaften — dies hier ist Wilhelm Dilthey.“

Aber so —

Endlich kam ich, nachdem ich lange und akut nachgedacht hatte, zu folgender, vielleicht möglichen Erklärung:

„Man weiß von dir, daß du ein Schüler Diltheys bist." Aber wieso? Hat man mich jemals in seinem Hörsaal in der Universität gesehn?

„Das nicht — aber man weiß, daß du Privatissima bei ihm gehört hast."

Das kann und werde ich nicht leugnen.

„Seine Vorlesungen im Hörsaal — alle Achtung davor — aber die haben andere auch gehört. Von dir aber weiß man, daß du auch die gehört hast, die er *nicht* gehalten hat, und auf die gerade kommt es uns an."

Die er *nicht* gehalten hat?

„Ja, das weißt du doch, daß die wunderbarsten Vorlesungen Diltheys diejenigen sind, die er nur im Geist gehalten, aber nicht in Worten ausgesprochen und zu Papier gebracht hat?

In seinem Kopf, in seinem Gemüt liegt das alles fix und fertig, gesprochen und gedruckt. Hören, lesen, genießen kann es aber vorläufig nur der, der mit vierdimensionalem Blick ausgerüstet durch die Glaswand einer Weinflasche hindurch den Wein in der Flasche zu schmecken, durch das Knochengerüst eines Kopfes hindurch ins Innere eines Gehirns zu blicken weiß. Und solchen Blick sollt ihr Poeten besitzen. Ist das richtig?" Wohl möglich, aber —

„Ich weiß, was du sagen willst — aber du bist nur ein mittelmäßiger Vertreter deiner Zunft." Das weiß ich, denn ich lese ja die Zeitungen. „Trotzdem wollen wir es mit dir versuchen." Es bleibt also bei dem Auftrag?

„Es bleibt dabei."

Und also, meine Damen und Herren, stehe ich nun vor Ihnen, mit der Aufgabe betraut, Ihnen über Wilhelm Dilthey Auskunft zu geben.

Meine Herrschaften, die Aufgabe ist nicht leicht!

Ich richte also den vierdimensionalen Blick auf Wilhelm Dilthey, schaue in ihn hinein — und was sehe ich? Ich sehe eine Landschaft. Aber merkwürdig — die Umrisse der Landschaft stehen nicht fest, sie verschieben sich, die Landschaft verändert sich: da wo eine architektonisch gebaute, strenge Landschaft gestanden hatte, erscheint eine solche in den fließenden Linien der Stimmung,

da, wo eine nach Claude Lorrain stilisierte Landschaft gewesen war, erscheint eine modern-impressionistische. Eine verdrängt die andere, eine kämpft mit der anderen — ich sehe Kampf in Wilhelm Dilthey — aber über dem Wechsel sehe ich etwas Bleibendes: die in immer gleichem Lichte atmende und ruhende Sonne. Ist es der Gedanke, ist es das Gefühl? Es ist eben alles, was drüber steht, die Sonne. Die Landschaft verschwindet — es erscheint ein Bild; ein Konterfei, ein Porträt! Ah — nun werden wir's gleich haben. Das ist sein Gesicht! Wie er sich selbst in seiner Natur vor meinen Augen zeichnet. Nun einen Augenblick Geduld — gleich werde ich Ihnen sagen können, wie Wilhelm Dilthey wirklich und wahrhaftig aussieht — — da — neue Schwierigkeit: das Bild ist ein Mosaik! Zusammengesetzt aus unzähligen Steinen, ein unübersehbares Mosaik! Jeder der einzelnen Steine ein Leuchtkörper für sich, ein Gedanke, der in sich selbst zurückkehrt, ein Mikrokosmus für sich. Wo finde ich den großen Zug, der all diese einzelnen Steine zum überwältigenden Ganzen vereinigt? Ich fühle, daß ich vor etwas Großem, Überwältigendem stehe — aber es bleibt wie der Schatten eines Gesichts, wie die Ahnung eines Bildes, wie ein von geheimnisvollen Blitzen durchleuchtetes Dunkel, wie ein ungeheures Versprechen, wie die Stimme der Isis, die hinter dem Schleier hervor ihr „künftig einmal“ flüstert, ein Mysterium! Ja, meine Herrschaften, ich habe Ihnen eine Verkündigung zu tun: dieser Mensch, dieser Mann, der so freundlich lächelnd in unserer Mitte sitzt, Wilhelm Dilthey ist ein durch die Zeiten dahinschreitendes, großes, unerklärtes, vielleicht nie zu erklärendes Mysterium!

Das was Sie hier von mir gehört haben, ich will es Ihnen nur gestehn, ist nicht das Ergebnis weniger Augenblicke, es ist das Destillat jahre- und jahrzehntelanger Betrachtung. Jahre- und jahrzehnte lang, wie Jakob mit dem Engel des Herrn, habe ich mit dieser Seele Wilhelm Diltheys gerungen: „Ich lasse dich nicht, du verkündest mir denn dein Geheimnis“ — ich habe ihm gelauscht und habe ihn gelesen, habe ihn geliebt und habe ihm gezürnt, habe ihm geflucht und habe ihn angebetet, habe ihn vielhundertmal in meiner verzweifelnden Seele begraben und jedesmal, wenn ich ihn am Abend vorher begraben hatte, am anderen Morgen nicht mit Hacke und Spaten, sondern mit Händen und Nägeln wieder herausgegraben. „Wo ist Dilthey?

Wo ist mein Dilthey, ohne den ich nicht denken, fühlen und sein kann?“ —

Wie ich an ihn herangekommen bin — denn ob ich zu ihm gekommen bin, das könnte ja doch eigentlich nur er sagen — das muß ich Ihnen vorher in kurzen Worten erzählen. Handelt es sich auch nur um etwas ganz Persönliches, so wissen Sie doch alle, daß ich im Sinne des Mannes spreche, der das Studium der Individualität zu einem Hauptthema seines Forschens gemacht hat, wenn ich das Persönliche als etwas Wichtiges betrachte.

In die Erscheinung getreten ist Wilhelm Dilthey für mich zu Berlin in der Weinstube von Frederich in der Potsdamer Straße im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Damals in dieser herrlichen Zeit Deutschlands versammelte sich bei Frederich ein Kreis ausgezeichneter Männer; ich nenne Hobrecht, Johannsen, Tiedemann, Bernhard Scholz, vor allem Julian Schmidt, und wenn es „nachts um die zwölfte Stunde war“, erdröhnte die Schwelle von einem stampfenden Schritt, von einem Schritt, dem man anhörte, daß er immer zu bestimmtem Ziele ging, das war der kleine Großmeister, der wiederauferstandene kunstreiche Gnom der deutschen Mythologie, Adolph Menzel.

In diesem Kreise nun — deutlich seh' ich es noch vor mir — erschien an einem Abend ein damals noch jugendlicher Mann, bei dessen Eintritt ein freudiges Hallo! durch die Versammlung ging, das war Wilhelm Dilthey, über dessen Haupt, wie eine Aureole, „das Leben Schleiermachers“ leuchtete.

Näher gekommen ist Wilhelm Dilthey mir erst eine Reihe von Jahren später, als ich mit ihm in Klein-Öls in Schlesien auf dem Gute meines Schwagers, seines Freundes, des Grafen Yorck von Wartenburg, zusammentraf.

Dilthey kam von Breslau, wo er Professor war, ich kam von Berlin, wo ich Assessor war. Im Park von Klein-Oels haben wir uns zum erstenmal die Hand gereicht. Es ist lange her seitdem — trotzdem, wenn ich an jene Tage zurückdenke, ist mir, als umwehte mich heut noch der Duft des Jasmins, der in jenen Tagen üppig blühend herrlich den Garten erfüllte.

In verschiedenster Gestalt lernte ich ihn kennen: als Gatten und Familienvater, denn seine junge Frau und sein jüngst geborenes Töchterchen begleiteten ihn, als Peripatetiker, wenn er

philosophierend mit meinem Schwager in den Gängen des Parks einherschritt und ich den Gesprächen beider ungefähr wie ein Hyperboräer lauschte, der sich in die Akademie des Platon verlaufen hatte, als Kegelspieler lernte ich ihn kennen, da wir jeden Tag auf der Kegelbahn im Park zusammen lagen, als fliegende Bibliothek, da Wilhelm Dilthey nie ohne ein, meistens aber mit zwei oder mehreren Büchern gesehen wurde, und endlich als Kritiker, da ich im Koffer stets ein Drama mit mir brachte, das abends gelesen und von Dilthey in Gemeinschaft mit meinem Schwager noch vor Schlafengehen kritisch abgetötet wurde.

Und nachdem auch dieses zweite Stadium des Nähertretens erledigt war, sollte endlich der Tag kommen, an dem Wilhelm Dilthey mir geboren wurde. Das aber geschah wieder eine Reihe von Jahren später, das geschah, als ich still für mich in meiner Stube zu Berlin seine Schrift „Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik" las.

Als ich dieses gelesen, war mir im ersten Augenblick wie dem Kardinal von Este, der zu Ariost, nachdem er seinen „Rasenden Roland" gelesen, das Wort sprach: „Wo zum Teufel, Meister Ludwig, habt Ihr das alles her?" So sprach ich im Geiste: „Wo zum Teufel, Meister Wilhelm, Ihr, den man selten oder nie im Theater sieht, habt Ihr es her, daß Ihr über dramatische Kunst und schaffende Tätigkeit des Dramatikers zu sprechen wißt, als wäre jede Stunde Eures Lebens diesen Dingen und nur diesen gewidmet gewesen?" Denn wenn ich sage, daß diese Dinge mit intuitivem Instinkt behandelt waren, so ist das nicht genug — ein divinatorischer Blick war es, der hier in die innersten Geheimnisse des dramatischen Schaffens eindrang! Wollte ich mich hier eingehender über dieses Werk auslassen, so müßten wir den Kaiserhof statt für einen, für drei Abende in Beschlag nehmen.

Nur soviel sei gesagt: in der Stunde, als ich das Werk las, ging Wilhelm Dilthey zum ersten Male ganz in mir auf. Wenn uns jemand aufgeht, wird er uns geboren. Wenn jemand uns einmal geboren worden ist, kann er uns nie wieder verloren gehn. In Privatissimis, die ich bei ihm gehört, habe ich ihm das wohl manchmal gesagt — ich wünsche mir Glück, daß ich es ihm heute, an seinem siebzigsten Geburtstage vor Augen und Ohren vieler, und der Besten, öffentlich sagen darf.

Und nach diesem Tage — ich würde sagen von Damaskus,

wenn es einer Bekehrung bedurft hätte, ich will also nur sagen, von Berlin, kam für mich ein zweiter Tag der Erleuchtung, das war der Tag von Pallanza. Von Pallanza am Lago Maggiore.

Ich nenne Ihnen mit vollem Bewußtsein und aus gutem Grunde Ort und Lage des Orts, an dem ich diesen Tag erlebte, so genau. Wie tief man sich innerlich einem Menschen verknüpft fühlt, dafür gibt es ein Merkmal: nämlich, an welchen Orten man dieser Menschen gedenkt. Regt sich mir, beim Anblick einer großen Natur unmittelbar das Erinnern an einen Menschen, so kann ich mit Gewißheit annehmen, daß er meinem Innersten befreundet und verwandt ist. Und ebenso können wir uns einen gewissermaßen dokumentarischen Beweis dafür verschaffen, welchen Wert ein Buch für uns besitzt, indem wir es in einer großen Naturumgebung lesen. Hält das Buch dann stand, dann ist es ein gutes Buch.

Dort also, am Lago Maggiore, zu meiner Rechten, in weiter Ferne, vom Nachmittagslicht rosig überhaucht, wie der Hüter des herrlichen Tales, Simplon in massiger Majestät, vor mir ausgebreitet, wie eine leise atmende, von ruhig tiefen Gefühlen erfüllte Brust die weite spiegelnde Fläche des Sees, und auf den Wassern schwimmend, wie ein Farbenband von einem Ufer zum andern, die Borromäischen Inseln. Isola Madre in ihrem buschigen Garten: Phantastik, mit ihrer breiten, von Oleander eingefaßten Treppe zur Ländestätte herunter, ihrem einsamen Palast, wie der Boden und die Bühne für das wundersame Menschheitsdrama, das wir unter dem Namen „Italienische Renaissance" begreifen. Weiter drüben Isola bella mit ihrem in der Nähe zopfigen, aus der Ferne merkwürdig malerisch-grotesk wirkenden Terrassenaufbau. Alles überschüttet von einer Vegetation, in der sich der Norden und der Süden Europas wie im Kusse zusammenfinden, alles überhaucht von einem Duft, der wie der berauschende Odem von den Lippen der Erde uns anweht. Links drüben, über Laveno die steile Pyramide des Sasso di Ferro und über Stresa aufragend in schattenhafter Ferne Monte Rosas Gipfelklippen, die wie der aufgerissene Rachen eines riesigen Haifisches zum Himmel gähnen. Und in dieser Landschaft las ich ein Buch, und dieser Umgebung hielt das Buch stand, und dieses Buch war Wilhelm Diltheys „Leben Schleiermachers". Und in diesem Buche war ein Abschnitt, den ich nicht einmal, den ich zwei- und dreimal und jedesmal mit

steigendem Entzücken las, das war der Abschnitt über die romantische Dichterschule.

Geboren war mir Wilhelm Dilthey — ich habe schon gesagt, wann und wie es geschah — an diesem Tage in Pallanza habe ich ihn getauft, und ich gab ihm den Namen des großen, des größten Literarhistorikers Deutschlands.

Seit jenem Tage komme ich mir vor wie der Sklave des Darius, der täglich hinter dem Stuhle des Königs sein „Herr, gedenke der Athenienser“ wiederholte. So stand ich, so stehe ich hinter Wilhelm Dilthey. „Dilthey — gedenke der deutschen Literaturgeschichte.“ Seit jenem Tage komme ich mir vor wie der Tempeldiener im Tempel zu Sais, der täglich vor dem verschleierten Bilde liest: Göttin oder Gott — denn ich weiß ja nicht, ob die Wahrheit weiblichen oder männlichen Geschlechts ist — es wird so viel, so gräßlich viel *geredet* über deutsche Literatur — wann wirst du den Mund auftun und darüber *sprechen*. Dein Sprechen wird ein Verkünden sein; wo Verkündigung in die Welt tritt, da verstummen die Unberufenen, da wird die weihevolle Stille, das heilige Schweigen, das immer den großen Offenbarungen des schaffenden Menschengeistes vorhergeht.

Dilthey, wann wirst du —? Aber ich spreche, wie ich nicht sprechen sollte — Dilthey hat schon — das Buch ist da. Unter den ungeschriebenen, d. h. den noch nicht niedergeschriebenen, zu Papier gebrachten Büchern Wilhelm Diltheys liegt es aufgeschlagen vor mir. In seinem Haupte, seinem Gemüte ist es geschrieben, gedruckt, ist es abgeschlossen und da!

Ich kann mir nicht helfen — ich muß aus der Schule schwatzen.

Noch einmal ersteige ich die vierdimensionale Warte und blicke hinein in dies sein größtes, sein schönstes, unsterblichstes Buch und ich sehe — was sehe ich?

Eine Landschaft sehe ich wieder, wie ich sie schon einmal sah, aber noch ausgedehnter diesmal, überströmt vom immer gleichen Licht der immer gleichen Sonne. Jetzt ist kein Kampf mehr, jetzt ist Ruhe und Friede. In der Mitte dieser Landschaft steht ein Baum, sein Wipfel reicht hoch, ein Adler wohnt in seinem Wipfel, das ist der Gedanke, der mit durchdringendem Auge Fernen durchmißt, die sich dem gewöhnlichen Auge in Dunst hüllen, die Äste des Baumes breiten sich weit, wie Arme.

„Komme zu mir, alles was eigene Persönlichkeit, was Individualität heißt, was da spricht, weil es sprechen muß, weil es ersticken würde, wenn es nicht spricht. Ob grade oder krumm — ob schön oder häßlich — nur daß ihr mit eigenem Gesichte kommt, denn wenn ihr in Masken kommt, reißt euch mein Adlerschnabel die Masken ab, und meine Flügel jagen euch hinweg.“ In den Ästen dieses Baumes weht nicht der hektische Atem schulmeisternder Klassifikation, nicht die Blasebalgluft der Partei, mit der man Stichflammen emportreibt, während man Herdfeuer auspustet, in den Ästen dieses Baumes weht die Luft, in welcher Leben gedeiht, weil sie aus dem Leben kommt, die alles begreifende Erfahrung. Gleich dem „Wirte wundermild“, von dem Uhland gesungen hat, steht der Baum da. Alle schaffenden Kräfte drängen sich zu ihm, in seinem Schatten sammeln sie sich, ordnen sie sich, jeder an den Platz gestellt, den ihm die Hand des Wirtes angewiesen hat, den jeder sofort als *seinen* Platz erkennt. Und wenn sie sich also ordnen, fühlen sie die erhaltende Kraft, die die Welt immer wieder aus den Händen pessimistisch-individualistischen Überhebertums rettet, die Ausgleich schafft zwischen häßlich und schön, groß und klein, stark und schwach, fühlen den ewig weisheitsvollen Zusammenhang aller Dinge dieser Welt.

Da wird ihr Sprechen zum Danken, ihr Danken zum Lobgesang und in den Lobgesang, den sie ihm bringen, stimme ich ein und „Wilhelm Dilthey,“ sage ich, „der du vor meiner Jugend einhergingst, wie ein Geheimnis, das zur Entfaltung unsrer Kräfte reizt, weil es die Sehnsucht in uns weckt, der du durch meine Reifezeit dahingingst wie ein Geheimnis, das uns nie müde und satt werden läßt, weil wir bei jedem Schritt näher heran immer neue ungeahnte Seiten entdecken, die zu erforschen bleiben, der du unter uns sitzest wie eine geheimnisvolle Persönlichkeit, in der alle Kräfte und Gestalten der Vergangenheit und alle gärenden Bedürfnisse des gegenwärtigen Tags gleichmäßig lebendig sind, der du die Erforschung des Menschen zum Zweck deines Lebens gemacht hast und dadurch zum Berater und Beichtiger derer geworden bist, die sich die Gestaltung des Menschen zur Aufgabe gemacht haben“ — es ist etwas Herrliches, wenn man von einem siebzigjährigen Manne sagen kann, er hat uns viel gegeben — aber es ist etwas Wundervolles, wenn man von ihm sprechen kann, er verheißt uns noch mehr zu geben.

Dem alten Dilthey danken wir, daß er uns reich gemacht hat, dem jungen Dilthey aber, der uns mehr als reich, der uns jung macht, indem er mit uns hinausgeht in die winkende Zukunft, ihm rufen wir: „Glück auf den Weg und Heil dir, Wilhelm Dilthey, Heil!"

Shakespeare und wir

(Aus dem Jahresbericht für 1905/1906 erstattet in der Generalversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft 23. April 1906 durch den 2. Vizepräsidenten.)

Nachdem ich mich meiner offiziellen erfreulichen Pflicht als Präsident dieser Versammlung entledigt habe, bitte ich Sie, noch einige Gedanken kurz entwickeln zu dürfen, zu denen ich mich angeregt fühle, indem ich auf den internationalen Charakter blicke, der unserer heutigen Versammlung durch das Erscheinen des amerikanischen Gastes aufgeprägt ist: Sie alle kennen die Bestrebungen, die seit beinah Jahr und Tag ins Werk gesetzt werden, um die verloren gegangene geistige Fühlung zwischen Deutschland und England wiederherzustellen. Inmitten dieser Bewegung steht unausgesprochenermaßen die deutsche Shakespearegesellschaft, denn jeder dieser von deutscher Seite an Englands Adresse gerichteten Wiedergewinnungsversuche endigt mit dem Satze: „Vergeßt nicht, daß wir etwas Gemeinsames besitzen, den großen Dichter, den Ihr erzeugt, den wir zu dem Unseren gemacht und Euch wiedergegeben haben." Echt deutsch-idealistisch ist es ja nun, daß wir annehmen, wir könnten durch den Hinweis auf einen gemeinsamen geistigen Besitz einen Gegner, dem es im Streite mit uns auf handgreiflich materielle Interessen ankommt, zur Sympathie für uns bekehren. Damit aber der schöne Vorsatz zu einem wirklichen Ergebnis führe, scheint es mir nötig, daß wir in die vielfach unklaren Empfindungen, die uns dabei leiten, Klarheit schaffen, und das kann nirgends besser geschehn, als hier, am zentralen Sitze des deutschen Shakespeare-Kultus. Wir haben uns nämlich im Laufe der Zeit so daran gewöhnt, Shakespeare als den Unseren zu betrachten, daß wir beinah dahin gelangt sind, ihn als eine deutsche Persönlichkeit zu empfinden. Das ist, meines Erachtens, ein Irrtum, der zu gefährlichen Folgerungen führen kann. Nur durch die Arbeit, die wir Deutsche

an ihm getan haben, ist er der Unsere geworden, aus sich selbst nimmermehr. Shakespeares Persönlichkeit ist durch und durch englisch; er ist ein straffer englischer Nationalist. Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wäre ich gewiß der letzte. Alle großen Dichter sind leidenschaftliche Söhne ihres Vaterlands gewesen. Als Äschylos starb, schrieb er auf seinen Grabstein kein Wort von seinen dramatischen Taten; das einzige, was er rühmend von sich erwähnte, war dies, daß er bei Marathon für sein Vaterland gekämpft hatte. Aber wenn wir Shakespeare aus seiner nationalen Gesinnung keinen Vorwurf machen, so dürfen wir doch auch nicht die Augen davor verschließen. Wir dürfen, wenn wir die herrliche Ansprache des Bastard Faulconbridge im König Johann lesen: „Dies England lag noch nie und wird auch nie zu eines Siegers stolzen Füßen liegen“ den beinah unbändigen Stolz in den letzten Worten dieser Ansprache überhören „So komme nur die ganze Welt in Waffen, wir trotzen ihr; nichts bringt uns Not und Reu', bleibt England nur sich selber immer treu.“ Wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, daß dieses Nationalitätsgefühl sich stellenweise bis zum Chauvinismus steigert, wenn wir in Heinrich VI. lesen, in was für einem grausam verzerrten Bilde sich eine Gestalt wie die der Jungfrau von Orleans in Shakespeares Auffassung widergespiegelt hat. Und endlich dürfen wir, indem wir uns den bekannten Auftritt zwischen dem Bastard Faulconbridge und Leopold von Österreich in König Johann vergegenwärtigen, nicht blind daran vorübergehn, daß Shakespeares Vaterlandsliebe sich ganz unmittelbar gegen uns Deutsche gewendet hat.

Das Endresultat nun von diesen Ausführungen? Es ist der Rat, den ich geben möchte, daß wir die Versuche aufgeben sollten, durch die Persönlichkeit Shakespeares die persönliche Freundschaft der Engländer gewinnen zu wollen. Abgesehen von den eben angedeuteten Eigenschaften Shakespeares, die ihn zur persönlichen Vermittlung ungeeignet machen, erscheint mir das Bestreben, uns die Engländer geneigt zu machen, auch schon deshalb aussichtslos, weil die englische Persönlichkeit eine viel zu schroffe, in sich abgeschlossene Self made-Sache ist, um sich von irgend jemandem, am wenigsten von uns idealistischen Deutschen gewinnen zu lassen. Wir sollten uns dem Fremden gegenüber überhaupt mehr an das erinnern, was wir geleistet haben, dann würden wir stolzer werden, würden uns abgewöhnen,

im Völkerverkehr immerfort die häuslichen Empfindungen, Freundschaft und Sympathie zu suchen und würden das erlangen, worauf es im internationalen Leben ankommt, Respekt. Daß wir da, wo wir die seelische Harmonie zwischen uns und anderen Nationen getrübt sehen, Zuflucht zu einer über uns und ihnen waltenden großen Persönlichkeit nehmen und nach einer Gemeinsamkeit suchen, in der wir uns zusammenfinden können, billige ich; aber wenn wir dazu Shakespeare ausersehn, sollten wir ihn nicht immer nur als Vermittler zwischen uns und den Engländern insbesondere machen wollen. Shakespeare gehört weder den Engländern noch uns; ein Welt-Dichter gehört der ganzen Welt. Wollen wir ihn denn zum Vermittler zwischen uns und anderen Nationen machen, so sollten wir zu diesen etwa folgendermaßen sprechen: Zwei Gestalten sind über der Menschheit, von denen die eine alles das enthält, was die Menschenseele unglücklich, die andere alles das, was sie glücklich machen kann. Das ist auf der einen Seite die Wirklichkeit — auf der anderen die Phantasie. Im Schoße der Wirklichkeit ruhen all die Mächte, die die Menschen voneinander reißen, die materiellen Interessen, die Sucht, mehr zu haben, mehr zu sein, als der andere, Selbstsucht, Habsucht und Herrschsucht. Die Phantasie dagegen umschließt alles, was die Menschenseelen, indem sie sie ablenkt von den ewig egoistischen materiellen Interessen, in der Gemeinsamkeit eines großen, uneigennützigen Gefühls zusammenführt.

Denn Phantasie, wie ich sie verstehe, ist nicht eine geistige Spielerei, sondern der Inbegriff aller geistigen Betätigung im Gegensatz zur sinnlichen. Phantasie ist auch nicht Aufhebung der vernünftigen Lebensbedingungen, sondern die Umdeutung derselben zu einem weisheitsvolleren Zusammenhang, als der Alltag und Eintag ihn gewährt. Alle segenbringenden Mächte der Phantasie vereinigen sich in dem letzten und höchsten Produkt, im Kunstwerk. Das große Kunstwerk ist die Erlösung, der große Künstler der Erlöser der Menschheit. Nur selten aber gelingt der unablässig schaffenden Menschheitsphantasie dieses Höchste und Letzte. In Jahrhunderten ein einziges Mal erscheint solch einer, dem es gegeben ist, ein Werk hervorzubringen, das, alle Elemente der wirklichen Welt in sich schließend, eine wahre und doch keine wirkliche, sondern eine über dieser stehende Welt darstellt.

Solch ein geheimnisvoller, von unerklärlichen Seelenkräften genährter Mensch war Shakespeare.

Der deutsche Geist, erlösungsbedürftiger als der Geist anderer Nationen, verständnisvoller für das allen Menschen Gemeinsame, als andere Nationen, hatte die Werke dieses Dichters kaum kennen gelernt, als er sogleich empfand, daß hier eine Welt sich auftat, in der es wirklich Erlösung von der Wirklichkeit gab, eine Welt, in der Menschen wirklich zusammen leben konnten als Angehörige einer großen Gemeinschaft, weil alles Leid der Ungerechtigkeit, womit der Alltag uns belastet, aufgehoben war durch den Ausblick in ewige Gerechtigkeit, weil die Stimmen der materiellen Interessen, die immer zum Krieg rufen, übertönt waren von einer Stimme, die den Menschen verkündete: „In dem Hause, wo ich wohne, ist Raum für alle!" Darum mit Inbrunst stürzte sich der deutsche Geist über Shakespeares Werke her. Er riß sie an sich, indem er sie in seine Sprache übertrug, in einer Übersetzung übertrug, die den Urtext vielfach an Schönheit übertrifft. Es erging ihm dabei, wie es jemandem ergeht, der einen Berg ersteigt, oder der ins Meer hinuntertaucht: je höher man steigt, um so mächtiger wird der Berg; je tiefer man taucht, um so unergründlicher das Meer. In immer neuen Schönheiten leuchtete das Schnee- und Gletscherhaupt des Berges auf — immer neue Perlen stiegen aus der Tiefe der See. Darum sagte sich der deutsche Geist: „Ich will weiter steigen, weiter ergründen" und darum bis auf den heutigen Tag arbeitet er an Shakespeare und arbeitet fort.

Heute nun ist er soweit gelangt, daß er zu den anderen Nationen sprechen kann: „Kommt herein, ich habe das wunderbare Land soweit erforscht, daß ich euch Führer und Erklärer sein kann. Ich wende mich nicht an einen einzelnen, ich wende mich an alle. Ich zwinge niemanden, werbe um keines einzigen Freundschaft und Gunst. Alles was ich tue, ist, daß ich euch die Türen öffne zu der erlösenden Welt. Wollt ihr fernbleiben — bleibt fern. Wollt ihr aber kommen und zu mir eintreten, so werdet ihr erfahren, daß es sich gut mit den Deutschen in einem Hause wohnt."

Silvester 1906

Ansprache an die in seinem Hause versammelten Freunde

Wieder naht die Stunde, die tausendfach, zehntausendfach, millionenfach dagewesene und immer wieder neue, wieder geht, wie eine elektrische Welle ein Schauern durch die Welt, weil alle Gemüter, alle Menschen der gesamten Kulturwelt, von einem und dem gleichen Gedanken erfüllt, suggestiv, wie durch eine unsichtbare, ungeheure Gewalt zueinander gerückt, aus allen Fernen der Welt einander nahgebracht sind — die letzte Stunde des Jahres.

Etwas Altes, Bekanntes geht — etwas Neues, Unbekanntes kommt.

Und für einen Augenblick verwandelt sich die weite Menschenwelt in ein Etwas, das ungefähr so aussieht, wie der Raubtierzwinger in einem zoologischen Garten, wenn die Fütterungsstunde naht. Hinter den Gittern der Käfige laufen sie umher, die Löwen und Tiger, Luchse und Füchse, Marder und Wiesel, die ganz großen, die mittelgroßen, die ganz kleinen, mit brennenden Augen spähen sie hinaus, und aus dampfendem Rachen kommt ein Geheul: „Wann kommt er, wann kommt er, der, auf den wir warten, und was bringt er, was bringt er?"

So, hinter den Fenstern ihres Lebens stehn die Menschen. Ungeduldig laufen sie hin und her. Mit dem Fuße stoßen sie das alte Jahr von sich: fort, alles was alt und gewesen ist, und heran das Neue, was da werden soll! Mit gierigen Augen lauschen, mit lechzenden Ohren horchen sie: „Wann schlägt die Stunde, da es kommt, das, worauf wir warten? Und was bringt es? Was bringt es?"

Wer Ohren hat zum hören, der hört in dieser Stunde das Hungergeheul der Menschheit nach Glück.

Alle Jahre wiederholt es sich, alle Jahre kommt es wieder, das Drängen und Schieben der Massen, das Sichheben der Köpfe, das Sichrecken der Arme, die da hinaufgreifen ins Dunkel der Zukunft, wo es doch irgend — irgendwo sein muß, das Ersehnte, das Erlechzte, das Glück, das Glück, das Glück.

Und da horch — über all dem Stoßen und Gestoßenwerden, dem Hauchen und Fauchen, Tappen und Schnappen, über all dem wüsten, rastlosen Lärm kommt eine Stimme —

weit weit her, ganz leise, wie ein verhallender Klang. Sie ist schon dreihundert Jahre alt, die Stimme, darum hört sie fast niemand mehr, und die Masse hat sie überhaupt nie gehört. Sie kommt aus einem stillen Winkel eines stillen Landes, des Landes, in dem die Menschen wohnen, die damals tiefe Augen und tiefe Seelen und in den Seelen ein göttliches Leid, das Sehnen nach dem Weltgeheimnis trugen, bis daß der Materialismus kam, ihnen sagte, daß es überhaupt kein Weltgeheimnis gibt, und sie erlöste von ihrem großen Leid und zu Bettlern, zu Bettlern machte — die deutschen Menschen.

Nur wenige also hören die leise, die alte, die ferne Stimme. Aber die wenigen, die sie hören, die stehn und lauschen, und stoßen sich heimlich an: „Hört das — wie süß das klingt! Hört das. Das klingt ja fast, als wüßte der, der da spricht, was die Millionen da vor uns alle nicht wissen und wissen möchten, als wüßte er, wo es ist, und was es ist, das Glück, das Glück, das Glück."

Und nun gehn sie der Stimme nach, wie einer Glocke gehn sie ihr nach, die aus verstecktem Tale ruft. In ein Land kommen sie, das heißt Schlesien. In eine Stadt kommen sie, die in dem Lande liegt, die heißt Görlitz. Und in der Stadt steht ein unscheinbares Haus. In dem unscheinbaren Hause wohnt ein unscheinbarer Mann, ein Schuhmacher seines Zeichens, wie auch einige Jahrzehnte früher zu Nürnberg solch ein Schuhmacher saß und sann, und dichtete; aber nicht wie dieser, Hans Sachs, sondern Jakob Böhme heißt der Görlitzer Schuhmacher. Und dieser Jakob Böhme sitzt da in seiner Werkstatt und blickt starren Auges in ein zinnernes Gefäß, in dem mit seltsamem Farbenspiel die Sonne leuchtet. Und indem er hineinblickt, bewegen sich seine Lippen und er spricht:

„Wem Zeit ist Ewigkeit
Und Ewigkeit ist Zeit —
Der ist gefeit vor allem Leid."

Und da sehen sie stumm sich an, die, die seiner Stimme nachgegangen sind, und plötzlich wissen sie, daß sie gefunden haben, was die Millionen da draußen nicht gefunden haben und nie finden werden: die Formel und das Wort, in dem es enthalten ist, das Glück, das Glück, das Glück.

Denn dieses Wort, dieses wunderbare, sagt uns, woher es

kommt, daß wir leiden und nicht glücklich sind, und es sagt uns, was wir tun müssen, damit wir aufhören zu leiden und anfangen, glücklich zu sein.

Daher kommt unser Leid, daß wir immer nur Augenblicksgeschöpfe sein wollen, sein können, die hinter sich abgetan das Vergangene, wie etwas Totes, vor sich das Zukünftige, wie etwas Lebloses, Dunkles sehn, für die nur der Augenblick Licht und Wärme hat und Leben bedeutet. Dahinter zu kommen, daß dieses alles nur Vorstellungen unserer beschränkten Schwäche sind, daß es kein Gestern, kein Morgen gibt, sondern daß alles unzertrennbare, uns ewig umfangende Zeit, daß dies alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ein ewig in sich geschlossenes Kugelgewölbe darstellt, in dem uns das, was vor Millionen Jahren war, ganz so unmittelbar nah ist, wie das, was nach Millionen Jahren sein wird, weil es überhaupt nie war und nie sein wird, sondern immer nur *ist*, ein ewiges *Heut* — dahinter, sage ich, zu kommen, das erst ist ganzes Lebensgefühl! Und wer das Lebensgefühl in der Seele hat, der hat das Glück.

Das ist es, was ich in dieser Silvesternacht zu dem Kapitel zu sagen hatte, das in dieser Stunde die ganze Menschheit beschäftigt. Ich weiß nicht, ob und inwieweit meine Worte imstande sein werden, Nahrung zu geben und zu sättigen. Aber ich weiß, daß es nie eine Zeit gegeben hat, in der es mehr not tat, als in dieser, den Menschen zu sagen: „Sucht das Glück nicht draußen, sondern einzig da drinnen, in euch selbst!" Nicht wie ein fertiger Goldbarren liegt das Glück in der Seele der Menschen, sondern wie aus dem Bergwerk will es geschürft, gehoben und herausgearbeitet sein. Das Organ, das diese Arbeit verrichten muß, ist die Seele selbst, und darum muß die Seele stark sein und freudig zur Tat. Diese Seelenfreudigkeit nennt man Idealismus, denn Idealismus ist nicht eine abstrakte Weltanschauung, sondern eine wirkende Seelenkraft. Und weil Sie heute als Gäste in meinem Hause sind, im Hause eines Menschen, der mit aller Überzeugung glaubt, daß dieses es gewesen ist, was unser leidgequältes Volk, unser deutsches, lebendig erhalten hat trotz konfessioneller Spaltung, trotz gräßlicher, politischer Zerreißung, trotz aller Erbärmlichkeit engherzigen Haders, glaube ich, das Recht zu haben, Sie aufzufordern, die Gläser zu erheben und mit mir zu sprechen:

„Du heilige Kraft der deutschen Seele, und darum der Menschenseele überhaupt, wirkende Kraft, Idealismus, steh wieder auf! Und lebe! Und lebe!"

Hellmuth von Glasenapp zu seiner Konfirmation

(12. März 1907)

Mein lieber Hellmuth, am heutigen Tage kommt jeder mit dem Wunsche zu dir, dir etwas zu schenken. Etwas Gutes, sein letztes möchte dir jeder schenken.

Was mag das letzte sein? Man bringt dir einen schönen Gegenstand — aber der kann zur Erde fallen und zerbrechen, Flecken bekommen oder sonstwie verderben. Man bringt dir eine gute Lehre — die lernst du vielleicht auswendig und behältst sie solange, bis du sie eben wieder vergessen hast. Das letzte, was dir, meiner Ansicht nach, ein älterer Mensch bringen kann, ist, daß er dir aus seinem Leben diejenige Erfahrung mitteilt, die er als die größte, wichtigste erkannt hat, und daß er sie in dein Leben einzupflanzen versucht. Nicht, damit du sie auswendig lernst, — denn Auswendiggelerntes ist wie eine Münze, die man vielleicht im Lauf von vielen Jahren einmal verwerten kann, vielleicht aber auch nie — sondern damit du darüber nachdenkst.

Denn es ist zwar richtig, daß man Erfahrungen selbst machen muß — aber es ist auch anderseits richtig, daß die Menschenleben sich bis auf einen gewissen Grad ähnlich sehen: es sind schließlich die gleichen Schmerzen, unter denen alle Menschen leiden, die gleichen Freuden, an denen sie sich freuen. Und wenn man dann, älter werdend, Schmerzen und Freuden kennen lernt, dann kann es immerhin von Wert sein, wenn man sich gelegentlich an das erinnert, was uns früher einmal jemand darüber gesagt hat, was er sich aus Schmerzen und Freuden für eine Lehre gezogen hat. Das ist dann ein Wegweiser: hier geht auch ein Weg entlang und vielleicht probiert man den Weg dann einmal, und vielleicht kommt man darauf eine Strecke weiter. So habe ich denn mancherlei erfahren, das wichtigste von dem allen aber scheint mir, daß ich nicht aus irgendeinem Buche, nicht durch irgendeines anderen Lehre, sondern eben nur ganz aus eigener Erfahrung die Überzeugung, aber die

ganz feste, gewonnen habe, daß über dem Menschen ein Schicksal waltet, das über ihn nachdenkt und seine Wege mit ihm geht.

Du mußt das nicht so verstehen, daß es für dich denkt, und dir auf solche Weise das eigene Denken erspart. Nein, im Gegenteil, es will, daß du dich bemühst, die Gedanken nachzudenken, die es über dir und für dich hat. Es will, daß du es verstehen lernst, und verlangt von dir, daß, wenn du zum Verständnis durchgedrungen bist, du freiwillig den Weg gehst, den es mit dir gehen will. Tut man das, so gehen einem allmählich die Augen auf: man bemerkt, daß man diese und jene Eigenschaft hat, vor deren einer man sich hüten, während man die andere stärken muß. Man erkennt, daß man gewisse Fähigkeiten besitzt, und jede Fähigkeit ist ein schweigend vorgeschriebener Weg, den man gehen soll. Man kommt zu der Erkenntnis, wie Erfolg und Mißerfolg des Lebens sich Schritt für Schritt und Teil nach Teil aufbaut, aus dem Zusammenwirken von Fähigkeit und Wille oder daraus, daß sie nicht übereingestimmt haben. Und wem dieses Bewußtsein in der Seele aufgeht, in dessen Seele kommt das, was allein den Menschen zum Großen stark macht: die große Freudigkeit. Denn er erkennt, daß über seinem Haupte eine unendlich weise Macht waltet, daß Leiden, die uns im ersten Augenblick ungerecht erscheinen, im tiefsten Grunde nicht ungerecht gewesen sind, und daß es falsch ist, wenn man annimmt, der Lebenslauf des Menschen sei nichts weiter, als ein von Dunkel in Dunkel durch Zufälligkeiten sich hinziehender Pfad, der nun einmal so geworden ist, wie er eben war, der aber auch anders hätte sein können. Sondern die Wahrheit ist, daß jeder menschliche Lebenslauf mit den ewigen Gesetzen der ganzen ewigen Welt zusammenhängt, unabänderlich wie diese. Wir aber haben die Macht, den vorgeschriebenen Weg zu erkennen, und die Freiheit, ihn freiwillig zu gehn. Und dies, mein lieber Hellmuth, ist die Erfahrung meines Lebens, die ich dir heute, da dein Leben zu reifen beginnt, als das beste mitbringe, was ich dir bringen kann.

IV. Skizzen und Plaudereien



Ablösung vor

Eine Berliner Skizze

Es war spät in der Winternacht, Mitternacht vorüber, als ich das gastliche Haus im Westen Berlins verließ, in dem ich den Abend verbracht hatte. Man hatte gegessen und getrunken, geplaudert und gelacht; weiße Frauenhände hatten die Tasten am Flügel geschlagen, schöne Frauenkehlen hatten gesungen; Wärme, Licht und Glanz — das alles tönte mir in den Ohren, wogte mir im Blute, als ich jetzt zum Heimgange auf die Straße hinaustrat. Und nun die Aussicht auf die wohlig durchwärmte, heimische Stube, wo man beim Scheine der grünbeschirmten Studierlampe, beim Dampfe einer Zigarre noch ein Stündchen sitzen und über Menschen, Welt und Dinge nachsinnen würde — o du Gott des Behagens, gab es denn wirklich Not und Elend auf der Welt! —

Wie die Häuser dastanden in ihrer vornehmen Ruhe, zurückgezogen hinter ihre Vorgärten, zugeknöpft und zugeriegelt von oben bis unten gegen nächtlichen Einbruch und winterliche Kälte — denn es war kalt, bitterlich kalt. Die Bäume des Tiergartens, der wie ein tiefer, dunkler Wald an die Tiergartenstraße herantritt, standen ohne Laut und ohne Regung; die Straße war völlig einsam, meine Schritte widerhallten in dem öden Schweigen; der Winter lag wie ein Alp auf der erstickenden Welt. —

Indem ich fürbaß schritt, gewahrte ich in der halb geöffneten Gitterpforte eines der Vorgärten etwas, das von fern wie ein dunkler Schatten aussah. Ich kam näher; der Schein der Straßenlaterne beleuchtete die Gestalt — es war ein Mann, der regungslos dastand, die Mütze bis über die Ohren gezogen; den Körper bedeckte ein alter dunkler Mantel, fadenscheinig und dünn, zu dünn für solche Nacht; er hatte die Hände über die Brust gelegt, als wollte er die Hände an seinem Leibe und seinen Leib mit den Armen erwärmen; er fror.

Viele der reichen Hausbesitzer im Westen Berlins, die sich durch den Schutz des städtischen Nachtwächters nicht genügend beschützt fühlen, mieten sich zu ihrem besonderen Schutze einen eigenen Wächter für die Nacht. Arme Teufel, die ihre Nachtruhe verkaufen, weil ihnen der Tag nicht genug einbringt.

Ein solcher Privat-Nachtwächter stand vor mir. Indem ich den Mann so dastehen sah, regungslos, als wäre er schon

erfroren, die Kälte fühlte, die trotz meines Pelzes auf mich eindrang, und seinen alten, schlechten, schäbigen Mantel betrachtete, überkam mich etwas — ich weiß nicht was — das mich antrieb, an meinen Taschen herumzutasten, ob ich nicht etwas fände, um diesem da eine kleine Annehmlichkeit zu bereiten. Hatte ich denn gar nichts? Keine Zigarre? — Nein. Wenn ich ihm Geld gab, was könnte es ihm nützen, da er seinen Posten nicht verlassen durfte und die Stadt wie ausgestorben war. Immerhin, morgen ist auch ein Tag, und er kann sich morgen früh einen warmen Trunk verschaffen. Damit hatte ich ein Fünfzigpfennigstück aus dem Portemonnaie geholt und trat auf ihn zu.

„Nehmen Sie das," sagte ich.

Er schien mich gar nicht verstanden zu haben — vielleicht war die Klappe daran schuld, die ihm die Ohren bedeckte. Ich wiederholte meine Worte.

„Damit Sie sich morgen früh etwas Warmes kaufen können," setzte ich hinzu.

Jetzt hatte er begriffen. Seine Gestalt wickelte sich aus der Verklammung, in die sie versunken gewesen war, heraus, er zog den Fausthandschuh von der rechten Hand und streckte die Hand aus.

Sobald er das Geldstück darin fühlte und sich durch Betasten des gerifften Randes überzeugt hatte, daß es nicht nur — wie er gedacht haben mochte — ein Zehn- sondern ein Fünfzigpfennigstück war, hob er den Kopf in sichtlicher Überraschung empor.

„Ich danke — ach, ich danke schön," sagte er, dabei rückte er an seiner Mütze. Ich sah in ein altes, mageres, verkümmertes Gesicht; ein verlegen glückseliges Lächeln umspielte den breiten, zahnlosen Mund; seine Augen blickten mich wie etwas Unbegreifliches an. —

Daß die Wagen an ihm vorüberfuhren, die Fußgänger an ihm vorübergingen, ohne daß ein einziger auch nur den Kopf nach ihm wandte, nach dem menschlichen Eiszapfen — das war ja ganz natürlich; aber daß ein fremder Mensch an ihn herantrat, ihm etwas schenkte, sogar ohne daß er darum gebeten hatte — das war unerhört. Und nun gar fünfzig Pfennig! Wie er das Geldstück betrachtete! Wie sich das freute über fünfzig Pfennig! Ich konnte noch nicht fort.

„Wie lange müssen Sie denn hier stehen?" fragte ich.

„Bis morgen früh um sechs" — Du Gott! Noch fünf Stunden in der schneidenden Kälte! In der einsamen, toten Nacht! Nicht die kleinste Bequemlichkeit! Nicht eine Pfeife Tabak! Kein Mensch in der Nähe, mit dem er ein Wort hätte wechseln können! Ganz einsam, ganz — indem ich so dachte, kam etwas raschelnd über den gefrorenen Straßendamm daher, und im nächsten Augenblick sprang ein weißer Spitz an den Mann empor. Mit der unbehandschuhten Hand kraute er dem Hunde den Kopf.

„Ist das Ihrer?" fragte ich.

„Das ist mein Spitz," erwiderte er.

Das Tier drückte seine schwarze, spitze Schnauze in die warme Hand, rieb seinen Kopf an dem blauen fadenscheinigen Mantel und bezeigte ihm jede Zärtlichkeit, die ihm zu Gebote stand.

„Hält der mit Ihnen Wache?" fragte ich.

„Spitz hält mit mir Wache; der paßt gut auf."

Jetzt kam Spitz an mich heran, beschnüffelte meinen Pelz und begann zu knurren.

„Wirst du wohl!" rief der Mann, „mach' schön, mach' schön!"

Nach einigem Zögern fand Spitz sich bereit, schön zu tun, er hob sich auf den Hinterfüßen und trommelte mit den Vorderbeinen in der Luft.

Ich fing seine Pfoten in meine Hand und sah ihn mir genauer an: was für schöne schwarze Augen er hatte, was für ein schönes, weißes, langhaariges Fell.

Lange hielt er es bei mir nicht aus; er gab mir zu verstehen, daß ich ihn frei lassen sollte, und mit einem Satze war er wieder bei seinem Herrn.

Immerfort mußte ich das Tier ansehen. Wie es an dem Manne emporsprang, um ihn herumsprang, wie es immer wieder den Kopf in seine Hand drückte, wie es belferte und japste, und wie der krummgebogene Schweif hin und her wedelte! Wenn das hätte sprechen können! Wenn diese stummen, leidenschaftlichen Bewegungen Worte gefunden hätten, was für ein Gespräch würde ich gehört haben!

„Ich weiß ja, daß du nur ein armer Kerl bist — nicht viel mehr als ein Bettler — aber das ist mir einerlei! Ich weiß ja, daß wenn ich bei einem andern, zum Beispiel bei dem da im Pelz in Dienst wäre, ich viel mehr zu essen bekommen würde

als bei dir, daß ich des Nachts hinterm warmen Ofen liegen könnte, statt mit dir hier in der Kälte draußen Wache zu halten — aber das ist mir einerlei! Du bist doch mein Herr! Und ich habe dich dennoch lieber als den da im Pelz und lieber als alle! Und wenn du müde bist, dann schlaf du nur, ich will schon aufpassen und wenn's not tut, will ich bellen und dich aufwecken —"

Unwillkürlich mußte ich den Kopf schütteln, indem ich meinen Weg fortsetzte; so viel Hingebung ohne Aussicht auf Gewinn und Lohn! bloß aus Liebe!

Welch ein unvernünftiges Tier! Ich sann noch eine ganze Weile zu Hause nach und dachte über das „unvernünftige" Tier und über die „vernünftigen" Menschen nach.

Der Winter war noch lang, und in seinem Verlaufe wurde ich mit dem Privat-Nachtwächter ein guter Bekannter. So oft ich vorhersah, daß mein Weg mich bei ihm vorüberführen würde, vergaß ich nie, ein paar Zigarren oder etwas Kleingeld für ihn einzustecken; manchmal machte ich auch einen Umweg, um bei ihm vorbeizukommen. In der ersten Zeit hatte Spitz es mit äußerstem Mißfallen betrachtet, wenn meine Hand sich der Hand seines Herrn näherte. Er stand aufmerksam dabei, offenbar in der Besorgnis, daß ich seinem Herrn etwas anhaben wollte. Ein Knurren und leises Bellen warnte mich vor jedem unrechten Tun. Nachher, als er bemerkte, daß sein Herr keinen Schaden durch mich litt, sondern im Gegenteil vergnügt wurde, wenn ich kam, ließ auch er seinen Groll schwinden; nur ein gewisses Mißtrauen blieb in ihm wach, und zu meinem Pelz gewann er durchaus kein Vertrauen.

Gegen Ende des Winters waren wieder vierzehn Tage vergangen, während deren ich meinen Privat-Nachtwächter nicht gesehen hatte. Heute wollte ich mich wieder nach ihm umtun. Als ich aber an die Gitterpforte kam, hinter der er zu stehen pflegte, war seine Stätte leer. Ein anderer, jüngerer Mann, in dickem modernen Mantel trottete vor dem Gartengitter auf und ab.

„Guten Abend," sagte ich, „wo ist denn der alte Mann, der sonst immer Wache hier gehalten hat?"

Der Mann blieb stehen und sah mich an. „Der ist ja gestorben."

„Tot?"

„Von der Kälte, wo er immer hat stehen müssen, hat er

das Reißen gekriegt, und dann hat sich's ihm auf die Brust geschlagen, und vor acht Tagen ist er gestorben."

Also wirklich — tot. Ich hatte meine Zigarren umsonst in die Tasche gesteckt — er brauchte keine mehr. Tot — von der Erde hinweg; ohne Sang und Klang, ohne daß ein Hauch durch die Welt und die Menschen gegangen war — ein Schatten, der verschwindet.

Unwillkürlich blickte ich auf das Haus, das recht prächtige Haus, vor dem er gestanden und Wache gehalten hatte.

„Weißt denn du davon? Was sagst denn du dazu, daß der arme alte Mann im Dienste für deine Ruhe ‚das Reißen' bekommen und sich den Tod geholt hat?"

Das Haus lag da wie immer; kalt, glatt und vornehm. Mir war, als ob es auf meine Frage antwortete:

„Was denn weiter: Ein Nachtwächter weniger. Du siehst ja, daß ich schon einen anderen dafür habe. Ablösung vor!"

Welch ein praktisches, vernünftiges Haus.

Indem ich noch darüber nachdachte, kam etwas raschelnd über den Straßendamm heran, im nächsten Augenblick sprang etwas an mir empor — es war Spitz. Was war denn das mit dem Hund? Hatte er denn vergessen, daß er den Pelz nicht leiden konnte? Heute rieb er seinen Kopf an meinem Pelz, heute sprang er um mich herum und jagte und belferte, und der krumme, gebogene Schweif ging hin und her — und als ich sein weißes Köpfchen kraute, drückte er die schwarze spitze Schnauze in meine Hand — wieder und immer wieder.

„Gehört der Hund jetzt Ihnen?" fragte ich.

„Nein," sagte der Mann, „das ist komisch mit dem Hund; alle Abend kommt er von selber gelaufen."

„Von der Wohnung, wo der alte Mann gewohnt hat?"

„Ja — von der Bülowstraße her."

Von Bülowstraße bis hierher — den weiten, weiten Weg! Ich hielt den Kopf des Tieres fest.

„Weißt denn du nicht, daß dein Herr hier nicht mehr ist? Weißt denn du nicht, daß es geheißen hat: Ablösung vor!?"

Die schwarzen klugen Augen des Tieres waren auf mich gerichtet — mit einem Blick —

Wenn der hätte sprechen können — ich würde eine Frage gehört haben, eine leidenschaftliche, trostlose Frage: „Wo ist er? Wo ist er? Ich suche ihn alle Tage bei uns zu Hause — da

ist er nicht! Ich komme alle Abende hierher gelaufen, wo er des Nachts gestanden hat — da ist er auch nicht! Wo ist er? Du bist sein Freund gewesen, du mußt es wissen: Wo ist er?!"

Du unvernünftiges Tier — wo ist er?

Ich mußte mich abwenden — ich schämte mich vor dem Manne — wenn er gesehen hätte, daß mir die Tränen in die Augen traten — weil ein unvernünftiges Tier zärtlich zu mir war. —

Acht Tage später saß ich in meinem Zimmer, als es an meiner Wohnung klingelte.

Vor der Tür stand eine alte abgehärmte Frau, neben ihr mit raschelnden Ohren — Spitz.

Es war die Frau des alten Privat-Nachtwächters.

„Was gibt's denn?"

Es — ist so traurig," sagte sie, „solange der Hund mit meinem Mann Wache gehalten hat, brauchten wir keine Steuer für ihn zu bezahlen — nun aber, wo er's doch nicht mehr kann, sagen sie, ist er ein Luxus-Hund geworden und soll alle Jahr zehn Mark Steuer bezahlen."

„Zehn Mark?"

„Ja — und das ist doch so viel, und wieder andererseits, das Tier fortgeben — er ist doch meinem Mann so treu immer gewesen — und wir haben ihn so gerne."

„Haben Sie denn bei den Herrschaften angefragt, an deren Haus Ihr Mann immer Wache gestanden hat?"

Ein Lächeln ging über das Gesicht der Frau.

„Ach — die —"

Jetzt erhob sich Spitz auf seinen Hinterfüßen, stemmte die Vorderpfoten gegen mich an und sah mich mit den schwarzen klugen Augen an, als wollte er fragen:

„Na — was überlegst du denn?"

Er hatte ja recht, und die Sache war so einfach.

Seit dem Tage klingelt es alle Jahr einmal zu bestimmter Zeit an meiner Tür, und wenn die Tür geöffnet wird, steht Spitz davor und holt sich die Steuer ab, die er als „Luxus-Hund" bezahlen muß.

Gott weiß es — sie wird gerne für ihn bezahlt.

Aus den Alpen

Tarasp, im September

„In Tarasp sind Sie den Sommer gewesen? Erzählen Sie mir etwas von Tarasp."

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, von einem Orte erzählen, den alle Welt kennt?"

„Alle Welt? Also gehöre ich nicht in die Welt; ich weiß nichts davon."

„Sie wissen nichts davon?"

„Nur so viel etwa, daß es im Engadin liegen soll, oder so da herum."

„Oder so da herum — heiliger Baedeker!"

„Statt mich zu verhöhnen, bilden Sie mich lieber. Also, wie gelangt man nach diesem Tarasp?"

„Natürlich über München."

„Natürlich?"

„Alle Wege, die von Berlin dahin führen, wo es schön wird, führen über München, wenigstens für mich."

„Wenigstens für Sie — also auch ein München-Enthusiast?"

„Der Mensch soll sich seiner Liebe nicht schämen; Sie haben recht. Die Frauentürme sind wirklich, wie man bei Ihnen in Österreich sagen würde, zwei liebe Kerle."

„Also Biertrinker?"

„Durchaus nicht."

„Wagner-Fanatiker?"

„Wagner-Verehrer, aber nicht Wagnerianer."

„Bilderfresser?"

„Der Ausdruck ist mir neu; aber auch das nicht, obschon ich die Malerei liebe."

„Also in jeder Beziehung ein wohltemperierter Deutscher?"

„So scheint es mir selbst."

„Und dennoch so vernarrt?"

„Wie alle Deutschen heutzutage."

„Das ist wahr. Diese München-Schwärmerei ist allgemein. Wie erklären Sie dieselbe?"

„Mir scheint, der deutsche Geist ist in rückläufiger Bewegung, vom Norden zum Süden. Der Norden ist die Politik — der Süden ist Schönheit, Kunst und Leben. Wir Deutsche sind zwanzig Jahre lang mit Politik genährt worden."

„Leider.“

„Leider? Das habe ich nicht gesagt. Zwanzig Jahre Stahlbad können einem Volke nichts schaden. Jetzt aber tauchen wir daraus auf und stürzen uns in unser eigentliches Element, das freie Menschentum.“

„Das finde ich sehr gut; Sie auch?“

„Psychologischen Notwendigkeiten beugt man sich schweigend.“

„Mein Gott, wie vernünftig Sie sind.“

„Nicht wahr? Das einzige, was ich dabei wünsche, ist nur, daß es unser eigenes sei, nicht ein Menschentum, das uns von Skandinavien oder Rußland importiert wird.“

„Aber Sie wollten mir doch von Tarasp erzählen.“

„Ich wollte Ihnen gar nicht von Tarasp erzählen.“

„Aber ich will davon hören.“

„Das ist etwas andres.“

„Also —“

„Also — nehmen wir an, wir sind nun da.“

„Bitte, bitte, nicht so hastig — wie sind wir von München hingekommen?“

„Natürlich über den unsterblichen Bodensee.“

„Der — wie sagten Sie, unsterbliche Bodensee?“

„So sagte ich; weil er mit seinem blaugrünen Wasser wie das Auge der Jugend aussieht, der unverwelklichen.“

„Ich finde manche von den Schweizer Seen schöner als den Bodensee.“

„Ich auch — aber ich liebe keinen so wie ihn. Wie ein schüchternes Rehkalb steigt der Rhein aus seinen Bergen herabkommend, in ihn hinein, und wie ein junger Löwe kommt er bei Konstanz daraus hervor. Bei Schaffhausen tut er den Rachen auf und verkündet mit erstem Gebrülle der Welt seine Macht.“

„Sie geraten in poetische Ekstase und immer weiter ab von Tarasp.“

„Ja, ja — also wo blieben wir stehen? Oder vielmehr sitzen? Richtig, in Bregenz, im Aussichtswagen.“

„Ich entsinne mich zwar nicht, daß wir schon eingestiegen waren, aber es sei — wir sitzen also im Aussichtswagen der Arlbergbahn?“

„Der Arlbergbahn.“

„Und da ist es natürlich wunderschön?“

„Mit gewissen Einschränkungen. Jedenfalls ist es interessant

für den Menschen, einmal den Prozeß des Geräuchertwerdens an sich durchzumachen."

„Ge—räuchertwerden?"

„So sagte ich. Solch ein Aussichtswagen, an allen Seiten offen, bildet gewissermaßen einen Auffangschlot für allen Rauch, den die Lokomotive freigebig spendet. Weiß steigt man hinein ‚und nur braun erscheint man wieder', wie es in der Braut von Korinth heißt."

„Entsetzlich!"

„Sie treffen das Wort. Namentlich entsetzlich, wenn man den großen Arlbergtunnel durchfährt. Sie wissen, daß er kaum viel kürzer ist als der Gotthardtunnel. Die Passagiere sitzen aufeinander gepferchtt; ich weiß seitdem den Seelenzustand geräucherter Heringe auf das genaueste wiederzugeben."

„Also eilen wir aus dem Tunnel und zu freundlicheren Bildern."

„Glücklicherweise kommt sogleich ein sehr freundliches, das reizende Landeck am Inn. O Tirol!"

„Ihr Auge schweift schon wieder zur Ekstase hinüber."

„Wie immer, wenn ich an Tirol denke. Früher habe ich den Kaiser von Österreich nur um seine Untertaninnen beneidet — seitdem ich Tirol kenne, beneide ich ihn, daß er Herr solchen Landes ist."

„Ich danke für das Kompliment."

„Sie sind Tirolerin?"

„Beinahe."

„Sie setzen sich beinahe der Gefahr aus, daß ich Ihnen eine Liebeserklärung mache."

„Sie schweifen schon wieder bedenklich von der Reiseroute ab."

„Aber Sie werden gestehen, daß meine Abschweifungen zu hübschen Aussichtspunkten führen."

„Geschmackssache — aber es drängt mich, nach Tarasp zu kommen."

„Es drängt Sie, nach Tarasp zu kommen? Unglückliche, sind Sie leidend?"

„Ob ich leidend bin?"

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß es ein Kurort ist? Die Luziusquelle, die man dort trinkt, hält die Mitte zwischen Karlsbad und Marienbad."

„Und da hat man Sie hingeschickt? Waren Sie denn leidend?"

„O — als ich ankam, war ich ja wohl recht gesund; nachdem ich jedoch zweimal vom heiligen Luzius getrunken, hatte ich einen so schönen Brunnenkoller, daß ich nun das wohlerworbene Recht besaß, mir den wieder auszukurieren."

„Und es ist Ihnen gelungen?"

„Gott sei Dank — mit erleichtertem Geldbeutel und einem um zwei Kilogramm erleichterten Organismus habe ich es verlassen."

„Sie verlassen es, bevor Sie noch angekommen sind. Wir sind noch immer in Landeck."

„Richtig im allerliebsten Posthotel, von wo wir am nächsten Morgen durch den herrlichen Finstermünzpaß nach Tarasp abfahren."

„Und am Abend ankommen."

„Am Abend ankommen."

„Also endlich sind wir da. Das hat lange gedauert."

„Dafür werden wir jetzt mehr als vierzehn Tage bleiben und stillsitzen."

„Ich gedenke keineswegs stillzusitzen —"

„Sondern?"

„Sondern mit Ihnen all die Berge zu ersteigen, die Sie jedenfalls erstiegen haben werden."

„Ah so — hm!"

„Wie sagten Sie?"

„Ich sagte gar nichts."

„Also eilen wir, eilen wir! Ich sehe das Tal des Engadin vor mir geöffnet; im Hintergrunde winken St. Moritz und Silva Plana —"

„Entschuldigen Sie; St. Moritz und Silva Plana winken keineswegs. Beide liegen im Ober- und Tarasp liegt im Unterengadin."

„Mein Gott, was kommt's denn darauf an!"

„Bravo! Sie gehen mit einigen tausend Fuß Niveauverschiedenheit um, als wären es Heller."

„Einige tausend Fuß — für einen Bergsteiger wie Sie doch eine Bagatelle."

„Für einen — wie sagten Sie?"

„Bergsteiger."

„Bergsteiger — ah so — hm!"

„Was sagten Sie?"

„Ich sagte gar nichts."

„Wir stehen noch immer vor Tarasp und können nicht hinein."

„Ja, wir sind noch immer am Eingang des Tales. Bei Martinsbruck haben wir den Inn und die schweizerische Grenze überschritten; jetzt liegt ein reizendes Bergstädtchen vor uns, mit grauen Schindeldächern gedeckt; es nennt sich Schuls. Wollen wir einen Augenblick aus dem Wagen steigen und durch die Gassen gehen?"

„Meinetwegen."

„Also betrachten Sie, bitte, diese Häuser. Viele von ihnen sind uralt. Alle aber stehen in ihren steinernen Mauern so trotzig da, wie kleine Burgen. Jetzt nur noch Burgen gegen Wind und Wetter, früher auch gegen Menschen und menschliche Waffen."

„Ist hier gekämpft worden?"

„Aber tüchtig."

„Mit wem?"

„Mit den Tirolern und den Österreichern, den ‚Schwaben', wie man hierzulande sagt. Sehen Sie die Kirche dort, die hoch auf dem Felsen über dem Städtchen sich erhebt? Ein Kirchhof schließt sie ein, und eine Mauer umfängt den Kirchhof. Jetzt ist es ein stiller Ruheplatz; die Berggipfel schauen darauf herab, und aus der Tiefe tönt das Rauschen des Inn herauf, der strömend daran vorübergeht. Im Dreißigjährigen Kriege aber hat es einen Tag gegeben, wo es nicht so still hier war. Männer und Frauen von Schuls standen hinter der Kirchhofsmauer, kämpften mit den Kaiserlichen und ließen zweihundert von den Ihrigen liegen, die man an der Stelle einschaufelte, wo sie gestritten hatten."

„Schrecklich!"

„Schrecklich? Wie man's nimmt. Die Leute sind für ihre Heimat und ihr Recht gefallen; ich denke, sie schlafen in guter Ruhe."

„Ach, wissen Sie, ich beneide die Menschen künftiger Zeiten, die von solchen Dingen nichts mehr wissen werden."

„Von — solchen Dingen?"

„Von Blutvergießen, Kampf und Mord."

„Sie denken an die Zeit, wo der Krieg abgeschafft sein und ewiger Friede herrschen wird?"

„Natürlich. Warum zwinkern Sie so mit den Augen?"

„Zwinkerte ich?"

„Ja; es sah aus, als wollten Sie etwas sagen."

„Ich wollte gar nichts sagen."

„Sie wollen eigentlich sehr oft gar nichts sagen. Denken Sie denn wenigstens etwas?"

„Ich bemühe mich."

„Also — was dachten Sie in diesem Augenblick?"

„Ich überlegte, wie die Erde alsdann aussehen wird, wenn es keine Geschichte mehr gibt."

„Keine — Geschichte mehr?"

„Wenigstens keine heroische; höchstens noch eine Handelsgeschichte. Schlösser und Burgen, wie jenes dort drüben, wird es dann nicht mehr geben."

„Wie jenes dort drüben? Was meinen Sie?"

„Ah so — Sie können es von hier aus noch nicht sehen. Bitte, folgen Sie mir; wir gehen diesen reizenden Feldweg entlang, der uns bis zu Goßlers Ruhe führt."

„Goßlers Ruhe?"

„So heißt der Punkt. Unser früherer Minister von Goßler war regelmäßiger Besucher Tarasps, und an dieser Stelle ruhte er mit Vorliebe von seiner verdienstvollen kulturellen Tätigkeit aus."

„Ein allerliebster Punkt."

„Nicht wahr? Tief zu Ihren Füßen, im Tale, sehen Sie das Kurhaus von Tarasp; dort drüben, jenseits des Inn, gewahren Sie die Burg, von der ich sprach, das Schloß Tarasp."

„Famos!"

„Nicht wahr? Famos! Wie auf einem Horste ragt es auf seinem einsamen Felsen auf, die Täler überblickend nach rechts und links, wie ein Adler, der Umschau hält."

„Furchtbar alt sieht es aus."

„Ein Jüngling ist es nicht. Im elften Jahrhundert hat es sich der Edle von Tarasp gebaut. Sehen Sie den Gletscher, der hinter dem Schlosse herabhängt?"

„Dort, zwischen den beiden Bergen?"

„Ganz recht, zwischen Piz Zuort und Piz Plafna. Wie

eine Zunge, die aus dem Rachen eines riesigen Ungeheuers herableckt, so sieht er aus."

„Und in dieser Wildnis haben die Menschen da oben gewohnt?"

„Ja, nicht wahr? Damals gab es noch keine Nerven im Menschenleib."

„Wem gehört es jetzt?"

„Den Eulen und Fledermäusen; im übrigen den Herren von Planta in Samaden."

„Planta — Planta — der Name klingt mir so bekannt."

„Das freut mich."

„Freut Sie? Warum?"

„Weil es mir andeutet, daß Sie eines der schönsten Bücher gelesen haben, das je in deutscher Sprache geschrieben worden ist."

„Nämlich?"

„Nämlich den Jürg Jenatsch von Konrad Ferdinand Meyer."

„Ja, ja — in dem Buche geht es wild her."

„Nicht wahr? Aber beruhigen Sie sich; wenn wir erst den alleinseligmachenden ewigen Frieden haben werden, wird man solch schreckliche Bücher nicht mehr schreiben."

„Leiden Sie an den Augen? Sie zwinkern schon wieder so eigentümlich."

„Wirklich?"

„Mir scheint, Sie wollten schon wieder einmal gar nichts sagen."

„Ich dachte nur."

„Was?"

„Was die Natur für Mittel anwenden wird, um uns Menschen an den Leib zu kommen, wenn wir im ewigen Frieden eingepfercht leben werden."

„Nun, nun — Krankheiten wird es auch dann wohl geben."

„Meinen Sie?"

„Sie etwa nicht?"

„Ich denke doch. Vielleicht erfindet die gütige Mutter Natur dann etwas Besonderes für ihre lieben Menschenkinder. Haben Sie einmal etwas von der spezifischen Krankheit gehört, die sich in Schaf- und Hammelställen entwickelt?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Stellen Sie sich also vor, daß sich in solchen Fällen ein Wurm erzeugt, der besagten Schafen und Hammeln durch die

Nase ins Gehirn kriecht und sie zu Tode bringt. Es ist ein Racker von Wurm; er räumt Ihnen mit solch einem Stalle im Umsehen auf."

„Aber — ich verstehe nicht —"

„Nun — vielleicht erteilt die Natur diesem liebenswürdigen Wurme alsdann Weisung, daß er seine Künste auch an uns Menschen probiert. Während die Menschheit früher von Löwen zerrissen wurde, wird sie alsdann von Würmern aufgefressen. Welches von beiden vorzuziehen — Geschmackssache."

„Sie scheinen kein Freund des ewigen Friedens."

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie das nicht so laut. Dort drüben in Vulpera weilt Professor Kohler zum Besuch, das Haupt des Berliner Friedensbundes. Wenn er Sie hört, bringt er mich auf den Index der ethischen Gesellschaft!"

„Dort drüben in — wie sagten Sie?"

„In Vulpera. Sehen Sie die Häuser, die sich dort drüben, an der Kante des Abhangs, hoch über dem Inntale in anmutiger Reihe hinziehen? Das ist der Ort Vulpera, der einen großen Teil der Kurgäste birgt."

„Wir aber wohnen im Kurhause?"

„Wir wohnen im Kurhaus drunten."

„Also steigen wir endlich hinab; hier oben brennt die Sonne."

„Steigen wir hinab und vertrauen Sie mir, wenn ich bitten darf, Ihr Händchen; oder auch, stützen Sie sich auf meine Schulter und benutzen Sie mich als Bergstock; der Weg geht ziemlich steil hinab."

„Ich danke Ihnen — da wären wir."

„Da wären wir — vor Ihnen liegt das Haus. Gefällt es Ihnen?"

„Ausgezeichnet!"

„Ja, nicht wahr? Es ist hübsch. Und im Innern hat es reizend gemütliche Räume. Wenn Sie dort um die Ecke blicken, so gewahren Sie die Trinkhalle, wo man den heiligen Luzius schlürft."

„Man trinkt vor dem Frühstück?"

„Das versteht sich. Ohne Luzius kein Frühstück. Die Fleißigen trinken morgens um sieben, die Fauleren um halb acht, und die ganz Faulen um acht und noch später."

„Wäre es Ihnen erwünscht, wenn ich Sie fragte, zu welcher Stunde Sie zu trinken pflegen?“

„Im höchsten Maße unerwünscht.“

„Also will ich nicht danach fragen. Wieviel trinkt man?“

„Kräftige Leute trinken zwei Glas, Leute strengerer Observanz gießen drei hinunter, Fanatiker saufen deren vier.“

„Schmeckt der Luzius gut?“

„Guter Rotwein ist mir lieber.“

„Und die — Wirkung —?“

„O Gnädigste! —“

„Wie sagten Sie?“

„Ich sage mit Heine: ‚Herrin, forscht nicht grause Kunde‘.“

„Lassen wir das also.“

„Lassen wir das und gehen wir zum Frühstück. Sehen Sie die Menge Menschen, die da im Garten und unter der Veranda sitzen. Die Sprachen aller Völker tönen Ihnen zum Ohr, und wenn Sie recht andächtig lauschen, werden Sie auch die süßen Laute des unverfälschten Berlinerisch vernehmen.“

„Die — süßen Laute? Hm —“

„Wie sagten Sie?“

„Ich sagte gar nichts.“

„Aha — das kommt also auch bei Ihnen vor?“

„Es scheint so. Aber ich denke, Sie könnten nun bald genug gefrühstückt haben.“

„Ja, mein Gott — dieser Luzius — der Appetit — und bezahlen muß man es ja doch.“

„Bezahlt man kräftig?“

„Was das anbetrifft — wenn ich nach Berlin zurückkomme, tapeziere ich mein Zimmer mit Kurhausrechnungen, um mir fortwährend zu vergegenwärtigen, wie billig man in Berlin lebt.“

„Lassen wir das also.“

„O ja, lassen wir das.“

„Und nun sagen Sie mir, wie die verschiedenen Berge heißen, die rechts und links das Tal einschließen.“

„Wenn Sie sich also umwenden und Ihre schönen Augen nach rechts, nach dem rechten Ufer des Tals wenden wollen, so erblicken Sie da hinten zunächst den Piz Latrasch, an den sich alsdann der Piz Schalambert anschließt. Zuletzt der Piz Agüz, Piz Lischanna und Piz St. Jon.“

„Was für merkwürdige Namen?“

„Wir sind in dem Lande, wo man das Rätische, oder, wie man hier sagt, ‚Romontsch‘ spricht. Neben Piz St. Jon sehen Sie Piz Madlein, Piz Zuort und Piz Plafna.“

„Das ist ja ein Pizzicato von Bergen.“

„Nicht wahr? Aber wir sind noch nicht fertig. Wenn Sie jetzt über den Inn hinüber auf dessen linkes Ufer blicken, so steigt dort hinten der schneebedeckte Piz Linard auf, an den sich nach rechts hin Piz Minschun, Piz Glüna und Piz Chambatsch anreihen.“

„Hören Sie auf und sagen Sie mir lieber, in welcher Reihenfolge Sie die verschiedenen Pizze erstiegen haben.“

„Die Reihenfolge — ja, nicht wahr? Die Reihenfolge ist großartig.“

„In welcher Reihenfolge Sie die Berge erstiegen haben, frage ich.“

„Wie das reizende Dorf heißt, fragen Sie, das dort oben unter Piz Minschun liegt? Fetan, gnädige Frau.“

„Sie scheinen nicht recht zu hören. Welchen der Berge haben Sie zuerst erstiegen?“

„Welchen der Berge? — aber meine Gnädigste — waren wir nicht eben auf Goßlers Ruhe?“

„Das ist eine Anhöhe, aber doch noch kein Berg.“

„Soll ich höher steigen als ein preußischer Minister? Das verbietet mir ja einfach der Respekt.“

„Es kommt also darauf hinaus, daß Sie keinen einzigen erstiegen haben?“

„Hätte ich ahnen können, daß Sie so erpicht darauf sind — aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: wir reisen nächstes Jahr zusammen nach Tarasp, lassen uns aneinander anseilen, und mit Ihnen angeseilt wird sogar ein Absturz mir süß sein.“

„Gehen Sie mir mit nächstem Jahre. ‚Was du dem Augenblicke ausgeschlagen, bringt kein Jahrhundert dir zurück.‘“

„Mein Gott, mein Gott, jetzt fangen Sie auch schon an zu zitieren! Womit kann ich Ihren gestörten Seelenfrieden wieder herstellen? Wollen wir vielleicht ins Haus gehen und zu Mittag speisen?“

„Nein, mein Herr, ich danke.“

„Sie danken — nun, im Vertrauen gesagt, Sie verlieren

nicht allzuviel dabei. Aber vielleicht darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?"

„Kaffee regt mich zu sehr auf."

„O, was das anbetrifft, so seien Sie unbesorgt; der Kaffee des Kurhauses hat nicht die mindeste aufregende Wirkung."

„Von Bergen will ich hören und Bergnatur! Erzählen Sie mir von Gemsen!"

„Von — Gemsen? Hm — ja — Gemsbraten mit saurer Sauce — sehr zu empfehlen.

„Gemsbraten — nicht von Gemsen in der Schüssel, sondern von Gemsen in der freien Wildnis will ich hören."

„Ah so — ja — hm — in der Bibliothek des Kurhauses befindet sich, soviel ich weiß, Brehms Tierleben —"

„Brehms Tierleben — von den Gemsen sollen Sie mir erzählen, die Sie selbst gesehen und erlegt haben!"

„Ich? — Gemsen erlegt? — Ja — entschuldigen Sie —"

„Aber was haben Sie denn eigentlich in Tarasp gemacht?"

„Aber meine Gnädigste, ich habe es Ihnen ja doch gesagt! An den Brüsten des heiligen Luzius habe ich gesogen."

„Und weiter gar nichts?"

„Nun, wenn Sie durchaus wollen — von Gemsen kann ich Ihnen leider nichts Intimeres verraten, aber von einem Gemsjäger interessiert es Sie vielleicht zu hören?"

„Ein — Gemsjäger?"

„Ja — ein echter; der in der Zeit, als ich in Tarasp war, jeden Tag seine zwei Gemsen von den Bergschroffen herunterholte."

„Den haben Sie kennen gelernt?"

„In Avvona, wo er mit seiner Frau in einer kleinen, alten, verräucherten Hütte zusammen wohnte."

„In — wie sagten Sie?"

„Avvona. Ein Örtchen oberhalb Vulpera, auf der rechten Seite des Inn, zu dem man auf entzückendem, waldschattigem Pfade hinaufsteigt. Berthold Auerbach scheint den Weg auch geliebt zu haben; eine Höhe ist dort nach ihm benannt."

„Nun — und was tut man in Avvona?"

„Man nimmt dort, wie man bei Ihnen in Österreich sagt, die Jause ein; vortrefflichen Kaffee mit noch vortrefflicherem Gebäck. Alles das bereitet die Frau des Gemsjägers."

„Er ist also verheiratet?"

„Allerdings."

„Und die Frau ist natürlich schön."

„Im Gegenteil. Die Frauen dort zu Lande haben zu viel mit dem Leben zu tun, als daß sie sich den Luxus der Schönheit gestatten können. Außerdem schien sie mir älter zu sein als er. Sie war schon einmal verheiratet."

„Und hat dem Gemsjäger das Haus mitgebracht?"

„Erraten. Das Haus und außerdem eine Tochter aus ihrer ersten Ehe, ein schönes, blühendes, junges Geschöpf."

„Aha — also war es wohl mehr das Fräulein Gemsjägerin, das Ihr Interesse erweckt hat?"

„Nein, es war der Mann."

„Was war denn also so Besonderes an dem Manne?"

„Wenn ich nur ein Maler wäre! Dann hätte ich ihn porträtiert, und Sie würden es mit einemmal wissen. Ich habe nie im Leben solch ein Bild männlicher Kraft gesehen."

„Groß?"

„Nicht übermäßig groß; aber ein Körper, wie aus Stahl zusammengehämmert; ein Kopf darauf, mit kurz gekraustem, beinahe schwarzem Haar; ein Gesicht, wie von braungebeiztem Eichenholz, und in dem Gesicht ein Paar Augen mit einem dumpfen, heißen Blick."

„Vermutlich also nicht allzu entgegenkommend gegen Gäste?"

„Nicht allzusehr, nein; eher etwas einsilbig, aber nicht unfreundlich, wenigstens nicht am ersten Tage."

„Später wurde das anders?"

„Später — ja —"

„Sie werden ja plötzlich so nachdenklich?"

„Ja — sehen Sie — Menschen die in solcher Bergeinsamkeit in enger, räuchriger Hütte zusammenleben — wenn zwischen denen plötzlich Hader und Zwietracht entsteht — man kann sich denken, daß so etwas schrecklich wird. Meinen Sie nicht?"

„Sie machen mich beinahe gespannt."

„Als ich das erstemal in Begleitung anderer Gäste hinaufkam auf die still umschlossene Bergwiese, wo das Haus liegt, kamen sie uns alle drei entgegen, die Frau, der Mann, die blühende Tochter, ein Bild der Eintracht, ein Dreiklang der Zufriedenheit. Die Frau war redselig, der Mann schweigsam wohlwollend, in stiller Schüchternheit sah die Tochter zu und legte Hand mit an

beim Decken des Tisches. Der Abend dämmerte bereits. Als wir aufbrechen wollten, ertönte ein Geläute; die Ziegen, die den Tag über auf der Weide draußen gewesen waren, kamen zum heimatlichen Stalle zurück. Haben Sie so etwas jemals gesehen? Es ist ein reizender Anblick. Der Leitbock, mit seinem stolz geschwungenen Gehörn beinahe wie ein Steinbock aussehend, lugte mit klug beobachtenden Augen nach den fremden Leuten aus. Dann, als wir ihnen Brot hinbrockten, kam er samt den andern im Galopp zu uns heran. Der Gemsjäger war gut gelaunt, er reichte seinen Ziegen Salz, das sie ihm gierig aus der Hand schleckten; dann trotteten sie vergnügt in ihren Stall. Noch einigemal kam ich wieder, und so auch an einem der letzten Tage, kurz bevor ich Tarasp verließ. An diesem Tage fiel es mir auf, daß das Haus wie ausgestorben lag. Niemand kam daraus hervor, die Gäste zu begrüßen; ich klopfte an den Balken über der Tür, stampfte auf die Schwelle — niemand gab Antwort. Endlich trat ich ein. In dem kleinen Zimmer zur Rechten, einem niedrigen, holzgetäfelten Raume, standen hochaufgerichtet zwei Menschen — der Gemsjäger und seine Frau. Sie sprachen kein Wort, mit stummen Augen sahen sie mich an, indem ich über die Schwelle trat. Ich weiß kaum zu sagen, warum — mir wurde unheimlich beim Anblick der beiden. War es mir doch, als wären es nicht dieselben Menschen, die ich zuerst gesehen.

„Wollen Sie uns Kaffee kochen?“ wandte ich mich an die Frau. Indem ich sie dabei ansah, bemerkte ich, daß ihr Gesicht verstört war; Tränen schimmerten in ihren Augen. Sie murmelte etwas, das ich nicht verstand. „Was ist Ihrer Frau?“ wandte ich mich an den Gemsjäger, der lautlos, die kalte Pfeife im Munde, auf der andern Seite stand. „Schlacht (schlecht) ist ihr,“ gab er zur Antwort, und in seinen Worten war ein rauh abgerissener Ton. Die Hände hingen ihm am Leibe hernieder. Unwillkürlich sah ich auf seine Hände. Wenn die zuschlügen — ich hatte in dem Augenblick das Gefühl, daß sie auf die Frau geschlagen hatten. Ich trat zurück, um der Frau den Weg zur Küche freizugeben. Aus einem Winkel des Flurs tauchte noch jemand auf, die Tochter; das blühende, frische Gesicht war blaß, die Augen wie von Tränen geschwollen. Hatte auch sie geweint? Warum? Nur weil die Mutter geweint hatte? Weil der Mutter „schlacht“ war? Oder — hatte sie

gesehen und gehört, was es gewesen war, das die Mutter „schlacht“ gemacht hatte? Oder gar —“

„Oder gar? Warum verstumen Sie?“

„Weil ich nicht gern Romanphantasien in die schöne grüne Einsamkeit hinauftragen möchte, die mir, dem Stadtbewohner, so keusch und unbefleckt erschienen war. Die Frau war in die Küche gegangen. Wir saßen vor dem Hause und warteten auf den Kaffee. Wir warteten vergebens; es kam kein Kaffee. Nach einiger Zeit erscholl das Geläute wie früher, wieder kamen die Ziegen von der Weide zurück. Heute gab es kein Salz für sie. Aus dem Hause erschien der Gemsjäger, und indem er beide Arme emporwarf, scheuchte er die Tiere in den Stall. In seiner Bewegung war etwas Ungeduldiges; sein Gesicht, das ich jetzt erst wahrzunehmen vermochte, zeigte einen finsteren Ausdruck; seine Lodenjacke war von der Schulter abwärts mit Blut besprengt. Er war heute auf der Jagd gewesen und hatte den erlegten Gemsbock auf den Schultern zu Tal getragen. Das tote Wild hatte ihn mit seinem Schweiße gezeichnet. In diesem Aufzuge sah der Mann wild, beinahe gefährlich aus. Wir warteten und warteten — von den Frauen erschien keine; statt ihrer trat nach einiger Zeit der Gemsjäger aus dem Hause, eine Karaffe Wein und einige Gläser in Händen. Er murrte etwas, das so viel heißen mochte als: „Heute gibt's keinen Kaffee“; dann stellte er den Wein vor uns hin. Dies aber geschah mit einer so unwirsch hastigen Bewegung, daß die Karaffe umfiel und der rote Wein sich über das Tischtuch ergoß, einen großen roten Fleck auf dem Leinen verursachend.“

„Als der Mann das sah, verfinsterte sich sein Gesicht. Er wandte sich um, und wie von einem jähen Wutanfall gepackt, schleuderte er das Glas, das er noch in Händen hielt, zur Erde, daß es klirrend auf den Steinen zersprang. Ohne ein Wort zu sagen, verschwand er im Hause und kam nicht zurück. Wir saßen noch ein Weilchen, dann überzeugten wir uns, daß es heute überhaupt nichts gab; wir standen auf und gingen heim. Alpenhütten sind keine Hotels und Gemsjäger keine Kellner.“

„Nun — und weiter?“

„Weiter? — Nichts.“

„Sie sind nicht wieder hinaufgekommen nach Avvona?“

„Nein, am nächsten Tage reiste ich ab.“

„Nun? — Ich warte.“

„Sie warten? Worauf?“

„Auf die Fortsetzung Ihres Berichts.“

„Ja — so —“

„Sind Sie schon fertig? Sie greifen nach dem Hut?“

„Entschuldigen Sie mich, gnädige Frau — auf morgen vielleicht.“

„Auf morgen? Und warum nicht heut?“

„Weil ich heut immerfort an den Fleck auf dem Tischtuche denken muß, der so eigentümlich aussah, so rot und heiß — beinahe wie rotes Blut.“

Literarische Kaffeeküche

Eine Plauderei

Früher, wenn ich mit Freunden im Kaffeehaus saß — jetzt sitze ich meistens allein — und der Kellner uns den schwarzen Kaffee vorgesetzt hatte, ist es mir oft begegnet, daß ich von meinen Freunden ausgelacht worden bin.

Warum? Weil ich einem Vorgange Aufmerksamkeit widmete, über den vernünftige Menschen sonst achtlos hinwegsehen, dem Schmelzen des Zuckers in der Kaffeetasse.

Verrückte Idee — nicht wahr? Aber haben Sie es schon einmal beobachtet? Es geht damit, wie mit so manchen Dingen des alltäglichen Lebens, die nur uninteressant sind, solange man daran vorbeisieht. Wenn der weiße Zuckerwürfel in die Tasse geplumpt ist und die aufspritzende schwarze Flut sich beruhigt hat, taucht nach einiger Zeit ein Bläschen aus der Tiefe, in einiger Entfernung ein anderes, dann mehr und immer mehr.

Und nun betrachten Sie, mit welcher Hast das emporgestiegen kommt; als wenn es nach Luft schnappte und um Hilfe schrie, als wenn es von einem tragischen Vorgange berichten wollte, der sich da drunten in der dunklen Tiefe abspielt. Und so ist es — in der Tiefe drunten zerschmilzt der Zucker, er stirbt.

Dann, wieder nach einiger Zeit, schießen die Bläschen, von der Anziehungskraft getrieben, zueinander; auf der Oberfläche der schwarzen Flut bildet sich ein Schaumkrönchen; es dreht sich quirlend um sich selbst, wirft sich mit plötzlicher Gewalt an den Rand der Tasse und zerplatzt. Der Zucker da drunten hat seine Seele ausgehaucht, er ist zerschmolzen, er ist tot. Wenn man

jetzt die Tasse zum Munde führt und ihren Inhalt schlürft, so ist das, was vorher eine herbe, bittere, beinahe gallige Flüssigkeit gewesen, zu einem milden, aromatischen, die Nerven belebenden Getränk geworden.

Der Zucker hat sich für uns geopfert. Der freundliche Zucker — und die grausamen Menschen, die das so hinnehmen, als wäre es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für sie in nichts zu zergehen. Ist es nicht recht, daß einer wenigstens in Anerkennung seiner gedenkt? Soll es der Dichter nicht tun, dessen Aufgabe es ist, Vorgänge, die niemand sonst sieht, zu sehen? Sie einzutragen im großen Kontobuch der Welt und der Weltbegebnisse?

Ja — der Dichter. — Denn wie ich eigentlich dazu gekommen bin, einem so gleichgültigen Vorgange Aufmerksamkeit zu schenken? — Weil ich gefunden habe, daß zwischen solch einem Stück Zucker, das lautlos in der bittern Tiefe verschwindet und unsichtbar seine versüßende Lebensarbeit vollbringt, und dem, was man so einen Dichter nennt, eigentlich eine merkwürdige Ähnlichkeit besteht.

„Aber erlauben Sie" — ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Ich habe mich auch wohl gehütet, meinen Freunden im Kaffeehause meine Gedanken zu verraten — sie würden mich schön ausgelacht haben. Nur dem Papier vertraue ich sie an — wenn mich der Leser auslacht, so steht es ihm frei; ich werde es ja nicht hören.

Sie wollen mir sagen, daß das Bild denn doch gar zu niedrig gewählt sei, daß es ein viel schöneres gibt, in welchem der Dichter mit dem Lichte verglichen wird, das, anderen leuchtend, sich selbst verzehrt.

Bekannt, Verehrtester, bekannt und zugestanden. Aber jeder sucht sich seine Bilder aus dem Umkreis der Dinge, die ihn umgeben — und in unsrer Zeit der Gasflammen, der elektrischen Bogenlampen und der Glühlichter, wo bleibt da das stille, sich verzehrende Wachslicht? Dahingegen, der Kaffee —

Wenn man die schweren Folianten zur Hand nimmt, in denen uns die Historiker die Geschichte der Welt entrollen, wenn man liest, wie Kriegsstürme über die Menschheit dahingegangen sind, Pestilenzen und Revolutionen, Glaubenskämpfe und Interessenstreit, wie der Würgengel von draußen gemäht und Hader und Zwietracht von innen vergiftet und zerfleischt hat —

dann legt man schaudernd das Buch aus der Hand. „O bittrer Trank, der sich das Leben der Menschheit nennt! Bittrer, galliger, schwarzer Trank, den jedes Geschlecht getrunken hat, jedes neue von neuem trinkt, jedes kommende Geschlecht wieder trinken wird!“

Und indem man das grausame Buch zur Seite schiebt, greift man nach einem anderen, das unmittelbar daneben liegt, man schlägt es auf — und siehe da — ein Wispern und Girren, ein Seufzen und Klagen, ein Jubeln und Lachen tönt plötzlich an unser Ohr. Nicht des Gelehrten kühl vom Katheder tropfende Stimme, die über die Menschheit abhandelt — die Menschheit selber öffnet den Mund und spricht zu uns durch ihre Literatur.

Da erfahren wir, was sie gedacht und gefühlt haben, die Menschen, als die Stürme der Begebenheiten über sie dahingerast sind, was für Gesichter sie gemacht haben, indem sie den bittren Trank des Lebens verschluckten, wie sie geweint und gelacht, an was sie geglaubt und auf was sie gehofft, was sie geliebt und was sie gehaßt haben. Wir erfahren es, und durch wen — durch die Dichter.

Denn zu allen Zeiten hat es besonders organisierte Menschen gegeben, die das Bedürfnis empfanden, das Schicksal der Menschheit in sich aufzunehmen, als wäre es ihr allereigenstes, persönliches, die es wie eine heilige Krankheit getrieben hat, Leiden, die sie an anderen gewahrten, als eigenes Leid zu empfinden, dem Freudenlaute, den sie von anderen vernehmen, einen Widerhall zu verleihen aus ihrem Herzen, sich durchdringen und durchtränken zu lassen vom Lebenssaft ihrer Zeit, bis daß sie völlig eins damit wurden, darin aufgingen und zerschmolzen — das waren die Dichter.

Was wäre uns Priamus' Leid um Hektors Tod, wenn Priamus' Tränen nicht in die Seele Homers geflossen wären? Was wüßten wir anderes vom Kampfe um Troja, als daß es eine Rauferei gewesen, voll Grausamkeit und Mord, Hinterlist und Verrat, Brandstiftung und Raub — aber der Dichter kam, und in seiner gottestrunkenen Seele ward die Rauferei zum Kampfe der Götter und Menschen, der erbärmliche Vorgang zur Tragödie, die die Welten übertönt. Der Dichter gab sich hinein in die dunkle, bittere Lebensflut seiner Zeit, und sie wurde zum Labetrunk für die Menschen aller Zeiten. Er war das Gewürz, was sie würzte, seine Seele hat sie versüßt.

Nicht als ob alle, deren Namen im Buche der Literatur

verzeichnet stehen, Dichter in diesem Sinne, wahrhafte Dichter wären — im Gegenteil, von hundert kaum einer. Aber das schadet nichts. Wenn aus jeder Generation auch nur ein wahrhafter Dichter als Wortführer aufsteht, so ist das schon sehr viel und für die Nachwelt genug. Diejenigen aber, die sich eingereiht sehen möchten in die Zahl dieser besonderen, besonders organisierten Menschen, die da umhergehen und sich fragen: „Bin ich ein Dichter?“ sie mögen sich gesagt sein lassen, daß es eine Probe gibt, aus der sie sich Antwort holen können: Wenn sie am Schreibtisch sitzen und die geheimnisvolle Welle der Schaffenslust in ihnen schwillt, dann mögen sie sich prüfen, wie stark in ihnen das Bedürfnis zum Zerschmilzen ist, zum Zerschmilzen, ohne Vorbehalt ihrer eigenen Persönlichkeit, ohne Rückstand und Hast, Gewürz zu werden für ihre Zeit, das den Menschen ihrer Zeit den bitteren Lebenstrank versüßt, Zucker, guter Zucker, der sich rein auflöst und nur, indem er den Trank veredelt, eine Spur von seinem Dasein hinterläßt.

Denn es gibt auch schlechten Zucker, der nie ganz zergeht, immer Brocken übrig läßt, die man mit dem Löffel zerstoßen muß, wenn man sie nicht lieber hinausschwippt aus der Tasse. Und es gibt auch schlechte Skribenten, die immer nur mit einem Teil ihrer Persönlichkeit arbeiten, nie mit der ganzen, nur mit dem Kopf, oder nur mit dem Herzen, aber nie mit Kopf und Herzen zugleich, nie mit der ganzen, vollen, ungebrochenen Persönlichkeit. Das sind halbe Gesellen, und ihrer ist das Himmelreich der Dichtkunst nicht. Und es gibt auch solche, die beim Schaffen mit einem Auge auf das Papier blicken, darauf sie schreiben, mit dem andern nach dem Publikum schielen und nach dem zahlungskräftigen Verleger — das sind falsche Gesellen, Verderber des Zuckers, und sie soll man dahin werfen, wo Heulen und Zähneklappern ist, und wo die Nahrungsmittel-Verfälscher hausen.

Und endlich gibt es eine dritte Art, das sind die, welche wirklich einmal auf dem Pegasus gesessen haben und nun, weil sie mit ihrem ersten Ritte die Augen der Welt auf sich gezogen haben, immer denselben Weg in derselben Reitbahn abreiten. Aus dem Galopp des Flügelrosses ist längst ein Zuckeltrab geworden — sie merken es nicht. Das Flügelroß ist überhaupt schon ein Droschkengaul geworden, der längst die Flügel verloren hat — sie merken es nicht. Immer denselben Weg, immer den-

selben Trott. — Das sind die Satten, die Zufriedenen. Und weil sie fett geworden, sind sie keine Dichter mehr; denn der Dichter muß eine hungrige Seele haben. Er muß hungern nach Menschen und Menschenschicksalen — und diese seine Unersättlichkeit, das ist der Idealismus der Dichter.

Immer wieder begeht man den Fehler, daß man Idealismus für eine Anschauungsart hält, während er eine Gesinnungsart ist. Daher ist es gekommen, daß der große Begriff zu einer tönenden Phrase, zu einem verschrienen, verlästerten Wort geworden ist. Ohne diesen wahren, diesen echten Idealismus hat es nie einen Dichter gegeben, wird es nie einen geben, er ist die innerste Natur der Dichterart.

Darum, wer heute das Wort in den Mund nimmt, der nehme sich in acht, denn unter den „Blaublümelein" und den „rosigen Wolken", unter denen ein verehrliches Publikum den Idealismus zu suchen gewohnt ist, schlummert häufig eine ganz unidealistische Gesinnung — und mancher struppige Geselle, der mit beiden Fäusten in die Nesseln und wohl gar in den Unrat greift, trägt manchmal einen ganz echten Idealismus in sich.

Und indem ich das ominöse Wort „Publikum" ausspreche, merke ich, daß ich zu einem zweiten Kapitel gelange, nämlich vom Zucker zu denen, die den Zucker in ihren Kaffee schütten, vom Kaffee zu denen, die den Kaffee trinken, von den Gebern zu den Nehmern, zu den Empfangenden, Genießenden.

Publikum — das aber ist ein so weitläufiges Kapitel, daß es zu lang werden würde, für heut. Darum auf ein anderes Mal.

Vergnügen im Grunewald

Eine Sonntagsreise

Sonntagnachmittag im Juli 1897 — blauer Himmel, Sonnenschein, kein Regen — nachdem der Berliner Stuben- und Schreibtischmensch genügende Zeit gebraucht hat, solch ein Zusammentreffen fabelhafter Umstände gehörig zu bestaunen, beschließt er, sich dieselben nutzbar zu machen.

„Wohin heut nachmittag?"

„Natürlich in den Grunewald," entscheidet die bessere und darum gebietende Hälfte.

„Also in den Grunewald!"

Stündlich, von 1 Uhr 26 Minuten ab gehen die Züge vom Potsdamer Ringbahnhof nach Station Grunewald.

Also pünktlich um 4 Uhr 20 Minuten auf dem Bahnhof.

Pünktlich sind wir da — und das ist gut. In der Eingangshalle ist ein Menschengewimmel, daß man nur Schritt für Schritt, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, an den Billettschalter gelangt. Endlich sind wir im Besitz von Fahrkarten, endlich sind wir auf dem Bahnsteig — da rollt auch schon der Zug herein.

Ein Menschenozean wirft sich auf die Wagen und reißt uns mit sich fort.

Ist die bessere Hälfte auch da?

Sie ist da, dicht hinter uns.

Das Unglaubliche ist Ereignis geworden, wir haben in einem Abteil zweiter Klasse zwei Sitzplätze ergattert.

Der Abteil ist voll, ganz voll, trotzdem wird er noch immer voller. Die bereits geschlossene Tür wird noch einmal aufgerissen; ein dicker Herr und eine schlanke Dame wollen noch mit. Für die schlanke Dame wird durch Zusammenrücken noch ein Sitzplatz ermöglicht; der dicke Herr bleibt stehen, bleibt am offenen Fenster stehen, das er mit seinem breiten Rücken zudeckt.

In dem vollgepfropften Abteil ist es heiß, jetzt wird es erstickend. Fragende Blicke richten sich auf den dicken Herrn; gedenkt er, am offenen Fenster stehen zu bleiben? Es scheint so. Er unterhält sich lächelnd mit der Begleiterin und erklärt, indem der Zug sich in Bewegung setzt und der Lufthauch seinen breiten Rücken fächelt, daß es angenehm kühl sei. Das glaub' ich!

In Friedenau wird ein Sitzplatz leer; der dicke Herr setzt sich. Gott sei Dank! Das Fenster wird frei; man kann hinausblicken und sieht die Tribünen des Sportparks mit Zuschauern überfüllt.

Was ist denn los? Ein Wettrennen? Oder vielleicht gar ein Ringkampf? Und dazu strömen sie schaulustig in Scharen hinaus? Kopfschüttelnd denkt man an die verödeten Theater. Wenn hier ein Stiergefecht veranstaltet würde, oder gar ein Gladiatorenspiel, ob sie nicht auch in Scharen kommen würden?

Inzwischen pustet sich der Zug von Station zu Station weiter. Wilmersdorf — Schmargendorf — Halensee.

In weitem Bogen umfahren wir Kolonie Grunewald. Ein dünnes Gewirr von Krüppelfichten deutet uns an, daß wir anzunehmen haben, wir seien nun im „Wald“. Unwillkürlich denkt man an die Zeit zurück, als man beim Militär war und beim Manöver mit einem „markierten“ Feinde focht. Der Zug hält — Station Grunewald.

Aus weitgeöffneten Türen speien die Wagen ihre Menschenfracht aus. Vom Bahnsteige sehen wir uns um.

Als wir das letztemal hier ausstiegen, lag die Station noch in völliger Einsamkeit; jetzt sind die Häuser der Kolonie schon bis an sie herangerückt. Wie sie in der Sonne leuchten! Wie das wächst! Wie das alles wächst!

Vom Menschenstrom getragen, ziehen wir durch den Tunnel dahin. Plakate verkünden uns, daß wir hier entlang zur Saubucht gelangen; dahin eben wollen wir ja. Draußen an einem Baume abermals eine Tafel „Saubucht“ mit einem Pfeil. Schräg links uns haltend, folgen wir der Richtung des Pfeils.

Menschen ziehen vor und hinter uns. Man geht wie in einer Karawane und dringt in die Tiefen des Grunewaldes ein. In die Tiefen — wenn man freilich vor kurzem erst im Schwarzwald gewesen ist, will einem diese Tiefe etwas seicht erscheinen. Aber was hilft es? Man kann nicht in einer halben Stunde von Berlin bis in die Schattenhallen gelangen, die zum „alten Schloß“ bei Baden-Baden hinaufführen.

Und für das, was die Natur versagt, schaffen die Menschen Ersatz. Man betrachte sie nur; wie glücklich sie sind! Wie sie dahinziehen, in Familien; Vater und Mutter voraus, Brüder und Schwestern dahinterher; manchmal wohl auch Bräutigam und Braut. Die jungen Mädchen in einfachen, hellen Sommerkleidern, anmutig leuchtend zwischen den kahlen Baumstämmen, plaudernd und lachend, lebendige Quellen lieblichen Lebens in der dürren Umgebung. Wie man ihnen die Freude ansieht, über die karge Freistunde nach arbeitsamer Woche, die Dankbarkeit!

Kein häßliches, kein rohes Wort. Jeder freundlich bereit, auf Fragen nach der Wegrichtung willfährige Auskunft zu erteilen. Wie sie sich, um auszuruhen, auf umgehauenen Baumstämmen niedersetzen, die ganze Familie in einer langen Reihe, die kleinen Kinder mit einem glückseligen Staunen im Gesicht: „Ich sitze auf einem Baum, einem wirklichen Baum.“

Und das sind die Berliner, die verschrienen, verleumdeten

Berliner, diese dankbar zufriedenen Menschen, an denen einem das Herz aufgeht!

Versöhnten Gemütes setzt man den Weg fort, durch gelbes, trockenes Steppen- und Riedgras. Allmählich aber wird dies besser. Grünlicher, denn wirklich grüner Waldboden setzt ein; man spürt; daß man sich der Havel nähert, dem Golfstrom der Mark. Das flache Gelände wird wellig; zu unserer Rechten klettert der Umfassungszaun des Saugartens durch Einsenkungen und über Höhen. Und jetzt winkt dort oben, auf grasiger Kuppe, der Backsteinbau der Unterförsterei.

Die erste Etappe ist erreicht. Auf kunstlosen Bänken an einfachen Tischen sitzen Männer und Frauen, Knaben und Mädchen und trinken aus Bierseideln — Milch. Wahrhaftig — große bärtige Männer schlürfen Milch wie harmlose Kinder. Man wird selbst zum harmlosen Kinde, erobert am Ausschank zwei Gläser Milch für sich und die bessere Hälfte, und indem man sie langsam hinuntertrinkt, freut man sich an der Freundlichkeit der Menschen, die auf der Bank zusammenrücken, damit wir auch zum Sitzen kommen, genießt man, eine halbe Stunde von dem Egoismus der Haupt- und Weltstadt entfernt, ein friedlich selbstloses Behagen.

Aber unseres Bleibens ist nicht lange; wir wollen noch weiter, bis nach Wannsee, wir brechen auf, und auf dem breiten Weg, den uns eine Tafel am Baume mit dazu gehörigem Pfeil als Marschrichtung angibt, ziehen wir dahin, über die Havelberge, zufrieden mit der gesundheitfördernden Bewegung, fröhlich gestimmt durch die fröhlichen Menschen, die wir soeben verlassen haben. Der breite Landweg mündet in die Chaussee, die nach Beelitzhof und Wannsee führt. Indem wir uns ihr nähern, sehen wir Wagen darauf entlang rollen und dann, in langen Zügen, rasch dahinfahrende Menschenköpfe — Radfahrer.

Wir haben die Chaussee erreicht; aufatmend bleiben wir stehen. Wie schön! Grünbelaubte Eichenbäume fassen sie auf beiden Seiten ein; ein breiter Fahrweg läuft in der Mitte, ein Reitweg auf der einen, ein schöner, fester Fußweg auf der anderen Seite.

Wir betreten den Fußweg — wie herrlich es sich darauf geht! Auffallend ist nur, daß so wenig Menschen von dem schönen Wege Gebrauch machen; soweit ich sehen kann, sind wir beiden die einzigen Wanderer. Aber nein — dort drüben,

jenseits des Reitwegs, arbeitet sich eine Familie, Vater, Mutter und Tochter, langsam am Grabenrande entlang. Komische Leute — sehen sie den bequemen Fußweg denn nicht? und dabei schauen sie zuweilen mit scheuen Blicken zu uns herüber, beinahe als wunderten sie sich über unseren Leichtsinn, als fürchteten sie sich.

Indem ich noch meinen Gedanken nachhänge, weckt mich ein gellender Schrei meiner besseren Hälfte, die einige Schritte hinter mir geht, aus meiner Versunkenheit. „Nimm dich in acht!" Im nämlichen Augenblick saust, so daß er mir beinah die Zehen von den Füßen abradelt, ein Radfahrer an mir vorbei. „Aber hier ist doch Fußweg," will ich eben, ärgerlich verblüfft ausrufen, da — schon wieder ein Schrei in meinem Rücken, und von hinten schießt auf der anderen Seite ein zweiter Radfahrer an mir vorbei.

Ich bleibe stehn; meine Frau ist herangekommen, sie ist ganz blaß. Ich versuche, sie zu beruhigen.

„Jedenfalls haben sich die Herren nur versehen und den Fahrweg mit dem Fußweg verwechselt" — ich habe indessen kaum zu Ende gesprochen, als eine ganze Kolonne von Radfahrern, ich zähle vier — sechs — acht — und darunter weibliche — sich in bedrohlicher Eile uns entgegenwälzt, nicht auf dem Fahrweg, sondern auf unserem, auf dem Fußweg.

Was tun? Der Anblick ist geradezu gefährlich. Meine Frau will zur Seite springen, über den Graben; ich halte sie fest. Ist man umsonst Soldat gewesen? Weiß man nicht mehr, wie man anstürmender Kavallerie begegnet? Der Fußweg ist unser Recht, wir bleiben auf dem Fußweg! Wir bleiben, und die radelnde Kolonne rückt immer näher, ganz nah, so nah, daß wir die erhitzten Gesichter, die feindselig funkelnden Augen deutlich erkennen. Unsere Festigkeit trägt den Sieg davon; einen Schritt, manchmal auch nur einen halben Schritt von uns entfernt biegen die Radfahrer in den Fahrweg ein und sausen an uns vorüber; andere, namentlich die Damen, halten auch dies für überflüssig und flirren, auf dem Fußweg verharrend, so dicht an uns vorbei, daß sie uns beinah streifen.

Das Unheil ist glücklich vorübergegangen; tief aufatmend machen wir halt.

Die Familie drüben am Grabenrande wirft höhnisch zwinkernde Blicke zu uns herüber. „Na — Sie gehen wohl den Weg zum

erstenmal?“ Allerdings, wir gehen ihn zum erstenmal, und wenn es so weitergeht, muß ich sagen, ein angenehmer Weg!

Und es geht so weiter.

Kaum daß der erste Sturm dahingebraust ist, tauchen schon wieder neue Feinde auf. Feinde — es gibt keinen anderen Ausdruck dafür, denn ausnahmslos stürmen sie auf dem Fußwege einher, und den verbissenen Gesichtern sieht man es an, daß sie auf Kampf ausgehn. Sie wollen den Fußweg für sich erobern, wollen doch einmal probieren, ob es ihnen nicht gelingen wird, die elenden Fußgänger einzuschüchtern, zu verdrängen, zu verjagen.

Der Vorgang von vorhin wiederholt sich; wir sehen uns gegenseitig an — „hast du noch deine gesunden Glieder? — Gott sei Dank, ja.“ —

Daß ein Fahrweg vorhanden ist, so breit, daß sechs Radfahrer nebeneinander darauf entlanggleiten könnten, scheinen diese Herrschaften geflissentlich nicht sehen zu wollen. Und nun, ermüdend zum erzählen, in ununterbrochener Folge wiederholt sich die Annehmlichkeit. Dabei kann man Charakterstudien machen und die Gefährlichkeit der Gegner nach Graden unterscheiden: am verständigsten zeigen sich die erwachsenen Männer, die meistens einige Schritte vor dem Fußgänger nach dem Fahrwege ausbiegen. Gefährlicher sind die bartlosen Jünglinge, die einem bis unter die Nase fahren und dann, ohne den Fußweg zu verlassen, abschwenken. Am allergefährlichsten sind die Damen, die überhaupt gar nicht ausweichen.

Eine solche Amazone, in braunen Pumphosen und karierten Strümpfen, von einem halberwachsenen Jungen als Champion begleitet, fährt uns direkt auf den Leib. Da wir ratlos vor dem jähen Angriff stehen bleiben, entschließt sie sich, im engsten Bogen um uns herumzufahren; dabei kommt sie mit ihrem Rade in Mißhelligkeiten und sieht sich genötigt, abzuspringen. Wenige Minuten später, während die Fußgänger ahnungslos ihren Weg fortsetzen, kommt etwas auf dem Fahrweg hinter ihnen dreingesaust. Es ist der Champion, der vorüberstürmt und im Vorüberstürmen etwas Unverständliches schreit. „Galt das uns? Was hat er gesagt?“ Man kommt dahinter, daß er uns vom hohen Rad ein gemeines Schimpfwort zugeworfen hat. — Angenehm — nicht wahr? Sich womöglich mit solchem Patron auf offener Landstraße herumprügeln? Das ganze Vergnügen

an dem Ausfluge ist dahin, die freundliche Stimmung von vorhin, die Erinnerung an die harmlosen Menschen, mit denen wir zur Saubucht gepilgert sind, ist erstickt unter bösartigem Ärger.

Ein Lichtblick zeigt sich: am Wegesrand, jenseits des Grabens, stehen drei junge Mädchen und spielen Ball. Es gibt doch also in Deutschland noch junge Mädchen in langen Gewändern, und nicht bloß in Pumphosen und karierten Strümpfen! Welch ein Kontrast zwischen diesen lieblichen, weichen Gestalten und den schwitzenden, krebsroten Wesen, die auf der schnurrenden Maschine hockend, kaum noch erkennen lassen, ob man ein Weib oder einen Mann vor sich hat — finsteren Unmutes voll zieht man weiter. Einige hundert Schritte vor Beelitzhof sperrt eine Gattertür die Chaussee; an dem Gatter ist eine Tafel angebracht; weithin leuchten die Worte: „Das Radfahren auf dem Fußwege ist bei drei Mark Strafe verboten." Bravo! Ein beruhigendes Wort, und eine wirkungsvolle Drohung; wir haben es erfahren. Wenn ich die Strafgelder hätte einsammeln sollen, so hätte ich mehrere hundert Mark, die da zusammengeradelt worden sind, an die Staatskasse abgeführt.

Kopfschüttelnd stellt man Betrachtungen über den Geist an, den das Radfahren in dem jungen Geschlechte Deutschlands erweckt. Eine so dreiste Verhöhnung von Vorschrift und Gesetz, eine so brutale Terrorisierung des Nebenmenschen würde ich nicht für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen und Ohren erlebt hätte. Wer da meint, daß ich übertreibe, der gehe an einem Sonntage hinaus; falls er lebendig vom Schlachtfelde heimkehrt, wird er meine Worte bestätigen. Soll das so weitergehen?

Eine Gellertsche Fabel fällt mir ein, die ich frei aus dem Gedächtnis wiedergebe:

Stax fühlt das Bedürfnis, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Da er kein anderes Talent in sich entdeckt als das, Rad schlagen zu können, begibt er sich auf die Promenade, wo die gesittete Welt spazieren geht, und schlägt zur Seite des Weges ein Rad nach dem anderen. Alles lacht und schilt. Am nächsten Tage macht er es ebenso; wieder lacht und schilt alles; Rax aber, der sich unter den Spaziergängern befindet, bleibt plötzlich stehen; „das Rad, das er da eben schlug, war wirklich gut — ob ich das auch könnte?" Rax schlägt

Rad, mit Stax um die Wette. Am dritten Tage sind aus den zwei Radschlagern bereits zehn geworden; nach vierzehn Tagen geht nur noch die Hälfte der Spaziergänger aufrecht auf den Füßen. Nach vier Wochen wird ein Ehepaar, das einzige, das noch auf der Promenade lustwandelt, unter allgemeinem Hallo von der Promenade gejagt, weil sie die lächerliche Dreistigkeit besitzen, zu Fuß gehen zu wollen.

Natürlich ist Radfahren etwas anderes als Radschlagen, und nicht gegen das Radfahren als solches, sondern gegen seine Ausartung richten sich meine Worte. Kein Vernünftiger wird verkennen, welch ein stolzes Bewußtsein dem Menschen damit gegeben ist, daß er sich vermöge des Rades zum Bezwinger des Raumes gemacht hat, zum Bewältiger der Entfernung, wie es vordem gar nicht zu denken war. Daß er sich freigemacht hat von der helfenden Kraft des Pferdes und von der trägen Behaglichkeit in den Polstern des Wagens. Der tief innere, berechtigte Drang, der dem Menschen den Eis- und Schneeschuh unter die Füße geschnallt hat, der ihn getrieben hat und treiben wird, den lenkbaren Luftballon zu erfinden, er ist es, der ihm den Weg zu dem pneumatischen Radreifen gewiesen hat. Ein berechtigter Drang, weil er dem Herrenbewußtsein des Menschen auf Erden entspringt, der Recht und Pflicht in sich empfindet, sich diesen ganzen Erdball mitsamt der umgebenden Luftkugel dienstbar zu machen.

Etwas Verschiedenes aber ist es, ob solche Tätigkeit als Mittel zum Zweck oder als Selbstzweck ausgeübt wird. Während ich jene anerkenne, werde ich diese, den Sport des Radfahrers, verwerfen. Wenn nicht mehr das Erreichen eines Zieles, sondern nur noch die Frage, wieviel Kilometer man hinter sich gebracht hat, der treibende Gedanke ist, dann wird eine solche Tätigkeit, ein solches Kilometerfressen schädlich und gefährlich. Dann sieht der radfahrende Mensch nicht mehr die Schönheit des Weges, den er entlangsaust; das Ziel, das er erreicht, hat für ihn nur noch die Bedeutung einer Station, auf der er neue Kräfte zur Fortsetzung des Dauerlaufes einpumpt, alle seine Gedanken sind auf den Mechanismus des Rades gespannt. Was die strampelnden Beine profitieren, büßt der denkende Kopf ein. Und das ist schlimm.

Als Byzanz am Rande des Abgrunds stand, sein elendes Dasein nur noch durch Tributzahlungen fristend, die es den

Feinden an den Grenzen leistete, erhob sich der Sport der Wagenrennen in der Arena zu nie gekannter Blüte. Kein Gedanke erhellte mehr die verfinsterten Köpfe, kein großes Gefühl befruchtete mehr die Seelen; ein Interesse und eine Frage verschlang alle übrigen: „Werden die Blauen siegen oder die Grünen?“ Zwei Sportparteien waren Herrscher über den Staat geworden. — Vom Grunewald heimgekehrt nach Berlin sitze ich gedankenvoll an meinem Schreibtisch.

Das Wort eines radfahrenden Freundes fällt mir ein: „Sie werden erleben, was für eine Jugend wir in Deutschland bekommen; selbstbewußt, schneidig und kühn.“ Ich schlage das Buch auf, das dort liegt, Treitschkes Deutsche Geschichte, ich lese, wie die deutsche Jugend 1813 zu den Fahnen stürmte, als es den Freiheitskampf fürs Vaterland galt. Merkwürdig — die deutsche Jugend scheint damals schon mutig und kühn gewesen zu sein, obgleich sie noch keine Fahrräder besaß.

Ich lese weiter, wie nach dem Wiener Kongreß aus aller Schmach politischer Erniedrigung der deutsche Genius sich erhob, Geister erzeugend, deren Namen wie ein Planetenkranz am Himmel der Menschheit leuchten; wie alle Nachtwächter Europas zähneklappernd auf das junge Geschlecht Deutschlands blickten, weil sie in dessen Herzen eine Flamme aufgehen sahen, die mit feurigen Zungen nach der Zukunft schrie. Was denn war es, was dieses lodernde Feuer entzündete? Die Erfindung eines neuen Mechanismus? Einer neuen Kraftübung? Eines neuen Sports? Es war die Idee, die treibende Gewalt eines Gedankens, des Gedankens an die deutsche Einheit.

Und als dann 1870 die Nachkommen jenes Geschlechts auf den Plan traten und in unsterblichen Heldentaten den Gedanken zur Wirklichkeit machten — nun — sie hatten auch damals noch keine Fahrräder; es scheint auch ohnedem gegangen zu sein.

Man verstehe mich nicht falsch — ich glaube ganz sicher, daß auch die heutige radfahrende, sportlustige Jugend so kühn und mutig zur Hand sein würde, wenn es not täte, wie das Geschlecht von 1870 es war: aber man überschätze nicht, verschiebe die Werte nicht, man bilde sich nicht ein, daß eine Entwicklung der Muskeln jemals zu geben vermöchte, was nur die Kraft der Seele zu geben vermag.

Darum, mein radfahrender Freund, schlage ich ein Abkommen vor: ich lasse Ihnen das Fahrrad — sorgen Sie dafür,

daß die deutsche Jugend über den Beinen nicht den Kopf vergißt; daß sie das nicht verliert, was wichtiger ist als Sporttriumph, die Seelengewalt der großen Idee! Sonst könnte es sich ereignen, daß man einstmals sagt: „Deutschland, das einst auf stolzem Rosse ritt, kam auf das Rad und von da unter die Räder“ — das aber, radfahrender Freund, würde Ihnen selbst doch wohl leid tun?

V. Humoresken



Mein Onkel aus Pommern

An einem Abende des vergangenen Sommers fand ich, als ich nach Hause kam, nachstehenden Brief auf meinem Tisch:

„Da mir, der ich Karlsbader getrunken habe und in der Nachkur begriffen bin, der Arzt Zerstreuung verordnet hat, bin ich entschlossen, vierzehn Tage in Berlin dem Vergnügen zu widmen, und werde am 20. d. Mts. mittags auf dem Stettiner Bahnhof eintreffen. Dein Onkel."

Ich hatte meinen Onkel nur wenig, in letzter Zeit gar nicht gesehen; denn er saß in Hinterpommern als Junggeselle auf seinem Gute und kam wenig von da fort, weil er, wie er sagte, das Wasser nirgends anders vertragen konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein wenig reizbar und Hypochonder sei — indessen — Karlsbader. — Vierzehn Tage sind etwas viel — indessen — das große Berlin — also — am 20. d. Mts. pünktlich um dreiviertel Zwölf auf dem Stettiner Bahnhofe.

Ich war vor dem Zuge an Ort und Stelle. Es war heiß, sehr heiß; für Leute mit reizbaren Unterleibsnerven kein empfehlenswertes Reisewetter — aber — wir werden schon liebenswürdig sein. Drei Minuten nach Zwölf lief der Zug ein; ich ging ihm entgegen und musterte die Fenster.

An einem Kupeefenster zweiter Klasse stand ein ältlicher Herr mit grauem Schnurr- und Backenbart. Er war klein, untersetzt und breitschultrig und füllte die ganze Fensteröffnung; auf dem Kopfe trug er eine Reisemütze, deren Schirm wagerecht über den Augen stand — es war mein Onkel. — Während ich auf ihn zuging, prüfte ich sein Gesicht; er sah unwillig aus und musterte mit verächtlichen Blicken die Menschen, die sich auf dem Perron drängten.

Mit geschwungenem Hute eilte ich auf ihn zu — „Willkommen in Berlin" — er war aber zu sehr mit dem Öffnen der Kupeetür beschäftigt, um meinen Gruß erwidern zu können. Als ihm sein Vorhaben nicht sogleich gelang, schien er sehr ungehalten zu werden. — „Die verfluchte Tür geht ja nicht auf!" rief er dem Schaffner zu, der eilfertig hinzusprang — er schien den Schaffner mit weiteren tadelnden Bemerkungen bedenken zu wollen, doch dieser war schon unterwegs.

Mein Onkel trat auf mich zu: „Habt Ihr denn hier zu Lande keine Ahnung von Ventilation?" sagte er mit vorwurfs-

vollem Tone zu mir. „Es ist ja eine Schande, was in diesen Kupees für eine Hitze ist.“ Er schien zu glauben, daß ich zum Eisenbahndepartement gehörte; eben wollte ich ihm seinen Irrtum mitteilen, als meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde.

Hinter meinem Onkel tauchte eine ältliche, sehr erhitzt aussehende Dame aus dem Innern des Kupees auf und strebte mit Schachteln und Reisetaschen dem Ausgange zu. Sie wurde von einer jungen Dame und einem Herrn, vielleicht dem Gatten der letzteren, erwartet und empfangen. Erschöpft warf sie sich in die Arme der jungen Dame. „Wie war die Reise, Tantchen?“ hörte ich diese fragen. „Schlecht, entsetzlich schlecht,“ war die klagende Antwort, „ich bin mit einem Herrn gefahren, welcher fast die ganze Zeit am Fenster gestanden hat; ich habe fast gar keine Luft bekommen.“ Vorwurfsvoll blickte sie auf meinen Onkel — offenbar war er jener „Herr“ gewesen. Ich berechnete im stillen, daß er das Kupeefenster allerdings hermetisch verschlossen haben mußte.

Tadelnde Blicke richteten sich auf meinen Onkel, mißbilligende Laute wurden vernehmbar — ich befürchtete einen Auftritt — ich hatte mich geirrt. Ein ingrimmig befriedigtes Lächeln umspielte seinen Schnurrbart, den er nach Husarenart in zwei stechende Spitzen gedreht trug; das Leiden der ältlichen Mitmenschen schien ihm alles andere als Mitleiden zu erwecken; ich stellte Betrachtungen über die moralische Wirkung des Karlsbaders an.

Der kurze Augenblick innerer Glückseligkeit ward für meinen armen Onkel jedoch schnell und rauh durch den Stoß eines Koffers unterbrochen, mit welchem ein eilfertiger Handlungsreisender seine Hüfte streifte. Er stieß einen grunzenden Laut des Unwillens aus und durchbohrte den Rücken des Davoneilenden mit tödlichen Blicken. Von den Worten, die er hinter dem Handlungsreisenden hersandte, verstand ich nur einzelne abgerissene Laute, wie: „Lümmelhafte Schlingelei — Berliner Industriebengel“ und andere; er schien durch den Karlsbader noch nicht an Reizbarkeit verloren zu haben.

„Droschke mit Gepäck gefällig?“ rief jetzt der Schutzmann, der Marken verteilt, meinen Onkel an. Mit der Miene eines beleidigten Großwesirs wandte sich dieser an mich: „Was will dieser Mann, und warum schreit er mich so an?“ Ich setzte ihm die Zwecke des Schutzmanns auseinander. „Geben Sie

mir," sagte mein Onkel würdevoll, „eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Gepäckdroschken sind nicht offen," sagte der Schutzmann, seine Marken weiter verteilend. Mein Oheim, mit dem Ausdruck eines Mannes, der sich nicht ärgern will, sagte noch einmal, aber mit lauterer Stimme: „Ich wünsche von Ihnen eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Bedaure," versetzte der Schutzmann, „sie sind nicht offen." „Verlangen Sie etwa, daß ich bei dieser Hitze in einer geschlossenen Droschke fahren soll?" rief jetzt mein Onkel mit einer Stimme, die durch den ganzen Bahnhof donnerte. Der Schutzmann zuckte schweigend die Achseln. Eine solche Nichtachtung seiner berechtigten Wünsche war für meinen armen Onkel zu viel. Er rollte in stummem Protest die Augen gen Himmel, seine Barthaare zitterten — ich bemerkte, daß seine Augen ganz rot waren, und konnte mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stachelschwein hatte.

Durch unsere Zögerung waren wir unterdessen die letzten auf dem Perron geworden, und es blieb nur noch eine Droschke zweiter Klasse für uns übrig. Mit dem Lächeln eines Märtyrers steckte mein Onkel die Fahrmarke ein und wandte sich zum Ausgange des Bahnhofs. „Berlin ist ein Dorf," sagte er mir so laut, daß es der Schutzmann hören mußte, den er dadurch wahrscheinlich tödlich zu kränken hoffte.

Durch diesen Racheakt ein wenig für die erlittene Mißhandlung getröstet, suchte er mit mir die Droschke, worauf ich mich daran machte, sein Gepäck zu besorgen. Als ich ihn verließ, sah ich, daß er das Taschentuch gezogen hatte und die Polster des Droschkensitzes emsig abzuklopfen begann.

Der Koffer meines Onkels war ein schwarzes Ungetüm, welches etwa einen Kubikmeter fassen mußte und dessen Bewältigung zwei Gepäckträger in Anspruch nahm. — Als ich mit demselben zur Droschke zurückkam, stand mein Onkel noch immer darin und klopfte auf den Polstern herum.

„Alles ganz schmutzig!" rief er mir von oben zu, „ganz staubig und schmutzig!" Ich wagte zu bemerken, daß es in den Straßen sehr staubig sei. — „Warum sprengt Ihr nicht?" entgegnete er — mir schien, daß er jetzt annahm, ich gehöre zur städtischen Verwaltung. „Habt Ihr kein Wasser in Eurer Stadt? Dieser Stadt fehlen die natürlichen Hilfsmittel." Ich wagte, eine Gegenbemerkung zu machen, er schnitt sie jedoch mit der

kategorischen Bemerkung ab, daß Berlin eine Spelunke sei. — Ich überlegte im stillen die Eigentümlichkeit seines Entschlusses, sich eine Spelunke zum Zwecke vierzehntägiger Vergnügung auszusuchen.

Wir fuhren die Invalidenstraße entlang, dem Oranienburger Tor zu. Die an sich nicht gerade beträchtliche Schnelligkeit unserer Rosinante wurde durch das Koffergebirge, welches sich auf dem Bocke neben dem Kutscher erhob, noch beeinträchtigt; die Sonne brannte heiß auf unsere Köpfe herab. Ich sah meinen Onkel von der Seite an und hatte ein Gefühl, als wenn er in seinem Ärger schmorte. Sein Gesicht verriet nichts Gutes; mit einem Ausdrucke, als ob hinter jedem Fenster ein Todfeind lauerte, musterte er die Häuser rechts und links.

Mir war zumute, als säße ich neben einem Gefäß voll Dynamit, das, wenn man es in die Sonne setzt, explodiert. Schüchtern versuchte ich ein Gespräch zu eröffnen: „Deine Karlsbader Kur bekommt dir gut? Du befindest dich hoffentlich wohl?"

„Ganz schlecht befinde ich mich," erwiderte er, und sein Ton enthielt eine ernste Mißbilligung, daß man annehmen könnte, es ginge ihm nicht schlecht. Ich schwieg.

Wir rollten nun, indem wir von Pflasterstein zu Pflasterstein etwa eine halbe Minute brauchten, die Friedrichstraße hinunter. Aus dem Tor der dort belegenen Kaserne marschierte im Augenblick, als wir dasselbe erreichten, eine Kompagnie, welche uns quer die Straße versperrte. „Vorwärts!" brüllte mein Onkel dem Kutscher zu, „vorwärts doch!" Wir mußten halten, es war zu spät. Meinem Onkel blieb nichts übrig, als die Haltung der marschierenden Soldaten mit kritischem Blick zu mustern.

„Sie marschieren schlecht, sie marschieren bummelig," sagte er, und da er die Gepflogenheit hatte, alle seine Äußerungen mit erhobenster Stimme vorzubringen, mußten seine kritischen Bemerkungen der Truppe vernehmbar werden. Alles wandte die Köpfe nach uns, einige lachten, andere riefen unschmeichelhafte Bezeichnungen herüber. „Keine Disziplin in der Bande," sagte mein Onkel, indem er mit dem Stocke auf den Droschkenboden stampfte.

Die Straße war frei, wir kamen endlich wieder vom Fleck. In tiefem, feierlichem Schweigen saßen wir nebeneinander, so daß unsere Fahrt den Eindruck machen mußte, als führen wir

als Leidtragende in einem Leichenzuge. Von Zeit zu Zeit unterbrach mein Onkel die „heilige" Stille durch abgerissene Ausrufe, und es hieße lügen, wenn man sagen wollte, daß dieselben besonderes Wohlwollen für Berlin bekundeten. „Ekelhaft groß wird dieses Berlin, ekelhaft!" rief er; „wie die Pilze wachsen die Häuser — lauter scheußliche Baracken — so etwas sollte man in Paris zu bauen wagen!" — Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er jemals in Paris gewesen, begrub indessen meine Zweifel unter respektvollem Schweigen.

Endlich langten wir bei dem am Gendarmenmarkt belegenen Gasthofe an, den mein Onkel zu seiner vierzehntägigen Löwenhöhle ausersehen hatte.

Kellner und Hausknecht stürzten hervor und begannen, das Koffergebirge abzuladen; mein Onkel sah von der Droschke herab mit dem Blicke eines Imperators zu. Er trat darauf in ein kurzes, energisches Scharmützel mit dem Droschkenkutscher ein, dem er kategorisch absprach, für die Fahrmarke fünfundzwanzig Pfennig extra zu beanspruchen. Endlich war das Gefecht beendet, und wir waren glücklich im Hafen angelangt.

Aber auch im Hafen gibt es Klippen, an denen die gute Laune des Menschen Schiffbruch leiden kann, und eine solche stand vor uns in Gestalt des Kellners mit schwarzem Frack und weißer Serviette. Eine der Eigenheiten meines Onkels war, daß er Kellner überhaupt nicht leiden konnte, doppelt dann nicht, wenn sie schwarzen Frack und weiße Serviette trugen, und da dies fast immer der Fall, konnte er sie fast nie ausstehen.

„Geben Sie mir," sagte er in einem Tone, der von der Höhe einer ägyptischen Pyramide herabzukommen schien, „ein Zimmer im ersten Stock, nach vorn heraus!" — „Bedaure!" und der schwarze Frack machte seinen höflichsten Diener, „der ganze erste Stock ist von einer amerikanischen Familie besetzt." — „Ach so" — und ein unheilverkündendes Lächeln umzuckte den Husarenbart — „Amerikaner — ich verstehe. Rufen Sie mir den Wirt, Herrn —" und er nannte den Namen des Wirtes, der vor zwanzig Jahren den Gasthof gehabt hatte. — „Wen?" fragte der Schwarzbefrackte. „Wenn Sie Ihren eigenen Wirt nicht kennen, so ist das schlimm," erwiderte mein Onkel, „wenn Sie mich dabei ansehen wie ein wildes Tier, so ist das unnötig." Der Kellner lächelte und versuchte den zornigen alten Herrn von der spaßhaften Seite zu nehmen.

Ich sah die fürchterliche Wirkung dieser verfehlten Taktik voraus. „Vielleicht," mischte ich mich ein, „ziehen die Amerikaner bald aus." „Noch heute abend," erwiderte der Kellner, „und wenn es dem gnädigen Herrn dann beliebt, steht ihm der erste Stock zu Diensten." Der „gnädige Herr" wirkte lindernd auf die entrüsteten Nerven meines Onkels. „Bringen Sie meinen Koffer sogleich in den ersten Stock," gebot er, „und geben Sie uns etwas zu essen!"

Im Speisesaal, den wir nun betraten, saßen einige Gäste, in die Zeitungen vertieft. Mein Oheim nahm die Speisekarte, las sie aufmerksam von oben bis unten durch, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es keinen Stangenspargel gab, forderte er zweimal Stangenspargel mit Schnitzel.

Der Kellner sah ihn verblüfft an. „Stangenspargel? Den haben wir nicht." Mein Onkel ließ ein höhnisches Meckern hören. „Den haben Sie nicht, — was haben Sie denn?" — „Vielleicht ein Englisches Beefsteak?" Hierauf schien aber der verschmitzte alte Mann bloß gewartet zu haben. „Ein Englisches Beefsteak? Sie wollen mir in Berlin ein Englisches Beefsteak vorsetzen? Haben Sie denn eine Ahnung, was ein Englisches Beefsteak ist? Haben Sie denn dazu Fleisch; was wissen Sie denn von Fleisch?" —

Die Gäste blickten von ihren Zeitungen auf — der Kellner sah ihn mit einem Gesichte an, als wenn er dem Prediger aus der Wüste gegenüberstände. Mein Onkel, der die Wirkung seiner Worte mit innerer Genugtuung konstatierte, fuhr fort: „Spaßeshalber mag es darum sein; bringen Sie zweimal Englisch Beefsteak — aber daß es richtig gebraten wird!" rief er dem verschwindenden Kellner nach, und dieses Wort „richtig" enthielt Fallstricke und Fußangeln.

Mein Onkel, dem ich von diesem Augenblicke an im Innern meines Herzens den Beinamen des „Schrecklichen" zulegte, ging seinen Kellnervernichtungsgang weiter. „Die Weinkarte!" herrichte er einen derselben an. Lang und eingehend war die Prüfung, welcher er die Weinkarte unterzog. Endlich hatte er die Schwäche des Gegners herausgefunden. Alle Weinsorten waren vertreten, nur zwei fehlten: Pontac und Scharlachberger. Mit scheinbar gleichgültiger Miene legte er die Karte aus der Hand. „Geben Sie mir eine Flasche Pontac," sagte er.

Der Kellner errötete: „Den gerade bedaure ich —" „Ach

so, den haben Sie wieder nicht — na — eine Flasche Scharlachberger wird man doch bekommen können?" „Scharlachberger?" und der Kellner erglühte unter dem Großinquisitorblicke, mit dem ihn mein Onkel unter buschigen Brauen hervor musterte. „Aber mein Gott!" rief mein Onkel, „Sie werden doch Scharlachberger haben? Den bekommt man ja doch überall!" und er griff noch einmal zur Weinkarte und tat, als läse er noch einmal, weil er seinen Augen nicht trauen könnte — ich mußte im Innern seine grausame Verstellungskunst bewundern. Scheinbar überrascht legte er die Karte nieder.

„Sie haben wirklich nicht einmal Scharlachberger," sagte er zu mir gewandt. „Das hätte ich doch nicht geglaubt."

Sein Sieg war vollkommen, der Kellner befand sich in offenbarer Verlegenheit, Hinterpommern hatte Berlin geschlagen.

„Also eine Flasche St. Julien," sagte er mit dem Tone der Resignation.

Der Weinkellner verschwand. Der Speisekellner erschien wieder und legte zwei Kuverts vor uns auf. „Das Beefsteak kommt gleich," sagte er mit verbindlichem Lächeln, denn der Unglückliche hatte wieder seine unselige Taktik aufgenommen, meinen Onkel durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Verfehltes Unternehmen. Je zierlicher die Bewegungen wurden, mit denen er uns umtänzelte, um so drohender reckten sich die borstigen Bartspitzen — die weiße Serviette unter seinem Arme wirkte auf meinen Onkel wie das rote Tuch auf den Stier; das ewige gleichmäßige Lächeln auf seinem Antlitz erschien dem strengen Manne aus Pommern wie eitel Unverschämtheit und Hohn. „Impertinente Physiognomie — naseweiser Schlingel" solches und ähnliches waren die Bemerkungen, die mein Oheim mir in seinem bekannten Flüstertone zum besten gab.

„Eine odiöse Menschenart, diese Kellner," wandte er sich dann, sobald uns der Speisekellner verlassen, zu mir. „Menschen, die zu allen Nichtswürdigkeiten fähig sind." Da seine Bemerkungen, wie gewöhnlich, fortissimo gehalten waren, richteten sich zürnende Kelleraugen mit giftigen Blicken auf uns, und ich berechnete im stillen, daß ich mich nach Ablauf der vierzehn Tage in keinem Lokal mehr würde sehen lassen können.

Endlich erschien das Beefsteak. Eilig wollte ich mich darüber hermachen, als mein Onkel, der mit einem Gesichte, als ob man eine gebackene Stiefelsohle auf seinen Teller gelegt hätte, vor-

sichtig in sein Beefsteak hineingepickt hatte, mir mit Entsetzen in den Arm fiel. „Du wirst doch das nicht essen!“ rief er. „Es ist ja total verbrannt.“ Schwer war der Kampf, den ich zwischen Hunger und Respekt kämpfte, aber der unbarmherzige Onkel erleichterte mir denselben, indem er seinen und meinen Teller in beide Hände nahm und dem Kellner mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie diese Beefsteaks wieder zurück, die können wir nicht essen.“ Er betonte das „nicht“, und verlieh seinen Worten dadurch Feierlichkeit und Überlegenheit.

Nach endlosem Warten erschien endlich die zweite Beefsteakauflage, jetzt natürlich beinah roh. Mit Qual würgte ich, der ich rohes Fleisch nicht essen kann, mein Beefsteak hinunter, und ich war überzeugt, daß es auch ihm abscheulich schmeckte. Trotzdem behauptete er, daß es jetzt erst annähernd einem Londoner Beefsteak gleichkäme. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er in London so wenig als je in Paris gewesen war.

Wir hatten unterdessen unsern Plan für den Nachmittag entworfen; als erste Nummer stand der Zoologische Garten auf dem Programm. Wir machten uns auf den Weg.

Gleich in der Mohrenstraße erregte das „blödsinnige Asphaltpflaster“, wie er sich auszudrücken beliebte, die lebhafteste Mißbilligung meines Oheims. Er blieb alle fünf Schritte stehen, um, wie er sagte, die Pferde zu zählen, die sich auf demselben Hals und Beine brechen würden. Zugleich prophezeite er sämtlichen Pferden Berlins ein baldiges klägliches Ende. Da sich zufällig kein Pferd bereit fand, ihm vor den Augen zu sterben, gelangten wir endlich nach Ablauf etwa einer halben Stunde an das Brandenburger Tor.

Mein Herz schlug höher, denn ich hoffte, ihm mit einer Einrichtung, die er noch nicht kannte, der Pferdeeisenbahn, zu imponieren. „Da soll ich mich hineinsetzen?“ sagte er mit einem halb mitleidigen Lächeln, „na meinetwegen!“

Mit diesen Worten trat er auf den hinteren Perron eines Pferdebahnwagens und gleichzeitig auf die Füße eines schmächtigen jungen Mannes, der sein geringes Volumen trotz aller Anstrengungen nicht soweit einzuziehen vermocht hatte, daß er nicht doch mit dem umfangreichen Mann aus Hinterpommern in Kollision geraten wäre. Der Getretene krümmte sich, mit kaltem Lächeln schritt mein Onkel an ihm vorüber in den Wagen hinein. Sobald er hier Platz genommen, zog er eine ungeheure

steiflederne Zigarrentasche und aus dieser eine Zigarre hervor, welche die Gestalt eines gezogenen Kanonenrohres hatte. Ich sah das Schreckliche sich vorbereiten, bevor ich aber noch Zeit gehabt, ihm zuzuflüstern, daß das Rauchen hier nicht gestattet sei, hatte er sich bereits in eine Wolke von Dampf gehüllt und begann wie ein Kachelofen zu qualmen.

Unwilliges Zischen, Flüstern und Murren wurde laut, und der Schaffner, der eben, da der Wagen sich in Bewegung setzte, hereintrat, glaubte seinen Augen nicht trauen zu sollen. „Mein Herr," sagte der Schaffner, „Sie dürfen hier nicht rauchen." Mein Onkel sah an ihm vorbei. „Werden Sie mir das verbieten?" antwortete er. „Allerdings, es ist nicht erlaubt, im Innern zu rauchen." „So etwas sagt man den Menschen, bevor sie einsteigen," versetzte der starre Mann aus Hinterpommern. „Es steht im Wagen angeschrieben," und der Schaffner zeigte auf das Rauchverbot. „So werde ich meine Zigarre draußen zu Ende rauchen" — und mein Onkel erhob sich. „Draußen ist alles besetzt; ich muß Sie bitten, Ihre Zigarre ausgehen zu lassen."

Jetzt war es mit der Engelsgeduld meines armen Onkels zu Ende. Wie ein Teufel in der Schnupftabakdose schnellte er von seinem Sitze auf. „Ich werde aussteigen!" rief er mit einem Tone, als wüßte er, daß ein solcher Entschluß den Schaffner zur Verzweiflung treiben würde — „ich werde aussteigen, lassen Sie anhalten!" „Hier ist keine Haltestelle," versetzte der Schaffner — der Wagen rollte weiter.

Mein Onkel ging wieder zum Stachelschwein über. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie meine persönliche Freiheit beschränken," sagte er zu dem Schaffner, „ich werde mich über Sie beschweren, wo wohnt der Direktor der Pferdeeisenbahngesellschaft?" Allgemeines erstauntes Schweigen, nebst mühsam unterdrücktem Kichern. „Ich werde zum Herrn Polizeipräsidenten von Madai gehen, ich kenne ihn persönlich, ich werde mich beschweren!" Ich überlegte im Innern, daß ich nie etwas von seiner Bekanntschaft mit dem Polizeipräsidenten gehört hatte.

Die Haltestelle war erreicht, der schmächtige Jüngling zog diesmal die Füße beinah bis unter das Kinn, und an ihm vorüber sprang mein Onkel mit einem vom Zorn gestählten Satze hinunter; ich Unglücklicher, gebeugten Hauptes, hinter ihm drein. — Der Wagen entfernte sich, beinah berstend vom Gelächter seiner Insassen, während wir einsam im Tiergarten stehen blieben.

Der Zoologische Garten war vom Programm abgesetzt, zum Polizeipräsidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beschlossen, das Aquarium aufzusuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Vertierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorhersagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfische eine Neuigkeit, und wir kamen gerade zur Fütterungsstunde. Der Behälter war von Schaulustigen dicht umlagert, wir standen ganz hinten und sahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrschte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauschten?"

Die Köpfe wandten sich erstaunt nach dem Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand schien jedoch auf seinen praktischen Vorschlag eingehen zu wollen. —

Abermalige Stille, ein jeder suchte etwas von den Tintenfischen zu erhaschen; plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Ärger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne stehen jetzt eine Viertelstunde am Glase; es ist doch eine bodenlose Rücksichtslosigkeit."

Alle Köpfe wandten sich um; mein Onkel begann die Aufmerksamkeit in höherem Maße zu erwecken, als die Tintenfische — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel spuckte vor Ärger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächsten Behälter, bei dem wir stehen blieben, trug die Aufschrift „Der Dornhai". Ein Blick auf das Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Insassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter und mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm jemand widersprechen würde, sagte er: „Das ist der Dornhai!"

Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung ver-

lange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale."

Mein Onkel drehte sich zu mir, als hätte ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher und mit einer Stimme, die vor Ärger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie!"

Der andere sah meinen Onkel mit wohlwollendem Lächeln durch seine Brillengläser an — er kannte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Oheim nicht, der Unglückliche — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt."

„Es wäre im höchsten Maße unrecht," donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter, in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion des Aquariums von Betrügern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind."

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt seine Liebenswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt du sehen, lieber Onkel!" rief ich, „komm rasch, das mußt du sehen!"

Er ging in die Falle, und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünkelhafter Brillenaffe, Berliner Weisheitspächter, arroganter Schulmeister" verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolviert, und wir schlenderten die Linden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufensters von Hillers Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwenkten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probieren, ob man in Berlin Hummersalat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereitete Speise wirkte so besänftigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bösartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parkettplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Übelständen gesellte sich ein neuer unvermuteter Feind: der Hummersalat begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige verhängnisvolle Rolle zu spielen.

Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Ouvertüre, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!" — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Hummersalat — ich bin vergiftet."

Mir wurde unbehaglich; der Vorhang hob sich und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kann bei solchem Blödsinn lachen," sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt." „Pst, pst," ging es rings um uns her.

Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Szene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parketts in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu flüstern schien, die Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen."

Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zumute, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde.

Mein Oheim saß mit der Ruhe eines ägyptischen Kolosses — das Stück ging weiter.

Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unserer Sitzreihe stand ein junger Mann, der offenbar zu spät gekommen war und nicht mehr hinein ge-

konnt hatte. Er trug einen schwarzen Frack und weiße Krawatte, rechnete daher nach der Taxe meines Onkels zur dienenden Menschenhälfte, vielleicht zu den Logenschließern.

„Pst, Sie da!“ flüsterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwischensitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!“ flüsterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife glich — der junge Mann drehte sich nach ihm herum. — „Besorgen Sie mir eine Droschke, aber schnell!“ rasaunte mein Oheim.

Der junge Mann faltete die Stirn, drehte sich wieder um und tat, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von sich wie eine zischende Teemaschine. — „Solch ein Kerl!“ murmelte er, „wozu solch ein Kerl nur da ist?“ Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob sich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Übeltäters. — „Bleiben Sie sitzen!“ schallte hinter uns eine vor Entrüstung vibrierende Stimme — mein Onkel sank zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pst“ — so regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel saß wie der Moses von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufsprung bereit, und fixierte den Unglücklichen im Frack mit schrecklichen Blicken.

Endlich sank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hühneraugen stampfte mein Oheim durch die Sitzreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Maun im ominösen Kleide los.

Nichts Böses ahnend, stand dieser und klatschte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpommern ihn von der Flanke wie ein Widderschiff annahm.

„Ach was, bravo,“ donnerte er, „was haben Sie hier bravo zu schreien? Warum tun Sie nicht, was man Ihnen sagt?“ Der kunstliebende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel sah. „Wozu sind Sie Logenschließer?“ fuhr er fort, indem er sich mitten in den Gang stellte, so daß niemand vor und zurück konnte, „um Droschken zu holen, wenn Gäste es Ihnen bestellen, oder um hier zu stehen und Claque zu machen?“

Der so plötzlich zum Logenschließer avancierte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu sich kommen. „Ich, ein Logenschließer?“ stammelte er.

„Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier und außerdem versperren Sie den Weg!“ ertönte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremse gestochen, drehte letzterer sich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?“ schnauzte er.

„Ich bin der Theaterdirektor,“ erwiderte der Herr, „und ersuche Sie, den Gang frei zu machen.“

„Sauberes Theater, das muß ich sagen,“ brauste mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuschlagen begann, „sauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Logenschließer als Claqueurs dienen!“

Der Direktor wurde ganz rot vor Zorn: „Besorgen Sie dem Herrn seine Garderobe,“ wandte er sich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlassen Sie, bitte, sofort mein Theater!“ sagte er zu meinem Onkel.

Die Energie des Direktors schien meinem Oheim zu imponieren, er brummte nur mäßig laut von „schuftiger Übervorteilung, skandalöser Behandlung anständiger Menschen“ vor sich hin und bestrafte den Garderobier für die Tatkraft seines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte.

Wir wurden also regelrecht hinausgeworfen. Wie ein begossener Pudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang und ging gesenkten Hauptes hinter dem Schrecklichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menschen, als das Theater fassen konnte, standen in doppelter Reihe bis an das äußerste Tor und ließen uns zwischen ihren höhnischen Blicken und Worten Spießruten laufen.

Draußen brüllte mein Onkel mit einer Stimme, welche Fensterscheiben klirren machte, nach einer Droschke, und einen Augenblick später rasselten wir dem Gasthofe zu.

Dort nun angelangt, stürzte sich mein Onkel auf einen uns begegnenden Kellner, riß ihm, ohne ein Wort der Erklärung, das Licht aus der Hand und verschwand mit dem vieldeutigen Rufe: „Wo geht es lang?“ — Nach geraumer Zeit kam er mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Werk vollbracht hat, zu uns zurück.

Die Amerikaner waren abgereist, der erste Stock war frei, mein Onkel befahl, seinen Koffer in sein Zimmer zu bringen — es entstand ein Suchen, ein Fragen — das Koffergebirge war verschwunden.

Der Hausknecht wurde gerufen — er erschien, und seine

weiße Schürze schien vor Angst noch weißer zu erblassen, als er den Blick sah, den mein Onkel vom Treppenabsatze auf ihn richtete. — „Ein großer schwarzer Koffer?“ fragte der Unglückliche. — „Allerdings, ein großer schwarzer Koffer!“ versetzte mein Onkel. Plötzlich kam dem Hausknechte die Erinnerung: „Den haben ja die Amerikaner mitgenommen, weil er hier im ersten Stock stand.“

Wenn ich das, was nun folgte, einen Wutausbruch nennen wollte, so hieße das, aus einem Elefanten eine Mücke machen. „Die Yankees haben meinen Koffer gestohlen, diese Yankees, diese verdammten Yankees!“ Tobend und brüllend lief er auf und nieder. „Mein Koffer geht nach Amerika! Sie zahlen mir Schadenersatz!“ rief er dem Kellner zu — „und Sie auch!“ donnerte er den Hausknecht an. Ich erkundigte mich, nach welcher Richtung die Amerikaner abgereist seien, und erfuhr, daß sie vor kurzem nach dem Stettiner Bahnhof gefahren waren. — Der Zug, den sie benutzen wollten, ging in einer halben Stunde. Ein Gedanke durchschoß meinen Kopf. „Onkel,“ rief ich, „wir fahren ihnen nach, wir holen sie ein!“

Gesagt, getan; kaum zwei Minuten später rasselten wir nach dem Stettiner Bahnhof hinaus. Im Augenblicke, da wir in die große Halle eintraten, sahen wir eine Familie, welche ratlos einen ungeheuren schwarzen Koffer umstand, mit dem sie offenbar nicht wußte, was anfangen. Mit dem Schrei eines Vaters, der sein Kind wiederfindet, warf sich mein Onkel in ihre Mitte. „Mein Koffer, wie kommen Sie darauf, meinen Koffer mitzunehmen?“

„Ist es Ihr Koffer?“ fragte das fremde Familienoberhaupt; „man hat ihn uns aufgeladen, wir haben erst hier bemerkt, daß er nicht unser war, er sieht wie ein transatlantic aus. Well, ich bitte um Entschuldigung — wir haben Ihnen Ihren Koffer auf den Bahnhof besorgt.“

Bei diesen Worten ging ein plötzlicher Entschluß in der Seele meines Onkels auf; sein strenges Gesicht wurde milde, wie das eines verklärten Geistes. „August,“ sagte er, es war das erstemal, daß er mich heute beim Vornamen nannte, „ich werde nach Pommern zurückfahren.“ Mit diesen Worten näherte er sich dem Billettschalter. „Aber, lieber Onkel,“ wandte ich in höflicher Weise ein. — „Das Wasser in Berlin bekommt mir nicht,“ sagte er, und mit raschem Entschlusse hatte er das Billett

gelöst. „Lieber Gepäckträger, besorgen Sie, bitte, meinen Koffer, und bringen Sie mir den Gepäckschein in das Wartezimmer zweiter Klasse.“ Ich wollte meinen Ohren nicht trauen — die Luft seines Heimatlandes schien eine völlige Änderung seines ganzen Wesens herbeizuführen, und Pommern fing für ihn, wie es schien, bereits auf dem Stettiner Bahnhofe an. Ich ging mit stummem Staunen neben ihm her, mir war, als umschwebte eine Glorie sein Haupt. „Du bist doch wohl?“ wagte ich endlich eine schüchterne Frage. „Das will ich dir gleich zeigen,“ sagte er und bestellte zwei große Gläser Grog. Es läutete zum Einsteigen — er gab mir Geld zur Berichtigung der Hotelrechnung und kletterte in das Kupee. Er beugte sich heraus — der Mützenschirm stand wagerecht über seinen Augen. „Aber, was wird der Arzt sagen?“ fragte ich hinauf. „Freuen wird er sich,“ gab er listig lächelnd zurück, „denn einerseits habe ich drei Pfund abgenommen, anderseits hat er wieder seinen dritten Mann zum Skat.“

Der Zug pfiff und trug meinen Onkel nach Pommern heim — langsam kehrte ich in die Stadt zurück.

Vergnügen auf dem Lande

Der Hochsommer ist vorüber, ich habe denselben in meiner Eigenschaft als emsig beflissener Beamter hinter den Akten auf dem Bureau verbracht. Heute habe ich mich zu meinem Chef begeben und mit der gemessenen Heiterkeit, die dem Beamten geziemt, verlasse ich dessen Zimmer, meine gute Zeit beginnt, ich habe meinen vierwöchigen Urlaub in der Tasche, in acht Tagen trete ich ihn an.

Das Ziel, dem ich zuzustreben gedenke, steht seit dem Winter für mich fest, ich gehe aufs Land zu meinem Vetter Rudolf. Im Winter war mein Vetter mehrere Wochen lang in Berlin; er hat mich dringend zum Besuche während des Spätsommers eingeladen, mit Freuden habe ich zugesagt. Ich gedenke, mindestens vierzehn Tage bei ihm zu verweilen, ich verspreche mir eine angenehme Zeit, leibliche und geistige Erquickung.

Mein Vetter lebt, mit einer jungen, liebenswürdigen Frau vermählt, auf einer prächtigen Besitzung in Schlesien; er hat, soviel ich weiß, auch einige Kinder.

Die landschaftliche Umgebung des Gutes zeichnet sich, nach allem, was ich höre, mehr durch Fruchtbarkeit als durch besondere Naturschönheiten aus — das ist mir aber gerade recht, denn ich schwärme durchaus nicht für die sogenannte Erholung auf strapazanten Fußwanderungen.

Ein großer, schöner Garten soll sich bei dem Schloß befinden — herrlich! Das ist, was ich suche! Mit einem guten Buch in der Hand, sinnend unter Baumgängen umherzuschlendern, hie und da an schönen Punkten sich niederzulassen — das Gelesene in behaglicher Ruhe zu wiederholen — oh, es wird köstlich!

Denn, ich will es nur gestehen, was mich ganz besonders lockt, ist, daß auf dem Gute meines Vetters, wie ich weiß, eine vortreffliche, vom Großvater angelegte und bis auf die neueste Zeit mit Sorgfalt ergänzte Bibliothek sich befindet. Ich liebe Bücher, ich liebe sie sehr. Welche Fülle stiller Genüsse steht mir bevor! Meine Phantasie macht sich daran, mir die Zeit meines Landaufenthalts auf das reizendste auszumalen; ich sehe mich im Geist in einem großen, mit Bücherregalen rings umpolsterten, lauschigen Büchersaale. Von schönen Bänden blicken verlockende Titel — ich weiß gar nicht, wo ich bei solchem Reichtum zuerst zugreifen soll! Eine Handleiter steht zur Verfügung — ich klettere an derselben auf und nieder; endlich, nachdem ich von Unzähligem genascht, hole ich ihn hervor, ihn, nach dem mein stilles Sehnen drängt, meinen Philosophen, meinen Plato.

Welch ein Einband! Ganz Leder! Ich streiche im Geiste mit liebkosender Hand darüber hin. In dem Büchersaal ist natürlich eine köstliche, lauschige Fensterecke, dorthin trage ich meinen Raub. Ich sitze in einem äußerst behaglichen, für die Zwecke des Bücherfreundes berechneten Stuhle, vor mir ein Tisch, auf dem Tisch eine Kiste mit vortrefflichen Zigarren — wie sie mein Vetter jedenfalls führt — eine derselben zünde ich mir an, ich schlage das Buch auf und nun bin ich bei meinem Plato, im Paradiese. Die Duftwolken meiner Zigarre ziehen durch das geöffnete Fenster in die Sommerluft hinaus, vor dem Fenster bewegen sich mit leisem Rauschen die Zweige einer schattenden Linde — ganz in der Ferne, so daß er mich nicht stört, ein schmetternder Vogel, in meiner nächsten Umgebung tiefe Stille, Ruhe und Stille in mir selbst — ich bin allein

in meinem Bureau, ich möchte vor lauter Wonne einen Jauchzer von mir geben oder jodeln, doch das würden die Kanzleidiener hören, irgendeinen Ausdruck aber muß ich meiner Freude geben, sonst erstickt sie mich; ich tanze lautlos auf einem Bein in meinem Bureau umher und schlage mit der flachen Hand auf das erhobene Knie, das beruhigt mich, ich gehe an meine Akten.

Es fällt mir aber schwer, meine Aufmerksamkeit auf dieselben zu richten, meine Gedanken sind schon wieder acht Tage weit voraus, in dem köstlichen Büchersaal, in der lauschigen Fensterecke. Mein Vetter, das weiß ich, hat gleichfalls philosophische Neigungen — ich werde dahin zu wirken streben, daß auch er im Plato liest; vielleicht lesen wir auch eins und das andere gemeinschaftlich — welche Aussicht auf Gespräche voll tiefer Anregung, voll bleibenden Gewinns für alle Zeiten. Seiner kleinen Frau wird es vielleicht etwas zu viel werden, wenn wir unausgesetzt über den Phädon, das Symposion, den Platonischen Staat uns unterhalten — indessen, sie ist ja ganz sicherlich eine tief angelegte Natur, und schlimmsten Falls opfern wir ihr hie und da eine halbe Stunde, in der wir uns leichteren Gesprächsstoffen widmen.

Ja, es wird herrlich, köstlich, es wird schön!

Ich schreibe bereits heut an meinen Vetter und kündige ihm meine Ankunft auf Tag und Stunde an. Mit dem Nachtkurierzug fahre ich von Berlin ab, dann bin ich morgens etwa um acht Uhr auf der Station hinter Breslau, an der sein Wagen mich abholt. Der Brief gewährt mir einen Vorgeschmack der bevorstehenden Freuden, ich schreibe ihn mit wahrem Entzücken und kann mich nicht enthalten, ihn mit einem klassischen Zitat abzuschließen; das ist gut, das gibt meinem Vetter einen Vorbegriff von der getragenen Stimmung, in der ich zu ihm komme.

Endlich sind die langen acht Tage um, heute abend fahre ich ab, ich hole den Koffer hervor, ich packe ein. Was soll ich mitnehmen? Nur keine Überlastung mit zu vielem Gepäck! Was werde ich denn auch viel brauchen? Wäsche, soviel eben nötig ist; ich trage einen neu gemachten städtisch eleganten Sommeranzug von heller Farbe — ob ich noch einen zweiten Anzug einpacke? Unsinn, meinetwegen für alle Fälle einen schwarzen Frack, ebenso für alle Fälle noch ein zweites Paar Stiefel außer denen, in welchen ich gehe, und zwar, dem Frack entsprechend, Lackstiefel, sie sitzen mir sehr bequem — dann noch die Morgen-

schuhe, und nun nichts weiter, nun kein Stück mehr. Ich schließe den Koffer.

„Wie steht es," frage ich mich, indem ich den Schlüssel umdrehe, „mit Büchern?" Unwillkürlich breche ich in lautes Gelächter über meine eigene Torheit aus: „Die Bibliothek!"

Der Tag vergeht: mit dem Gefühl tiefer Befriedigung setze ich mich abends in die Droschke und fahre dem Bahnhof zu; ich bekomme einen Platz ganz allein in einem Koupé — famos — ich kann mich ausstrecken, werde die ganze Nacht schlafen und morgen früh in voller geistiger Frische und Rüstigkeit bei meinem Vetter erscheinen. Der Zug setzt sich in Bewegung, ich bereite mich zur Nachtruhe vor. Indem ich meinen Hut in das Netz lege, bemerke ich, daß ich meinen hohen Zylinder mitgenommen habe — eigentlich hätte ich daran denken sollen, zur Reise meinen niedrigen Hut aufzusetzen — indessen, was tut's? Meinen Regenschirm habe ich bei mir, und ob ich im Garten meines Vetters im Zylinder oder im niedrigen Hut lustwandle, das kommt schließlich auf dasselbe heraus.

„Morgen in der Fensterecke bei Plato," mit diesem Gedanken strecke ich mich, vergnügt lächelnd, aus und schlafe ein. Ich schlafe vortrefflich, ich schlafe durch bis Breslau. Eine Tasse Kaffee erquickt mich; ob ich mir die Morgenzeitung kaufe? Nein, nein, nichts jetzt von Politik, nichts von Tageslärm — ich fahre in den Morgen hinaus, als ging ich den Gefilden der Seligen entgegen.

Wir langen an der Station an — da steht auch schon der Wagen meines Vetters; mein Koffer ist auf den Bock gehoben, alles paßt und klappt, wie ich es noch nie in meinem Leben erlebt habe — die Pferde greifen aus, wir fahren in den köstlichen, taufunkelnden Morgen hinaus. Die Landschaft ist nicht gerade schön, aber die frische Natur entzückt und begeistert mich; wenn ich mich nicht vor dem Kutscher genierte, möchte ich einige Verse aus dem Äschylos mit erhobener Stimme rezitieren.

Unser Weg geht zwischen Stoppelfeldern entlang, von denen die Ernte bereits eingeheimst ist; ich richte, um mich dem Kutscher freundlich zu bezeigen, einige Fragen an ihn, ich tue es jedoch mit Vorsicht, da ich meine Unerfahrenheit in landwirtschaftlichen Dingen kenne und mir nicht gerne durch törichte Fragen Blößen geben möchte.

„Gute Ernte gemacht dieses Jahr? Tüchtig Roggen ein-

gebracht?" Über diese Fragen allgemeiner Natur wage ich mich nicht hinaus.

Der Kutscher erwidert etwas, aber ich verstehe nicht was, da er stark den schlesischen Dialekt spricht; es ist mir auch im Grunde ziemlich gleichgültig, denn mein Interesse ist ein erheucheltes.

Indem wir jetzt an einem Feld vorüberkommen, auf dem etwas Grünes wächst — ich halte es für Kartoffeln, es können aber auch Zuckerrüben sein — geht plötzlich ein Schwarm von ziemlich großen Vögeln geräuschvoll vor uns auf und zieht in langem Flug über die Felder dahin. Mein Kutscher verfolgt sie mit gespanntem Interesse.

„Da fallen sie ein," sagt er, mit der Peitsche hinausdeutend; die Vögel senken sich zur Erde nieder.

„Was war denn das?" frage ich harmlos; ich hatte die Vögel für Tauben gehalten.

Der Kutscher sieht mich an, als ob er nicht recht wüßte, wie er meine Frage auffassen solle.

„Ja," sagte er, „Hühner hat's dies Jahr viele."

Ich bemerke, daß ich es mit Rebhühnern zu tun gehabt habe und mich beinahe fürchterlich verschnappt hätte. Ich versuche, mein Ansehen durch eine kalte Ruhe wiederherzustellen.

„Habe selten so schöne Rebhühner gesehen," sage ich mit gleichgültiger Überlegenheit — leider vermag ich nicht festzustellen, inwieweit meine diplomatische Kunst auf den ehrlichen Mann gewirkt hat, da er sich wieder den Pferden zugewandt hat.

Wir sind inzwischen an ein Gehölz gelangt, und während wir hindurchfahren, tönt aus der Ferne der Schall von Flintenschüssen an mein Ohr. Zum erstenmal fällt es mir ein, daß Jagdzeit ist.

Indem wir aus dem Gehölz herausbiegen, gewahre ich in weiter Ferne eine Anzahl von Männern, die über Felder hinschreiten, sie sind so entfernt, daß sie ganz klein erscheinen; von Zeit zu Zeit löst sich von dem einen oder dem anderen ein Rauchwölkchen ab, dann ertönt ein schwacher Knall — die Männer sind auf der Jagd.

Der Kutscher deutet mit dem linken Zeigefinger hinüber.

„Da ist der gnädige Herr," sagte er; er sieht sich nach mir um, als wollte er fragen: ‚Freust du dich nicht?'

Ich kann nicht sagen, daß ich mich freue. Wenn ich ehr-

lich sein soll, so wäre es mir lieber gewesen, wenn ich meinen Vetter daheim bei einem guten Buche vorgefunden hätte. Ich habe gar nicht gewußt, daß er Jäger ist, er hat mir nichts davon gesagt, als er in Berlin war; vielleicht hat er als selbstverständlich angesehen, daß ich es wüßte, die Landbewohner setzen bekanntlich die Jagdpassion bei jedem Menschen voraus. Was mich betrifft, so besitze ich diese Leidenschaft durchaus nicht, nein, im Gegenteil. Indessen, ich glaube gar, ich bin im Begriff, mir die Laune verderben zu lassen? Mein Vetter ist jedenfalls nur hinausgegangen, einen Braten für heute mittag zu erlegen, und wenn ich Rebhühner auch nicht gern schieße, so esse ich sie doch sehr gern — also was will ich denn noch weiter? Bis zu seiner Rückkehr setze ich mich in die Bibliothek — und dann haben wir den ganzen langen Nachmittag zu philosophischer Erbauung vor uns. In bester Stimmung fahre ich weiter; das Schloß taucht vor uns auf, wir rollen in den geräumigen viereckigen Hof ein.

Vor der Pforte angelangt, knallt der Kutscher mehrmals mit der Peitsche, um unsere Ankunft bemerklich zu machen; es dauert eine geraume Zeit, dann erscheint im Arbeitsanzug ein Diener des Hauses. Der Mann sieht erhitzt und ungeduldig aus, wie jemand, der alle Hände voll zu tun hat. Ich bin einigermaßen überrascht — ich hatte ein in tiefer ländlicher Stille ruhendes Haus zu finden geglaubt. Der Diener ergreift meinen Koffer und steigt, mir voran, zwei Treppen empor. Auf dem obersten Flur steht eine ganze Reihe von Stiefeln, mindestens ein Dutzend.

„Gehören die alle meinem Vetter?“ denke ich bei mir. „Dann besitzt er ja eine Sammlung.“ Der Diener öffnet das für mich bestimmte Zimmer, es ist ein heller, freundlicher Raum, dessen Fenster auf den Garten gehen.

„Die gnädige Frau lassen bitten, Herr Assessor möchten ablegen und dann zum Frühstück in den Salon herunterkommen, gnädige Frau werden auch gleich kommen, sie sind gerade sehr beschäftigt.“

Der Diener verschwindet, ich fange an, auszupacken und zur Vereinigung meiner Person zu schreiten.

„Die gnädige Frau auch beschäftigt? Was haben die Menschen hier im Hause denn nur zu tun? Machen sie etwa um meinetwegen so viel Aufhebens? Das habe ich ja durchaus

nicht verlangt." Um der beschäftigten Hausfrau Zeit zu lassen, mache ich mit aller Gemächlichkeit Toilette, dann öffne ich das Fenster und blicke in den schönen, sehr schönen Garten hinunter. Er entspricht allen meinen Erwartungen, ich fühle mich wieder gleichmäßig gestimmt und trete den Weg nach dem Salon an. Auf dem Flur stehen immer noch die Stiefel — der Anblick derselben berührt mich unangenehm, ich weiß selbst nicht eigentlich, warum, es sind lauter Jagdstiefel. Will mein Vetter in Jagdstiefeln Philosophie treiben? Im Salon steht der Frühstückstisch gedeckt, es ist aber noch niemand anwesend.

Ich gehe umher und besehe mir die an den Wänden hängenden Bilder, es sind wertvolle, größtenteils alte Kupferstiche, wahrscheinlich noch vom Großvater her — das scheint ein Mann gewesen zu sein! Ob er auch auf die Jagd gegangen ist? Der Gedanke an den Großvater erweckt mir die Sehnsucht nach der Bibliothek; nach welcher Seite hin mag sie liegen? Es prickelt mir in den Fingern, die Tür zum Nebenzimmer zu öffnen, aber ich könnte in einen Raum geraten, der nicht für fremde Augen bestimmt ist, ich zügle meine Ungeduld und besichtige noch einmal die Bilder. Die Frau des Hauses kommt noch immer nicht, ich fange zum drittenmal an, mir die Kupferstiche zu besehen.

Da klappt die Tür des Nebenzimmers, ein rascher, energischer Schritt — die ganze Artigkeit der Weltstadt, aus der ich komme, vereinigt sich in dem Lächeln meines Gesichts — ich verbeuge mich vor meiner Wirtin. Ein frische, kernige Blondine steht vor mir, von mittlerer Größe; man könnte sie beinahe „drall" nennen. Sie ist im Hauskleide, hat ein graues Schürzchen angesteckt, das gut zu ihrer netten Figur paßt, sieht mich mit munteren, lächelnden Augen an und reicht mir eine weiße, aber kräftige Hand.

„Die liest keinen Plato," flüstert eine Stimme in mir, während wir uns die Hände schütteln.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen und entschuldigen Sie den Anzug, in dem ich Sie empfange," sagt sie, indem sie mich zum Frühstückstisch geleitet, „aber ich habe alle Hände voll zu tun."

Das wußte ich bereits, ich begnüge mich daher mit einem schweigenden Lächeln.

„Wir haben das ganze Haus voller Besuch," fährt sie fort,

indem sie mir eine Tasse Tee einschenkt — es überläuft mich, die Stiefel fallen mir ein, in jedem derselben sehe ich einen störenden Fremdling stecken.

„O — dann — muß ich beinahe fürchten — daß ich zur Last falle?“ stotterte ich hervor.

„Nicht im mindesten,“ erwidert sie arglos, indem sie eine Semmel zerlegt, mit Butter beschmiert und auf meinen Teller legt. Sie zeigt eine unglaubliche Gewandtheit in dieser Hantierung, ich überlege im stillen, daß Frauenhände, welche sehr gut Butterbrote schmieren, meistens sehr schlecht mit Büchern umzugehen wissen.

„Mein Mann ist entzückt, daß Sie kommen,“ versichert sie weiter, „und daß Sie gerade jetzt kommen; er hat sich schon eine ganze Jagdgesellschaft eingeladen, aber die Hühner und Hasen sind in diesem Jahre so massenhaft, daß sie gar nicht zu bewältigen sind; jeder neue Jäger ist ihm von größtem Wert.“

Bei diesen Worten geht es mir eiskalt vom Genick bis in den Magen, ich vermag kaum, die notdürftigste Fassung zu bewahren. Ich habe das Gefühl von einer unmittelbar bevorstehenden Gefahr, zu deren Abwehr es eines sofortigen Entschlusses bedarf, aber schnelle Entschlüsse sind leider nicht meine Gabe; wie betäubt sitze ich auf meinem Stuhle, starre in meine Tasse, rühre mit dem Löffel darin herum und hüstle endlich ein: „So, so, so?“ hervor. Eben will ich mich aufraffen und mit allem Nachdruck erklären, daß ich durchaus kein Jäger, keineswegs zu Jagdzwecken gekommen bin, da erscheint der Diener und fragt, ob der Koch die gnädige Frau für einen Augenblick sprechen könne. Die Hausfrau errötet, „sie würde gleich kommen.“ Ich bemerke, daß ich sie aufhalte, und erhebe mich; „sie muß tausendmal um Verzeihung bitten, daß sie mir nicht länger Gesellschaft leisten kann — so viel Besorgungen!“ Ich neige in stummer Entsagung das Haupt, innerlich frohlockend, der Gedanke an die Bibliothek verbreitet Licht in meinem Innern.

„Ich bitte, gnädige Frau, lassen Sie sich nicht abhalten, ich werde mich in die Bibliothek begeben.“ Abermaliges stärkeres Erröten meiner Wirtin, sie erglüht bis unter das Stirnhaar.

„Ach Gott,“ kicherte sie endlich, „ich weiß wirklich nicht, ob ich Sie auffordern darf, in die Bibliothek zu gehen — es — sieht so wenig behaglich darin aus, fürchte ich —“

Ich stutze.

„Wird die Bibliothek neu geordnet?“ frage ich.

„Nein, nein, durchaus nicht, im Gegenteil, mein Mann hält ja die Bücher unter Verschluß, sie stehen unangerührt, aber — da wir nachher darin zu Mittag essen und das Decken so viel Wirtschaft macht —“

Indem ich dies vernehme, fühle ich, wie meine Gesichtsmuskeln mir den Gehorsam kündigen und das bisher zur Schau getragene Lächeln verweigern.

„In der — Bibliothek — wird gegessen?“ stammle ich. Das „Weib“ aber versteht nicht einmal die Ursache meines Schrecks.

„Es ist unser größter Saal,“ fährt sie fort, „und gar nicht so langweilig, wie Bibliotheken sonst für gewöhnlich sind!“ Bei diesen Worten hat sie die Flurtür geöffnet und deutet auf die gegenüberliegende Pforte. „Wenn Sie wollen — dort ist sie; und nun adieu bis zum Mittagessen, ich hoffe, unsere Jäger kommen nicht gar zu spät heim.“

Mit einem Kopfnicken, das andere vielleicht allerliebst gefunden hätten, welches mir indessen nur als der Ausdruck einer frivolen Natur erscheint, verschwindet sie.

Schweren Herzens öffne ich den Saal. Da sind sie. In Regalen bis unter die Decke hinauf stehen sie da, die ersehnten Bücher — aber man kann nicht an sie heran.

Das Wort, welches das „Weib“ mir vorhin sagte und das ich nicht verstand, daß mein Vetter die Bücher „unter Verschluß“ halte, wird mir verständlich; eiserne Gitter von unglaublich raffinierter Konstruktion verschließen die Regale — man kann jedes einzelne Buch sehen und nicht ein einziges herausnehmen.

Wie ein Verzweifelter gehe ich auf und ab.

„Das ist teuflisch,“ murmele ich mit geballten Fäusten, „das ist teuflisch.“ Ich blicke durch die Gitter hindurch — da steht er, der Plato meines Traumes, ein herrliches altes Exemplar! Unwillkürlich greife ich in die Gitterstäbe und rüttle daran — das Gitter widersteht. Während ich rüttle, öffnet sich hinter mir die Tür, der Diener erscheint, einen ungeheuren Ballen Tischtücher und Servietten auf dem Arm. Unangenehm war mir dieser Mensch von Anfang an, jetzt wird er mir unleidlich. Ich bemerke den erstaunten Blick, mit dem er meine einbrecherischen Versuche beobachtet — ich muß davon abstehen.

„Wo ist denn der Schlüssel zu den Gittern?" frage ich mit erkünstelter Ruhe.

„Den läßt der gnädige Herr nie von sich," gibt er zur Antwort, indem er seinen Ballen in eine Fensternische trägt und dort geräuschvoll auf einen Tisch niedersetzt. Es ist die Fensterecke, die ich im Traume gesehen, meine Fensterecke, und in der steht nun dieser Mensch und sortiert Servietten! Ich kann die Entweihung des Büchertempels nicht länger mit ansehen, ich verlasse die Bibliothek. Was aber nun? Wohin nun?

In den Garten. Ich hole meinen Hut vom Zimmer — wie dumm, daß ich meinen niedrigen vergessen habe — und steige hinunter.

Der Garten ist schön, sehr schön; ich durchstreife ihn von einem Ende bis zum andern. Indem ich unter den Laubgängen dahinwandle, finde ich allmählich meine Ruhe wieder. Ich fühle, daß ich etwas Energisches tun muß; ich werde meinem Vetter mit lächelnder Überlegenheit entgegentreten und ihm scherzend, aber fest erklären, daß seine Wege nicht die meinigen sind, daß ich gekommen bin, nicht um Jagdgründe, sondern um seine Bücher zu durchstreifen, und werde mir von ihm den Bibliothekschlüssel ausbitten.

Unter solchen Erwägungen trete ich auf eine Wiese heraus, auf welcher drei Kinder spielen — offenbar die Kinder meines Vetters. Ein Knabe von etwa zehn Jahren, ein jüngeres und ein kleines Mädchen: alle drei der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Indem sie meiner ansichtig werden, stutzen die Kinder, dann kommen sie auf mich zugesprungen.

„Bist du der fremde Onkel aus Berlin?" fragt der Knabe.

Ich bin zwar nicht in der Laune, mich mit Kindern abzugeben, aber ich bezwinge mich und lächle freundlich.

„Freilich, freilich, der werde ich wohl sein."

„Papa ist auf der Jagd," fährt der Knabe fort; „gehst du morgen auch mit auf die Jagd?"

Muß ich denn immerfort an die verdammte Jagd erinnert werden?

„Wir werden ja sehen," erwidere ich gutmütig, denn ich sehe, daß den Kindern viel daran liegt, zu denken, daß ich gleichfalls Jäger sei.

„Kannst du auch so gut schießen wie Papa?" fragt das

ältere der beiden Mädchen. Soll ich dem Kinde sagen, daß ich überhaupt gar nicht schießen kann? Das hieße mich um jede Hochachtung bei ihnen bringen — ich klopfe dem Mädchen lächelnd auf das Köpfchen.

„Das werden wir ja sehen," entgegne ich.

„Wir spielen auch Jagd," sagt der Knabe, „paß mal auf!" Er trägt einen Flitzbogen, das ältere Mädchen eine Jagdtasche, das kleinere einen kleinen ledernen Vogel. „Ich bin der Jäger, die Pauline ist der Jagdjunge und die Emma der Karo." Der Knabe schießt einen Pfeil in die Luft, die kleine Emma wirft sich auf alle viere, nimmt den ledernen Vogel zwischen die Zähne und apportiert ihn zur Pauline, die denselben in die Jagdtasche steckt.

So geht das Spiel weiter — ich sehe demselben mit innerlichem Kopfschütteln zu. Hier im Hause scheint ja gar kein anderer Gedanke zu herrschen als Jagd und immer Jagd. Will mein Vetter seine Kinder zu Trappern und Fallenstellern erziehen? Wie mag es denn mit der geistigen Entwicklung der Kinder stehen? Aha, dort auf dem Gartentisch liegen Bücher, ich trete hinzu: „Dielitz' Jagdgeschichten" und „Die Pelzjäger in Kanada". Zürnend werfe ich die Bücher auf den Tisch — dachte ich es doch! Ärgerlich durchwandere ich noch einmal den Garten.

Da, wo der Park an das freie Feld grenzt, setze ich mich unter einem Baume nieder; vom Nachbardorfe her tönt der Schlag einer Kirchturmuhr, zwölf Uhr. Vor zwei Stunden erst bin ich angelangt und habe ein Gefühl, als wäre ich schon tagelang hier; über den Feldern liegt brütend der Mittag.

Wenn ich jetzt in Berlin wäre! Wahrhaft entsetzt fahre ich vor meinen eigenen Gedanken zurück. Bin ich dazu aufs Land gereist, um mich nach meinen Akten zurückzusehnen? Diesen ersten Tag muß ich verloren geben, das ist wahr, aber morgen werden wir die Sache ins Geleise bringen und alles wird gut und schön sein. So rede ich mir Vernunft zu. Aber dieser erste Tag, wenn dieser erste Tag nur erst vorüber wäre! Ich sehe nach der Uhr, zehn Minuten sitze ich an meinem Platz und hätte geschworen, daß ich mindestens eine halbe Stunde gesessen hätte. Alle Vernunftgründe können die Tatsache nicht beseitigen, daß ich mich langweile, fürchterlich langweile! Wenn ich nur irgend etwas zum Lesen hätte. Wenn

ich doch ein Buch eingepackt oder mir in Breslau die Zeitung gekauft hätte!

Ob es im Dorfe eine Leihbibliothek geben mag? Unsinn! Aber lesen muß ich etwas! Ich springe auf, und wie ein Tiger, der nach Raub ausgeht, mache ich mich auf, um ein Buch zu ergattern.

Ich kehre ins Haus zurück, will noch einmal in die Bibliothek — an der Türe angelangt, höre ich jedoch, wie der unerträgliche Kerl mit den Tellern drinnen klappert und dazu pfeift — empört lasse ich die Türklinke fahren. Es treibt mich noch einmal in den Salon — da — liegt da nicht etwas Gebundenes auf dem Tisch? Ich stürze darauf zu, es ist ein Photographienalbum! Ich blicke hinein — Gott, welche Fülle nichtssagender Gesichter! Es bleibt mir wieder nichts mehr übrig als der Garten. An der Küche vorübergehend, sehe ich den Koch auf dem Küchentische sitzen, in eine Zeitung vertieft — der Beneidenswerte! Ob ich mir das Blatt von ihm ausbitte? Aber das paßt sich doch nicht. Also wieder zurück zur Natur. Mein Weg führt mich von neuem am Spielplatz der Kinder vorüber; die Kinder sind nicht mehr da, aber auf dem Gartentisch liegt noch eines von ihren Büchern: „Die Pelzjäger in Kanada."

Schwankend trete ich hinzu — Scham und Langeweile liefern sich in meinem Innern eine verzweifelte Schlacht. Herrgott, wenn mich jemand sähe; wenn mein Chef erführe, was ich für Lektüre während meines Urlaubs treibe — aber keines Menschen Auge sieht mich, mit der Hast des bösen Gewissens greife ich zu — die „Pelzjäger" verschwinden in meiner Tasche — ich stürze fort —

Ich wende mich wieder dem Platze zu, an dem ich vorhin gesessen; mein Weg führt mich an einer im Gebüsch halbversteckten Sandsteinfigur vorbei. Sie stellt irgendeine mythologische Persönlichkeit vor und ist jedenfalls vorzeiten von dem Großvater errichtet worden. O, solch ein Großvater zu solchem Enkel! Ich trete näher, um mir die Figur genauer anzusehen, da ist es mir, als ob sie die Lippen verzöge und verächtlich „Pelzjäger!" murmelte. Beschämt wende ich mich ab und setze meinen Weg fort. Aber jetzt ist mir alles gleichgültig, meine Augen dürsten nach Druckerschwärze; unter dem Baum angelangt, falle ich auf den Rasensitz und mit einem Fanatismus,

wie ich noch kein Buch gelesen habe, verschlinge ich „Die Pelzjäger in Kanada".

Alle möglichen Abenteuer mit Bisons, grauen Bären, Indianern und ähnlichen Tieren habe ich bereits bestanden, drei Viertel des Buches, in das ich mich — zu meiner Schande muß ich es gestehen — vollständig verschmökert habe, sind bereits hinuntergewürgt — da ertönt in meiner Nähe eine Stimme:

„Der gnädige Herr kommen soeben mit den übrigen Herren von der Jagd."

Ganz entsetzt fahre ich auf; ich hatte den Diener — denn natürlich ist es wieder dieser fatale Mensch — gar nicht kommen gehört. Meine erste Bewegung ist, das Buch zu verstecken. Ich bewerkstellige das mit einer Hast, die geradezu auffallen muß; in der Tat sehe ich denn auch wieder den Blick des Menschen mit demselben Ausdruck auf mich gerichtet, mit dem er heute vormittag mein Rütteln am Bibliothekgitter beobachtet hatte. Jedenfalls hat er bemerkt, daß es das Buch des Knaben ist in dem ich gelesen habe, also ein nicht mir gehörendes Buch, dazu der Schreck, mit dem ich es versteckte — der Mensch muß auf Gedanken kommen — diese Erwägungen durchkreuzen mit Blitzesgeschwindigkeit mein Gehirn, während ich mich erhebe, um dem Diener zu folgen, der mir vorangeht, ich fühle mich auf das unangenehmste durch dieselben berührt, meine Sicherheit und Fassung sind dahin. Und das gerade in diesem Augenblick, da mein Vetter heimkehrt, da es darauf ankommt, ihm und seiner agrarischen Gesellschaft mit der ruhigen Überlegenheit des Großstädters entgegenzutreten! An dem Gartentische vorübergehend, von dem ich das Buch genommen, versuche ich dasselbe rasch und unbemerkt daraufzulegen — es will nicht rasch genug aus der Tasche — es entsteht ein Aufenthalt — der Diener sieht sich nach mir um — da haben wir's! Ich glaube wirklich, der Kerl grinst. Er ist ein Greuel und wird mir den ganzen Landaufenthalt verleiden!

Auf dem Hofe, den ich jetzt betrete, ist unterdessen die Jagdgesellschaft bereits von den Wagen abgestiegen.

Man hat Strecke gemacht, ganze Haufen von Hasen und Rebhühnern liegen an der Mauer des Hauses entlang, auch einige Rehböcke und Fasanen — der Anblick beleidigt mein ästhetisches Gefühl; ich ärgere mich über die Hunde, die an dem Wildbret herumschnobern.

In der Mitte des Hofes stehen die Jäger, lauter robuste Herren in jagdmäßigster Ausrüstung. Sie unterhalten sich sehr laut und begrüßen sich mit der Hausfrau, die zu ihnen heruntergekommen ist. „Das Weib“ lacht, scherzt und ist offenbar ganz in seinem Element. Und der hatte ich die Tiefen der platonischen Weisheit erschließen wollen!

Endlich hat mein Vetter, der mitten im Haufen steht, mich bemerkt; er eilt auf mich zu und begrüßt mich auf das freundlichste, dann führt er mich zu seiner Gesellschaft. Alle Augen richten sich auf mich.

Ich bemerke die unwillkürliche Verwunderung, welche mein hoher schwarzer Zylinder und mein städtischer Anzug hervorrufen, ich selber fühle den Kontrast, meine angeborene Befangenheit vermehrt sich, ich fühle mich verlegen. Der Herr des Hauses unternimmt die Vorstellung: „Mein Vetter, der Ministerialassessor — Graf Soundso — Baron von Soundso — Herr Soundso“ und so weiter — lauter Namen, die ich nie in meinem Leben gehört habe. Mein Zylinder tauscht die höflichsten Komplimente mit den verschiedenen Jagdhüten aus; an dem Ausdruck, mit welchem die Augen bis jetzt auf mich gerichtet sind, bemerke ich, daß der Titel „Ministerialassessor“ einen gewissen Eindruck gemacht hat.

Man sieht mich an, als wollte man sagen: „Das hätte ich ihm eigentlich nicht zugetraut — aber Ministerialassessor, das ändert die Sache — dann wird er wohl ein ganz schneidiger Kerl sein.“

Ich möchte es verhehlen, aber ich kann es nicht, daß dieser Umschwung der Gesinnung zu meinen Gunsten mir nicht unangenehm ist; ich fühle die Notwendigkeit, den „Ministerialassessor“ hervorzukehren und den Philosophen in mir zurücktreten zu lassen — soll ich mit diesen Leuten in diesem Augenblick ein Gespräch über Plato eröffnen?

„Sie haben es mit der Zeit Ihrer Ankunft ausgezeichnet getroffen,“ wendet sich der Baron von Soundso an mich, „Sie finden eine vorzügliche Jagd; Hasen und Hühner, wie ich sie noch nie so massenhaft gesehen habe, und die Hühner halten noch famos.“

Ich weiß zwar gar nicht, was er mit diesem Ausdrucke meint, aber der „Ministerialassessor“ verlangt, daß ich Verständnis

heuchle. Ich sehe den Sprecher mit wohlwollendem Interesse an und lisple:

„Das ist ja sehr erfreulich."

„Ich habe deinem Herrn Vetter bereits gesagt," wendet sich jetzt „das Weib" an den Gatten, „wie sehr du dich über seine Unterstützung bei der Jagd freuen würdest."

Ich neige verbindlich das Haupt und lächle — soll ich meinen Vetter in diesem Augenblick um den Bibliothekschlüssel bitten? Der Moment wäre doch zu unglücklich gewählt. Meine angeborene Höflichkeit nötigt mich, meinem Wirte etwas Angenehmes über seine Jagd zu sagen.

„In der Tat," sage ich, „auf der Herfahrt habe ich außerordentlich schöne Rebhühner gesehen."

„Ganz recht," versetzte mein Vetter eifrig, „ich glaube, du hast uns mit deinem Wagen ein ‚Volk' aufgejagt und zu uns herübergetrieben, sie sind uns nachher ausgezeichnet in den Schuß gekommen."

Ich habe etwas gelernt: einen Schwarm Rebhühner nennt man in der Jägersprache „ein Volk" — das werde ich mir merken. Der Graf Soundso fordert mich auf, die Strecke zu besichtigen — soll ich ihm sagen, daß mir der Anblick der gemordeten Tiere widerwärtig ist? Das hieße, mich vor diesen rauhen Agrariern blamieren. Ich bezwinge mich, trete hinzu und wende mich mit verbindlichem Lächeln zu dem Grafen:

„Die Herren haben ja ganze Völker von Hühnern ausgerottet."

Der Graf lacht, alles lacht mit, das Lachen klingt wie: „Bravo, der versteht etwas von der Sache!"

„Darf ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und Sie fragen, wie Ihnen mein Hund gefällt?" redet jetzt Herr von Soundso auf mich ein, „ich habe ihn mir neu gekauft."

Ich sehe mir den Hund an, es scheint mir ein Hund wie alle anderen zu sein.

„Sehr schön," sage ich mit wohlwollender Zurückhaltung, „sehr schön."

Ich weiß absolut nichts weiter zu sagen. Gerade meine Zurückhaltung macht Eindruck. Man sieht sich untereinander, man sieht Herrn von Soundso an. „Der versteht etwas von der Sache," sagen die stummen Blicke, „der ergeht sich nicht aus falscher Höflichkeit in übertriebenen Lobsprüchen."

„Aber der Behang," fährt Herr von Soundso eifrig fort, „was sagen Sie zu diesem Behang?"

Wenn ich nur eine Ahnung hätte, was „Behang" ist! Dieses verfluchte Jägerlatein! Ich weiß gar nicht, wo ich hinsehen soll — ob damit vielleicht der Schweif gemeint ist? Ich streiche in meiner Verlegenheit dem Hund über den Rücken und lasse seinen buschigen Schweif durch meine Finger gleiten.

„Ich verstehe," sagt Herr von Soundso ganz erhitzt, „Sie wollen mir andeuten, daß die Rute etwas lang ist, das gebe ich zu — aber der Behang" — er faßte dem Hunde an die Ohren.

Ich habe wieder etwas gelernt: die Ohren des Hundes nennt man den „Behang".

„Der Behang ist in der Tat sehr schön," sage ich mit ruhiger Würde.

Alles sieht sich wieder untereinander, alles sieht Herrn von Soundso an. „Das hat er dir aber wirklich fein gegeben," sagen die stummen Blicke, „ohne ein Wort zu sagen, hat er dir angedeutet, wo die schwache Stelle bei deinem Hunde sitzt; der hat Urteil, der hat Blick!"

Ich mache reißende Fortschritte in der Wertschätzung meiner agrarischen Genossen; meine Stimmung wird eine ganz merkwürdige, zwiespältige: einerseits bereiten meine Erfolge mir unleugbares Vergnügen, andererseits flößen sie mir dumpfes Entsetzen ein. Meine ganze Lage ist ja unterhöhlt, eine ungeheure Lüge! Man hält mich für einen Jäger, für einen Kenner des Weidwerks — und ich — ein der Beschaulichkeit gewidmeter Philosoph! Noch wäre es Zeit, vor sie hinzutreten und mit ruhiger Würde zu erklären:

„Meine Herren, Sie irren sich in mir; wenn ich gleich Ministerialassessor bin, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Jagd und Kenntnis des Weidwerks in keiner Weise zu den amtlichen Pflichten eines Ministerialassessors gehören; gehen Sie daher, wenn Sie durchaus müssen, auf die Jagd, frönen Sie Ihren zerstörungslustigen Trieben — Ihre Wege sind nicht die meinigen, mir winken edlere Genüsse."

So könnte ich sprechen, so müßte ich sprechen, jeder Augenblick, den ich zögere, reißt mich immer tiefer in die Unwahrheit hinein, macht mir die Rückkehr zum Plato immer schwerer — aber — o Schrecken, ich finde schon nicht mehr den Mut, es zu sprechen, meine moralische Kraft ist bereits untergraben. Ich

würde den Ausdruck der Enttäuschung nicht ertragen können, die sich zweifellos aller Gemüter bemächtigen würde, wenn der „schneidige Ministerialassessor" sich vor ihren Augen und Ohren in einen friedfertigen Platoniker verwandelte. Herr von Soundso würde von mir zu erfahren wünschen, woher ich die Berechtigung genommen hätte, ein so abfälliges Urteil über seinen Hund zu fällen — der Strudel hat mich erfaßt und reißt mich fort, und zwar zunächst in das Haus, wohin sich alles begibt, um Toilette für das Mittagessen zu machen.

„Wer unter die Jäger fällt, muß mit schießen," so spreche ich, ein bekanntes Sprichwort mit dem Humor der Verzweiflung variierend, düster vor mich hin, während ich mein Zimmer aufsuche.

Ich komme mir wie verwandelt vor; bin ich noch derselbe, der heute früh, Äschylos und Plato im Herzen, hier ankam? „Der Behang des Hundes", „das Volk von Hühnern", „die Rute des Hundes" — diese abgeschmackten Worte gehen mir im Kopfe herum; ich gerate in die Lage eines Menschen, der, auf der Eisenbahn fahrend, dem Klappern der Räder zu lauschen beginnt — bekanntlich gelangt man dabei in kürzerster Zeit zu einer Art stumpfen Blödsinns, und trotzdem kann man nicht aufhören, nach dem einfältigen Geräusch hinzuhorchen.

Mit dunklen Augen blickt mein schwarzer Frack aus dem Koffer zu mir empor — für gewöhnlich ist der Frack mir verhaßt, heute erscheint er mir wie das Symbol der Großstadt, der Bildung, gegenüber der Roheit des Landes — aus Opposition ziehe ich ihn an, desgleichen die Lackstiefel; wie die verkörperte Kultur will ich unter die Agrarier treten.

Indem ich den Salon betrete, wo alles bereits versammelt ist, sehe ich meine Absicht mit Erfolg gekrönt: ich bin der einzige Frack unter lauter Überröcken, Jacketts und Joppen.

„Mein Gott, weshalb so feierlich?" sagt mit freundschaftlichem Vorwurf mein Vetter, der meine städtische Eleganz gewahrt. „Wenn man auf der Jagd ist —"

Noch einmal bietet das Schicksal mir die Hand! „Sag' ihm, daß du keineswegs auf der Jagd bist! Fordere den Bibliothekschlüssel von ihm! Der Augenblick ist günstig, dein Frack imponiert ihm!" Ein plötzlicher Entschluß erwacht in mir — ich will sprechen — ich räuspere mich — „Lieber Vetter, erlaube mir —"

Da gehen die Flügeltüren des Nebenzimmers auf — der Diener erscheint — der Teufel hat diesen Menschen erfunden, um ihn mir in den Weg zu schieben — und meldet, daß angerichtet sei. Mein Vetter stürzt auf den Grafen Soundso zu, ihn zu bitten, daß er seiner Frau den Arm bieten möge — der Augenblick ist verpaßt — alles ist verloren — gebeugten Hauptes schreite ich unter den übrigen nach dem Speisesaal, der Bibliothek, hinüber.

Das ist der Raum, wo ich in der Phantasie paradiesische Stunden durchlebt habe — und hier sitze ich nun so — o —

Ich senke die Augen auf meinen Teller, ich vermag den Anblick der entweihten Bücher kaum zu ertragen. Gerade meinem Platz gegenüber steht der herrliche Plato; voll tiefer Rührung blicke ich zu ihm hinüber, wie ein Gefangener zwischen den Stäben seines Kerkerfensters schaut er zu mir zurück.

„Welch ein herrliches Exemplar," spreche ich, in den Anblick versunken, meine Umgebung vergessend, halblaut vor mich hin.

„Nicht wahr? Ein herrliches Exemplar!" ruft Herr Soundso, der mir an der Tafel gegenübersitzt, indem er stolz erfreut auf eine Bärenklaue zeigt, die er als Berlocke an der Uhrkette trägt. Er hat geglaubt, daß mein träumerischer Blick auf ihm geruht und daß mein Ausruf seiner Bärenklaue gegolten habe.

Was soll ich sagen? Was kann ich sagen? Nichts! Ich lächle stumm und verbindlich.

„Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen anstoße," fährt er fort, indem er sein Glas erhebt und mich zum Anklingen nötigt; „ich freue mich, daß Sie meine Trophäe bemerkt haben, ich sehe, daß Sie von der Sache etwas verstehen."

Sogar von Bärenjagden also verstehe ich etwas! Es ist entsetzlich.

Herr Soundso ist ganz Feuer und Flamme geworden.

„Ich habe ihn im vorigen Winter geschossen, in Galizien, wo ich zur Bärenjagd eingeladen war; es wird Sie jedenfalls interessieren, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle."

Soll ich ihm sagen, daß mir nichts langweiliger sein würde als das? Unmöglich. Ich lächle stumm und wohlwollend.

Herr Soundso bringt mir die Erlegung seines Bären bei; seine Erzählung überdauert das Gemüse und endigt erst mit dem

Ende des Bratens. Die ganze Zeit hindurch muß ich Interesse heucheln! Es ist fürchterlich!

„Nach Galizien sollten Sie einmal kommen," schließt er seinen Bericht; „geben Sie mir einen Wink und ich verschaffe Ihnen eine Einladung."

Auch das noch! Grauenvolle Perspektive!

Die Mahlzeit ist endlich beendet, wir erheben uns, der Kaffee soll im Garten eingenommen werden.

Ich suche mich in möglichster Entfernung von Herrn Soundso zu halten, denn ich zittere bei dem Gedanken, daß ich irgendeine Bewegung machen möchte, die er für den bewußten „Wink" halten könnte.

Es werden Liköre und Zigarren gereicht, im Augenblick, da ich in die Kiste greifen will, schiebt der Baron von Soundso seine mit Zigarren geladene Tasche zwischen die Kiste und mich.

„Versuchen Sie diese, Herr Ministerialassessor, ich bitte darum." Die Zigarren sind wahre Kolosse, ich sehe ihnen an, daß sie furchtbar schwer und auf einen durch mehrstündige Jagdstrapazen gekräftigten Magen berechnet sind; ich zögere.

Der Baron wird dringender.

„Ich glaube Ihnen die Zigarre aufrichtig empfehlen zu dürfen." — Was bleibt meiner Höflichkeit übrig? Ich lächle stumm und dankbar und zünde mir eine von seinen Zigarren an.

Kaum ist es geschehen, so bemerke ich die eigennützige Absicht des Gebers: er hat bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit ich vorhin der Bärengeschichte des Herrn Soundso gefolgt bin, es läßt ihm keine Ruhe, er setzt sich neben mich und verabfolgt mir einen Zwölfender, den er im vorigen Herbst in Böhmen geschossen hat. Halb betäubt von der Gewaltzigarre, apathisch in mein Schicksal ergeben, sitze ich da und lasse den Zwölfender über mich ergehen. Meinethalben könnte der Hirsch hundert Enden gehabt haben — mir ist jetzt alles gleich.

Meine Geduld soll fürchterliche Früchte tragen! Während der endlosen Erzählung des Barons sehe ich die Augen der übrigen Weidmänner von Zeit zu Zeit mit erfreutem Staunen auf mich gerichtet. „Dem kann man ja famos Jagdgeschichten erzählen," sagen die stummen Blicke, „der glaubt alles und ist ein dauerhafter Zuhörer."

Im Augenblick, da der Baron jetzt seine Kehle durch einen

Schluck Benediktiner salbt, klopft Herr von Soundso mir auf die Schulter.

„Wenn der Baron mit seiner Geschichte zu Ende ist," raunt er mir verheißend ins Ohr, „erzähle ich Ihnen ein kapitales Stück von meinem neuen Hunde." — Es scheint, daß er mir durchaus Hochachtung für seinen neuen Hund abnötigen will.

Mein Vorrat an Höflichkeit ist beinahe erschöpft, ich verliere das Gefühl meiner Menschenwürde und komme mir wie eine Ablagerungsstätte für Jagdgeschichten vor; ich verfalle in eine Art von hypnotischem Zustand und sehe den Hund des Herrn von Soundso mit einem Hirschgeweih, den Zwölfender des Barons mit langen Hundeohren umherlaufen — ein gequältes Lachen entringt sich meiner Brust. Herr von Soundso bezieht mein Lachen auf seine „kapitale Geschichte" und ist davon entzückt.

„Nicht wahr, die Geschichte ist famos, famos? Hahahaha!"

Er schlägt mir auf die Schulter, nächstens wird er mir Brüderschaft anbieten — ich halte es nicht länger aus, ich erhebe mich. Alles erhebt sich; ein gemeinsamer Rundgang durch den Garten beschließt den Tag.

Im Salon sind, da wir zurückkehren, bereits die Lampen angezündet. Alles sinkt auf Sofas und Fauteuils nieder.

Ob ich diese weihevolle Stunde benütze, einen letzten Appell an das Bildungselement in meinem Vetter zu versuchen? Ich nähere mich ihm.

„Deine Bibliothek scheint prachtvoll zu sein," beginne ich mit dem Tone schmerzlich verhaltenen Vorwurfs.

Er hält die Hand vor den Mund und gähnt.

„Ja — ja — ja — man kommt jetzt wenig dazu, hineinzublicken" — er gähnt noch einmal, er gähnt laut. In schweigender Empörung trete ich zurück.

Das Gähnen des Hausherrn wirkt ansteckend, es pflanzt sich fort, der Krampf bemächtigt sich aller Kinnbacken, alles gähnt.

Mein Vetter erhebt sich.

„Meine Herren," sagt er, „wir brechen morgen frühzeitig auf — ich glaube mir daher den Vorschlag erlauben zu dürfen —"

Ein allgemeines Aufspringen bekundet, daß sein Vorschlag angenommen ist.

„Auf morgen früh — auf morgen früh“ — allgemeines Händeschütteln zur guten Nacht, niemandem fällt es ein, mich zu fragen, ob ich morgen früh mitgehe, es versteht sich ganz von selbst — ich gehöre jetzt mit zur Rotte — in einem Zustand völliger innerer Vernichtung erreiche ich mein Zimmer und sinke aufs Bett — „Morgen wird es schrecklich tagen,“ das ist der letzte Gedanke, mit dem ich einschlafend vom Bewußtsein Abschied nehme.

Dröhnende Schritte, welche sich auf dem Flur vor meiner Tür hin und her bewegen, laute, befehlende Stimmen wecken mich am frühen Morgen des nächsten Tages.

Ich erhebe mich vom Lager, ungefähr mit demselben angenehmen Gefühl, welches mich an dem Morgen des Tages beseelte, an dem ich mein Assessorexamen zu machen hatte.

Am liebsten stände ich überhaupt gar nicht auf, aber ich muß mich beeilen, denn ich höre, wie sich die Schritte draußen bereits nach unten hin verlieren. Ich kleide mich an. In meinem Berliner Promenadenanzug soll ich durch Kartoffel- und Rübenfelder marschieren? Und der Hut! Im hohen schwarzen Zylinder auf die Hühnerjagd gehen! Aber was soll ich denn sonst aufsetzen?

Alles, was noch von selbstbewußter Würde in mir vorhanden ist, raffe ich zusammen und lagere es auf meinem Antlitz ab, indem ich jetzt in den Salon trete, wo die Weidmänner bereits beim Frühstück sitzen. Mein Vetter tritt mir entgegen. Der erstaunte Blick entgeht mir nicht, mit dem er meinen „Jagdanzug“ überfliegt.

„Bist — du — fertig?“ fragt er zögernd.

„Vollkommen,“ erwidere ich, ihm ein dreistes Lächeln entgegenhaltend.

Alle Augen richten sich auf mich; mir ist, als hörte ich ein staunendes „Nanu?“ durch die Gesellschaft rauschen. Und dabei Haltung bewahren!

Die Agrarier sind ausgerüstet, als gingen sie auf die Büffeljagd: Gamaschen, Schnürstiefel, alles raffiniert praktisch — und ich! In meinem hellen Promenadenanzuge komme ich mir wie ein Weißer vor, der unter Huronen geraten ist. Ich

bemerke deutlich, wie dieser und jener sich auf die Lippen beißt, um nicht in Lachen auszubrechen — ich bewahre einen katonischen Ernst und gebe mir den Anschein, nichts von allem zu bemerken.

Die Wagen sind vorgefahren, wir steigen auf den Hof hinunter — jetzt wird es unangenehm. Die Jäger und Gehilfen, welche unten, ihre Herren erwartend, stehen, stoßen sich bei meinem Anblick untereinander an; weniger höflich als ihre Gebieter, grinsen sie ganz unverhohlen; ein Schlingel von Jägerburschen bricht sogar in ein prustendes Gelächter aus, das um so beleidigender wirkt, als man ihm anhört, daß er es gern unterdrücken möchte, aber nicht kann. Ich möchte den Lümmel hinter die Ohren schlagen — aber ich gebe mir den Anschein, als hörte und bemerkte ich nichts.

Im Portal des Schlosses und hinter den Küchenfenstern steht das Dienstpersonal, Köche, Küchenjungen, Mägde, Hausknechte und natürlich auch der verwünschte Diener! Ich höre hinter meinem Rücken ein unterdrücktes Flüstern, Zischen und Kichern. Wem wird es gelten?

Ich schäume und koche innerlich vor Wut und gebe mir nach außen den Anschein, als hörte und bemerkte ich nichts — noch ein solcher Tag und ich kehre mit schwerer Beschädigung meines Charakters nach Berlin zurück.

Endlich haben wir unsere Plätze auf dem offenen Omnibuswagen eingenommen, wir fahren ab. Das Gewehr, welches mein Vetter mir aus seinem Gewehrschrank hat verabfolgen lassen, zwischen die Knie geklemmt sitze ich in abscheulicher Stimmung zwischen den heiter gestimmten Weidgenossen.

Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren sind, halten wir an; vor uns breitet sich ungeheures, mit grünem Kraut bewachsenes Feld aus.

„Ich denke, hier in den Kartoffeln fangen wir an,“ sagt mein Vetter; alles stimmt bei. Also so sieht ein Kartoffelfeld aus?

Wir steigen vom Wagen, beim Absteigen verwickelt sich der Lauf meines Gewehrs in meine Kneiferschnur und reißt mir den Kneifer von der Nase. Das verursacht mir eine ärgerliche Empfindung und erinnert mich daran, daß ich mit dem Kneifer nicht werde schießen können. Glücklicherweise trage ich eine Brille bei mir, die ich nun hervorhole und aufsetze.

Die Jäger stellen sich am Rande des Kartoffelfeldes entlang auf, so daß dasselbe quer vor ihnen liegt.

„Gehen Sie mit dem Herrn Assessor," wendet sich mein Vetter an seinen Jäger, „und nehmen Sie den Hund mit."

Der Jäger nimmt mein Gewehr und ladet dasselbe, währenddessen tritt der Hund heran und beschnüffelt mich, um mit mir Bekanntschaft zu machen. Täusche ich mich oder zeigt das Tier in den Augen einen gewissen Ausdruck des Mißtrauens?

Der Jäger geht vor mir her, mir meinen Stand zu zeigen, er trägt an der Seite eine ungeheure Jagdtasche, in welche die von mir zu erlegenden Beutestücke kommen sollen. Ein grimmiges Lächeln spielt um meine Lippen. „Du wirst heute leichtes Gepäck haben."

Ich erhalte meinen Platz auf dem äußersten linken Flügel der Schützenlinie; sobald ich denselben erreicht habe, setzt die ganze Linie sich in Bewegung, quer durch das Feld hin.

Herrgott, ist das ein Gehen!

Gehen kann man es überhaupt gar nicht nennen — ein beständiges Stolpern — solch ein Kartoffelfeld ist ja eine ganz abscheuliche Einrichtung! Die Kartoffeln sind in langen Wällen gepflanzt, jeder dieser Wälle ist von zwei Furchen eingeschlossen; man muß von einem Wall zum andern über die Furchen hinwegsteigen, tritt aber selbstredend häufig in dieselben hinein. Und während man sich in dieser halsbrecherischen Weise fortbewegt und obendrein einen geladenen Schießprügel in den Händen unterzubringen hat, soll man die Nase in die Höhe heben und aufpassen auf das, was sich hoch in den Lüften begibt? Das ist ja einfach töricht und abgeschmackt.

Ich fühle mich vor Aufgaben gestellt, die auf keine Weise zu vereinigen sind, und habe nur einen einzigen sehnlichen Wunsch: daß sich mir keine Gelegenheit bieten möge, auf irgend etwas schießen zu müssen.

Außerdem ärgere ich mich über den Hund; derselbe läuft vor uns her, sieht sich immerfort nach dem Jäger um und nicht ein einziges Mal nach mir. Ich werde ihm zeigen, wer heute sein Gebieter ist, ich werde ihn anrufen. Dabei fällt mir jedoch ein, daß ich gar nicht weiß, wie er heißt. Ich werde es auf gut Glück versuchen.

„Phylax! Komm hier, Phylax!" Er hört nicht. — Natürlich, so heißen ja nur Hofhunde.

„Tyras! Tyras, hier!" Er hört wieder nicht. Ich gehe die ganze Reihe der mir erinnerlichen Hundenamen durch.

„Kastor! Nero! Hektor! Lord!" Alles vergeblich. Wie heißt denn der verdammte Köter nur?

Ob ich den Jäger frage? Aber das könnte komisch klingen und meiner Würde Abbruch tun.

Es ist mir überhaupt unangenehm, daß der Jäger hinter mir hergeht; ich habe das Gefühl, daß er mich fortwährend mit erstaunten Blicken ansieht. Viel lieber ginge ich allein, ohne einen solchen Aufpasser, dann könnte ich wenigstens meinen Gedanken nachhängen.

In diesem Augenblick durchfährt es mich wie ein elektrischer Schlag — auf dem rechten Flügel ist ein Schuß gefallen, gleich darauf ein Schwirren in den Lüften — ein Volk von Hühnern geht an der ganzen Linie entlang — ein Knattern von Schüssen — jeder Jäger holt ein Huhn herunter.

„Herr Assessor!" höre ich den Jäger hinter mir schreien.

Was will denn der Mann? Ich sehe mich um.

„Die kamen aber schön," sagte er — offenbar will er mir andeuten, daß ich hätte schießen müssen. Ich fühle, daß ich etwas tun muß, um mein gefährdetes Ansehen wieder herzustellen.

„Zu weit," sage ich mit überlegenem Achselzucken, „zu weit."

Während ich noch spreche, deutet der Jäger mit ausgestrecktem Zeigefinger nach vorn.

„Herr Assessor," ruft er, aufgeregt flüsternd, „Herr Assessor, der Hund!"

Was ist denn nun wieder mit dem Hunde los? Ich wende mich — derselbe bietet ein höchst merkwürdiges Bild: mit hochgespitzten Ohren kriecht er Schritt vor Schritt durch das Kartoffelkraut, den Leib in schlangenartigen Windungen einherziehend, die Augen starr auf einen im Kraut versteckten Punkt gerichtet. Jetzt bleibt er wie angenagelt stehen und rückt und rührt sich nicht.

Ich begreife gar nicht, was das alles heißen soll.

„Was macht denn der dumme Köter?" will ich eben fragen — da bekomme ich einen furchtbaren Schreck: dicht vor der Nase des Hundes steigt mit betäubendem Geprassel ein Vogel auf, der mir riesengroß erscheint. Ein plötzliches Gefühl sagt mir, daß irgend etwas vorgeht — blindlings reiße ich das Ge-

wehr an die Backe und krach — krach — schieße ich mit beiden Läufen irgendwohin. Das Huhn fliegt weiter — als wäre nichts geschehen — der Hund sieht ihm nach — ich habe zwei Löcher in die Natur geschossen.

„Das war schade," ruft Herr Soundso, der mir zunächst geht — hol' ihn der Teufel!

Der Jäger nimmt mein Gewehr, um es von neuem zu laden; er tut es, ohne ein Wort zu sagen, und sieht mich dabei nicht an — die Sache fängt gut an.

Wir gehen weiter — fortwährend fallen jetzt Schüsse zu meiner Rechten — zu mir kommt nichts — Gott sei Dank!

Da plötzlich macht mein Hund einen mächtigen Satz nach links, im selben Augenblick bricht ein Hase aus den Kartoffeln, um nach links über das Stoppelfeld zu galoppieren.

Der Hund wird ganz rasend und will offenbar dem Hasen nach. Das scheint mir sehr vernünftig, wie ich denn jetzt überhaupt geneigt bin, dem Hunde, der mir als Jäger weit überlegen zu sein scheint, unter allen Umständen beizupflichten.

Also nur zu — „Allons, faß ihn, faß!" rufe ich, auf den Flüchtling deutend; der Hund läßt sich das nicht zweimal sagen und saust hinter Lampe her.

Jetzt aber wird wieder der Jäger ganz rasend. Er setzt die Finger an den Mund und pfeift wie eine Lokomotive. „Karo! Karo, hier! Wirst du, hier! Wirst du —"

Um des Himmels willen, was habe ich getan! Ich habe den biedern Karo — jetzt fällt es mir ja auch ein, daß die kleine Emma gestern einen Hund dieses Namens vorstellte — zu einer Todsünde, zur Verfolgung eines Hasen veranlaßt. Dafür stehen im Strafgesetzbuch für Jagdhunde mörderische Prügel — und indem mein vierbeiniger Schuldgenosse jetzt winselnd auf dem Bauche zu dem erbosten Jäger herangekrochen kommt, fühle ich alle Qualen des belasteten Gewissens.

Der Jäger zeigt sich äußerst roh; er faßt den unglücklichen Karo an den Ohren und zaust ihn unter wiederholtem: „Pfui, Has! Pfui, Has!" Karos Gewinsel schneidet mir ins Herz — wenn er sprechen könnte, ich würde schöne Dinge zu hören bekommen. Daß er von nun an erst recht keine Notiz von mir nimmt und mich höchstens mit einem Blick ansieht, als wollte er sagen: „Du bist ja ein netter Onkel!" kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken.

Wir sind unterdessen endlich aus den unglückseligen Kartoffeln herausgekommen.

Die Sonne ist höher gestiegen und fängt an unbarmherzig auf meinen schwarzen Zylinder herniederzubrennen; es wird heiß, sehr heiß.

Ich fange an zu transpirieren, und während meine Stirne sich feuchtet, empfinde ich gleichzeitig eine kalte Feuchtigkeit an meinen Füßen. Ich blicke an mir nieder — welch ein Anblick! Das Kartoffelkraut ist vom Tau benetzt gewesen, meine Stiefel sind mit einer Kruste von Erde und Lehm bedeckt, meine schönen hellen Beinkleider sind mit grünlichen Streifen umsäumt. Es sind meine einzigen.

Mit verzweifeltem Entschlusse beuge ich mich nieder und trempele die Beinkleider auf — wenn mein Chef mich in diesem Aufzuge sähe!

In derselben Weise, wie vorhin die Kartoffeln, greifen wir jetzt ein Feld von Zuckerrüben an, das sich wie eine grüne Steppe vor uns ausbreitet.

Es geht sich hier etwas besser als in den Kartoffeln, das ist wahr; mitten durch das Feld jedoch ist ein Drainierungsgraben gelegt.

Was nun? Hindurchwaten? Ich danke schön — also hinüberspringen; es bleibt nichts anderes übrig. Ich bin nie ein großer Turner gewesen und habe, glaube ich, seit zehn Jahren keinen Sprung mehr getan. Fatal, fatal, fatal! Aber was hilft's? Die Agrarier sind alle schon hinüber — ich nehme einen Anlauf — halt — daß ich nur den Zylinder nicht verliere, er sitzt ohnedies nicht fest — was mache ich mit dem Unglücksding? Ich hab's — ich nehme ihn ab und werfe ihn mir voraus über den Graben — gesagt, getan — der Zylinder springt mir voran und gibt, auf die Rüben aufschlagend, einen hohlen Ton des Unwillens von sich — besser wird er durch solche Behandlung freilich nicht werden.

Dazu kommt, daß Karo, der das Manöver mit gespanntem Interesse verfolgt hat, Miene macht, den Zylinder zu apportieren — das Tier will sich an mir rächen!

Natürlich! Gefahr im Verzuge — ich nehme wieder fünf Schritte Anlauf — hop — hop — hop — mit der Wucht einer Bombe aus einem vierundzwanzigpfündigen Mörser erreiche ich den jenseitigen Rand und schlage der Länge nach in die

Rüben hin. Mit freudigem Gebell stürzt Karo sich im nämlichen Augenblicke auf meinen Hut und hebt ihn, die Krempe mit den Zähnen erfassend, auf.

Ein Kampf entspinnt sich zwischen mir und dem Vierfüßler. „Laß los! Aus!“ Der unglückliche Zylinder ächzt, nach beiden Seiten gerissen. Endlich habe ich ihn wieder erobert — er ist jetzt durchaus nicht mehr zu eng. Während ich ihn aufsetze, blicke ich an mir nieder — mein Rock hat sich gleichfalls mit grünen Streifen geschmückt und sieht den Beinkleidern wieder ähnlich.

Die Weidgenossen sind schon weit voraus, ich setze mich in Galopp, um nachzukommen. Prr — prr — gehen rechts und links vor meinen laufenden Füßen Hühner nach allen Seiten auf — laß sie fliegen — was gehen mich die einfältigen Vögel an!

Das Laufen bei solcher Hitze ist aber gar zu angreifend — ich falle wieder in Schritt. Ich fange an übermäßig zu transpirieren — von der Stirn lösen sich schwere Tropfen und fließen mir über die Brillengläser — die ganze Welt hüllt sich mir in Schleier.

Es könnte jetzt ein Elefant vor mir aufstehen, ich würde ihn nur undeutlich erkennen — und dabei soll man auf so lächerlich kleine Gegenstände zielen, wie es diese Hühner sind!

Die Jagd ist eine rohe, geistlose, unwürdige Beschäftigung! Ich verwünsche meinen Vetter, ich verwünsche seine Gäste, den Jäger, den Hund, die Hühner, ich verwünsche die ganze Welt und überlege, ob ich nicht mein Gewehr abgeben und kurzweg nach Hause umkehren soll.

Aber ich komme natürlich wieder zu keinem Entschluß und keuche weiter durch die Rüben.

Am Rande des Feldes stehen bereits die Jäger; sie machen eine Beratungspause. Ich mag gar nicht zu ihnen herantreten, beschäftige mich vielmehr damit, meine Brillengläser zu putzen, und sodann mein weißes Schnupftuch um meinen Zylinder zu wickeln. Ich fühle, daß mir die schwarze Farbe meines Hutes unfehlbar einen Sonnenstich zuziehen würde.

Die Beratung ist beendet.

„In die Erbsen!“ ruft mein Vetter meinem Beaufsichtiger zu. Er wendet sich schon gar nicht mehr an mich, als ob ich von dem Jäger am Gängelbande geführt würde. Die feindselige Stimmung gegen meinen Vetter wächst in mir.

Also — in die Erbsen.

Kartoffeln, Rüben, Erbsen — der dritte Gemüsegang — ich durchlaufe ein ganzes Vegetarianerdiner.

In den Erbsen gibt es gleichfalls Hühner — sind diese Unglücksgeschöpfe denn überall? Eines derselben ist töricht genug, vor Herrn Soundso, meinem Nebenmann, aufzugehen. Er schießt; das Huhn senkt sich zu mir nieder — wie vom Teufel gefaßt, reiße ich das Gewehr empor und schieße gleichfalls — Karo macht einen Satz und kommt im nächsten Augenblick, das zappelnde Huhn zwischen den Zähnen, zurück.

Herr Soundso wendet sich zu mir.

„Das Huhn gehört Ihnen," ruft er, „das haben Sie geschossen!"

„Ich — hätte — ein Huhn geschossen? Das ist ja Unsinn!" will ich eben Herrn Soundso zurufen, „Sie haben es ja geschossen!" — Aber er geht schon wieder weiter.

Der Jäger, der das Huhn in die Jagdtasche steckt, denkt offenbar wie ich — er sieht mich nicht an, ein durch den Respekt gezügeltes, aber nicht ganz unterdrücktes Lächeln spielt um seinen Mund — die Lage wird mir klar: Herr Soundso hat mir ein Huhn geschenkt! Also auch das noch! Ich werde im wahren Sinne des Wortes genötigt, mich mit fremden Federn zu schmücken!

Empört setze ich meinen Gang durch die Erbsen fort.

Unterdessen sind die Wagen herangekommen; man versammelt sich zum Frühstück. Ich kann mich nicht ausschließen.

Obschon der Ärger mir allen Appetit geraubt hat, muß ich zu den übrigen treten, und um mich nicht lächerlich zu machen, muß ich Gleichmut und Heiterkeit zur Schau tragen.

Die Jagdtaschen der Jäger sind bis zum Bersten gefüllt; alles hat ungeheure Beute gemacht; aus Höflichkeit vermeidet man zu fragen, was ich geschossen habe. Glücklicherweise sind alle so ganz mit ihren Erfolgen beschäftigt, daß ich mich nicht in die Unterhaltung zu mischen brauche. Mit steigender Wut verzehre ich einige Butterbrote. — O Plato, o Bibliothek, o Fensterecke!

Mittlerweile hat sich indessen im Westen ein Gewölk erhoben, welches jetzt an Ausdehnung gewinnt.

„Ich fürchte, wir bekommen Regen," sagt der Baron von Soundso.

Wie Glockenton schlägt dies Wort an mein Ohr; wenn's regnet, müssen wir umkehren!

„Glauben Sie wirklich," fragt mein Vetter; „das wäre unangenehm, denn wenn es aus der Ecke erst einmal anfängt zu regnen, hört es in einigen Stunden nicht auf."

„Das wäre ja — herrlich," will ich herausplatzen, besinne mich aber und murmele: „Sehr bedauerlich."

Die Gesichter der Jäger werden besorgt — ich juble innerlich, verberge jedoch meine Freude unter einem bekümmerten Gesicht — als vollendeter Heuchler werde ich nach Berlin zurückkehren.

Mit krampfhafter Spannung haften meine Blicke an dem Gewölk, welches meiner Ansicht nach unverzeihlich langsam vorschreitet. Ich schicke ein Stoßgebet zum Himmel: „Laß es regnen! Ich opfere dir meinen Promenadenanzug nebst Zylinder, nur laß es regnen!"

Plötzlich fühle ich einen Tropfen auf meiner Nasenspitze und gleichzeitig vernehme ich ein leises Trommeln auf dem Deckel meines Hutes.

„Ich glaube, es regnet bereits!" Ich rufe es unwillkürlich ganz laut — ich vermag meinen Jubel nicht mehr zu zügeln.

Der Ausdruck meiner Freude wird indessen allgemein als Zeichen der Betrübnis aufgefaßt.

„Ja," sagt der Graf Soundso, indem er sein Gewehr ins Futteral steckt, „es ist schade, aber es ist wahr, es wird gleich heftig regnen."

„In Strömen," versichere ich eifrig, „in Strömen!" Ich bin entschlossen, den glimmenden Funken der Unlust an weiterem Jagen zur Flamme anzublasen.

Im nächsten Augenblick fängt es an, auf Kraut und Blätter herniederzurauschen, mein Sehnen ist erfüllt, die ganze Gegend hüllt sich in graue, fließende Schleier, wir stehen mitten im ausgiebigsten Regen.

„Es ist kein Vergnügen mehr," sagt mein Vetter, „ich glaube wirklich, wir tun am besten, nach Haus zu fahren."

Ein allgemeines betrübtes Kopfnicken pflichtet seinem Vorschlag bei. Alles wendet sich den Wagen zu.

Sobald ich die Rückkehr als gesichert ansehen darf, erwacht ein dreister Frevelmut in mir.

„Es ist ein Jammer, ein Jammer!“ rufe ich laut, „sollen wir denn wirklich umkehren? Ich denke immer noch, es klärt sich wieder auf.“

Mein Vetter versichert mir wiederholt, daß das nicht zu erwarten sei — ich lausche ihm mit teilnahmvoller Aufmerksamkeit.

„Du mußt es freilich besser wissen — und ich bescheide mich,“ sage ich zu dem Arglosen. — Wenn er in mein Inneres schauen könnte! Wie hoch steht er in diesem Augenblick moralisch über mir!

Alles sitzt stumm und mißmutig im Wagen, der uns zurückfährt; je ärgerlicher die anderen sind, um so heiterer werde ich.

„Mich trifft es eigentlich am härtesten,“ erkläre ich lächelnd, „ich hatte eben angefangen, mich mit dem ungewohnten Gewehr einzuschießen und den Hund an mich zu gewöhnen — ich hatte noch auf eine schöne Jagd gerechnet.“

Man sieht mich an, als wollte man sagen: „Der hat aber Leidenschaft!“

„Vielleicht können wir heut nachmittag wieder hinaus,“ vertröstet mich mein Vetter.

Das dämpft einigermaßen meine gute Laune. Der Himmel gebe, daß es bei dem Regen bleibe.

Zu Hause angelangt, trete ich den Fragen „des Weibes“, die sich erkundigt, ob ich viel geschossen hätte, mit verhärteter Dreistigkeit entgegen.

„O — ich fing eben an, eine herrliche Jagd zu machen — aber da kam dieser unglückselige Regen!“

„Ja, es ist schade.“

„Ein Jammer, gnädige Frau, ein Jammer, aber das sind die Launen der Jagd.“

Sie lächelt. „Ein schneidiger Kerl!“ sagt ihr Blick.

Auf meinem Zimmer angelangt, entledige ich mich der Stiefel und des Rocks — die Beinkleider muß mir der Diener, so gut es durch Bürsten geht, wieder gesellschaftsfähig machen. Während es geschieht, lausche ich entzückt, wie der Regen an die Fensterscheiben schlägt.

„Das wird wohl den ganzen Tag so fortregnen?“ frage ich mit lauernder Freude.

Der Diener blickt hinaus.

„I nein,“ entgegnet er, „in ein, zwei Stunden ist alles wieder vorbei.“

Der abscheuliche Mensch! Natürlich muß er mir wieder die Stimmung verderben!

Vorläufig aber bleibt der Himmel grau wie ein Sack, und wenn ich vorderhand nicht in die Bibliothek kann, da in derselben der Mittagstisch zugerichtet wird, so erwacht doch ein still ahnendes Hoffen auf heute nachmittag. Die Agrarier werden Billard oder Karten spielen, ich dagegen werde meinen Vetter nun endlich um den Bibliothekschlüssel ansprechen, und wenn ich denselben erst einmal habe, dann —

Mit besonderem Behagen ziehe ich heute Frack und Lackstiefel an. Mit Ungeduld erwarte ich das Zeichen zum Mittagessen — ich wollte, es wäre schon vorüber. Endlich ertönt die Küchenglocke, heute bin ich unter den ersten im Salon unten.

An der Tafel habe ich wieder meinen gestrigen Platz — verheißend blickt mein herrlicher Plato, mit dem ich schweigend liebäugle, zu mir herüber: mir ist, als spiele ein Lächeln über seinen Lederrücken, als flüstere er leise: „Wir beide verstehen uns.“

Ein peinlicher Zwischenfall tritt während des Essens dadurch ein, daß zum Nachtisch die Kinder erscheinen. Wohlerzogen gehen dieselben, von dem Knaben geführt, zu jedem der Gäste heran, reichen ihm die Hand und erkundigen sich, wieviel er geschossen hat.

Wenn der Junge zu mir kommt, so kann das sehr unangenehm werden; was tun? Die kleinen Jagdwüteriche sind nur noch zwei Plätze von mir entfernt. Mit verzweifeltem Entschluß wende ich mich über den Tisch an Herrn Soundso und erkundige mich noch einmal nach gewissen Einzelheiten seiner gestrigen Bärengeschichte, die mir angeblich entfallen sind.

Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit wiederholt er mir die ganze Geschichte, ich beuge mich so weit als möglich über den Tisch — vielleicht schreckt es den Jungen ab.

Jetzt sind die Kinder an meiner Seite.

„Wieviel hast du denn geschossen, Onkel?“

Ich höre es ganz genau, aber ich stelle mich taub und hänge an Herrn Soundsos Lippen.

Die arglosen Kindergemüter sind jedoch nicht so leicht zu beruhigen.

„Wieviel hast du denn geschossen, Onkel?" wiederholt hartnäckig der furchtbare Knabe.

Taub kann ich mich nicht mehr stellen, denn alle Welt muß es gehört haben — ich spiele den Zerstreuten; mit väterlicher Milde lege ich die Hand auf des Knaben Haupt, und ohne mich umzusehen, sage ich:

„Ja, ja, mein Junge, du hast ganz recht, dein Papa hat eine ganz famose Jagd."

Jetzt bin ich sie los — die armen Würmer gehen zum Nebenmanne — meine Berechnung hat den Sieg über die unschuldigen Wesen davongetragen.

Ich büße meine Schuld, indem ich die Bärenjagd des Herrn Soundso noch einmal in ihrer vollen Ausdehnung über mich ergehen lasse und mich der Gefahr aussetze, daß er mich stehenden Fußes nach Galizien einlädt.

Inzwischen habe ich nicht ohne Besorgnis vernommen, daß der Regen nicht mehr an die Fensterscheiben schlägt, und als wir uns jetzt erheben, sehe ich mit Schrecken, daß es zu regnen aufgehört hat.

Alles tritt an die Fenster, um hinauszuspähen; die Entscheidung naht — ich fühle, wie mir das Herz im Leibe stillsteht.

„Es sieht doch noch drohend aus," äußert endlich der Baron von Soundso, der Wetterprophet. — Man stimmt ihm bei — gerettet! Ich möchte dem Baron um den Hals fallen und bin erbötig, seinen gestrigen Zwölfender noch einmal von Anfang bis zu Ende entgegenzunehmen.

Wir verfügen uns zum Kaffee in den Gartensaal. Vorschläge werden laut zu einer Partie Billard, zu einer Partie Skat oder L'hombre; Befehle werden dem Diener erteilt — ich zittere vor innerer Freude — die Stunde naht — noch einige Augenblicke, welche ich der Schicklichkeit halber der Unterhaltung weihe — dann werde ich zu meinem Vetter sprechen.

Da plötzlich wird die Tür des Gartensaales von draußen ungestüm aufgerissen — auf der Schwelle erscheint mein Jäger — Karo bellend hinter ihm drein.

Wie sieht der Mann aus! Er hat das Gewehr am Riemen umgehängt, seine Stiefel sind bespritzt, seine Augen funkeln.

„Gnädiger Herr," schreit er, den Hut vom Kopfe reißend, „gnädiger Herr, die Schnepfe ist da!"

Die Wirkung dieser Worte ist fürchterlich: sämtliche Agrarier springen auf, als wären sie plötzlich toll geworden.

„Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!" Wilde Ausrufe erfüllen den Saal, mit jauchzendem Gekläffe stimmt Karo ein, die Kinder kreischen vor Entzücken. Während ich noch ganz starr und ratlos stehe, schlägt mir der Baron von Soundso auf die Schulter.

„Sie haben Glück!" donnert er mich an, „Sie haben Glück! Kommen Sie — wir machen uns fertig!"

Auf meinem Zimmer erst komme ich zum Bewußtsein meiner Lage: ich soll und muß auf die Schnepfenjagd!

Soll ich denn wirklich? Kann ich mich auf keine Weise drücken? Nein — nachdem ich mich heute vormittag so auf den erpichten Weidmann aufgespielt habe, kann ich nicht!

Schon höre ich draußen meines Vetters Stimme, der wie ein General auf dem Schlachtfelde Befehle in den Hof hinunterdonnert:

„Den Wagen anspannen! Treiberjungen bestellen!"

Herrgott, hat der Mensch ein Organ! Und mit dem habe ich Plato lesen wollen!

Aber was in aller Welt soll ich anziehen? Meine Stiefel von heute vormittag sind durch die Nässe gänzlich verschwollen und verquollen — ich komme gar nicht hinein. In Morgenschuhen etwa? Was bleibt mir übrig? In Lackstiefeln muß ich auf die Schnepfenjagd! Das wird nett, nachdem es stundenlang geregnet hat! Der verwünschte Regen! Aber habe ich ihn nicht selbst vom Himmel herabgefleht? Ich zürne, rase, tobe wider mich selbst.

Ich kenne in Berlin einen tragischen Dichter, dem werde ich die Geschichte von meiner Schuld und Buße erzählen. Ach, hol' der Teufel den tragischen Dichter! Der sitzt jetzt sicherlich in Berlin im warmen, behaglichen Kaffeehaus — und ich! Wäre ich doch in Berlin! Wäre ich doch nie herausgekommen auf das unglückselige Land!

Ich will hinaus und hinunter — aber um Gottes willen, ich habe ja noch den Frack an!

In Frack und Lackstiefel auf die Schnepfenjagd! Generationen von Agrariern werden meinen Namen mit Hohn und Spott nennen! Ich stelle ja das Ministerium an den Pranger, welches in mir verkörpert auf die Schnepfenjagd geht! Was

würde mein Chef sagen, wenn er sähe, wie ich das Ministerium vertrete! O mein Gott, der Chef, der Chef!

Ich reiße den Frack ab und fahre in den Rock, der noch zum Trocknen über einer Stuhllehne hängt — uh! — er ist feucht wie ein Handtuch! Ich schnattere vor Frost, während ich ihn anziehe — im Geist stelle ich eine Berechnung an: Mein Urlaub dauert noch sechsundzwanzig Tage — ob die ausreichen werden, den Rheumatismus zu kurieren, den ich mir heute unfehlbar hole?

Das ist die leibliche und geistige Erquickung, von der ich geträumt habe, das? O Exzellenz, ich werde Sie nie im Leben mehr um Urlaub behelligen, nie im Leben!

Während ich im Zimmer umhertobe, öffnet sich die Tür.

„Die Herrschaften sind schon alle unten," meldet mit widerwärtiger Aufgeregtheit der Diener. Täusche ich mich oder spielt ein infames Lächeln um die Lippen des Nichtswürdigen?

„Ja doch!" brülle ich ihm entgegen, so daß er zurücktaumelt; an ihm vorüber schreite ich wie ein Gewittergewölk die Treppe hinunter.

Alles sitzt schon auf dem Omnibus — ich steige auf und ziehe die Füße unter den Sitz, um meine Lackstiefel zu verbergen.

„Vorwärts!" ruft mein Vetter, der wie alle übrigen vor ekelhafter Ungeduld brennt — der Kutscher peitscht auf die Pferde. Auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt der Jäger, der während der Fahrt Bericht erstattet. Eine Schnepfe ist aufgespürt worden — und um einer Schnepfe willen eine solche Zerstörung häuslichen Friedens und Glücks!

„Wo liegt sie?"

„Im Teichwald."

Im Teichwald — ein ganzes Meer von Sumpf und Feuchtigkeit atmet aus diesem Wort.

Die Räder unseres Wagens fliegen durch die Wasserlachen des Weges dahin — das Wasser spritzt rechts und links um uns — von Zeit zu Zeit erdröhnt mein Zylinder von einem schweren Tropfen getroffen.

Im Hintergrund steigt wie eine graue Wand der Teichwald auf — wir biegen von der Straße ab — am Rande des Waldes steht ein Haufe von Treibern und Treiberjungen mit Stöcken bewaffnet.

Ich forsche in ihren Gesichtern — meine verdüsterte Ge-

mütsstimmung sucht nach Bundesgenossen — hoffentlich werde ich Mißmut in ihren Gesichtern entdecken, Groll über die Tyrannei agrarischer Magnaten, welche sie zu solcher Stunde zum Frondienst zwingt?

Ich habe mich getäuscht — sie grinsen vor Aufregung und Vergnügen. Der Jäger nimmt die Treiber mit sich — währenddessen stellen wir uns am Waldrand auf.

Kein lautes Wort — alles flüstert, als läge ein Tiger im Wald, den man nicht wecken dürfe.

Ich fühle mich in meiner Wut aufgelegt, die Stille durch ein lautes, höhnendes Lachen zu unterbrechen — aber ich glaube, man würde mich massakrieren.

„Die Schnepfe kommt gewöhnlich hoch über die Bäume weg," sagt mein Vetter, indem er mich anstellt — ein Wink, wo ich die Augen hinzurichten habe.

Ich stehe so, daß ich meine Nebenmänner nicht sehen kann — gut — so kann ich wenigstens tun, wie ich will.

Ich setze das Gewehr zur Erde, stecke die Hände in die Hosentaschen und blicke trotzig auf die Erde. Meine Lackstiefel sind natürlich gänzlich durchnäßt — ich fühle, wie meine Füße den Rheumatismus aufsaugen und wie derselbe langsam in meinem Körper aufsteigt.

Ich werde meinem Herrn Vetter die Kurkostenrechnung schicken!

Inzwischen rücken die Treiber auf uns an.

Sie schlagen mit Stöcken an die Bäume, in die Büsche; man hört ein beständiges „Huß — huh — trrr" —

Wider meinen Willen bemächtigt sich meiner die Aufregung, ich erhebe das Gewehr — ha, wenn mir etwas kommt! Ich schieße auf alles, auf alles! Aber es kommt nichts.

Die Treiber sind bis in unsere Linie vorgerückt — daß das ganze Volk wieder mit glotzenden Blicken an mir hängt, versteht sich von selbst — keine Schnepfe. Gewiß ist überhaupt gar keine da und die ganze Geschichte ist nur eine Einbildung dieses aufgeregten Menschen, dieses Jägers gewesen. Wie will man denn überhaupt eine einzelne Schnepfe, einen so winzigen Vogel, in einem so großen Wald ausfindig machen?

Vorläufig aber muß ich mich wieder der Leitung meines Vetters unterordnen, der uns jetzt quer durch den Wald nach neuen Ständen führt. Wir gehen über dickes Moos, das unter

den Füßen quippt und quappt wie lauter vollgesogene Schwämme; von oben schlagen die Baumäste gegen meinen Zylinder, als wollten sie dem ungewohnten Fremdling Nasenstüber geben — ein angenehmes Gehen.

Ich habe immer von der Klugheit der Wandervögel sprechen hören — das ist ja alles Unsinn! Die Schnepfe ist doch auch ein Wandervogel und kommt in ein Land, wo man ihr in so brutaler, fanatischer Weise nachstellt! Ein ganz dummes, stupides Geschöpf ist die Schnepfe!

Auf dem Stand, den mein Herr Vetter mir jetzt angewiesen hat, stehe ich meiner Rechnung nach mindestens eine halbe Stunde schon und nichts läßt sich hören. Ich glaube, die Treiber sind eingeschlafen oder die Jäger sind fort und haben mich vergessen.

Ist das langweilig, so stehen und aufpassen zu müssen! Ist das langweilig! Ich glaube, mein Herr Vetter hat mich hergestellt, daß ich seinen Wald bewache! Bin ich sein Waldhüter? Bin ich das? Wenn ich nur einmal wenigstens mein Gewehr abschießen könnte! Wozu habe ich den Schießprügel?

Eine Mordluft, die meiner Natur ganz fremd ist, wacht in mir auf — ich fühle das Bedürfnis, auf irgend etwas zu schießen.

Hinter mir ertönt ein tremolierendes „Quak, quak, breckekekex!"

Ich wende mich — ein großer Frosch sitzt etwa zehn Schritte von mir am Rande eines Grabens.

Ob ich einmal . . . Ich hebe das Gewehr — lasse es wieder sinken — jeder Lärm in der Schützenlinie ist ja bei Todesstrafe verpönt — aber es ist doch zu verlockend — noch einmal hebe ich das Gewehr — aber ein Frosch! Der Gedanke läßt meinen Lauf wieder sinken — ach was, ich bin zu meinem Vergnügen aufs Land gekommen, und wenn es mir Vergnügen macht, Frösche zu schießen, so geht es niemand etwas an! Haben Sie mich verstanden, meine Herren? Niemand!

Und nun gerade — ich lege an — der arglose Quaker ahnt nichts von Gefahr — ich ziele, ich lasse den Frosch, wie man in der Scheibenstandsprache sagt, aufsitzen — eben will ich abdrücken — da ertönt ein Gebrüll: „Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!" hinter meinem Rücken.

Entsetzt reiße ich das Gewehr herunter und drehe mich um. Was ist denn los? Was soll denn das Geschrei?

Hoch über den Baumwipfeln sehe ich etwas, das ungefähr wie ein brauner Lappen aussieht, eine Zehntelsekunde flattern und verschwinden — krach — krach — krach — pifft es von rechts und links — dann kommen Jäger, Treiber und Hunde auf mich zugerannt.

„Wo ist sie lang? Wo ist sie hin?"

Ich stehe wie der einzig Vernünftige unter lauter Verrückten.

„Was denn? Wer denn?"

„Aber, mein Gott, die Schnepfe, die Schnepfe!"

Ich blicke mich im Kreise um und vereinige die ganze Überlegenheit der Haupt- und Weltstadt in einem sarkastischen Lächeln.

„Aber, meine Herren — ich gestehe im Ernst, daß ich nicht begreife, wie ich dazu komme —"

„Aber sie kam ja gerade auf deinen Stand zu," unterbricht mich einigermaßen rauh mein Vetter, „sie muß dir ja über den Kopf weggeflogen sein!"

Eine furchtbare Ahnung dämmert in mir auf; sollte der braune Lappen im Zusammenhang mit der Schnepfe gestanden haben, etwa gar eine und dieselbe Person mit ihr gewesen sein? Was nun? Soll ich den Leuten sagen, daß ein Frosch meine Aufmerksamkeit gefesselt und von der Schnepfe abgezogen hat? Unmöglich, völlig unmöglich!

„Meine Herren," erkläre ich mit Ruhe und Würde, „ich habe eine Schnepfe nicht gesehen."

Ein allgemeines „Ah — das ist aber schade!" drückt Staunen und aufsteigenden Groll aus.

„Das begreife ich aber nicht," sagt mein Vetter in einem unangenehmen Ton, „das begreife ich beim besten Willen nicht."

Seine Stimme knarrte förmlich vor Ärger, sie mißfällt mir in steigendem Maße, es liegt etwas darin, als wenn er sagen wollte: „Du verdirbst uns ja die ganze Jagd."

Ich fühle mich in die Enge getrieben, ich fühle mich gereizt — ein eisiger Entschluß steigt in mir auf: ich verleugne die Schnepfe.

„Ich lasse es dahingestellt," sage ich, meinen Vetter mit

kalt ministeriellem Blick fixierend, „ob überhaupt eine Schnepfe vorhanden ist —"

„Aber alle Welt hat sie ja doch gesehen," fällt er mir ins Wort.

„Ich glaube so gut wie jeder andere zu wissen," fahre ich, mich innerlich mehr und mehr verhärtend, fort, „wie eine Schnepfe aussieht" — allerdings hatte ich sie bisher nur in gebratenem Zustand in der Schüssel gesehen — „deshalb kann ich nur sagen: an meinen Stand ist keine Schnepfe gekommen."

Das Wort ist heraus — ein dumpfes Echo grollt in meinem Busen nach: „Das war geschnurrt! — aber es ist gesprochen, jetzt nur fest bleiben, jetzt nur keine Schwäche!"

Kalt und dreist blicke ich im Kreise umher und stelle die Wirkung meines Wortes fest; dieselbe ist betäubend; alles sieht verblüfft erst mich, dann meinen Vetter an — ich komme mir vor wie Cäsar Borgia, der unter harmlose Landbewohner tritt und denselben Entsetzen einflößt.

Jedenfalls aber habe ich erreicht, daß man mich jetzt in Ruhe läßt und nicht mehr unvernünftige Anforderungen an mein Sehvermögen und meine Aufmerksamkeit stellt.

„Dann wollen wir jetzt einmal den Graben herauf treiben," erklärt kleinlaut mein besiegter Vetter, indem er dem Jäger und den Treibern die nötigen Weisungen erteilt — es ist der Graben, an welchem mein Frosch gesessen — wenn die Leute wüßten, welchem Wild ich vorhin nachgestellt habe!

Wieder vergeht eine endlose, lautlose Zeit, dann ertönt ein wildes Geschieße zu meiner Rechten und ein Geschrei: „Sie liegt, sie liegt!"

Das Organ kenne ich — es ist mein Vetter, der so schreit.

Gemessenen Schrittes wende ich mich der Stelle zu, von wo der Lärm erschallt; im Kreise von Treibern und Jägern, die mit einem Ausdruck in den Augen umherstehen, als wäre soeben ein Löwe erlegt worden, steht mein Vetter und hält einen braunen, langgeschnäbelten Vogel empor — so also sieht der braune Lappen in der Nähe aus.

Mein Vetter strahlt übers ganze Gesicht.

„Ich freue mich, dir den handgreiflichen Beweis von dem Vorhandensein einer Schnepfe liefern zu können," wendet er sich triumphierend an mich — der Ärmste — und in dem hatte ich eine philosophische Ader vermutet?

Ich lächle kalt, säuerlich und überlegen.

„Ich bin glücklich," erwidere ich mit gespitztem Ton, „daß ich mich für besiegt erklären darf."

Die Schnepfe ist erjagt, es fängt an zu dunkeln, wir rüsten uns zur Heimkehr. Wie ein Eisblock sitze ich auf dem Wagen; meine Glieder sind ganz von feuchter Kälte verklammt und meine Seele liegt wie gefroren in meinem Leibe.

Ich ziehe die Bilanz: was haben mir diese zwei Tage gewährt? Einen Rheumatismus, Ärger für sechs Monate und eine Verschlechterung meines Charakters vielleicht fürs ganze Leben — was haben sie mir nicht gewährt: den Bibliothekschlüssel, den Plato, die Fensterecke.

Das entscheidet. Morgen reise ich nach Berlin zurück, um mich zunächst von den Strapazen meines Urlaubs zu erholen.

Diesen Entschluß im Herzen, steige ich schweigend vom Wagen; niemand von allen ahnt, was in mir vorgeht, lachend, plaudernd und lärmend steigen die Agrarier die Treppe hinauf — ich stumm wie eine geladene Pulvermine unter ihnen.

In Filzparisern und in Gedanken durchmesse ich mein Zimmer von einem Ende zum andern — die Art, wie ich meinen Entschluß ins Werk setzen soll, beschäftigt mich.

Meinem Herrn Vetter einfach zu erklären, daß ich mich in ihm in seinem Weibe, in seiner Bibliothek, seinem Land und in allem getäuscht sehe und ihn deshalb verlasse, wäre das Würdigste — aber es bedeutete einen Bruch für alle Zeiten — etwas anderes laßt uns ersinnen.

Mein Blick fällt auf den Koffer — auf dem Grunde desselben entdecke ich ein altes, vor Zeiten erhaltenes, vergessenes Telegramm, eine Gratulation zu einem längst überstandenen Geburtstag.

Ich nehme es auf, ein Blitz durchzuckt mich, der Ausweg ist gefunden.

Allerdings bedeutet derselbe eine abermalige energische Täuschung meines arglosen Vetters, aber — „ich bin einmal so tief in Blut gestiegen," spreche ich düster mit Macbeth vor mich hin — war nicht mein ganzes Tun und Treiben während dieser Tage Trug und Täuschung? Und ich sollte vor einer letzten Schreckenstat zurückbeben? Und ist denn mein Vetter etwa besser? Daß er mich hinterlistig zur Jagdzeit einlud und zur

Jagd nötigte — war das keine Täuschung? Wie? Notwehr des Unterdrückten ist mein Tun — nichts weiter!

Mit solchen sophistischen Zusprüchen bringe ich mein Gewissen zur Ruhe, dann ziehe ich die halbgetrockneten Stiefel von heute vormittag an, die der Hausknecht inzwischen notdürftig gereinigt hat, und hülle mich in den Frack.

„Schwarz war die Lieblingsfarbe Cäsar Borgias," murmle ich vor mich hin, „er würde dein Tun billigen und er war ein, wenn auch nicht leicht umgänglicher, so doch ganzer Mann!"

In solchen Gedanken, einen gehaltenen Ernst auf der umwölkten Stirn zur Schau tragend, trete ich in den Salon, wo die Gesellschaft bereits versammelt ist, um zum Abendessen in die Bibliothek hinüberzugehen.

Das Telegramm in der Hand — zwar aus guten Gründen geschlossen, ber so, daß alle das Papier sehen können, trete ich an meinen Vetter heran:

„Ein bedauerlicher Zwischenfall," so spreche ich mit verschleierter Stimme, „unterbricht zu meinem Kummer die Freuden, die ich mir von meinem Aufenthalt bei dir versprochen und deren Vorgeschmack ich heute so reichlich genossen habe — ich erhalte soeben eine Depesche, die mich stehenden Fußes nach Berlin zurückruft — ich reise morgen früh."

Die Wirkung meiner Worte ist eine ungeheure.

„Eine — amtliche — Depesche?" stammelt mein argloser Vetter.

Ich nicke schweigend — ich bin im Lügen noch ein Neuling. Alles drängt aufgeregt herzu:

„Was ist denn los? Was steht denn in der Depesche?"

„Meine Herren," sage ich lächelnd abwehrend, „meine Herren, Sie werden begreifen —"

Mit einer Würde, als wäre es die Kriegserklärung Frankreichs oder Rußlands, lasse ich die Geburtstagsgratulation in der Brusttasche meines Fracks verschwinden.

Ein Gemurmel geht durch den Raum:

„Natürlich — Amtsgeheimnisse —"

„Das Weib" wird unruhig: „Mein Gott, es wird doch nichts Gefährliches sein?"

Mit beruhigendem Trost wende ich mich zu ihr:

„Ich hoffe, nein, gnädige Frau, ich gebe mich der sichern Hoffnung hin, nein." Ich spreche es mit einer Überlegenheit,

als würden alle Wolken sich klären, sobald ich nur an Ort und Stelle bin. Alles sieht mit stummer Bewunderung auf mich, der Ministerialassessor steht riesengroß da.

Die Frau des Hauses bittet um meinen Arm, ich führe sie zur Tafel — ich bin der Mann des Augenblicks.

Niemand spricht von der Jagd; Herr Soundso vergißt seinen galizischen Bären, Herr Baron von Soundso seinen Zwölfender, Herr von Soundso seinen neuen Hund — alles ist Politik.

Sobald jemand eine Meinung geäußert hat, blickt er zu mir herüber, als wollte er sagen: „Ohne Ihrer natürlich größeren Einsicht vorgreifen zu wollen." — Ich sitze am Tische wie der Pfeiler des Vaterlandes, äußere mich in zurückhaltender, allgemeiner Weise und bemerke, wie mein Ansehen als Politiker sich dadurch ins Ungemessene steigert.

Kaum, daß wir vom Tisch aufgestandeu sind, sehe ich mich von Zigarrenangeboten förmlich umringt; jeder will, daß ich eine von seinen rauche. Natürlich — einem Manne, der sich so für das Vaterland opfert, daß er ihm zuliebe auf die Freuden der Jagd verzichtet, ist man das wohl schuldig — es sind die reinen Liebesgaben.

Herr Soundso dringt mit seinem Angebot durch — die anderen Herren kann ich nur durch die Versicherung beschwichtigen, daß ich morgen zur Reise von ihren Zigarren Gebrauch machen werde — indem er mir Feuer reicht, flüstert er:

„Aber nicht wahr, Sie denken an Galizien?"

„Verehrtester," erwidere ich mit wohlwollendem Lächeln, „Sie sehen, wie wenig ich über meine Zeit verfügen kann, und außerdem," füge ich geheimnisvoll hinzu: „Galizien liegt außerhalb des Deutschen Reichs — Sie verstehen?"

Er sieht mich mit ehrfürchtigem Staunen an.

„Daran hatte ich wahrhaftig gar nicht gedacht."

Ich tippe ihn freundlich auf die Schulter:

„Sehen Sie wohl?"

Die Gefahr aus Galizien ist beseitigt.

Ich verbringe eine geruhsame Nacht, da ich weiß, daß ich morgen nicht zur Jagd zu gehen brauche; am nächsten Morgen bemerke ich zwar beim Ankleiden, daß mein Zylinder etwas angegriffen aussieht, daß mein Rock noch nicht ganz getrocknet ist, aber doch zur Hälfte, desgleichen meine Stiefel — das stört

indessen meine Laune nicht — ich bin ja sicher vor Rebhühnern, Hasen und Schnepfen.

Das Frühstück wird gemeinsam eingenommen, während desselben fährt der Wagen vor, der mich denselben Weg zurückbefördern soll, den ich vorgestern gekommen; wir erheben uns.

„Bringen Sie uns die Politik wieder in Ordnung," sagt Abschied nehmend, halb ernsthaft, halb scherzend „das Weib".

„Wir werden ja sehen, was sich tun läßt," gebe ich in gleicher Weise, ihr die Hand küssend, zurück. Händeschütteln mit den Weidgenossen — ich besteige den Wagen.

„Auf Wiedersehen!" ruft mein Vetter mir nach, indem die Pferde anziehen.

„Auf Wiedersehen!" winke ich zurück. Dann wende ich mich und beschließe in meinem Innern, meinen Vetter, wenn überhaupt, nur noch zur Schonzeit zu besuchen.

Schlaflose Nacht

Draußen schlägt eine Turmuhr; ich zähle.

Sonderbar, daß Turmuhren in verschiedenen Städten verschiedenen Klang haben, bei mir zu Hause klingen sie ganz anders.

Ich bin nämlich in einer fremden Stadt, zum Besuche bei meinem Freunde Julius.

Die Uhr hat einen heulenden Ton; er mißfällt mir.

Ich zähle noch immer; ich zähle bis zwölf.

Ich passe auf, ob sie nicht bis dreizehn schlagen wird. — Verrückter Gedanke!

Um elf habe ich mich zu Bette gelegt; ich bemerke, daß ich bis jetzt im Halbschlummer gelegen habe, in welchem man bekanntlich immer verrückte Gedanken hat.

Sollte ich etwa nicht schlafen können?

Oho — ich will; der Mensch kann alles, was er will; ich habe meinem Freunde Julius heute abend erst im Börsenkeller einen längeren Vortrag darüber gehalten.

Es ist ja auch ganz natürlich, ich habe auf der rechten Seite gelegen, wie soll man da einschlafen — ich lege mich auf die linke.

Die Bettstelle knackt sehr laut.

Mir fällt ein, daß der Arzt mir verboten hat, auf der

linken Seite zu liegen — es ist des Herzens wegen — ich lege mich auf den Rücken.

Wenn ich auf dem Rücken liege, werde ich vermutlich schnarchen; ich schlafe mit meinem Freunde Julius in einer und derselben Stube; es wäre mir fatal, wenn es morgen unter meinen Freunden hieße: „er schnarcht" — ich lege mich wieder rechts.

Die Bettstelle knackt in allen Registern; mein Freund Julius hätte mir eigentlich keine ganz neue Bettstelle zu geben brauchen.

Ich bin unterdes ganz wach geworden.

Ich bemerke, daß ich anfange, mich zu ärgern. Nur keine Gemütsbewegung, dabei schläft man nicht ein. —

Ich will mich unter keinen Umständen ärgern, ich strecke mich aus, liege still und steif wie ein Licht.

Es ist ja die reine Einbildung, daß es so schlimm sein soll, wach im Bett zu liegen — man ruht sich aus — ich denke philosophisch — ich lächle.

Ein Mensch, der in die stockfinstere Nacht hineinlächelt — abgeschmackter Gedanke — ich höre wieder auf zu lächeln.

Es ist nämlich stichdunkel, und ich kann solche Dunkelheit nicht wohl vertragen; man hat ein Gefühl, als wäre man eingemauert.

Wenn ich nur das Fenster sehen könnte — aber ich liege mit dem Kopfe gegen das Fenster.

Mein Freund Julius hat wahrscheinlich gedacht, mir einen Gefallen damit zu tun — ich bemerke, daß er meine Natur nicht versteht — sollte er überhaupt vielleicht ein oberflächlicher, seichter Mensch sein?

Es sollte mir leid tun, wenn ich ihn überschätzt und mich in ihm getäuscht hätte.

Ich will mich nicht ärgern, ich liege wieder wie ein ausgepustetes Licht. Wenn nur mein Freund Julius nicht schnarcht!

Was war das?

Kam da nicht ein leise pfeifender Ton von seinem Bette her?

Ich hebe den Kopf — kein Irrtum möglich — ich erhebe den Oberleib — ich horche mit der Gespanntheit eines Wilden — ein leise gurgelnder Ton — Vorbote eines regelrechten Schnarchens.

Na, das wäre!

Ich gebe die Rückenlage auf, um nicht zu schnarchen — und er?

Ich werde ärgerlich und passe auf, als sollte ich mein Todesurteil vernehmen — nein — es war nur vorübergehend — er atmet tief und ruhig — er schläft.

Er schläft — und ich, der ich bei ihm zu Gaste bin, kann nicht schlafen?

Er ist wohl nicht eigentlich schuld daran — indessen —

Draußen schlägt es eins.

Einen ganz abscheulichen Ton hat diese Uhr — jetzt wird geschlafen!

Ich kneife die Augen zu, ich merke schon, nächstens bin ich eingeschlafen!

Was die Menschen hierzulande aber auch für Deckbetten haben! Mein Deckbett liegt wie ein Kartoffelsack auf mir.

Außerdem habe ich ein Federkopfkissen, in dem ich fußtief versinke.

Ich habe ein Gefühl, als ob ich langsam auf den Kopf gestellt würde — sapperment — ich fahre empor und setze mich aufrecht — ich glaube einen Erstickungsanfall zu bekommen!

Konnte mein Freund Julius mir denn gar kein anderes Kopfkissen geben als ein solches? Er wird doch wohl ein Roßhaarkissen besitzen? Aber das benützt er natürlich für sich selbst. Ob ich einmal aufstehe und mich überzeuge?

Aber dann werde ich munter — ich will liegen bleiben.

Es fällt mir ein, daß ein Arzt, als ich noch ein Kind war, gesagt hat, daß, wenn ich auf Federkopfkissen schliefe, ich verrückt werden würde.

Angenehme Perspektive!

Ich fasse mir an die Stirn, ich bemerke, daß ich schwitze.

Wußte denn mein Freund Julius rein gar nichts von alledem?

Ich habe es ihm wohl nicht eigentlich gesagt; natürlich, denn ich habe erwartet, daß er mich fragen würde.

Aber er hat den Teufel getan — und ich bin wieder einmal zu bescheiden gewesen. Ja, ja, meine zu große Bescheidenheit. Darum bringe ich es zu nichts in der Welt!

Man tritt mich mit Füßen — und gerade meine besten Freunde. —

Aber ich will mich ja nicht ärgern.

Ich rekapituliere, was ich heute den Tag über vorgenommen.

Ich habe den Dom besucht und besehen.

Das ist gut — mir wird schon ganz ruhig zumute; es kommt nur darauf an, daß man sich ins Rechte denkt, wie Goethe sagt — immer Goethe und kein Ende — aber ich bleibe beim Dom.

Großartige Verhältnisse — das Gefühl wird erhoben und beruhigt.

Beruhigend für das Gefühl — ich spreche es halblaut vor mich hin; ich merke, wie das meine Nerven besänftigt.

Es schlägt zwei — ich höre es mit Gelassenheit an. —

Ich steige in Gedanken auf den äußeren Rundgang des Chors; ich freue mich über meine lebendige Phantasie, ich empfinde ganz genau das Gefühl des Schwindels, indem ich im Geiste von oben herunterschaue.

Plötzlich kommt mir der Gedanke, auf einen der Wasserspeier zu klettern. „Aber, aber," rufe ich mir selber zu — vergebens.

Meine Phantasie geht mit mir durch — ich kann mich nicht halten, ich klettere — mein Freund Julius steht hinter mir und beschwört mich — ich klettere dennoch.

Entsetzliche Lage!

Ich sitze auf dem Halse des steinernen Wasserspeiers, hundert Fuß über der Erde, meine Beine hängen in der Luft, mit den Händen halte ich mich krampfhaft fest. —

Der Wasserspeier ist alt; gewiß ist der Stein mürbe, gewiß wird er durch meine Last abbrechen, ich werde mit ihm hinabstürzen, ich mache alle Stadien der gräßlichsten Todesangst durch — meine Stirn ist mit kaltem Schweiß bedeckt.

Gott sei Dank, ich bin gerettet — ich stehe wieder neben Julius auf festem Boden. Wir setzen unsere Wanderung fort.

Wir treten in das Innere und gehen auf die Galerie, die hoch oben herum läuft.

Von der Wölbung des Domes hängt ein Strick herab, an dem unten ein Kronleuchter befestigt ist.

Der Strick ist unendlich lang.

Abermaliges schreckliches Divertissement meiner Phantasie:

Ich beschließe, von der Brüstung aus nach dem Strick zu springen und daran herabzuklettern.

Ich ersteige die Brüstung — meine Haare sträuben sich im Bette — ich springe, fasse den Strick, der Strick reißt — ein gräßlicher Krach — ich fahre mit beiden Beinen aus dem Bette.

Jetzt wird Licht angezündet!

Ich taste auf meinem Stuhl — keine Streichhölzer; ich erhebe mich, gehe zu meines Freundes Julius Stuhl — ich taste — keine Streichhölzer. Hat er denn die Streichhölzer aufgegessen?

Ich gehe in die Vorderstube — wenn mein Freund Julius mich sieht, wird er denken, ich sei mondsüchtig — ich suche überall — ich finde keine Streichhölzer.

Er hat sie versteckt!

Ich möchte gern anders von ihm denken können, aber es ist nicht möglich, er hat sie versteckt. Er hat gewußt, daß ich an Schlaflosigkeit leide, hat geahnt, daß ich aufstehen und Licht anzünden würde, und da ihm das unbequem wäre, hat er sie versteckt!

Und mir bleibt nichts übrig, als in die Dunkelheit und in das schreckliche Bett zurückzukriechen.

Eine tiefe Entrüstung bemächtigt sich meines Innern.

Es schlägt drei — er dreht sich herum und gibt glucksende Töne von sich, welche einen tiefen Schlaf verkünden.

Meine Entrüstung geht in Wut über.

Ich rekapituliere.

Wo habe ich denn meine Gedanken gehabt? Julius hat mich ja den ganzen Tag hindurch mit der unerhörtesten Rücksichtslosigkeit behandelt.

Hat er nicht, wenn ich irgendeine Ansicht aufstellte, jedesmal in energischster Weise opponiert?

Hat er es nicht aus reinem Trotz getan? Denn daß ich recht hatte, mußte er ja fühlen und hat es auch gefühlt; das habe ich wohl bemerkt. Hat er nicht, als es sich heute abend darum handelte, wo wir hingehen sollten, mich in ein Bierlokal geführt, ohne zu bedenken, daß das schwere, dicke Bier mir durchaus unzuträglich sein würde?

Zwar ist es wahr, er wollte eigentlich in eine Weinstube gehen, und ich stimmte für Bier — aber seine Sache wäre es gewesen, mich mit freundschaftlichen Vorstellungen auf die notwendigen Folgen aufmerksam zu machen — hat er das getan?

Nein!

Hat er nicht ruhig zugesehen, daß ich ein Glas nach dem andern trank?

Wäre es nicht seine Sache gewesen, mit der Offenheit eines Freundes mir Einhalt zu raten? Hat er das getan?

Aber jetzt fällt mir ein, er ist mir ja das letztemal, als ich ihm meine Blume brachte, nicht einmal nachgekommen?

Also so stehen wir!

Und das alles habe ich aus angeborener Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit wieder nicht bemerkt! Ich habe mich wieder mißhandeln, verhöhnen, knechten, unterdrücken lassen — ja, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß ich es zu nichts bringe!

Ich bin doch wirklich ein unglücklich angelegter Mensch.

Die Folgen sind freilich nicht ausgeblieben; ich habe es zu nichts gebracht, bringe es zu nichts, werde es zu nichts bringen.

Ich fühle die gräßliche Wollust der Selbstvernichtung und belege mich im Geiste mit den ehrenrührigsten Injurien.

Ich habe keine genügende Stellung im Leben — ich mache keine Fortschritte in meiner Karriere — dabei werde ich von Tag zu Tag älter — mein Freund Julius behauptete neulich schon, daß ich durchsichtige Haare bekäme.

Das hat er gesagt?

Jawohl, es war gestern beim Frühstück im Börsenkeller — und dabei lachte er!

Er hat gelacht: während die Erfolglosigkeit meines Strebens ihn zum tiefsten Mitgefühl anregen sollte, hat er gelacht.

Der Elende!

Herr Gott im Himmel, da schlägt es vier Uhr! Julius ist an allem schuld!

Ich zittere vor Wut an allen Gliedern und fange an, leise vor mich hin zu fluchen.

Er dreht sich im Bette um und schnauft vor Behagen.

Meine Phantasie wird mordsüchtig; ich erschrecke vor mir selbst, aber ich kann ihr nicht gebieten.

Ich sehe mich vor Julius' Bette stehen, mit verschränkten Armen, einen Dolch in den Händen.

Ich weiß nicht, wo ich den Dolch her habe, aber ich habe ihn.

„Er ist mir nicht nachgekommen," sage ich vor mich hin,

das befördert meinen Entschluß, mit einem einzigen Stoß nagle ich ihn an seine Matratze.

„Es tut mir leid,“ sage ich dumpf gelassen vor mich hin, „aber du hast mich dazu genötigt.“

Mir wird es ganz kalt im Rücken — ich wickle mich tiefer in die Bettdecke, die mir vorhin zu heiß war.

Wie wohltuend doch die Bettwärme ist.

Ich gehe im Geiste auf die Polizei, denunziere mich selbst.

Die Schutzmänner sehen mich zweifelnd an.

„Fragen Sie nicht,“ erwidere ich mit Ruhe, „verhaften Sie mich.“

Es geschieht.

Ich mache alle Phasen der Untersuchung durch — ich komme endlich vor die Geschworenen.

Ich halte eine große, ergreifende Rede. Ich weiß vorläufig nur den Anfang und das Ende. Sie fängt mit den Worten an: „Meine Herren Geschworenen, ich weiß, was ich getan habe,“ und schließt mit den Worten: „und nun, meine Herren Geschworenen, sprechen Sie mir das Urteil.“

Meine Rede hat kolossal gewirkt, Richter und Geschworene sind überwältigt — das Publikum schwimmt in Tränen.

Ich werde selbst gerührt.

Ich denke an meinen verlorenen Freund Julius.

Er war vielleicht doch nicht so schlimm.

Mein Zorn ist verraucht — ich bin sanft und ruhig.

Mit welcher Freude empfing er mich, als ich auf dem Bahnhofe ankam. Er hatte mich erwartet, der gute Julius. Ja, ja, er war immer ein guter Junge — und wie gastfrei hat er mich aufgenommen, und nun — — —

Ich schlage die Augen auf, es ist heller, lichter Tag, durch die geöffnete Stubentür blickt die Sonne herein.

Mein Freund Julius sitzt bereits an seiner Arbeit. Eduard ist auch schon gekommen — was ist denn die Uhr? Element, es ist zehn.

Mit einem Sprunge bin ich aus dem Bett. — „Guten Morgen, Freunde!“

„Guten Morgen, Langschläfer, nun, der hat einmal einen gesunden Schlaf.“

In fünf Minuten bin ich angekleidet. Julius hat den Kaffee warm gestellt — er denkt doch an alles, dieser famose Julius.

Ich will mir eine Zigarre anzünden.

„Wo sind denn nur die Schwefelhölzer?"

„Die gab ich dir ja gestern abend, du hast sie eingesteckt."

Ich schlage an meine Hosentasche — da ist etwas darin, die Streichholzbüchse — echte Schwedische — ich schlage an mein Herz.

„Kommt, meine Freunde!" sage ich, indem ich feierlich zum Hute greife.

„Wohin?"

„In den Börsenkeller — wir wollen einen Frühschoppen machen, und ihr seid meine Gäste."

Wir gehen.

Ein Opfer des Berufs

„Ein Schriftsteller, der Sachen beschreiben will, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, ist ein Wasserphantast; seine Menschen sind Fische, und seine Erzeugnisse werden niemals ins Volk dringen!" — Bums! — Mein Freund Otto setzte sein Glas auf den Tisch, so daß ein Teil des darin befindlichen roten Weines auf das Tischtuch spritzte — das war der Punkt zu seiner rasselnden Periode.

Ich bin schüchterner Natur; Menschen, welche sehr laut sprechen, das Glas energisch auf den Tisch setzen und mich dabei ansehen, als wollten sie sagen: „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?" imponieren mir stets. Darum imponierte mir auch mein Freund Otto. Wir saßen uns am Tische in der Italienischen Weinstube gegenüber; während er sprach, fixierte er mich; es war kein Zweifel, zu jenen inkorrekt handelnden Schriftstellern rechnete er auch mich.

Unsere übrigen Freunde, die mit uns am Tische saßen, blickten mich schweigend an; offenbar erwartete man, daß ich ein bedeutendes Wort zu meiner Rechtfertigung sagen würde. Ich selbst fühlte die Verpflichtung, — aber mir fiel nichts ein. Nach längerer Pause brachte ich endlich hervor: „Ja, ja, es bleibt schon wahr, man muß ins volle Menschenleben hineingreifen."

Mein Freund Otto lachte hämisch in sein Glas hinein,

unsere Freunde schauten mich mitleidig an — ich war abscheulich blamiert.

Indessen würden die Worte meines Freundes Otto nicht solchen Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht ein schlechtes Gewissen gehabt hätte. Ich trug mich nämlich mit dem Gedanken an einen großen sozialen Roman aus Berliner Volkskreisen. Realistisch — das war mein Programm.

Im Geiste sah ich bereits mein Bild in allen illustrierten Zeitungen; neben meinem Namen stand in Klammer: „Der deutsche Zola".

Über den Inhalt des Romans war ich mir noch nicht ganz klar; nur soviel wußte ich, daß im Mittelpunkte desselben als Hauptfigur ein Droschkenkutscher zweiter Klasse erscheinen sollte — wenn das nicht packte, dann packte nichts.

Während ich nach Haus ging, peinigten mich, durch meines Freundes Worte hervorgerufen, quälende Zweifel:

„Du willst einen Droschkenkutscher zweiter Klasse schildern," sagte ich zu mir, „was weißt du von einem Droschkenkutscher zweiter Klasse? Daß er im Sommer einen mit Litzen besetzten Rock und einen Kokardehut, im Winter dagegen einen Mantel, strohgefütterte Kanonenstiefel und eine Pelzmütze trägt — ja freilich, das weiß eben jeder. Aber hast du je seinen Gesprächen gelauscht, mit denen er auf der Haltestelle, zu längerer Rast genötigt, sich und seinen Kollegen die Stunden kürzt? Bist du ihm je in eines der Lokale gefolgt, wo er sich mit einem Glase „doppelte Luft" und einer Stulle zu weiteren Strapazen erquickt? Weißt du etwas von seinen Neigungen und Abneigungen? von der Wechselwirkung zwischen ihm und seinem Roß? Mit einem Worte, hast du eine Ahnung von dem Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse? Sei ehrlich mit dir selbst, du hast keine; und du willst einen sozialen Roman über ihn schreiben? Na, ich danke!"

Das letzte Wort sagte ich unwillkürlich halblaut zu mir selbst, während ich in äußerster Verstimmung meine Haustür öffnete.

Ich schlief die Nacht schlecht, weil ich immerfort von dem Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse träumte.

Als ich mich seufzend am nächsten Morgen erhob, bemerkte ich, daß ich auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangen könne, ich beschloß, praktische Studien zu machen. Mit dem Notizbuch bewaffnet, trat ich auf die Straße.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, aber das war mir gleichgültig; meine Augen hatten nur Sinn für Droschken zweiter Klasse und deren Führer. An der nächsten Straßenecke war ein Halteplatz für sechs derselben; mir schlug das Herz, als ich sie erblickte.

Bisher waren mir diese Menschen als ganz gewöhnliche Sterbliche erschienen; jetzt war es mir, als bemerkte ich auf ihrem Gesichte ein tückisch verstecktes Schmunzeln, als wüßten sie, daß sie etwas besäßen, was sie sich hüten würden, herauszugeben, das Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse.

Ich setzte mich in die vorderste Droschke; sie war offen und hatte Kissen von rotem Plüsch. Der Kutscher saß schlafend auf dem Bocke und verbarg sein Gefühlsleben vorläufig hinter einem kräftigen Schnarchen.

„Du sei mein Held!" rief es in mir. Nach längeren Versuchen gelang es mir, ihn zu wecken.

Ich blieb in der Droschke stehen, nannte ihm ein beliebiges Ziel und beschloß, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

„Wohl schon viele Touren heute gemacht?" fragte ich in gewinnendem Tone, während er sein Roß in schaukelnden Trab setzte.

Er schien mich nicht gehört zu haben, wenigstens nahm er von meiner Ansprache keinerlei Notiz.

„Wohl schon viele Touren gemacht?" wiederholte ich noch wohlwollender.

Jetzt drehte er den Kopf herum. „Det stimmt," sagte er, „es is eine doppelte Tour."

Ich war verblüfft über den unerwarteten Erfolg meiner Ansprache.

„Doppelte Tour?" fragte ich.

„Na, etwa nich?" versetzte er ungehalten.

Ich ärgerte mich, daß ich unpraktischerweise gleich in eine doppelte Tour hineingefallen war, und zog mich zurück.

„Ausgesprochenes Rechtsbewußtsein," notierte ich in meinem Taschenbuche, „das sich unter Umständen bis zur Starrheit steigert."

Da mir die Notiz zu dürftig erschien, fügte ich hinzu: „Kurz angebunden, Abneigung gegen Unterhaltung mit dem Fahrgast."

Wir waren in eine Stadtgegend gelangt, wo ich gar nichts

zu suchen hatte; es blieb mir daher nichts übrig, als gleich wieder zurückzufahren.

Ich sprang in die erste beste Droschke, und im Augenblick, als ich mich anschicken wollte, mein Unterhaltungsmanöver wieder zu beginnen, bemerkte ich, daß ich eine Droschke erster Klasse gegriffen hatte.

Was war mir ein Droschkenkutscher erster Klasse? Außerdem kostete es wieder eine Mark. Ich ärgerte mich fürchterlich über mich selbst.

Nun beschloß ich, in der Wahl meiner Kutscher vorsichtiger zu sein.

Lange wandelte ich, die verschiedensten Droschkenhalteplätze mit den Augen absuchend, durch die Straßen, bis ich endlich einen ganz jungen Droschkenkutscher zweiter Klasse gewahrte, der, sobald er meine Blicke auf sich gerichtet sah, mit zappelnder Hast auf seinen Bock sprang.

„Endlich," sagte ich zu mir, indem ich einstieg, „ein echter, geweckter Berliner Droschkenkutscher, wie ich ihn brauche."

Durch einige kurz hingeworfene Redebrocken prüfte ich seine Unterhaltsamkeit — meine Versuche ergaben das beste Resultat; ich wählte daher, um seinen Mitteilungen besser lauschen zu können, den Tiergarten, in welchem er mich spazieren fahren sollte.

Während wir durch die Straßen rumpelten, betrachtete ich schweigend meinen Wagenlenker, der mit einer mehr kühnen als schönen Seitenwendung auf dem Bocke thronte, so daß ich sein Profil sehen konnte; gewisse dunkle Schatten fielen mir dabei in seinem Gesichte auf, die ungefähr so aussahen, als wäre er mit einer Stiefelbürste zu nah zusammengekommen.

Sobald wir die schattigen Hallen des Tiergartens erreicht hatten und ich das Zeichen zur Unterhaltung gegeben hatte, öffneten sich die Schleusen seiner Beredsamkeit, und in der Tat entschädigte mich dieser treffliche Jüngling für alles, was ich bisher entbehrt hatte.

„Geschäft geht wohl flott?" frage ich.

„Na, jetzt geht es man so so," gab er zur Antwort, „aber bis vor acht Tagen da ging es fein; die ganze Stadt haben wir auszufegen gehabt."

„Auszufegen?" fragte ich, einigermaßen verdutzt.

„Na ja," sagte er, „weil doch die Leute den janzen Winter

lang in ihrer Stube gesessen und geheizt haben, und weil's doch nu wieder warm wird —"

„Aha — ich verstehe," fiel ich ihm ins Wort; eine köstliche Notiz, die ich meinem Taschenbuche einverleibte:

„Der Droschkenkutscher zweiter Klasse zeigt überraschende Neigung zu bildlichem Ausdruck; wenn der erwachende Frühling die Menschen aus den dumpfen Häusern und Straßen ins Freie lockt und sie sich seines Gefährtes bedienen, so bezeichnet er dies, indem er sagt, daß er die Stadt ausfegt."

In der Freude meines Herzens bot ich ihm eine Zigarre an; er lehnte nicht ab, meinte aber, daß er das „Priemen", das heißt, das Tabakkauen, dem Rauchen vorzöge; „in seinem Geschäft wäre das praktischer".

Abermalige Notiz:

„Der Droschkenkutscher zweiter Klasse verschmäht den Tabaksgenuß nicht, zieht indessen das Priemen dem Rauchen vor."

„Sehen Sie," sagte ich, nachdem ich die bedeutsame Tatsache durch Niederschreiben für alle Zeiten gesichert hatte, „wie man die Augen aufmachen muß, wenn man etwas lernen will; bis heute habe ich noch nie einen Droschkenkutscher priemen gesehen."

„Na ja, die —" erwiderte er achselzuckend, „wozu sollen die denn auch priemen? Ich sprach ja von unser Geschäft."

„Aber — wieso —?" stammelte ich verblüfft.

Er neigte sich zu mir herab: „Ick fahre ja man bloß heute die Droschke," vertraute er mir, „weil mein Vater unpaß is; dem gehört ja der Kasten."

Die Bäume des Tiergartens fingen an, vor meinen Augen zu tanzen.

„Was sind denn aber Sie von Profession?" schrie ich in tödlicher Beklemmung.

Lächelnd schaute er auf mich nieder: „Schornsteinfeger," sagte er.

Das Notizbuch in meinen Händen gab einen hörbaren Seufzer von sich; mit Notizen über das Berufsleben des Schornsteinfegers hatte ich es gefüllt, es fühlte sich entwürdigt.

„Halten Sie an!" donnerte ich meinem Wagenlenker zu, „ich fahre nicht weiter!"

Mit einem Satze war ich aus dem Fuhrwerk heraus, und wie ein Verzweifelnder schlug ich mich in die dicksten Büsche

des Tiergartens. Meine Stimmung grenzte an Raserei, und da ich in diesem Augenblick an einem Weiher vorüberging, so ergriff ich das geschändete Notizbuch und warf es mit zürnendem Schwunge mitten in die Flut.

Am Nachmittag erst schlich ich gesenkten Hauptes nach meiner Behausung zurück; ich hatte ein Gefühl, als müßte jedermann es mir ansehen, daß ich mich von einem Schornsteinfeger habe spazierenfahren lassen.

Indem ich in mein Haus eintrat, bemerkte ich, daß neben der Haustür ein Torweg sich befand, über welchem eine Tafel ein „Droschken- und Fuhrgeschäft" ankündigte.

Seit einigen Tagen erst wohnte ich in dem betreffenden Hause, ich hatte deshalb noch nicht darauf geachtet. Jetzt, indem meine Augen gedankenvoll an jener Tafel hafteten, machte ich die Wahrnehmung, daß es die Stunden tiefer Schmerzen sind, in denen die Seele des Menschen zu großen Entschlüssen reift, denn ein Gedanke stieg in mir empor, vor dessen Kühnheit ich selber erschrak.

Aus dem Beispiele des Schornsteinfegers hatte ich erfahren, daß man Droschkenkutscher auf Zeit sein konnte — wie wäre es, wenn ich selbst für vierundzwanzig Stunden Droschkenkutscher würde?

„Das ist natürlich totaler Unsinn," sagte ich im ersten Augenblicke zu mir selbst, „man würde dich erkennen, und du wärest lächerlich für alle Zeiten."

„Wer soll dich denn aber erkennen, wenn du dir einen falschen Bart in das Gesicht klebst?" erwiderte eine andere Stimme meines Innern; „wer in aller Welt wird dich auf einem Droschkenkutscherbock suchen? Sogar wenn du dir selbst ähnlich sehen solltest, würde es niemand einfallen, daß du es sein könntest."

„Und genial wäre es," sagte eine dritte Stimme in mir, „ganz enorm genial! Denke, wenn es dereinst in deiner Biographie von dir heißt: um das Berliner Volksleben von Grund aus zu studieren, verkleidete er sich als Droschkenkutscher und mischte sich unter die niedrigsten Volksklassen."

„Und studieren würdest du das Volksleben," ließ eine vierte Stimme sich hören, „studieren, wie kein anderer vor oder nach dir! Und dein Roman wird epochemachend werden, epochemachend!

Unwillkürlich trat ich vor den Spiegel, um zu sehen, wie

der große Romandichter der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aussähe.

„Ob denn aber der Inhaber des Fuhrgeschäfts auf meinen Plan eingehen und mir die Lenkung einer Drosche für einen Tag anvertrauen würde?“

Indessen — warum nicht?

Berlin kannte ich genug, um jeden Weg zu finden, den man von mir verlangte; ich würde ihm sagen, daß es sich um eine Wette handle, und schließlich — ein gutes Stück Geld —

Ich griff zum Hute, und damit das heilige Feuer des ersten Entschlusses nicht durch philisterhafte Bedenken erkalte, begab ich mich stehenden Fußes auf den Hof hinunter, in das Kontor des Fuhrwerksbesitzers.

Anfänglich zeigte sich derselbe meinem Vorhaben freilich wenig geneigt; dann aber drang das Bewußtsein in ihm durch, daß ich ein sehr billiger Droschkenkutscher sein würde, der ihm nichts kostete, vielmehr runde dreißig Mark einbrächte, die ich ihm blank und bar auf den Tisch zahlte. Er fing an, mich mit einer gewissen Schonung zu behandeln, wie man mit Menschen verfährt, bei denen es nicht ganz richtig ist und die man nicht reizen darf.

Als günstiger Umstand erschien es, daß er soeben einen neuen Rock und ein neues Paar Beinkleider für einen seiner Droschkenkutscher hatte anfertigen lassen; vorausgesetzt, daß mir die Sachen paßten, sollte ich dieselben morgen anziehen. Was den Hut anbetraf, so sollte ich den von „Gustav“, das war der Kutscher, den ich vertreten sollte, aufsetzen.

„Na — es soll also wirklich dabei bleiben?“ schloß er die Verhandlungen.

„Allerdings,“ versetzte ich, „und ich wiederhole noch einmal meine Bedingung: Diskretion, strengste Diskretion.“

Er nickte halb mitleidig mit dem Kopfe, als wenn er sagen wollte:

„Armer Teufel, man wird es seiner Zeit schon erfahren, wenn sie dich nach Dalldorf bringen.“

„Also denn — morgen früh fünf Uhr?“ fuhr er fort, „hier auf dem Hof?“

„Morgen früh fünf Uhr auf dem Hof,“ sagte ich, indem ich einen Gleichmut zur Schau trug, als gehörte es zu meinen täglichen Lebensgewohnheiten, morgens um fünf aufzustehen.

Ich wollte gehen, als er mir nachrief: „Aber den Kneifer!" und er deutete auf meine Nase, „das geht doch nicht für einen Droschkenkutscher!"

„Sie haben recht," entgegnete ich, „ich werde mir eine Stahlbrille anschaffen."

Damit verließ ich ihn, um mich sofort nach einem Maskenverleihgeschäft zu begeben, wo ich mir einen großen, das ganze Gesicht umrahmenden Vollbart und eine Perücke besorgte; außer dem ursprünglichen Zwecke, mich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen, schwebte mir bei dem Gedanken an Gustavs Kokardehut, dessen nähere Bekanntschaft ich morgen machen sollte, die Zweckmäßigkeit einer besonderen Kopfbedeckung vor Augen. Bart und Haar waren grau gemischt und mußten mir ein würdevolles Aussehen verleihen.

Im Laden eines Optikers vervollständigte ich sodann meine Ausrüstung, indem ich die Bestände desselben an möglichst unmodernen, schwerfälligen Brillen durchsuchte.

Die gewünschte Stahlbrille fand ich nicht, wohl aber eine Hornbrille mit ungeheuren kreisrunden Gläsern, durch welche mein Gesicht einen eulenartigen Ausdruck bekommen mußte.

Das war, was ich brauchte.

So gerüstet, meine Schätze in den Taschen bergend, trat ich auf die Straße, außerordentlich mit mir selbst zufrieden. Die energische Art, mit der ich das große Unternehmen angefaßt hatte, gefiel mir; alle meine Maßregeln erschienen mir äußerst zweckmäßig, ich bekam ein Vorgefühl von großem Gelingen meines morgigen Unternehmens; dies Gelingen übertrug ich unwillkürlich auf meinen zu schreibenden Roman, und im Geiste fing ich an zu erwägen, was ich für denselben an Honorar fordern sollte. „Billig bekommen Sie ihn nicht, meine Herren," so sprach ich mit halblaut triumphierendem Lächeln zu mir selbst, indem ich die Tür der Weinstube öffnete, wo ich mit meinen Freunden zusammenzutreffen gedachte.

Um jede Möglichkeit, von ihnen erkannt zu werden, auszuschließen, wollte ich denselben erzählen, daß ich morgen früh zu verreisen beabsichtigte.

Auch dieser Teil meines Programms erledigte sich auf das glatteste; mein Freund Otto nebst allen übrigen Freunden war zugegen, und während mein Inneres vor stolzer Freude über mein unvermutetes Abenteurertalent jubilierte, teilte ich den Ver-

sammelten in möglichster Gleichgültigkeit meine angeblichen Reisepläne mit.

Mein Freund Otto war der einzige, den die Sache zu interessieren schien.

„Verreisen willst du?“ fragte er, „ist das bestimmt?“

„Ganz bestimmt,“ erwiderte ich, „morgen früh geht es ab.“

„Wohin?“

„Hm — ein kleiner Ausflug aufs Land — zu Verwandten.“

„Auf wie lange?“ forschte er weiter.

„Je nun — ein paar Tage höchstens“ — es war eigentlich merkwürdig, mit welchem Interesse er mich ausfragte — dabei hatte er etwas so Eigentümliches in den Augen — „er wird doch nicht —?“ fragte ich mich unwillkürlich — aber ich brachte nicht einmal im stillen den Satz zu Ende.

„Es ist ja Unsinn,“ sagte ich mir, „er weiß ja nicht einmal etwas von deinem vorhabenden Roman — wie sollte er denn überhaupt auf Vermutungen kommen können?“

In der Tat war er nun auch ganz beruhigt, wie es schien, und als wir uns getrennt hatten, ging ich mit dem Gefühl nach Haus, daß morgen alles „brillant“ ablaufen würde. —

„Sind Sie derjenige Herr —?“ fragte eine Brummstimme, als ich am grauenden Morgen des nächsten Tages in den Hof hinunterkam.

Ungefrühstückt, denn ich hatte meinen Wirtsleuten nichts von meinem Unternehmen verraten wollen, mit einem falschen Bart im Gesicht, einer Perücke auf dem Kopf und einer riesigen Hornbrille auf der Nase — man stelle sich die Gemütsverfassung vor, in der ich mich befinden mußte.

Und dabei fühlte ich noch die Verpflichtung, ein heiteres Wesen zu heucheln, um Gustav, denn in ihm vermutete ich den Inhaber der Brummstimme, bei guter Laune zu erhalten.

„Das wird ein herrliches Wetter heute,“ sagte ich scheinbar ausgelassen fröhlich, während mir die Zähne vor Frost klapperten.

Gustav gab Töne von sich, wie ein Bär, den man im Winterschlaf gestört hat.

„Kann ich die Sachen anziehen?“ fragte ich.

Gustav wies nach dem Kontor; „da drin,“ erwiderte er, „ick werde unterdes anspannen.“

Einige Zeit darauf trat ich wieder heraus, nunmehr als Droschkenkutscher. —

In der Mitte des Hofes stand die Droschke, mit einem Pferde davor, welches im Morgengrauen wie ein vorweltliches Tier aussah.

Gustav arbeitete am Zaumzeug und schien nicht geneigt, von mir Notiz zu nehmen.

„Da wären wir," sagte ich mit dem Tone angenommener Heiterkeit, die so gar nicht zu der Stimmung meiner Seele paßte.

Ich kam mir unerhört lächerlich vor und schämte mich vor mir und der Welt.

Gustav richtete einen schiefen Blick auf mich und gab einige Laute von sich, die ungefähr wie „i du mein Gott" klangen. Ermutigend war sein Benehmen eben nicht.

Ich trat vor das Pferd, dessen Farbe ich im Zwielicht noch immer nicht erkennen konnte; es sah verschlafen und verdrossen aus und kaute noch an den Resten des Morgenfutters.

„Na?" sagte ich, indem ich es vertraulich auf die Stirn klopfte.

Es spitzte die Ohren und sah mich an, als wenn es sagen wollte: „Wer ist denn das?"

„Was das Tier für einen merkwürdig großen Kopf hat," wandte ich mich an Gustav, „was hat es denn eigentlich für eine Farbe?"

„Es is eine Fliege," gab er zur Antwort, indem er den Futtersack in den Kasten des Kutschbockes steckte.

„Eine — Fliege?" Ich gestehe, daß ich mich durch den Bescheid nicht klüger fühlte; indessen wollte ich es vermeiden, Gustavs Laune durch Fragen, welche meine Unwissenheit verraten hätten, zu reizen.

Auf dem Bocke gewahrte ich ein mit der Öffnung nach oben gerichtetes Gefäß.

„Aha," sagte ich, indem ich herantrat, „das ist der Futterkübel, nicht wahr?"

Gustav sah erst das Gefäß, dann mich an; „das da?" sagte er, „das is ja mein Hut."

„Ach so —" stotterte ich betreten, „Ihr Hut? Sie erlauben wohl?"

Nicht ohne ein beklommenes Gefühl nahm ich den Hut vom Bocke herunter in meine Hände.

„Nummer zwölf zweiunddreißig," sagte Gustav lakonisch.

„Zwölf zweiunddreißig," wiederholte ich; zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich numeriert.

„Am Mittag bekommt er zum erstenmal zu fressen," unterrichtete mich Gustav.

„Wer?" platzte ich unwillkürlich hervor; ich war in Gedanken so mit dem Hut beschäftigt, daß ich geglaubt hatte, er spräche von ihm.

Gustav schien es unter seiner Würde zu halten, meine einfältige Frage zu beantworten.

„Zwischen Uhre viere, fünf," fuhr er fort, „bekommt er zum zweitenmal was; wissen Sie denn, wie man das macht, wenn man ein Pferd futtert?"

Er hielt den Futterkübel in den Händen und sah mich an, als ob er starke Zweifel in meine Fähigkeit setzte.

„Ich hab's mir manchmal auf den Droschkenhalteplätzen angesehen," erwiderte ich kleinlaut, „indessen — wir könnten's ja mal blind durchmachen."

„Na also, denn mal los," sagte er, indem er mir das Gefäß einhändigte.

Ich schlang dem Pferd nicht ohne Mühe den Riemen, an dem das Gefäß hing, um den Hals; Gustav stand mit prüfender Miene hinter mir.

„So wird des nischt," sagte er dann, „erst das Gebiß 'raus."

Er zeigte mir nun, indem er selbst Hand anlegte, wie man dem Pferde das Gebiß aus dem Maule zu nehmen hätte; dann mußte ich es nachmachen.

Sobald das Pferd die Futterbüchse vor der Schnauze hatte, steckte es den Kopf hinein, und als es bemerkte, daß nichts darin war, schüttelte es die Ohren, als wenn es sagen wollte: „Was sind denn das für dumme Späße?"

Das Pferd schien mir gegenüber die Stimmung seines Herrn zu teilen, denn befriedigt war auch Gustav keineswegs, wie sein knurrendes Brummen verriet.

„Na, denn kann's losgehn," sagte er endlich, indem er mich noch einmal von Kopf bis zu den Füßen prüfend musterte.

Aus dem Wagenkasten holte er ein dunkles Knäul hervor, welches sich, als er es entfaltete, als sein Mantel erwies; diesen hing er mir um die Schultern.

„Sapperment, der ist schwer," sagte ich, unter der Last ächzend.

Gustav überhörte mein Stöhnen.

„Wenn's um Mittag warm wird," sagte er, „stecken Sie ihn da wieder rin," und er wies auf den Wagenkasten, den er schloß.

Ich stülpte den Hut auf den Kopf und erkletterte mit Anstrengung den Bock.

Während ich die Zügel ergriff, erteilte mir Gustav die letzten Verhaltungsmaßregeln.

„Hier is die Marke," sagte er, indem er eine Blechmarke mit der Nummer meiner Droschke in meine Hand steckte; „nu fahren Sie man nach'n Schlesischen Bahnhof und stellen sich da auf, vielleicht bekommen Sie eine Fuhre, wenn der Frühzug kommt. Und die Marke jeben Sie an den Schutzmann ab; verstehen Sie?"

„Ja, ja," erwiderte ich, „ich bin ja oft auf Bahnhöfen angekommen."

„Und denn, wenn's losgehen soll, denn hauen Sie ihm tüchtig ein paar auf," fuhr er fort.

„Wem?" wollte ich schon wieder fragen, denn ich glaubte, daß er sich noch bei dem Schutzmann befände, aber diesmal unterdrückte ich glücklicherweise meine Unverständigkeit.

„Denn wenn er nämlich eine Weile gestanden hat," erklärte Gustav weiter, „denn is das Biest immer janz schmählich faul und kriegt janz steife Knochen, weil er nämlich früher Husar gewesen is, und da haben sie ihm die Vorderbeene en bißken sehr ramponiert, und wenn er denn aber erst in Gang is, denn jeht er janz jut, denn lassen Sie ihn man laufen, immer ‚zuckel, zuckel'."

„Schön," sagte ich, indem ich die Peitsche ergriff, die er mir hinaufreichte, „ich werde mich genau nach Ihrer Vorschrift richten."

Die Peitsche sah wie ein Pferdeschweif aus, an dem nur *ein* Haar übriggeblieben war.

Gustav öffnete den Torweg, es sollte losgehen. Ich ruckte mit den Zügeln und rief: „Hü!"

Der ehemalige Husar vor meiner Droschke jedoch schenkte meinen Manipulationen nicht die mindeste Aufmerksamkeit; soweit es mir schien, war er wieder eingeschlafen.

Jetzt fing ich an, seinen Rücken mit der Peitsche zu bearbeiten; auch das hatte nur halben Erfolg; er zuckte nur verächtlich mit der Haut und stand wie in die Erde gemauert.

„Mehr nach vorne müssen Sie hauen!“ rief mir Gustav vom Torwege aus zu, „auf'm Rücken fühlt er nischt mehr!“

Ich prügelte also mehr nach dem Halse zu, und hiermit schien der Husar keineswegs einverstanden. Er warf den Kopf empor, schüttelte mit den Ohren, als wenn er sagen wollte: „Lassen Sie die Dummheiten gefälligst sein!“ Und als ich seinen Einwendungen kein Gehör schenkte, hob er plötzlich das Hinterteil und „krach“ schlug er mit beiden Hinterhufen gegen die Droschke, daß ich auf meinem Bocke droben wankte und schwankte.

Jetzt kam Gustav langsamen Schrittes selbst heran.

„Jeben Sie mal her,“ sagte er, indem er die Peitsche aus meiner Hand nahm, „ick werde ihm mal en bißken zureden.“

Die Art, wie Gustav dem gewesenen Husaren „zuredete“, schien demselben nun allerdings außerordentlich verständlich, denn mit einemmal, ehe ich mich's versah, setzte er sich vom Fleck aus nicht nur in Bewegung, sondern sogleich in Galopp, nach dem Torwege zu, so daß ich mit beiden Händen krampfhaft in die Zügel greifen mußte.

„Der Hut!“ schrie ich, denn ich fühlte, wie der Kokardehut sich in weitem Bogen von meinem Haupte trennte. Auf der Straße erst bekam ich den empörten Husaren wieder zur Ruhe.

„Das — ist ja — ein bösartiges Tier!“ rief ich atemlos Gustav zu, der mit Hut und Peitsche hinter uns dreingelaufen kam.

„Man bloß ein bißken kitzlig,“ erwiderte er beschwichtigend.

Ich setzte den Kokardehut wieder an den ihm gebührenden Platz.

Gustav wandte sich zurück.

„Heute abend um neun,“ sagte er, „kommen Sie retour“ — und damit überließ er mich meinem Schicksale. — —

Durch die menschenleeren Straßen zog ich mit meinem Gefährte dahin, dem Schlesischen Bahnhofe zu. Ich hatte jetzt Muße, mein Roß näher zu betrachten. Es war ein Schimmel, dessen weiße Farbe jedoch ins Gelbliche spielte, ungefähr der Farbe entsprechend, welche ein weißer Bart anzunehmen pflegt, dessen Besitzer ihn häufig mit Bier befeuchtet hat.

Sein Rücken war mit schwarzen Punkten übersäet, so daß es aussah, als hätte man eine Feder über ihn ausgespritzt. — „Ein Fliegenschimmel," sagte ich zu mir, und Gustavs dunkler Spruch „es ist eine Fliege" wurde mir jetzt klar.

Der Auftritt bei der Ausfahrt hatte den greisen Vierfüßler offenbar sehr erregt, und indem ich das lebhafte Spiel seiner Ohren betrachtete, glaubte ich zu hören, wie er seiner Entrüstung Worte gab:

„Daß man so etwas auf seine alten Tage erleben muß!" — „Wer ist denn der Kerl, der da oben auf dem Bock sitzt?" — „Ein echter Droschkenkutscher doch nicht etwa?" — „Das soll mir niemand weismachen." — „Na warte, na warte."

So langten wir denn auf dem Schlesischen Bahnhofe an, wo ich mich der Reihe der dort haltenden Droschken anschloß.

Die erste Station war hiermit erreicht, und mit weitgeöffneten Ohren saß ich auf meinem Bocke, damit mir ja kein Wort von der Unterhaltung meiner neuen Kollegen entgehen sollte.

Vorläufig aber war es damit nichts, denn das einzige, was ich vernahm, war ein allgemeiner großer Schnarchchor — sämtliche Kollegen holten den zu früh unterbrochenen nächtlichen Schlaf nach.

Ich versuchte mir einzureden, daß die Situation äußerst originell und interessant sei, konnte indes die Erinnerung an mein verwaistes Bett zu Hause, in dem es sich jetzt so warm liegen würde, nicht verbannen, und plötzlich trat das Bewußtsein mit furchtbarer Nacktheit vor meine Seele, daß ich fror, hungerte und mich schmählich langweilte.

Ein Händler mit warmen Würstchen erschien auf dem Platze, und obschon mich sonst der Gedanke an etwaiges Pferdefleisch von diesem Genusse fernhielt, kletterte ich eilends vom Bocke und erstand ein Paar von seinen braunen Pflegebefohlenen. Ich wollte sie auf dem Bocke verzehren.

„Könnten Sie mir vielleicht etwas Papier geben," fragte ich, „damit ich mir die Würste einwickle?"

Der Wurstmann sah mich verdutzt an: „Nanu?" sagte er, „Aujust? Papier?"

Ich bemerkte, daß ich mich verriet. Deshalb wandte ich mich rasch ab, und da in dem Augenblick der Schutzmann erschien, händigte ich demselben meine Marke ein. Dann erkletterte ich wieder meinen Bock und verzehrte meine Würste.

Kaum war mein Magen auf diese Weise erwärmt und beruhigt, so stellte sich ein allgemeines Behaglichkeitsgefühl ein; ich rückte mich in die Ecke des Bockes, wickelte mich fester in den Mantel und — schlief ein.

Ein furchtbares Geschrei erweckte mich.

Der Zug war angekommen, die Droschken rechts und links von mir fuhren rasselnd ab; unter der Bahnhofshalle stand ein Mann, der mit dröhnender Stimme „Eintausendzweihundertzweiunddreißig!" brüllte.

Er schien dieser Beschäftigung schon seit längerem obzuliegen, denn er war ganz rot und blau im Gesicht.

„Sehr gut," sagte ich lächelnd zu mir selbst, „da ist ein Passagier, der seine Droschke nicht findet; voraussichtlich wird sich ein Wortwechsel zwischen ihm und dem Kutscher entspinnen; dabei werden die schönsten Berliner Originalwendungen und Redensarten zutage kommen. Romandichter, paß auf, laß dir nichts entgehen."

„Eintausendzweihundertzweiunddreißig!" erscholl es wieder; ich sah mir den Rufer genauer an: es schien ein Handlungsreisender zu sein; ein Haufe von Koffern, Köfferchen und Mustertaschen lag um ihn her am Boden.

Schmunzelnd blickte ich umher; „Eintausendzweihundertzweiunddreißig scheint sich eines gesegneten Schlafes zu erfreuen," dachte ich bei mir.

In diesem Augenblick scholl es dicht an meinem Ohre:

„Zwölf zweiunddreißig — na, oller Dusselkopp, sitzt du denn auf die Ohren?"

Ich fuhr herum — einer der Jungen, die sich beschäftigungslos auf Bahnhöfen herumtreiben, um Passagieren beim Auffinden von Droschken zu helfen, hatte die Tür meiner Droschke aufgerissen.

Donner — es fiel mir ein — ich selbst war ja Nummer Eintausendzweihundertzweiunddreißig.

Noch bevor ich dazu gelangt war, dem naseweisen Schlingel ein verweisendes Wort zu erwidern, rückte mein Fahrgast, jetzt ganz blau im Gesicht, auf mich an.

„Na, sagen Sie mal," fuhr er mich an, „Sie haben wohl Ihre Ohren zu Hause gelassen? Eine halbe Stunde stehe ich hier, und schreie mir nach Ihrer verfluchten Nummer die Lunge aus!"

Ich bebte vor Zorn.

„Mein Herr," sagte ich, indem ich mich vom Bocke zu ihm niederbeugte, „vor allen Dingen werde ich Sie dringend ersuchen, sich eines angemessenen Tones zu bedienen!"

„Ich verbitte mir alle überflüssigen Redensarten von Ihnen," donnerte mir der blauschimmernde Handlungsreisende zu; „Sie haben aufzupassen, nichts weiter! und wenn Sie das nicht tun, geh' ich mit Ihnen auf die Polizei!"

Ich kochte vor Entrüstung, und was das schlimmste war: ich durfte nichts mehr erwidern, denn meine Sprache hätte mich verraten; und bei solcher Behandlung schweigen zu müssen!

„Jungens, bringt meine Sachen her!" rief der Handlungsreisende den Knaben zu, die in hellen Haufen umherstanden, und die Koffer, Köfferchen und Mustertaschen setzten sich in Bewegung auf mich zu.

Unterdessen hatten sich die Droschkenkollegen, so viele noch nicht abgefahren waren, um uns gesammelt, und die Berliner Originalredensarten, die ich mir vorhin gewünscht, bekam ich nun in ungewünschter Fülle zu hören:

„Aujust, setz' dir die Brille uf die Ohren, damit daß du besser hörst," sagte einer.

Ich wollte an mich halten — aber konnte ich mir solche Roheit gefallen lassen?

„Es ist unpassend," erwiderte ich gemessen, aber eindringlich, „einem körperliche Gebrechen zum Vorwurf zu machen — wenn meine Kurzsichtigkeit mich nötigt, eine Brille zu tragen —"

„Aujust, verheddere dir nich," unterbrach mich ein zweiter, und allgemeines Gelächter erstickte meine fernere Rede.

„Aujust sieht mit die Ohren und hört mit die Augen," kreischte einer der nichtsnutzigen Jungen.

Abermaliges Gelächter; der Wutschweiß brach mir am ganzen Leibe aus.

„Das hier nehmen Sie auf den Bock," herrschte mich jetzt der Handlungsreisende an, und bei diesen Worten schleuderte er mir einen messingbeschlagenen Koffer auf die Füße.

„Nehmen Sie sich doch etwas in acht," wollte ich ihm eben zurufen, als er eben ein Paar Gardinenstangen, die in Papier gewickelt und mit Bindfaden zusammengebunden waren, zu mir hinaufreichte.

„Die nehmen Sie auch," kommandierte er weiter, „und halten Sie sie fest, damit sie nicht herunterfallen."

Also ein Tapezierer aus der Provinz! Und von dem eine solche Behandlung!

Trotzdem blieb mir nichts übrig, als dem Befehle dieses Menschen zu gehorchen; ich stellte die Gardinenstangen aufrecht auf den Bock und legte den linken Arm um dieselben.

Jetzt aber brach wieder ein allgemeines Hallo aus.

„Aujust, halt' die Latten fest!" rief der eine; „Aujust mit die Latten! Latten-Aujust," kreischten, brüllten und pfiffen die bösartigen Buben in gellendem Chor.

„Nach dem grünen Baum in der Klosterstraße!" ertönte die Befehlshaberstimme des Tapezierers; er stieg in die Droschke, deren Tür er klappend schloß.

Ich ergriff die Zügel: der Fliegenschimmel stand, als wenn die ganze Sache ihn nichts anginge.

„Wirst du wohl! Verfluchtes Biest! Vorwärts!" so knirschte ich mit geschlossenen Zähnen; der verruchte Vierfüßler verharrte in völliger Verstocktheit.

Ich ließ die Peitsche auf ihn niedersausen, „mehr nach vorn zu", wie Gustav mir geraten hatte, und richtig, plötzlich erdröhnte die ganze Droschke, von den Hinterhufen des bockenden Husaren in kräftigem Schlage getroffen.

Ein wahres Höllenkonzert von Gejohle und Gebrüll erhob sich ringsumher, ich saß völlig ratlos auf meinem Bock, und jetzt streckte sich auch noch der Kopf meines Handlungsreisenden aus der Droschke.

„Wird es denn nun bald endlich etwas werden? Zum Himmelkreuzdonnerwetter!" orgelte er mich an. „Eine solche Hundefahrerei ist mir ja mein Leben lang noch nicht vorgekommen."

Einer der Droschkenkollegen fühlte endlich ein menschliches Rühren, ergriff den bösartigen Husaren vorn am Zügel und brachte ihn in Gang.

In dem von Gustav vorgeschriebenen Tempo „immer zuckel, zuckel" fuhr ich ab, begleitet von dem gellenden „da fährt Latten-Aujust" der nichtswürdigen Buben.

Mein einziger Trost bestand darin, daß der Weg bis zum „grünen Baum" nicht lang war und ich somit Aussicht hatte, meines unangenehmen Fahrgastes bald entledigt zu sein.

An der Tür des Gasthofs stand bereits der Oberkellner, der den angekündeten Gast erwartete.

„Sie kommen ja so spät!“ sagte er zu dem Handlungsreisenden, während dieser Koffer und Gardinenstangen herabholte, „wir glaubten schon, der Zug hätte sich verspätet.“

„Kein Gedanke,“ erwiderte der Grobian aus der Provinz, „aber diese Berliner Droschken — es ist ein wahrer Skandal!“

Wie ein Märtyrer saß ich auf meinem Bock, finster entschlossen, diese letzte Beleidigung in Anbetracht der bevorstehenden Erlösung schweigend hinunterzuschlucken.

Wer beschreibt aber meine Gefühle, als der Mensch sich jetzt zu mir wandte und, statt mich zu bezahlen, sagte:

„Warten Sie hier; ich fahre nachher mit Ihnen Touren, es kann ein paar Stunden dauern.“

Ich war wie vernichtet. Das also waren die Erfahrungen, die ich über das Gefühlsleben des Droschkenkutschers zu sammeln gedachte, daß ich einen Handlungsreisenden aus der Provinz Posen in Berlin spazieren fahren sollte?

„Darauf kann ich durchaus nicht eingehen!“ wollte ich ihm zurufen — aber er war schon in der Tür des Gasthauses verschwunden, und mein Schicksal war besiegelt.

Es verging eine halbe Stunde und noch eine halbe Stunde — ich stand mit meiner Droschke vor dem „grünen Baum“ und besah mir die Klosterstraße.

Die stumme Wut, die mein ganzes Innere verzehrte, war so groß, daß ich mir vorkam wie ein Krebs, den man in kaltem Wasser ans Feuer setzt, um ihn langsam kochen zu lassen.

Nach Ablauf einer Stunde kam mein Gegner wieder aus dem Hause.

Er hatte gefrühstückt, kaute noch mit beiden Backen und zündete sich eine große dicke Zigarre an. Offenbar fühlte er sich äußerst behaglich — und ich!

„Na, Kutscher,“ sagte er, zu mir herantretend, mit vertraulicher Unverschämtheit, „nun wollen wir mal losfahren.“

Er entfaltete ein ellenlanges Papier, auf welchem der Reihe nach die verschiedenen Geschäftshäuser verzeichnet standen, die er mit mir zu besuchen gedachte.

Eine ganze Wagenladung von Musterschachteln und Köfferchen wurde ihm aus dem Gasthause herausgebracht und in der Droschke sowie auf meinem Bock untergebracht.

Dann setzte er den Fuß auf das Trittbrett. „Wenn Sie

anständig fahren," rief er mir zu, „sollen Sie ein Trinkgeld bekommen; jetzt mal zunächst nach der Brüderstraße Nr. . . ."

„Ein Trinkgeld?" platzte ich unwillkürlich heraus, „das verb — . . ."

Ich biß mich auf die Lippen — wieder hätte ich mich beinahe verraten!

Also auch das noch!

Ich unterlasse es, die Stunden, die nun folgten, in ihren Einzelheiten wiederzugeben, diese entsetzlichen Stunden, in denen ich von Straße zu Straße dahinrumpelte, schwitzend vor Wut, den verstockten Fliegenschimmel mit Peitschenhieben vor mir hertreibend, den Unhold hinter mir unter stillen Flüchen zu allen Teufeln verdammend.

Es genüge, wenn ich sage, daß wir das ganze Weichbild Berlins nach allen Richtungen der Windrose durchstreiften und daß ich nachmittags um zwei Uhr meinen Musterreisenden wieder in den „grünen Baum" ablieferte.

Nachmittags um zwei Uhr!

Der ganze Vormittag dahin, und nichts für meinen Roman gewonnen, nichts für die literarische Unsterblichkeit getan!

Mir traten vor Wut beinah die Tränen in die Augen.

„Bezahlen Sie den Mann und geben Sie ihm eine Mark Trinkgeld," sagte der Handlungsreisende zu dem herbeieilenden Oberkellner, indem er, einen Streif von Zigarrendampf hinter sich lassend wie ein Drache seinen Schweif, in der Haustür verschwand.

Ich sah ihm nach.

„Pestbeule!" murmelte ich.

Der Oberkellner trat an mich heran und machte die Rechnung; ich brachte meinem Fuhrherrn ein hübsches Stück Geld ein; aber was hatte ich für mich?

„Trinkgelder nehme ich nicht!" knirschte ich dem Weißkrawattierten zu, als mir derselbe die befohlene Mark in die Hand legen wollte.

Er sah mich einen Augenblick blinzelnd an, dann erschien ein geringschätziges Lächeln zwischen seinen beiden Bartkoteletten und mit unnachahmlicher Vornehmheit in der Bewegung ließ er die für mich bestimmt gewesene Mark in seine eigene Westentasche verschwinden.

Ich zog davon.

Der Husar mußte gefüttert werden.

Für allen Ärger, den er mir verursacht hatte, auch noch Futter!

Aber es mußte sein, und am nächsten Droschkenhalteplatze wurde es Gustavs Anweisungen entsprechend besorgt.

Ich selbst war hungrig geworden.

„Kann man hier irgendwo etwas zu essen bekommen?“ wandte ich mich höflich an einen Kollegen, der gähnend an der Mauer eines Hauses lehnte.

Er zeigte mit dem Kinn über die Straße.

„Na, Dummkopp,“ sagte er, „siehst du denn den Budiker nich?“

„Seien Sie doch nicht so grob,“ wollte ich in gerechter Entrüstung wieder losbrechen — aber ich hätte mich ja verraten, und also mußte ich den „Dummkopf“ wieder einstecken.

„Frühstückshalle“ stand über dem Keller, in den ich hinunterkletterte; im Innern der „Halle“ sah es wenig festlich aus.

Auf dem Ladentische stand ein Teller mit einem mit Schlackwurst belegten Butterbrot, außerdem ein leeres Bierseidel; an einem Tische im Vordergrunde saß ein Mann, der bei meinem Eintritt aus dem Schlaf erwachte.

„Kann man vielleicht etwas Warmes bekommen?“ fragte ich.

Er überhörte meine Frage, wie etwas anscheinend durchaus Törichtes.

„Eine Stulle is noch da,“ sagte er, indem er mir das Schlackwurstbutterbrot ohne weiteres zuschob. Dann ergriff er das Seidel.

„Mit oder ohne?“ fragte er, indem er an den Bierhahn trat.

„Wieso?“ fragte ich schüchtern.

Er sah mich an.

„Mit gespritzt oder ohne?“ fragte er.

„Ach so, mit, wenn ich bitten darf,“ erwiderte ich.

Ich trank mein gespritztes Bier, und an der Stulle würgend, trat ich wieder auf die Straße hinaus.

Die Droschkenkollegen saßen auf ihren Böcken und schliefen, es war keine Möglichkeit, ein Gespräch mit einem von ihnen zu eröffnen, in äußerstem Mißmut zog ich den Mantel aus, denn es begann warm zu werden, erstieg den Bock meiner Droschke und fuhr davon, um an anderer Stelle mein Glück zu versuchen.

Indem ich langsam über den Schloßplatz dahinzog, kam mir vom roten Schloß her quer über den Platz eine Gestalt entgegen, bei deren Anblick mein Blut erstarrte — es war mein Freund Otto!

„Wenn dich der erkennt —“ ich vermochte den Gedanken nicht auszudenken, ich fühlte, wie ich unter dem falschen Barte errötete und erblaßte.

Krampfhaft wandte ich den Kopf nach der anderen Seite, nach dem Schlosse zu, aber indem ich unwillkürlich zu ihm hinüberschielte, glaubte ich zu bemerken, daß er stehen blieb.

Und so war es in der Tat — er stand — er winkte, winkte nach mir hin! Grausen erfaßte mich.

„Winke du dir die Arme aus,“ dachte ich bei mir und fuhr weiter.

Jetzt hörte ich seine Stimme.

„Heda! Droschke!“ rief er. Ich spielte den Dickfelligen, ich fuhr weiter.

Aber nun kam er mit langen Sätzen über den Platz auf mich zu.

„Na, zum Schwerenot!“ rief er, „hören Sie denn gar nicht?“

Es gab kein Entrinnen mehr — ich mußte anhalten.

Wie ein Verbrecher, dem das Todesurteil verkündet wird, ließ ich den Kopf hängen; mit dem linken Augenwinkel aber bemerkte ich, daß mein Freund Otto seinen besten Anzug angelegt und den Sommerpaletot über den Arm genommen hatte; er hatte sich elegant gemacht.

„Kanonierstraße Nr. . . .“ sagte er, indem er leichtfüßig in die Droschke hüpfte.

Unwillkürlich fuhr ich zusammen. Wen suchte er in der Kanonierstraße?

Daß er dort nicht wohnte, war mir bekannt; von unsern Freunden wohnte keiner in dem bezeichneten Hause, das wußte ich auch — hingegen beherbergte das Haus jemanden, den ich, oder richtiger gesagt, die ich sehr gut kannte, das war Emma, meine Freundin vom Ballett, meine Emma!

Daß Emma treu, treu wie Gold war, wußte ich, Gott sei Dank, das wußte ich, denn sonst — hätte ich wirklich — auf Gedanken kommen können —

Trotzdem erfaßte mich eine unbestimmte Unruhe, und hastig

stürmte ich mit meinem Fliegenschimmel dem Ziele in der Kanonierstraße zu.

Aus der Ferne schon verschlang ich das Haus mit den Augen.

Täuschte mich der Argwohn?

Da — zwischen den Nelken dort oben — blickte da nicht jemand heraus?

Die Räder der Drosche klapperten vor der Tür des Hauses, keine Täuschung mehr, aus Emmas Fenster neigte sich ein lockiger Kopf — sie war es selbst.

Im nämlichen Augenblick riß mein Freund Otto die Tür der Droschke auf, sprang hinaus und warf Kußfinger zu ihr empor.

Dann legte er die Hand an den Mund:

„Ich warte hier unten in der Droschke," rief er zu ihr hinauf, „komm herunter, wir fahren im Tiergarten spazieren."

Ich sank in die Ecke des Bockes zurück.

Das war zuviel!

Der Verruchte!

Mit meiner eigenen treulosen Geliebten sollte ich ihn im Tiergarten spazieren fahren!

Durch die Hornbrille richtete ich einen vernichtenden Blick nach droben; er fand niemanden mehr, Emma war bereits vom Fenster verschwunden.

Ich überlegte — sollte ich Brille, falschen Bart und Perücke abreißen und mich den beiden Verrätern zu erkennen geben?

Aber die Lächerlichkeit! Die unsterbliche Lächerlichkeit! Mir war, als würde die Kanonierstraße sich vor Lachen auf den Kopf stellen.

„Klappen Sie die Droschke auf," gebot mein Freund Otto, „es ist zum Ersticken in dem Kasten."

Auch das noch!

Aber was war zu tun?

Dem Polizeireglement mußte ich gehorsamen; ich kletterte hinab und fing an, die Kutsche zu öffnen.

Unterdessen tat sich die Haustür auf und Emma schwebte über die Schwelle.

Ich stieß unwillkürlich einen dumpfen Fluch aus.

„Na, Sie bekommen wohl den Kasten nicht auf?" fragte mein Freund Otto, der den Naturlaut meines Ingrimms ge-

hört haben mochte; dann wandte er sich an Emma: „ein furchtbar ungeschickter Kerl,“ sagte er halblaut, „außerdem scheint er taub zu sein.“

In schweigender Wut arbeitete ich an meiner Droschke weiter.

Mein Freund Otto legte endlich selbst Hand mit an, weil es ihm nicht rasch genug ging, dann half er Emma in den Wagen, während ich, giftkochend wie ein Molch, den Bock wieder erkletterte.

„Nun fahren Sie uns in den Tiergarten,“ befahl mein Freund Otto, „die Tiergartenstraße entlang, dann nach der Charlottenburger Chaussee und nach Charlottenhof — na, Sie wissen ja —?“

„Sehr wohl!“ versetzte ich mit furchtbarem Hohne in der grollenden Stimme.

Unter gräßlichen Gefühlen fuhr ich ab.

Das schändliche Paar hinter meinem Rücken war äußerst vergnügt, und da die Droschke jetzt offen war, konnte ich jedes Wort verstehen, was sie sprachen.

„Du hast also meine Rohrpostkarte erhalten?“ fragte der Nichtswürdige.

„Versteht sich,“ erwiderte die Arge, „ich habe gar nicht gewußt, daß er verreisen wollte! Ist er denn auch ganz gewiß fort? Ich habe schreckliche Angst.“

„Keine Sorge, mein Schatz,“ versetzte er, „ich bin heute selbst in seiner Wohnung gewesen; ganz früh am Morgen ist er auf und davon gegangen.“

Ich schäumte.

Das also hatten die interessierten Blicke und Fragen zu bedeuten gehabt, die ich gestern abend von ihm erhalten hatte!

Voll Ingrimm peitschte ich auf den Fliegenschimmel ein.

„Hauen Sie doch das Pferd nicht so!“ rief mein Freund Otto mir aus der Drosche zu; „wir haben ja gar keine Eile!“

Ich stieß ein hysterisches Gelächter in mich hinein; — der Miserable! mit dem Pferde hatte er Mitleid! und mit seinem Freunde — abermals mußte der Fliegenschimmel für meinen Freund Otto büßen.

„Der Kerl ist nicht recht richtig im Kopf,“ sagte mein Freund Otto laut.

„Sprich doch nicht so laut,“ bat Emma.

„Ach was," gab er zur Antwort, „ich habe dir ja gesagt, er ist taub wie eine Nuß; außerdem sieh mal hin, ich glaube wahrhaftig, er trägt falsches Haar!"

Offenbar hatte meine Perücke sich hinten verschoben; ich hörte, wie sie kicherten und lachten.

Ich überlegte, ob ich nicht einmal mit der Peitsche zu ihnen in die Droschke hineinlangen sollte — aber ich hätte mich ja verraten. —

Der Wagenlärm in der Leipziger Straße machte es mir eine Zeitlang unmöglich, zu hören, was zwischen den beiden verhandelt wurde; erst als wir in die ruhigere Tiergartenstraße hinausgekommen waren, vermochte ich wieder einige Brocken von ihrer Unterhaltung aufzuschnappen.

Ich bemerkte, daß wieder von mir die Rede war.

„Wie kommst du denn eigentlich mit ihm aus?" fragte mein Freund Otto.

„I nu," gab Emma zur Antwort, „es ist ja ein guter Mensch."

Klatsch — hatte der Fliegenschimmel wieder eins weg — denn der Ton, in dem sie das sagte, empörte mich.

„Das ist wahr," fuhr mein Freund Otto fort, „aber langweilig, schmählich langweilig."

Der Elende!

Mit verhaltenem Atem lauschte ich, was sie auf diese Niederträchtigkeit erwidern würde.

Emma kicherte; das sollte also so viel heißen als „es ist wahr."

Ich fieberte vor Wut.

„Liest er dir auch manchmal von seinen Sachen vor?" forschte mein Freund Otto weiter.

„Schreibt er denn?" fragte sie zurück.

Die Ungebildete! die Oberflächliche!

Hatte ich nicht bereits zwei Bände lyrische Blumensträuße drucken lassen?

Und sie fragte, ob ich überhaupt schriebe!

„Na ob," versetzte mein Freund Otto mit einem infamen Gelächter, „alle Naselang bringt er uns, seinen Freunden, ein Gedicht von drei Ellen Länge bei!"

Emma wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Damit hat er mich bis jetzt verschont," meinte sie.

„Keine Sorge, mein Kind," knirschte ich in den falschen Bart, „keine Sorge, du sollst nicht mehr in Verlegenheit kommen, dich mit mir zu langweilen!"

Im Geiste überlegte ich den zermalmenden Abschiedsbrief, den ich der Treulosen am nächsten Tage zu schreiben gedachte.

Nach einer Fahrt, die mir endlos dünkte, waren wir endlich bei dem „Charlottenhof" genannten Gartenlokale angekommen.

„Kutscher, halten Sie an!" brüllte mein Freund Otto, der, weil er mich für taub hielt, nur in den angestrengtesten Tonlagen zu mir sprach; dann wandte er sich an Emma.

„Komm, mein Schatz," sagte er, „wir wollen ein Glas Bier trinken."

Er half ihr aus der Droschke.

„Warten Sie hier draußen," fuhr er zu mir fort.

An der Pforte des Gartens stand ein Kellner; „bringen Sie dem Kutscher da ein Seidel," wandte er sich an diesen, und bevor ich noch Zeit gefunden hatte, Protest einzulegen, war er schon Arm in Arm mit Emma eingetreten.

Ich überlegte, ob ich nicht auf und davon fahren und das verruchte Paar sitzen lassen sollte — leider stand aber ein Schutzmann in der Nähe, der alles mit angehört hatte.

Meine Flucht würde Aufsehen erregen, ich würde mich verraten haben, also mußte ich draußen vor der Tür warten, so lange es meinem angenehmen Freunde belieben würde, meine Angebetete zu traktieren!

Und dazu kam noch das Seidel Bier, welches jetzt der Kellner brachte.

Ich durfte kein Aufsehen erregen, — ich mußte das Glas annehmen, von diesem Menschen annehmen, den ich in den tiefsten Schlund der Hölle verwünschte, und dazu noch, um nicht aus der Rolle zu fallen, ein vergnügtes Gesicht erheucheln.

Mit einem Grinsen, welches dem Zucken auf dem Gesicht eines Gehängten gleichen mochte, nahm ich das Seidel in Empfang, und mit einem Gefühle, als tränke ich Schwefelsäure, goß ich das Bier in mich hinunter.

Volle geschlagene anderthalb Stunden lang hielt mein Freund Otto es für angemessen, sich mit meiner Dulzinea in dem Garten zu erlustieren und mich vor der Tür Wache halten zu lassen.

Nach Ablauf dieser Zeit kamen sie heraus, Arm in Arm,

kosend, flüsternd, girrend und kichernd, wie ein piepsendes Spatzenpaar, das es sich in einem fremden Neste wohl sein läßt.

Schmachtend hing Emma an seinem Arm, zärtlich blickte Monsieur Otto auf sie nieder, und ich als Zuschauer immer dabei!

Emma mußte nach dem Viktoriatheater, dem Felde ihrer Tätigkeit; ich erhielt den erfreulichen Auftrag, das liebende Paar dahin zu befördern.

In den menschenleeren Baumgängen des Tiergartens senkte sich bereits die Dämmerung; unter dem Schutze derselben wurden meine liebenswürdigen Fahrgäste, wie ich bemerkte, immer zärtlicher und kecker; ich hörte ein sanftes Gurren, Murren und Schnurren, und endlich einen regelrechten Kuß.

Als wenn ich eins mit der Peitsche abbekommen hätte, so fuhr ich unwillkürlich auf.

Emma schien es bemerkt zu haben. „Ach Gott," sagte sie leise.

Monsieur Otto aber beschwichtigte ihre Besorgnis. „Er ist ja taub," sagte er mit süßem Tone, „er ist ja stocktaub, ich habe es dir ja gesagt, mein Schätzchen."

Und so rumpelten wir in traulicher Harmonie weiter, und meine Gedanken nahmen einen düster elegischen Gang.

Ich schrieb im Geiste an meinem Nekrolog, und Tränen der Rührung über mein Schicksal traten mir in die Augen.

„Durch die Treulosigkeit eines niedriggesinnten Weibes" — so stand auf der letzten Seite des Nekrologs — „und die Verworfenheit eines Menschen, den er für seinen Freund gehalten hatte, ward dieses große Dichterherz gebrochen, und die herrliche Kraft, die so Unermeßliches für Deutschland versprochen hatte, brach im Beginn ihrer Entfaltung ab."

Die Laternen wurden bereits angezündet, und die Farbe meines Fliegenschimmels begann wieder ins Ungewisse zu spielen, als ich endlich vom Viktoriatheater, wo ich die Verlorene abgesetzt hatte, nach dem Innern der Stadt ablenkte.

Ein Rendezvous für morgen, welches mein Freund Otto in Anbetracht dessen, daß ich noch einige Tage verreist sein würde, mit ihr verabredete, das war das letzte, was ich vernahm.

Zu den Qualen der Seele gesellte sich nun auch noch ein ganz gemeiner, aber sehr energischer Hunger, denn meine Mittags-

mahlzeit, nur aus einem Butterbrot mit Schlackwurst bestehend, war in der Tat etwas dürftig gewesen.

In unmittelbarer Nähe des Droschkenhalteplatzes, an dem ich mit meinem alten Husaren Stellung nahm, winkte mir eine hellerleuchtete Kellerrestauration.

Die Fenster des Lokals waren verhängt, und dadurch erhielt es ein etwas verdächtiges Aussehen; auch glaubte ich mich zu erinnern, einmal gelesen zu haben, daß der Keller vielfach von Leuten besucht würde, die sich mit Vorliebe in fremde Taschentücher schneuzen — aber was hatte ich noch zu verlieren?

„Nun erst recht!“ sagte ich mit dumpf verzweifelter Entschlossenheit zu mir selbst, indem ich die Kellerstufen hinunterkletterte.

Es waren nur wenig Gäste anwesend, als ich eintrat; an einem Tische saßen zwei einfach aussehende Männer, vor jedem der beiden stand ein Glas Bier.

Mein knurrender Magen ließ mich alle Rücksichten beiseite setzen — ich bestellte mir ein Beefsteak.

Ein Droschkenkutscher zweiter Klasse, der sich ein Beefsteak bestellte!

Das erregte Aufmerksamkeit; der Kellner sah mich zweifelnd an; das ärgerte mich.

„Und noch zwei Setzeier dazu,“ gebot ich verdrießlichen Tones.

Jetzt bemerkte ich, wie die beiden harmlos dreinschauenden Gäste aufmerksam wurden; ich sah, wie sie Blicke wechselten und verstohlen zu mir herüberschauten.

„Es werden doch wohl Taschendiebe sein,“ sagte ich zu mir, „aber immer zu, mir soll's nicht mehr darauf ankommen.“

Ich setzte mich an einen Tisch und ergriff eine beliebige Zeitung, die vor mir lag. In Berlin W., so las ich, war ein Einbruch verübt worden; der Täter war noch nicht ergriffen, man vermutete, daß er sich in Berlin versteckt hielte.

„Wenn er nur seine Haare nicht verliert,“ hörte ich jetzt einen der beiden Männer halblaut zum andern sagen.

Sollte sich das etwa auf mich beziehen?

Unwillkürlich faßte ich nach meiner Perücke — richtig, sie hatte sich verschoben; ich rückte sie zurecht. Wieder bemerkte ich, zur Seite schielend, wie sie sich heimlich anstießen.

Ich fühlte mich beobachtet, ich wurde unsicher, und in meiner

Unsicherheit griff ich dummerweise nach dem falschen Barte, um zu prüfen, ob er noch festsäße.

„Also auch falsch," glaubte ich die flüsternde Stimme des Beobachters wieder zu vernehmen.

Ich wurde immer verlegener, in der Verlegenheit errötete ich, und indem ich errötete, trat mir der Schweiß auf die Stirn — es war eine unangenehme Situation.

Aller Appetit war mir vergangen, und ich erwog, ob ich das Beefsteak nicht ungegessen stehen lassen und auf und davon gehen sollte — aber das hätte mich ja geradezu verdächtig gemacht — ich fing daher an, das zähe Fleisch, so rasch es gehen wollte, hinunterzuwürgen; die Blicke der beiden Widerwärtigen verließen mich nicht einen Augenblick.

Dabei tauschten sie fortwährend leise Bemerkungen aus, und da ich unwillkürlich mit beiden Ohren hinhorchte, verstand ich einiges von dem, was sie sagten.

„Böttcher-Karl?" hörte ich den einen sich fragend an den anderen wenden. Dann einige unverständlich gemurmelte Worte, dann wieder lauter „Husaren-Fritze?"

Messer und Gabel sanken mir vor Schrecken auf den Teller — es waren die Namen von zwei der berüchtigtsten Einbrecher, die ich soeben vernommen hatte — war es denkbar, daß man mich mit denen in Verbindung brachte?

Hastig klopfte ich auf den Tisch, um den Kellner zum Bezahlen heranzurufen; es duldete mich nicht mehr in dem abscheulichen Keller, ich wollte fort.

Noch bevor der Kellner jedoch erschienen war, erhoben sich die beiden Aufpasser — ein letzter Blick des Einverständnisses, dann trat der eine dicht hinter mich, um seinen Überzieher von der Wand zu nehmen, an der ich saß.

„Sie erlauben wohl," sagte er, und bei diesen Worten ließ er den Zipfel des Überziehers in beabsichtigter Ungeschicklichkeit mir über Kopf und Gesicht fahren — die Perücke machte einen Satz nach vorn, so daß sie mir auf die Stirn rutschte, die rechte Bartseite wackelte hin und her.

„Aber — ich muß doch bitten —" fuhr ich auf.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit einem höhnischen Grinsen, aber Ihre Haare sitzen ein bißchen locker." In wahrhaft tödlicher Verlegenheit bezahlte ich meine Zeche, stülpte den Hut auf und eilte hinaus.

Im Augenblick, als ich die Kellertür hinter mir schloß, fühlte ich mich unter beiden Armen ergriffen; die beiden Geheimpolizisten, denn als solche mußte ich sie nun erkennen, standen zu meinen Seiten.

„Na nu, Aujust, aber mal mitgekommen,“ sagten sie, indem sie mich unglaublich rasch die Kellertreppe hinaufbeförderten.

„Meine Herren,“ keuchte ich, „es ist — ein Mißverständnis — ich versichere Ihnen —“

Ein gemütliches Gelächter war die Antwort.

„Na, das versteht sich,“ hieß es, „aber nu mal nach dem Molkenmarkt.“

Ehe ich mich's versah, war ich in meine eigene Droschke gepackt; der eine Polizist setzte sich neben mich, der andere auf den Bock — und fort ging es, dem Molkenmarkt zu. Der Husar, als ahnte er, daß er seinen Feind nach dem Polizeigewahrsam schleppte, griff wie rasend aus.

Die Gefühle, die mein Inneres durchwogten, schildere ich nicht, denn sie lassen sich nicht schildern.

Das war also das Ende meiner Studienreisen! Als Spitzbube verhaftet und eingesteckt!

Ich brach in ein gellendes, konvulsivisch-hysterisches Gelächter aus.

Mein Begleiter, in gänzlicher Verkennung meines Seelenzustandes, deutete mein Lachen dahin, daß ich den Verrückten spielen wollte.

„Na, Aujust,“ sagte er, „die Witze laß man unterwegs; den wilden Mann spielen is nicht.“

Auch das noch!

Ich, der ich den ganzen Tag hindurch mit der Geduld und Langmut eines Lammes die größten Beleidigungen und den rohesten Hohn ertragen hatte, ich ein wilder Mann!

„Mein Herr,“ wandte ich mich in dem Tone eines Tragödienhelden im letzten Akte an den Polizisten zu meiner Seite, „wenn je die Verkettung unerhörtester Umstände zu einem himmelschreienden Justizmord geführt hat —“ ich war mit meinem großen Satze noch nicht zum Ende gekommen, als unser Gefährt bereits in den gewölbten Torweg des Polizeigewahrsams am Molkenmarkte einfuhr.

Ein ganzer Schwarm von Schutzleuten empfing uns auf dem mit Laternen erhellten Hofe, und von ihnen umringt wurde

ich in das Innere des Gebäudes, in ein blendend erleuchtetes Zimmer geführt.

Man schritt zur Untersuchung; die Perücke wurde mir vom Kopfe, der falsche Bart aus dem Gesichte, die Hornbrille von der Nase genommen — bei jedem Stück meiner Vermummung, welches sich von mir ablöste, ertönte ein triumphierendes „Aha!“ meiner Umgebung.

„Meine Herren,“ sagte ich, „meine Herren — ich fühle, wie der Anschein gegen mich spricht — aber —“

„Sie sind still, bis man Sie fragt!“ schnauzte mich der Polizeiwachtmeister an.

Jetzt ging es an die Taschen.

„Was ist denn das? he?“ rief ein Schutzmann, der in meine Rocktasche gegriffen hatte, und er hielt mir mein rotseidenes Taschentuch vor die Nase.

„Das ist mein Taschentuch,“ erwiderte ich.

Ein allgemeines Hohngelächter beantwortete meine Versicherung.

„Gehört das vielleicht auch Ihnen?“ fuhr der Schutzmann fort, indem er aus der Tasche meines Beinkleides mein Portemonnaie zutage förderte. Ohne weiteres wurde es geöffnet. Dummerweise hatte ich mehrere Goldstücke hineingesteckt, als ich am Morgen meine Wohnung verließ, jedes derselben verwandelte sich jetzt in einen Ankläger.

„Eins — zwei — drei — vier Zehnmarkstücke,“ sagte der Schutzmann, indem er das Geld auf den Tisch zählte, „eins — zwei — drei Taler — vier einzelne Markstücke.“

„Wo Sie das Geld her haben, sollen Sie sagen!“ ranzte mich der Wachtmeister wieder an.

„Teils aus meinen Tageseinnahmen, teils ist es mein eigenes,“ erwiderte ich.

Ein Heiterkeitsschauer ging wieder durch die Versammlung.

„Sie scheinen ja famose Geschäfte gemacht zu haben,“ sagte der Wachtmeister.

„Wem gehören die Schlüssel?“ forschte der Untersuchende weiter, indem er meinen Haus- und Stubenschlüssel vor mich auf den Tisch legte.

„Mir!“ entgegnete ich mit dumpfem Trotz.

Der Wachtmeister wandte sich an mich: „Na, hören Sie mal,“ sagte er mit drohender Vermahnung, „Ihre Redensarten

habe ich nu bald satt — wollen Sie nu mal 'rauskommen mit der Wahrheit?"

Alles, was noch von Kraft und Bewußtsein in mir war, raffte ich zusammen zu einer letzten überwältigenden Anrede an die Polizeiorgane.

„Herr Wachtmeister — meine Herren Schutzleute," fing ich an — „durchdrungen von den Gefühlen der Hochachtung, zu welcher mich Ihre pflichtgetreue Ausübung eines zum Wohle der Gesellschaft bestimmten Berufs nötigt —"

In dem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, ein Schutzmann drang herein, sah mich einen Augenblick von oben bis unten an, dann rief er:

„Die Droschke ist gestohlen! Ich kenne Gustav Muhlke von Nummer 1232 ganz genau — das ist hier ein gänzlich anderer!"

Eine allgemeine Bewegung war die Folge dieser Offenbarung; man hatte noch immer nicht recht gewußt, was man aus mir machen sollte — jetzt kam man mir auf die Sprünge: ich war ein Spezialist für Droschkendiebstähle!

Ich knickte beinahe zusammen.

„Meine Herren," rief ich beschwörend, „daß die Droschke nicht meine eigene ist, gebe ich ja zu —"

Ein allgemeines „Aha!" begrüßte dies mein erstes Geständnis.

„Ruhe!" kommandierte der Wachtmeister, „er fängt an zu pfeifen."

„Ich — pfeife?" wollte ich einwenden, als mir einfiel, daß man in der Gaunersprache das Ablegen eines Geständnisses damit bezeichnet.

Also ein geständiger Droschkendieb — ich machte Fortschritte an diesem Tage!

„Nu mal weiter," inquirierte der Wachtmeister; „wem gehört die Droschke?"

Ich nannte den Namen des Fuhrherrn.

„Wann haben Sie sie gestohlen, und wo?"

„Gar nicht gestohlen habe ich sie," fuhr ich auf.

„Wann Sie die Droschke gestohlen haben?!" donnerte er mir zu.

„Ich wiederhole, daß ich sie nicht gestohlen habe!" brüllte ich zurück.

„Dann erklären Sie, wie Sie zu der Droschke kommen.“

„Ich habe sie gemietet,“ sagte ich.

Die Schutzleute sahen mich mit geringschätzigem Hohne an; „wenn der Kerl wenigstens noch soviel Witz hätte, vernünftige Ausflüchte zu machen,“ schienen ihre verächtlichen Mienen zu sagen.

„Also gemietet haben Sie sie,“ fuhr der Wachtmeister mit kalter Ironie fort; „ich dachte schon, Sie hätten sie geschenkt bekommen. Zu was denn gemietet?“

„Um — um Studien zu machen,“ erwiderte ich.

„Studien?“ fragte er grinsend weiter; „was sind Sie denn von Profession?“

„Ich bin Schriftsteller.“

Die Schutzleute stießen sich gegenseitig an; der Wachtmeister sah mich kopfschüttelnd an.

„Das wird ja immer besser,“ sagte er; „was schreiben Sie denn zum Beispiel?“

„Unter anderem lyrische Gedichte,“ entgegnete ich.

Der Wachtmeister stand auf; so etwas schien ihm noch nicht vorgekommen zu sein.

„Na,“ sagte er, „Schriftsteller pflegen doch einen Namen zu haben — also mal heraus damit, wie heißen Sie?“

Fürchterliche Frage! Ich sah mich für ewig in den Polizeiannalen gebucht; die unsterbliche Blamage war fertig.

Ich schwieg.

„Wie Sie heißen?“ rasaunte der Wachtmeister.

„Gründe gewichtigster Art nötigen mich, diese Frage unbeantwortet zu lassen,“ entgegnete ich.

Ein allgemeines „Aha“ war die verständnisvolle Antwort auf meine Worte. Der Wachtmeister wurde ungehalten.

„Das glaube ich,“ brüllte er, „daß es dem Patron unangenehm ist, zu sagen, wer er ist! Aber das soll ihm nichts helfen! Bringt mal das Album her,“ wandte er sich an seine Untergebenen.

„Ich bitte den Fuhrherrn kommen zu lassen,“ rief ich in heller Verzweiflung, „und Herrn Gustav; sie werden die Richtigkeit meiner Angaben bestätigen.“

„Das wird morgen früh geschehen,“ beschied mich der Wachtmeister, „vorläufig wollen wir mal sehen, ob wir den Patron hier finden.“

Er klappte das Buch auf, das man auf den Tisch vor ihm gelegt hatte — es war das Verbrecheralbum.

„Entsetzlich," stöhnte ich, „entsetzlich!"

„Lassen Sie die Redensarten," sagte der rauhe Wachtmeister, „und schneiden Sie keine solchen Gesichter."

Ich mußte ins Licht sehen, und eine volle Stunde wurde meine Physiognomie in dem schauderhaften Buche gesucht. Alle Schutzleute steckten ihre Köpfe über demselben zusammen.

„Das ist er!" ertönte es mehr als einmal, man glaubte mich erkannt zu haben, und mit Schaudern mußte ich mir sagen, daß ich Ähnlichkeit mit diesem oder jenem Spitzbuben haben mußte.

Endlich überzeugte man sich, daß ich wirklich nicht in dem Album verewigt war.

„Wir werden ihn morgen photographieren lassen," — mit diesem angenehmen Bescheide wurde ich abgeführt, um die Nacht im Polizeigewahrsam zuzubringen.

Wie ich diese Nacht durchlebt habe, schildere ich nicht, denn sie läßt sich nicht schildern.

Genug — am nächsten Morgen erschien der Fuhrherr und Gustav am Molkenmarkt, und die Blicke, mit denen mich beide anstarrten, waren ebensoviele Beleidigungen.

„Ich hab's mir ja gleich gedacht," sagte der Fuhrherr, indem er eine mehr als deutliche Handbewegung nach seinem Kopfe machte.

„Nach Dalldorf gehört so einer," fügte Gustavs Brummstimme mißbilligend hinzu.

Immerhin bestätigten sie die Wahrheit meiner Worte; es wurde Abstand davon genommen, mich für das Verbrecheralbum photographieren zu lassen; ich erhielt meine richtigen Kleidungsstücke zurück, und um die Mittagsstunde war ich wieder in meiner Behausung.

Das erste, was ich tat, war, daß ich mich zu Bett legte und ein achttägiges Gallenfieber durchmachte; dann reiste ich auf vier Wochen von Berlin fort, weil ich ein Gefühl hatte, als ob die Pflastersteine mir Gesichter schnitten und mich auslachten, und weil ich beim Anblick jeglicher Zeitung den Frost bekam.

Und als ich sodann die Summe der Ergebnisse zog, welche dieser meinem Beruf geopferte Tag mir eingebracht hatte, kam

ich zu dem angenehmen Resultat, daß ich nie mehr in die Italienische Weinstube gehen konnte, weil ich dort meinen Freund Otto getroffen hätte, mit dem ich selbstredend gebrochen hatte, daß ich nie mehr durch die Kanonierstraße gehen konnte, weil ich dort möglicherweise meiner ungetreuen Emma begegnet wäre, der ich selbstredend den Abschied gegeben hatte, und daß ich meinen berühmten sozialen Roman niemals schreiben würde, weil ich selbstredend einen Abscheu gegen Droschken und Droschkenkutscher zweiter Klasse gefaßt hatte.

Das wilde Haustier

Eine Reisestudie

Die Fahrt war heiß gewesen und hatte lange gedauert; endlich, um die Mittagsstunde, hatte ich den Bahnhof meines sommerlichen Bestimmungsortes erreicht. Vor der Ausgangspforte standen die Wagen zum Empfang der Ankömmlinge bereit, im Innern der Halle drängten sich die Menschen, um zu ihrem Gepäck zu gelangen.

Meine ganze Aufmerksamkeit war auf baldmögliche Abfertigung gerichtet; trotzdem wandte ich unwillkürlich überrascht den Kopf zur Seite, als ich neben mir in grollend-befehlshaberischem Tone die Frage vernahm: „Jungens, wo ist Phyllorera?“

Ich sah einen Mann von mittleren Jahren und nicht unbeträchtlichem Körperumfang; der Hut war ins Genick geschoben und enthüllte einen spärlich bewachsenen Scheitel; die Stirn war mit sorgenden Falten gefurcht, und durch die goldumrandeten Brillengläser blickten die Augen mit dem Ausdruck emsigen, beinah besorgten Forschens.

Zwei Knaben von etwa zehn und zwölf Jahren standen neben ihm. Einer derselben deutete, in Erwiderung auf die Frage des Vaters nach dem Ausgange: „Die Mama hat sie an sich genommen,“ sagte er.

Ich folgte der Richtung seines Fingers; eine Dame stand unter der Ausgangspforte und winkte einen Wagen heran, sie trug eine Handtasche mit daran befestigtem Köfferchen in der Hand. Der Vater gab einen brummenden Laut von sich, der wie eine Billigung klang.

„Bacillus ist da?“ fragte er weiter. „Hier,“ erwiderte der Knabe, indem er auf einen, mit grauem Segeltuch umsponnenen Koffer zeigte, den er am Griff hielt. „Halt' ihn fest,“ sagte kopfnickend der Papa. „Koloradokäfer?“ fuhr er forschend fort. „Hier,“ ertönte es aus dem Munde des andern Knaben, der mit beiden Beinen über einem gelben Lederkoffer stand. „Fehlt also bloß noch der große Hund,“ fuhr der Vater fort; „ist er schon herausgekommen?“ — „Noch nicht,“ kam es wie mit einem Laute aus dem Munde der beiden Knaben zurück; der Vater ließ ein grimmig verständnisvolles Kichern hören. „Natürlich,“ murmelte er, „die Bestie drückt sich wieder.“

Er faßte den älteren seiner Knaben an der Schulter: „Kaspar,“ befahl er, „du gehst da oben hin und paßt auf, — ich bleibe mit Max hier unten.“

Dienstbereit raffte der Knabe Kaspar den Koloradokäfer zwischen seinen Beinen auf, und begab sich ans obere Ende der Schranke; der Vater blieb mit Max zurück. Plötzlich tönte es gellend durch die Gepäckhalle: „Papa! Papa! Hier ist er!“ Es war Kaspar, der den Alarmruf ausgestoßen hatte. „Halt' ihn,“ donnerte der Vater zurück. „Paß' auf Bacillus auf,“ gebot er seinem Sohne Max, und mit zwei Sätzen befand er sich an Kaspars Seite.

Unwillkürlich folgte ich ihm mit den Augen. Ich bemerkte einen großen Koffer, auf welchen der Vater mit ausgestrecktem Arm hindeutete: „Nehmen Sie den da!“ herrschte er einen Gepäckträger an, „nehmen Sie den da!“ —

Der Gepäckträger zerrte den Koffer einen halben Fuß aus dem übrigen Gepäck heraus; offenbar war er sehr schwer.

„Nehmen Sie ihn am Kopf!“ ermutigte der Vater, „lassen Sie sich nicht irremachen! Ich kenne das! Er stemmt sich! Er macht sich schwerer, als er ist!“

Der Gepäckträger versuchte noch einmal seine Kraft, dann ließ er los: „Nee,“ sagte er, „den kriege ich nich alleene fort, da muß ich mir nachher noch einen dazu holen.“

Der Inhaber des Koffers schob mit einem Ruck die Brille höher auf die Nase hinauf und warf einen wütenden Blick auf den Koffer. „Siehst du den Racker,“ zischelte er seinem Sohne Kaspar zu, „da hat er seinen verdammten Dickkopf doch wieder durchgesetzt!“

Der Knabe Max hatte inzwischen den seiner Obhut an-

vertrauten Bazillus zum Wagen getragen, in welchem die Mutter bereits saß. Dort erschienen nun auch, den Koloradokäfer zwischen sich schleppend, Knabe Kaspar und der Papa.

„Auf den großen Hund müssen wir noch warten," sagte letzterer mit einem resignierten Seufzer, dann zog er ein Notizbuch aus der Tasche:

„Phylloxera," begann er, indem er in den Seiten des Buches blätterte, „hat sich im allgemeinen gut benommen. Einmal die Mama beim Zuschließen in die Finger gekniffen — von den Eiern, die zum Frühstück eingepackt waren, eins zerdrückt — sonst nichts — weiß jemand noch etwas?" Alles schwieg. Ich stand mit meinem Handgepäck unter der Tür des Bahnhofs und sperrte Mund und Nase auf — er führte, wie es schien, Konduitenliste über seine Koffer.

„Bazillus," las er weiter, „Führung mittelmäßig; hat sich trotzig und widerspenstig gezeigt. Nachdem er vollgestopft war, hat er sich geweigert, das Maul zuzumachen, später, im Eisenbahnkupee, hat er sich gesträubt, sich als Handgepäck behandeln und ins Netz schieben zu lassen, indem er den Bauch aufblähte — verdient Strafe! Kaspar, Max —" wandte er sich gebietend an seine Söhne, „gebt ihm jeder einen Fußtritt."

Die Knaben befolgten eifrig und energisch die Weisung des Papa, dieser fuhr im Sündenregister fort — „Koloradokäfer — von Beginn der Reise faul, tückisch und bösartig. Hat ein Paar Stiefel des Papa, welches für den großen Hund bestimmt war, hinterlistig verschluckt und dadurch Suchen und vollständiges Umladen verursacht. Dann hat er verschiedene Versuche gemacht, von der Reise zurückzubleiben, indem er, mitten in den Straßen Berlins, vom Droschkenbock gesprungen ist und sich alsdann auf dem Bahnhofe in eine Ecke gedrückt hat, wo er nur nach längerem Suchen aufgefunden werden konnte — Kaspar, Max — gebt ihm jeder zwei Fußtritte."

Der Koloradokäfer erdröhnte, von den Stiefelhacken der Knaben getroffen, in allen Fugen und Nähten. Jetzt endlich langte, von zwei Gepäckträgern geschrotet, der „große Hund" beim Wagen an.

Die ganze Familie schaute ihm mit zornig funkelnden Augen entgegen, die Knaben hingen an den Lippen des Vaters, um das Strafurteil zu erspähen, das über diesen Hauptübeltäter ergehen sollte.

Der Vater beschwichtigte ihren Eifer mit einem vieldeutigen Kopfnicken. „Den nehmen wir zu Hause vor!" sagte er. Dann überwachte er mit Ernst und Aufmerksamkeit das Aufschnallen des großen Koffers auf den Wagen, bezahlte mit dem Ausdruck eines Mannes, der an Schicksalsschläge gewöhnt ist, den Gepäckträgern ihre Forderung, und nachdem dies erledigt, schwang er sich mit Kaspar und Max zur harrenden Familienmutter in den Wagen. Mit Koffern und Menschen gefüllt, rollte das Gefährt ab.

Als ich einige Zeit danach bei der Pension anlangte, in welcher Wohnung für mich bestellt war, fand ich unter der Veranda des Hauses den Wirt im Gespräch mit einigen neu angekommenen Reisenden, die unter seinem Dache Quartier suchten. Es war meine Kofferfamilie.

Die Verhandlungen schienen zum Ende gediehen, der Wirt durch die Auskunft, die ihm das Familienoberhaupt über die Verhältnisse seiner Familie gegeben hatte, befriedigt zu sein. „Noch eine Frage, Herr Doktor," sagte er, „Tiere befinden sich nicht in Ihrer Begleitung?"

Der Doktor, welcher den Hut abgenommen hatte, wischte mit dem Taschentuche über den spärlich bewachsenen Scheitel. „Vier Stück," erwiderte er mit tiefem, resigniertem Seufzer.

Der Wirt blickte ihn überrascht an.

„Sie können sich aber beruhigen," fuhr er fort, „wenn schon von Natur bösartig, werden sie doch, so hoffe ich, allmählich zahm werden, und für die Zeit unseres hiesigen Aufenthaltens garantiere ich für ihre Harmlosigkeit; sie sind nur bösartig in der Bewegung."

Dem Wirt wurde es nicht geheuer. „Bösartige Tiere?" murmelte er. „Aber doch hoffentlich Haustiere?"

Der Doktor wiegte sinnend das Haupt. „Haustier" wiederholte er leise für sich; dann erst erhob er sich und schaute den Wirt mit dem großen Blicke der zweifelnden Wissenschaft an.

„Mein Herr," sagte er feierlich, „Sie fordern, daß ich Ihnen mit einem Worte Auskunft über eine Frage gebe, deren Lösung mich seit zwanzig Jahren beschäftigt. Ja, ich glaube, er kann zum Haustier werden — noch ist er's nicht. Aber beruhigen Sie sich," fuhr er beschwichtigend fort, als er den staunenden Blick des Wirts auf sich gerichtet sah, „ich wieder-

hole Ihnen, daß Ihr Haus durch ihn nicht zu leiden haben wird — inzwischen bitte ich Sie, lesen Sie dies."

Er hatte während der letzten Worte in die Brusttasche gegriffen und aus einem Haufen von Papieren ein größeres gedrucktes Heft entnommen, welches er dem Wirte einhändigte. Ohne weitere Äußerungen desselben abzuwarten, erhob er sich, um mit seinen Angehörigen die für sie bestimmten Räume aufzusuchen.

Die Wohnung der Kofferfamilie lag, wie ich mich bald überzeugte, gerade über der meinigen. Das Haus war leicht gebaut; ich konnte beinahe jedes Wort, das über mir gesprochen wurde, vernehmen.

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, erhob sich in den Räumen über mir ein seltsames geschäftiges Treiben. Schritte gingen hin und her, laute, im Kommandoton gehaltene Worte erschollen, dann wurde in der Mitte des Zimmers ein schwerer Gegenstand aufgestellt, anscheinend ein großer Koffer, und nun, nachdem eine kurze, atemlose Stille voraufgegangen war, brach ein Höllenspektakel los.

Ich vernahm die Stimme des Doktors, der, wie es schien, turnerische Freiübungen kommandierte. „Mund — auf! Mund — zu! Mund — auf! Mund — zu!" Jedesmal folgte ein dumpfer Knall, als wenn der Deckel des Koffers auf- und zugeschlagen würde. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!" kommandierte der Doktor. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!" Dabei wurde der Koffer, wie es schien, um und um gedreht, so daß die Dielen dröhnten und die Gegenstände, die in meinem Zimmer aufgestellt waren, zu zittern und zu tanzen begannen.

Vom Schreck erfaßt, eile ich hinaus und die Treppe hinauf. Mein Klopfen an der Tür blieb ungehört, denn der Lärm im Zimmer übertönte jeden anderen Laut. Es blieb mir nichts übrig, als unaufgefordert einzutreten; ein wundersamer Anblick bot sich meinen Augen.

Alles, was von Lichtern vorhanden, war angezündet, und im flackernden Scheine der Kerzen bewegten sich schweißtriefend der Doktor und seine beiden Knaben um den großen Koffer, der mitten im Zimmer stand. Sie waren alle drei in Hemdsärmeln, der Doktor hatte sogar die Beinkleider abgelegt und turnte in Unterhosen umher. Auf einem Lehnstuhle, etwas vom Kampfplatze entfernt, saß die Familienmutter, den Vorgang ernst und

aufmerksam verfolgend; in einer Ecke des Gemaches waren Phyllorera, Bazillus und Koloradokäfer, anscheinend als Zuschauer, aufgestellt.

„Aber Herr Doktor!“ wagte ich mich endlich heraus. Niemand beachtete meinen Zwischenruf; der Doktor war, wie es schien, eben dabei, dem „großen Hund“ das Apportieren beizubringen. Er hatte einen großen Bettsack hineingestopft; diesen sollte der „große Hund“ herausgeben. Das Familienoberhaupt kniete vor ihm. „Aus,“ rief er, „wirst Du 'rausgeben!“ Da der „große Hund“ es nicht freiwillig tat, rissen die Knaben den Deckel zurück — der Papa langte hinein und hob den Bettsack heraus. Dabei kam er der Kramme des Schlosses zu nahe, und nach einem lauten — „Ratsch“ riß der Bettsack von oben bis unten auf.

Ein Wutausbruch erfolgte von seiten des Doktors und seiner Sprößlinge. „Kanaille!“ schrie er, „Kanaille!“

„Aber Herr Doktor!“ rief ich jetzt laut, „um Gottes willen, was machen Sie denn?“

Diesmal drang meine Stimme durch; Kaspar, Max und der Papa wurden auf mich aufmerksam; der letztere trat, in beinahe bedrohlicher Haltung, auf mich zu. „Was ich mache?“ fragte er vorwurfsvoll gereizten Tones, „was ich mache? — Ich arbeite für Sie.“

Sprachlos starrte ich ihn an: „Für — für mich?“ stotterte ich endlich.

Der Doktor sah mich von oben bis unten an, dann wandte er sich mit einem verzweifelnden Kopfnicken ab und stieß einen langen, hoffnungslosen Seufzer aus.

Die Knaben Kaspar und Max hatten sich auf den „großen Hund“ gesetzt, ließen die Beine herunterhängen und starrten mich mit feindselig verächtlichen Blicken an.

Meine Verlegenheit wuchs. „Aber — wenn Sie mir gütigst erklären wollten —“

Der Doktor, der sich in einen Armstuhl geworfen und die Brille von der feuchten Nase genommen hatte, putzte kopfschüttelnd die Gläser, dann setzte er sie mit energischem Ruck wieder auf und schoß einen funkelnden Blick auf mich.

„Was ist denn da aber zu erklären?“ fragte er. „Sie sehen es also nicht? Wirklich nicht?“

Ich schwieg, tödlich beklommen. Der Doktor wandte sich

mit einer wegwerfenden Handbewegung an seine Knaben. „Na, Jungens, dann erklärt ihr es mal dem Herrn!“

Mit einem Satz waren Kaspar und Max dicht vor mir. „Wir richten den Koffer ab!“ riefen sie.

„Was?“ stammelte ich, „ihr — ihr richtet den Koffer ab?“

Der Doktor sah mich von unten auf mit lauernden Augen an und ließ seine Daumen in nervöser Hast umeinander spielen.

„Welchen denn?“ fragte ich weiter, „den großen da?“

Die Hand auf den Tisch gestützt, erhob sich jetzt der Doktor mit feierlicher Würde. „Den großen da,“ sagte er grollenden Tones, „und den mittelgroßen und den kleinen; nicht einen Koffer, sondern alle Koffer überhaupt; den K o f f e r, den K o f f e r, das Geschlecht — verstehen Sie endlich? begreifen Sie nun, daß es eine Kulturmission ist, der ich mich in Gemeinschaft mit meinen Knaben widme?“

Meine Betroffenheit ließ mich nicht zu Worte kommen. Die Kofferfamilie stand und saß um mich her, indem sie mich mit den unschmeichelhaftesten Blicken musterte. Endlich wandte sich der Doktor achselzuckend und kopfschüttelnd von mir ab.

„Nehmen Sie dies,“ sagte er, indem er an einen Tisch trat, auf dem Papiere aufgeschichtet lagen; er überreichte mir eins der gedruckten Hefte, von denen er vorhin dem Wirte ein Exemplar zugestellt hatte. „Lesen Sie es bald,“ sagte er eindringlich gebietend, während er es in meine Hand legte, „lesen Sie es mit Ernst, lesen Sie es mit Nutzen, und wenn Sie gelesen haben — dann kommen Sie wieder, und wenn Sie wollen, bringen Sie auch Ihren Koffer mit.“

Ein mitleidiges Lächeln umspielte seine Lippen, da er meinen staunenden Blick gewahrte; mit einer höflich stolzen Handbewegung deutete er auf die Tür — ich war entlassen.

Auf meinem Zimmer angelangt, begab ich mich sofort daran, das geheimnisvolle Schriftstück zu durchforschen. Es trug die Aufschrift: „Der Koffer, ein Haustier.“ Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Hunde, Pferde, Schweine, Katzen, Ziegen, Rind- und Federvieh hat der Mensch aus dem Zustande ursprünglicher Wildheit herausgerissen, an seine Persönlichkeit gewöhnt und unter dem Namen ‚Haustier‘ zu dienenden Mithelfern an der Kultur gemacht. Dasjenige Geschöpf aber, welches ihm näher steht als alle die genannten, welches als unentbehrlicher Reise-

begleiter des Menschen von der Natur dazu ausersehen scheint, sich zum getreuen, zuverlässigen, unbesoldeten Hausknecht zu entwickeln, hat der Mensch in unbegreiflichem Stumpfsinn bisher im Zustand der Roheit belassen, ohne auch nur den Versuch zu seiner Veredelung zu machen — ich spreche vom Koffer.

„Indem ich, Schreiber dieser Zeilen, Doktor Theophrast Lerchenschmidt, zum ersten Male auf diesen beklagenswerten und der Heilung dringend bedürftigen Zustand hinweise, stelle ich an das Haupt meiner Abhandlung die Behauptung, der wohl kaum ein Widerspruch begegnen wird: ‚Der Koffer, so, wie er heute erscheint, ist noch wild.‘

„Fragen wir nach den Ursachen einer so befremdenden Erscheinung, so finden wir zunächst, daß der Koffer jünger ist als die andern vorhin erwähnten Tiere. Hinsichtlich der Katze ist es erwiesen, daß von den alten Ägyptern der erste Versuch gemacht worden ist, sie zum Menschen zu gewöhnen; was hingegen die Zähmung der übrigen Haustiere betrifft, so verliert sich der Moment, da sie aufhörten, wild zu sein, in vorhistorischer Urzeit.

„Der Koffer, wie gesagt, ist jünger; der gewöhnlichen lederhäutigen Spezies des Geschlechts werden wir ein Alter von kaum neunzehn Jahrhunderten zusprechen können; daß der segeltuchhäutige, wasserdichte ein blutjunges Tierchen ist, glaube ich als bekannt voraussetzen zu dürfen.

„Bedenken wir nun, daß es für die Katze nachweislich zweitausend Jahre bedurft hat, bis sie zahm wurde, so werden wir hinsichtlich der Zähmung des Koffers die Hoffnung noch nicht aufzugeben haben — vorläufig aber, ich wiederhole es, sieht's mit seinem Gemütszustand schlimm aus.

„Und, forschen wir den Ursachen weiter nach, so werden wir den Menschen von schwerer Unachtsamkeit nicht freisprechen können. Meine zweite Behauptung lautet dahin: ‚Der Mensch behandelt den Koffer falsch.‘

„Soll ein Tier zum Haustier werden, so gehört als erste Bedingung dazu, daß es sich an den Menschen gewöhnt. Es muß die Behausung des Menschen teilen, muß ihn fortwährend vor Augen haben, seine Lebensgewohnheiten kennen, verstehen und würdigen lernen.

„Wie verfährt nun aber der Mensch mit dem Koffer? Nimmt er ihn in seinen Salon oder auch nur in sein Arbeits-

oder Schlafzimmer? Nein — es ist unbegreiflich, aber wahr: dahin, wo das Haus am ödesten ist, dahin verbannt er den Koffer: auf den Hängeboden oder in die Rumpelkammer!

„Menschen! Menschen! Dreiviertel des Jahres bekümmert ihr euch um euer Mitgeschöpf nicht, dann, wenn die Reisestunde schlägt, sucht ihr es auf und wundert euch, wenn der vernachlässigte Koffer sich alsdann tückisch, halsstarrig, bösartig und wild zeigt. Denn wie sieht es mit dem Koffer auf dem Hängeboden und in der Rumpelkammer aus? Schlimm!

„Da steht es, das arme, der Bewegung bedürftige Reisetier, in eine Ecke regungslos eingekeilt. Zu unterst befindet sich der große Koffer, auf ihn wird der mittelgroße gestellt, auf den mittelgroßen der kleine und auf den kleinen Handtaschen, Hutschachteln und andere würdelose Gegenstände. Und bei einer solchen Behandlung soll sein Charakter nicht leiden? Habt ihr denn keine Ahnung, daß der Koffer sein Ehr- und Rechtsgefühl besitzt wie jedes andere mit Bewußtsein begabte Wesen?

„Soll ein Tier zum Haustier werden, so ist das weitere Erfordernis, daß es aus der Hand des Menschen angemessene Nahrung empfängt. Und worin besteht die Nahrung, die der Koffer während neun Monaten des Jahres zu schlucken bekommt? In Staub. In gemeinem, grauem Staub, der schichtweise auf ihm sich ablagert und in seine Eingeweide eindringt.

„Und da wundert ihr euch, da wagt ihr, euch zu wundern, daß der Koffer ein staubiges, graues, finsteres Gemüt bekommt? O Menschen, Menschen! Man sollte jeden von euch neun Monate lang auf den Hängeboden sperren und dann nachsehen, was aus euch geworden ist!

„Die Folgen einer solchen verkehrten Behandlungsart sind natürlich die schlimmsten: Um nicht vor Langeweile zu sterben, müssen sich die Koffer unterhalten; worüber unterhalten sie sich? Über ihren Feind, den Menschen. In welcher Weise unterhalten sie sich? Indem sie Verschwörungen gegen ihn anzetteln.

„‚Meine Herren,' sagt der große Koffer, der naturgemäß das größte Ansehen auf dem Hängeboden genießt, ‚die Stunde naht, da unsere Feinde sich zur Sommerfrische rüsten. Ich glaube von jedem ehrliebenden Koffer erwarten zu dürfen, daß er alles daran setzen wird, diesen Menschen das geplante Vergnügen in jeder möglichen Weise zu durchkreuzen, zu verkümmern und ihnen durch tausend Widerwärtigkeiten die sogenannte Erholungszeit zu

einer Leidenszeit zu machen. Bin ich verstanden worden? Habe ich Ihre Zustimmung?'

„‚Jawohl,' rufen der mittelgroße und der kleine Koffer, und ‚durchaus einverstanden,' wispern die Handtaschen, die, von Natur weniger bösartig, sich der allgemeinen Stimmung nicht zu verschließen wagen. Nun werden in geheimem Flüsterton die Aufgaben für jeden einzelnen verteilt. ‚Sie, mein Herr Koloradokäfer,' sagt der große Hund in zischelnden Lauten, ‚sind von Natur mit einem schönen, glattabschüssigen Rücken begabt; wenn sich der Herr des Hauses, seiner gemeinen Angewohnheit gemäß, auf Sie kniet, um Ihnen den Mund zu schließen, so krümmen Sie, wenn ich bitten darf, den Buckel, damit das Scheusal hinten hinunterrutscht — wollen Sie?'

„‚Ich will,' erwidert mit hämischem Lächeln der Koloradokäfer.

„‚Ihnen, mein Herr Bazillus,' fährt der große Hund fort, ‚pflegt die Wäsche des Hausherrn anvertraut zu werden; nehmen Sie davon soviel ein, als Sie schlucken können, und dann zerknüllen Sie ihm die Oberhemden — wollen Sie?'

„‚Ich will,' erwidert grinsend der Bazillus.

„‚Was Sie betrifft, meine teure Phyllorera,' wendet sich endlich der große Hund an die Handtasche, ‚so dienen Sie, wie Sie wissen, der abscheulichen Familie gewöhnlich als Frühstückskober. Nehmen Sie sich des Frühstücks an; zermalmen Sie Eier, Butterbrote und Früchte in einen Brei und suchen Sie den Fruchtsaft, wenn irgend möglich, auf Bücher, Spitzen und andere Ihrer Obhut anvertraute Gegenstände zu lenken, so daß große untilgbare Obstflecke entstehen — wollen Sie?'

„‚Ich will,' kichert die von Natur nicht bösartige, jetzt aber verwilderte Handtasche Phyllorera.

„‚Was mich betrifft,' fährt der große Hund fort, ‚so werden Sie mir hoffentlich das Vertrauen schenken, daß ich der lieben Familie das Leben gründlich sauer machen werde.' Ein allgemeines Nicken der Kofferpyramide bekundet das Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wird.

„In eine derartig vergiftete Seelenatmosphäre tönt nun das Glockenzeichen hinein, welches die Stunde zum Beginn der Reisevorbereitungen verkündet. Der Mensch betritt den Hängeboden; mit lautlosem Schweigen, durch keinen Zug ihres lederhäutigen oder segeltuchenen Antlitzes den Ingrimm verratend, der ihr

Inneres erfüllt, erwarten ihn die Koffer. Mit echt menschlich-brutalem Leichtsinn aber läßt der Mensch dieses unheimliche Schweigen völlig unbeachtet.

„Während Phylloxera, Bazillus und Koloradokäfer sich vorläufig scheinbar ergeben, eröffnet der große Hund schon beim Transport über die Hängebodentreppe die Feindseligkeiten, indem er sich sperrt, stemmt, sich schwer macht und endlich den Hausherrn mit aller Kraft auf den Fuß tritt. Der Wehschrei des Getretenen läßt die Herzen sämtlicher Koffer vor Freude knarren.

„Anstatt aber von nun an wenigstens den Versuch zu machen, den Koffer durch gemütvolle, freundliche Behandlung zu gewinnen, fährt der Mensch — o Menschen! Menschen! — in roher Unverständigkeit fort, indem er zum Rohrstock und Staubwedel greift und den Koffer in roher Weise auszuklopfen beginnt.

„Welches die Empfindungen des Koffers während dieser gemeinen Behandlungsweise sein müssen, wage ich nicht auszumalen; genug, daß damit jeder mögliche Rest versöhnlicher Stimmung vernichtet wird.

„Die einzige Rache des mißhandelten Geschöpfes besteht vorläufig darin, daß es den Staub, der unverdaut in seinem Leibe liegt, in dicken Wolken von sich stößt, dem Menschen ins Gesicht, die ganze Stube unter Staub setzend.

„Nun tritt der wichtige Moment ein, da die Koffer gefüttert werden. Neun Monate lang nur Staub, — jetzt mit einemmal sollen sie Nahrung kompaktester Art, Wäsche, Röcke, Beinkleider, Weste, Stiefel, Schuhe, Bücher und Papier, und das alles in größten Massen, zu sich nehmen.

„Aber Menschen! Menschen! Ist denn kein Gefühl in euch? Sagt euch denn nicht der einfache Verstand, daß ein derartiges Verfahren dem Koffer den Magen verderben muß, auch wenn er einen Straußenmagen hätte? Ist es denn wirklich zu viel verlangt, daß ihr ihn langsam an die Reisekost gewöhnt, indem ihr ihn zwei, drei Wochen vor Beginn der Reise zu füttern anfangt? Beginnt mit kleinen Portionen; gebt ihm heute drei Oberhemden zu essen, morgen noch ein paar Nachthemden dazu; fügt übermorgen einige Paar Strümpfe und Unterbeinkleider hinzu und fahrt so bis zu allmählicher Stopfung fort. Der Koffer wird sich an seine Last gewöhnen, sie gehörig verdauen und euch danken.

„Wie verfährt dagegen der Mensch? Im Zeitraum einer Stunde wird der Koffer genudelt und gemästet, daß dem armen abgemagerten Geschöpf der Bauch zum Platzen schwillt. Die Wirkung ist auch danach: Mit weit geöffneten Kiefern schlingt der hungrige Koffer alles ein, was ihm geboten wird, Wäsche, Kleidungsstücke und Stiefel des Hausherrn.

„‚Das geht ja famos!‘ sagt das betörte Familienoberhaupt. Schweigend hört ihn der Koffer an; ‚warte du nur,‘ denkt er bei sich. Einen Augenblick wendet sich das leichtsinnige Familienoberhaupt ab — im selben Moment hat der Koloradokäfer, denn er ist es, der zunächst gefüttert wird, Kamm und Bürste des Hausherrn verschluckt und tief unter die Wäsche befördert. Nach einiger Zeit vermißt der Hausherr, der sich striegeln will, die notwendigen Utensilien; wo sind Kamm und Bürste? Der Koloradokäfer steht in lethargischer Ruhe — er weiß von nichts — das ganze Haus wird umgedreht — nach dreistündigem Suchen werden Kamm und Bürste im Bauche des Koloradokäfers, da, wo er am tiefsten ist, gefunden; Wäsche Kleidungsstücke und alles übrige hat herausgerissen werden müssen — der Hausherr schnauft vor Wut — der Koloradokäfer knarrt vor Vergnügen. Endlich ist er von neuem vollgestopft; der Hausherr macht sich daran, ihn zu schließen. ‚Nun aber sollst du mich kennen lernen,‘ murmelt der Koloradokäfer in sich hinein.

„Ein wütender, ein entsetzlicher Kampf beginnt zwischen Mensch und Koffer. Mit roher Gewalt greift der Mensch zu — mit finsterem Trotze leistet der Koffer Widerstand. Zwei Schnallen, zwei gemeine Lederschnallen, hat der Mensch anbringen lassen, mit denen er dem Koffer das Maul zuzuschnüren versucht. Aber Mensch! Mensch! Mit dem Bären verfährt man so, den man zum Tanzen abrichten will, und dem man einen Maulkorb vor die Schnauze legt, — aber ist das die Art, ein Geschöpf zur Sittlichkeit und Ordnung zu erziehen?

„Nach halbstündigem Kampfe ist es dem Menschen endlich gelungen, die Schnallen zuzuziehen; schon aber schwitzt er am ganzen Leibe, und noch bleibt das Schloß zu schließen, und nun wird der Widerstand des Koffers geradezu fanatisch. Der Schlüssel wird ins Schloß gesteckt — der Koffer spuckt ihn aus — die Kramme wird in ihre Öffnung gedrückt — der Koffer beißt die Zähne zusammen, die Kramme fährt zurück und dem Menschen an die Nase.

„Jetzt wirft sich der Mensch, aller Rücksichten vergessend, auf den Koffer und kniet ihm auf den Rücken. Der Koffer krümmt den Buckel — der Mensch fällt vornüber, die Hände am Boden, die Füße gen Himmel.

„Der Mensch schwitzt, flucht und verzweifelt, der Koffer stöhnt, knarrt und triumphiert. Nach abermals einer halben Stunde richtet sich der Mensch, blaurot im Gesicht, auf — der Koloradokäfer ist für diesmal besiegt. Gefesselt, verriegelt, verschnallt steht er da.

„Dies aber war nur der Anfang; jetzt gilt es in gleichem Ringen den Bazillus zu bewältigen, der kampfdürstend bereit steht. Die Schreckensszenen von vorhin wiederholen sich; in greulichem Durcheinander wälzen sich Mensch und Koffer umher; dazu kommt, daß die Kräfte des Menschen durch den Kampf mit dem Koloradokäfer schon geschwächt sind, während Bazillus frisch ist.

„Nach Verlauf einer Stunde hat menschlicher Witz endlich auch über Bazillus den Sieg davongetragen, entwaffnet steht er neben dem Koloradokäfer; beiden ist der Mund verboten; sie können nur noch dumpf knurren. Ihre Augen sind auf den großen Koffer, den großen Hund, gerichtet. ‚Mit uns bist du fertig geworden,' sagt ihr Knurren, ‚aber jetzt kommt unser großer Bruder.'

„Und die Vorgänge, die sich nun abspielen, sind in der Tat entsetzlich. Der große Hund ist mit der Wäsche und den Kleidungsstücken der Familienmutter und der Kinder gefüttert worden.

„Mit teuflischer Gewandtheit hat der große Hund seine Stellung so zu nehmen verstanden, daß er gerade vor der einzigen Türe des Zimmers steht. Der Eingang ist verbarrikadiert, wer heraus oder herein will, muß über ihn fortklettern.

„Die Familienmutter sucht ihn zur Seite zu ziehen — der große Hund zeigt für ihre Anstrengungen nur ein geringschätziges Lächeln. Die Kinder spannen sich an — der große Hund lächelt noch immer. Der Hausherr kommt und zieht mit — der große Hund steht wie ein Fels. Sämtliche Dienstmädchen werden gerufen — er gibt einen halben Zoll nach, so daß der Mensch mit Einziehung aller Weichteile des Körpers gerade noch an ihm vorüberschlüpfen kann.

„Nach Verlauf mehrerer Stunden ist die Füllung des

großen Hundes vollbracht. Der Hausherr sieht ihn mit besorgten Blicken an. ‚Wir werden ihn morgen früh zumachen,‘ sagt er. Er ahnt, welche Aufgabe ihm bevorsteht, und fühlt sich derselben, ermattet durch die Kämpfe mit Bazillus und Koloradokäfer, nicht mehr gewachsen. ‚Gut,‘ denkt der große Hund für sich, ‚auf morgen.‘

„Die Nacht über ist Waffenstillstand. Am Abend geht der unbesonnene Familienvater in die Bierstube, um sich vom Stammtisch für die Sommerreise zu verabschieden. Die Folge davon ist, daß er am nächsten Morgen erst spät, zwei Stunden vor Abgang des Zuges, mit Kopfschmerzen aus den Federn kommt.

„Der große Hund ist schon lange wach, hat nicht gekneipt und erwartet den Gegner.

„Der Kampf beginnt — nach den ersten vergeblichen Versuchen steigt dem Familienvater das Blut zu Kopf — ‚au, mein Kopf,‘ murmelt er; der große Hund hat den Angriff abgeschlagen.

„‚Wir müssen uns beeilen,‘ mahnt sanft, aber vernehmlich die Familienmutter.

„‚Steigt auf den Koffer,‘ gebietet der Papa. Frau und Kinder klettern auf den großen Hund, — ihre Last genügt nicht. Köchin und Hausmädchen werden hinzugezogen; die ganze Familie ist auf dem Rücken des Koffers, vor welchem der Hausherr ächzend kniet, versammelt — der große Hund gibt nicht nach.

„Wütend springt der Hausherr auf und mit einem Satz auf den Koffer, so daß die Köchin zur einen, die Familienmutter zur anderen Seite herunterpurzelt; die Genick- und Rückenmuskeln des großen Hundes sind wie Eisen und Granit — er gibt nicht nach.

„‚Der Portier soll heraufkommen,‘ brüllt der Hausherr, dem die Kuckucksuhr zuruft, daß nur eine Stunde noch bis zum Abgange des Zuges ist. Piefke, der Portier, eine herkulische Gestalt, erscheint; auf dem Deckel des Koffers steht der Hausherr und trampelt mit beiden Beinen, vor dem Koffer kniet Piefke, der Portier, und drückt mit beiden Händen — der große Hund steht zwischen ihnen wie ein Märtyrer, an dessen Widerstandskraft die Wut der Henker erlahmt. ‚Er ist zu voll gepackt,‘ erklärt Piefke, der Portier, ‚es muß was 'rausgetan werden.‘

„Mit wütendem Griff langt der Hausherr in den Koffer

und reißt die zu oberst liegende neue Garderobe der Familienmutter heraus. Die Familienmutter protestiert — der Familienvater erwidert nicht ohne Schärfe — die Familienmutter bricht in Tränen aus — die Kinder heulen mit — der Familienzwist ist da.

„Ein Triumphgefühl schauert über den Lederrücken des großen Hundes, er hat gesiegt, und jetzt endlich entschließt er sich, das Maul zuzumachen.

„Inzwischen ist es höchste Zeit geworden; der Hausherr stürzt eine Tasse brühend heißen Kaffee hinunter und verbrennt sich Mund, Schlund und Magen. Er wird ausfallend gegen die Familienmutter, welche in Jammertönen versichert, ‚daß er so unangenehm noch niemals gewesen sei!‘ Die Kinder erheben ein Zetergeschrei — mit den Gefühlen wechselseitiger Feindseligkeit besteigt die Familie die Droschke.

„Ich schließe das Schauerbild häuslichen, durch die Bösartigkeit des Koffers hervorgerufenen Familienzerwürfnisses und stelle als dritte Behauptung den Satz auf:

„Zu den schwersten Tagen des menschlichen Lebens gehört der erste Tag einer Vergnügungsreise.

„Allzuweit würde es mich führen, wenn ich die Schurkereien, die sich der Koffer mit wahrhaft teuflischer Erfindungskraft ausersonnen hat, um den Menschen während der Reise zu quälen, in allen Einzelheiten herzählen sollte. Nur kurz sei darauf hingewiesen, wie meisterlich das boshafte Geschöpf es versteht, sich beim Wiegen den Schein von Überfracht zu geben, um dem Menschen unverhoffte Ausgaben zu bereiten; wie täuschend er beim Ausladen die Gesichtszüge anderer Koffer nachzuahmen versteht, so daß die Vertauschung des eigenen mit einem fremden Koffer zu den stehenden Aufregungen eines Reiseprogramms zu rechnen ist; wie ungezogen sein Benehmen im Kupee als Handgepäck ist, wie er sich den Passagieren vor die Füße stellt, damit sie stolpern; wie er sich aus dem Netze wirft, damit er uns auf die Köpfe fällt — genug und schon zu viel! Aber wer, frage ich, ist als Urheber all dieser Abscheulichkeiten anzusehen? Der Mensch, der den Koffer während der Reise ebenso falsch behandelt, wie vor derselben.

„Der Koffer soll der Reisegefährte des Menschen sein — wo gehört er also hin? In die menschliche Gesellschaft; dahin, wo der Mensch während der Reise sitzt, ins Kupee.

„Ihr wendet mir ein, daß eure Bequemlichkeit darunter leiden würde? Aber Menschen! Menschen! Fühlt ihr denn nicht, daß es sich um eine Kulturaufgabe handelt? Könnt ihr derselben nicht ein bißchen von eurer elenden Bequemlichkeit zum Opfer bringen?

„Statt dessen, was tut der Mensch? So wie er den Koffer vor der Reise auf den Hängeboden verbannt, so steckt er ihn während derselben in den Gepäckwagen! Unsinn, du siegst! Habt ihr euch denn noch nie gesagt, daß der Gepäckwagen für den Koffer genau dasselbe bedeutet, was für den Menschen das Zuchthaus? Überlegt ihr denn nicht, in was für eine Gesellschaft ihr euer Reisetier bringt?

„Da kommt der junge, unerfahrene, unverdorbene Koffer mit alten ergrauten Burschen seines Geschlechtes zusammen; da lauscht er den Gesprächen derselben — erst mit Staunen, dann mit Vergnügen, schließlich mit Begeisterung.

„Da hört er zum Beispiel, wie ein alter Koffer, dessen runzlig weichem Ledergesicht man die Erfahrung im Laster ansieht, zu einem großen eisenbeschlagenen sagt: ‚Möchten Sie mir nicht den Gefallen tun, auf mich zu steigen? Mein Hausherr hat mir zerbrechliche Sachen anvertraut — es wäre mir ein besonderes Vergnügen, ihm dieselben zerbrochen herauszugeben, und Sie, Verehrter, scheinen mir der rechte Mann dazu.‘ ‚Mit Vergnügen,‘ antwortet der eisenbeschlagene; im nächsten Augenblick geht ein Klirren durch den Gepäckwagen und ein schadenfreudiges Gelächter sämtlicher Koffer.

„Da hört er, wie ein anderer Kofferkollege zu seinem Nachbar sagt: ‚Wir nähern uns der Zollgrenze, da gedenke ich meiner Hausmutter ein Vergnügen zu bereiten. Sie hat mir zwanzig Meter Spitzen in den Magen gesteckt, die sie über die Grenze paschen möchte — sie glaubt sie wohl versteckt — hahaha — sie soll ihr blaues Wunder erleben. Mautbeamte sind, wie Sie wissen, die einzigen Menschen, mit denen wir im Einvernehmen stehen, denn sie sind Feinde des übrigen Menschengeschlechts. Sie verstehen in den Falten unseres Gesichtes zu lesen, und wenn sie uns die Hand auf den Magen legen, so geht ein elektrisches Zucken durch ihre Fingerspitzen, welches ihnen sagt: ‚Hier ist etwas für dich.‘ Nun, ich werde mein Gesicht in Falten legen, daß der Mautbeamte wie mit Riesenbuchstaben darin lesen soll: ‚Hier wird geschmuggelt!‘ Sollte er mich dann noch nicht ver-

stehen, so werde ich Bauchgrimmen, Magenkrampf und endlich Übelkeit heucheln, mich winden, schütteln und schließlich mich von den Kontrollschranken auf den Boden herunterfallen lassen, so daß sich das Unterste meines Mageninhalts zu oberst kehrt — und wenn meine Hausmutter dann ihre Strafe gezahlt hat — na, dann, denke ich, wird das Reisegeld gerade noch zur Rückreise nach Hause ausreichen.‘ —

„Derartige Pläne werden vor den Ohren des jungen Koffers verhandelt! Derartigen Gesprächen zwingt ihr ihn das Ohr zu leihen!

„Menschen! Menschen! daß ich doch jeden von euch vier Wochen lang zu Einbrechern und Spitzbuben ins Zuchthaus stecken könnte, damit ihr fühlen lerntet, was ihr eurem, von der Natur euch zur Pflege anvertrauten Mitgeschöpf antut. Tragt denn die Folgen eures Verfahrens; eßt die Suppe aus, die ihr euch eingebrockt: unschuldig, in Listen und Ränken unerfahren ist euer Koffer bei Beginn der Reise in den Gepäckwagen eingestiegen — als ein angebrannter Teufelsbraten klettert er jetzt, da der Zug auf der Grenzstation angekommen ist, aus demselben heraus.

„Während des Gespräches über den Spitzenverrat ist ihm eingefallen, daß sein Hausherr vor der Abreise ein doppeltes Futter in seinem Innern angebracht und dasselbe mit Zigarren vollgestopft hat. Harmlos, den tieferen Zweck nicht ahnend, hat der Koffer es geschehen lassen — jetzt ist ihm ein Licht aufgegangen und mit dem Lichte zugleich ein nichtswürdiger Plan.

„Auf dem Brett, auf welchem die Koffer und Handtaschen zur Visitation aufgelegt werden, hat er mit spähenden Augen einen etwas hervorragenden Nagel entdeckt; an den Kopf dieses Nagels klammert er sich mit der Kante seiner Rückennaht an.

„Schon ist die Visitation glücklich beendet — schon atmet der Familienvater erleichtert auf — seine Zigarren sind unentdeckt geblieben — schon ergreift er den Koffer, um ihn zu schließen — da — ein Reißen und Krachen — die Rückennaht des Koffers klafft in langer Spalte und aus der Öffnung streckt der Koffer in Gestalt der braunen Spitze einer Zigarre die Zunge heraus.

„Wie ein Stoßvogel wirft sich der Mautbeamte darüber her; mit roher Schonungslosigkeit erweitert er den Riß, das süße Geheimnis des Familienvaters ist entdeckt, entweiht, im

Gänsemarsche kommen die Zigarren, eine hinter der andern, aus ihrem Versteck herausspaziert.

„Kaum ans Licht geboren, sind sie auch schon konfisziert, und damit der so plötzlich erleichterte Familienvater nicht das Gleichgewicht verliert, wird ihm eine Geldstrafe auferlegt, unter deren Last er schier zusammenbricht.

„Ein krampfhafter Griff ins Portemonnaie — ein tiefes Erbleichen des Familienvaters — und im nächsten Augenblick vernimmt die betrübte Familie die Hiobspost, daß sie acht Tage früher, als ursprünglich beabsichtigt gewesen, nach Hause zurückkehren werde.

„Der Koffer grinst über alle Falten seines Gesichtes — das Geschöpf, welches die Natur dazu bestimmt hatte, dein Reisehelfer zu sein, ist durch deine Schuld, törichter Mensch, zum Vernichter deines Reisevergnügens geworden. —

„Ich schließe das Sündenregister; ich fühle, daß ich durch eine zu weitläufige Ausführung desselben den Koffer zu einem Gegenstande des Hasses für den Menschen machen würde, und das ist meine Absicht nicht. Nein, nicht den Koffer anzuklagen bin ich hergekommen, sondern den Menschen! den Menschen!

„Und an dich, Mensch, wende ich mich zum Schlusse mit der Frage: Hast du meine Worte vernommen? Bist du endlich aufgewacht? Ja? Ja? Nun, ich hatte ja die Hoffnung noch nicht aufgegeben; es ist gut.

„Und fragst du mich nun, was zu tun sei, um diesem trostlosen Zustande ein Ende zu machen, um den Koffer aus seiner Verwilderung zur Höhe des Haustieres emporzuheben, so erwidere ich: komme zu mir und lerne.

„Ich, Doktor Theophrast Lerchenschmidt, beschäftige mich seit zwanzig Jahren mit dem Koffer und seiner Zähmung — jetzt bin ich der Lösung des Problems auf der Spur. Unterricht in der Gewöhnung und Abrichtung des Koffers erteile ich, die Stunde zu drei Mark; mit praktischen Übungen verbunden zu fünf Mark.“ —

Die Nacht war weit vorgeschritten, und das Licht tief hinunter gebrannt, als ich bei diesen Worten angelangt war. Erregt und bewegt erhob ich mich, um die Nachtruhe zu suchen. Indem ich scheuen Auges zu der Ecke hinüber blickte, wo mein Koffer stand, glaubte ich zu bemerken, daß er vorwurfsvollen Blickes zu mir aufschaute.

Eine tiefe Beschämung ergriff mich, rasch löschte ich das Licht, um den mahnenden Augen zu entgehen. „Beruhige dich," murmelte ich, indem ich die Bettdecke über mich zog, „morgen gehe ich mit dir zu Doktor Theophrast Lerchenschmidt."

Spät am andern Morgen erhob ich mich. Ich war schon einmal im aller Frühe, infolge eines heftigen Lärms im Hause, aufgewacht, hatte mich aber noch einmal auf die andere Seite gelegt.

In freudiger Bestimmtheit stand mein gestriger Entschluß vor meiner Seele. Sobald ich gefrühstückt hatte, erkundigte ich mich, ob Doktor Lerchenschmidt schon zu sprechen sei, als ich zu meiner Betretung erfuhr, daß dem Doktor bereits in aller Morgenfrühe gekündigt worden und er mit allen Koffern und übrigen Familienmitgliedern abgereist sei. „Die übrigen Gäste im Hause hätten sich beschwert, weil so ein schauderhafter Spektakel bei dem Doktor gewesen wäre."

Kopfschüttelnd trat ich in meine Behausung zurück, und wehmütig blieb ich vor meinem Koffer stehen: „O Menschen, Menschen!" murmelte ich.

Niemand wußte mir zu sagen, wo ich Doktor Lerchenschmidt zu suchen hätte — und so bin ich noch heute hoffnungsloser Inhaber eines ungezähmten Koffers.

Mein nervöser Onkel

Mein Onkel; mein armer guter Onkel. — Übellaunig wärst du gewesen, sagen die Menschen dir nach — hm — hm; reizbar wärst du gewesen — nicht übermäßig verbindlich, ja unter Umständen sogar grob — hm — hm freilich, wenn ich zurückdenke, muß ich gestehen, daß ich begreife, wie sie zu solcher Anschuldigung gekommen sind — aber wissen sie denn auch, warum du übellaunig, ahnen sie, warum du reizbar warst?

Mein Onkel gehörte zur großen Gemeinde der leidenden Menschheit, er war ein Märtyrer seiner Leibesbeschaffenheit.

Von kurzer, gedrungener Statur, dabei vollblütig und mit ausgesprochener Anlage zum Fett — Naturen dieser Art sind bekanntlich immer reizbar, und zwar aus naheliegenden Gründen; denn sie leiden unter tausend Unannehmlichkeiten, von denen die Mageren nichts wissen.

Dazu kam, daß er von stolzer Gemütsart war und sich lieber die Zunge abgebissen, als zugegeben hätte, daß er die Unzuträglichkeiten seines Körpers empfand. Schweigend verschluckte er den Ärger, den ihm der Vergleich mit den Mageren verursachte. Natürlich verminderte seine Reizbarkeit sich dadurch nicht, im Gegenteil, sie bekam einen Stich ins Gallige. Er begann die magere Hälfte der Menschheit mit feindseligen Empfindungen zu betrachten, und da ihm beinah alle Menschen im Vergleich zu ihm mager erschienen, geriet er beinah mit der ganzen Welt auf gespannten Fuß.

Was hatte er aber auch alles zu leiden!

Als ein Mann von cholerischem Temperament bewegte er sich, wenn er auf der Straße ging, stets im Geschwindschritt; dadurch kam es, daß er sehr bald heiß wurde; sobald er heiß wurde, geriet er in Schweiß, und sobald er in Schweiß geriet, rutschte ihm der Kneifer von der Nase.

In solchen Augenblicken war es nicht ratsam, ihn anzureden. Sein ganzes Denken und Trachten war alsdann lediglich darauf gerichtet, den „vermaledeiten“ Kneifer auf der schlüpfrigen Nase festzuklemmen.

Seine Nase war kurz und breit und daher nicht eigentlich für einen Kneifer geeignet. Ich wagte einmal, ihm vorzuschlagen, daß er lieber eine Brille tragen sollte — ich wagte es einmal und nie wieder — die Brille erschien ihm schulmeisterlich, und Schulmeister waren ihm, wie er mir des öfteren anvertraute, „odiös“. Wehe überhaupt jedem, der ihn auf eine Unzulänglichkeit seiner Natur aufmerksam zu machen wagte, der ihm sagte, daß er erhitzt sei, oder gar, daß er schwitze. Wehe aber auch jedem, der, seinen Zustand verkennend, ihm, wenn er erhitzt war, zu seinem guten Aussehen gratulierte. Einem Freunde, der einmal freudig erstaunt geäußert hatte, „daß er wie ein Pfannkuchen aufginge“, hatte er sofort die Freundschaft gekündigt.

Nicht anders als auf der Straße erging es meinem armen Onkel in der Gesellschaft. Sobald er einige Zeit im Salon unter Menschen war, geriet er in Schweiß, und der Kneifer wollte nicht mehr halten. In solchen Augenblicken gab es für ihn nur einen Trost: Leidensgefährten zu suchen. Sobald er einen anderen sah, der gleich ihm durch die Hitze litt, steuerte er in dessen Nähe.

Nicht um ihn zu trösten, nein, ich kann es leider nicht

verhehlen, mit bösartigen Hintergedanken; um sich an der Qual des Unglücklichen zu weiden.

So erinnere ich mich, daß wir einst in einer Gesellschaft mit einem berühmten Tenoristen an einer und derselben Tafel saßen. Der Sänger hatte kurz vorher auf das schmelzendste gesungen, er neigte gleichfalls zum Fett und trug, da er kurzsichtig war, ebenfalls einen Kneifer. Er war in Schweiß geraten, der Kneifer rutschte ihm — mein Onkel war noch trocken und fühlte sich dem Unglücklichen überlegen.

„Sie transpirieren," sagte er, indem er den Mimen kalten Blickes fixierte. „Sie werden gleich Ihren Kneifer verlieren."

Der Sänger rückte den Kneifer zurecht, man merkte ihm an, daß ihm durch die Worte meines Onkels kein Gefallen geschah.

„Sie werden sich die Augen total verderben," fuhr mein unerbittlicher Onkel fort, „wenn Sie den Kneifer so schief vor denselben tragen. Sie täten wohl daran, eine Brille zu benutzen."

Der Tenor schoß einen empörten Blick über den Tisch, mein Onkel fing ihn mit siegreicher Gelassenheit auf — er frohlockte innerlich. Der unglückliche Mime aß keinen Bissen mehr und blieb den ganzen Abend verstimmt; mein Onkel speiste mit der Ruhe eines Wahrheitsapostels weiter, blieb den ganzen Abend trocken und durchlebte innerlich glückliche Stunden.

Derartige Momente waren aber leider nur selten im Leben meines armen Onkels, zahlreich dagegen die Ärgernisse, die ihm durch die Welt und deren „ganz dumme und schlechte Institutionen" verursacht wurden.

Unter den letzteren war namentlich eine, und zwar die für den Verkehr der Großstadt notwendigste, welche meinem armen Onkel, so oft er sie benutzte, eine Fülle von Verdrießlichkeiten bereitete: nämlich das Fuhrwesen. Ich will mich nicht damit aufhalten zu schildern, was er als Fußgänger durch Pferd und Wagen zu leiden hatte, wenn er bei Straßenübergängen, an denen ihm mit tückischer Vorliebe der Kneifer zu rutschen pflegte, das Gefühl des Überfahrenwerdens hundertmal im Geiste durchkostete — will das Bild nicht ausführen, das er gewährte, wenn er, von der Potsdamer Straße kommend, mit hochgeschwungenem Regenschirm über den Potsdamer Platz hinüber nach der „Insel"

sich rettete und dort wie ein Mensch, der schwerster Leibes- und Lebensgefahr entronnen, schnaufend zu weiterem Gange Kraft schöpfte — ich will aus dem Dulderleben dieses vielgeprüften Mannes ein Moment herausgreifen, ich will meinen Onkel als Fahrgast schildern.

Als unbestrittenen Satz glaube ich aufstellen zu dürfen, daß es für niemanden ein Vergnügen ist, in einer Berliner Droschke zweiter Klasse zu fahren. Daß es für meinen Onkel keines war, kann ich aus eigener schrecklicher Erfahrung bezeugen. Früher nämlich habe ich ihn manchmal bei derartigen Gelegenheiten zu begleiten das Mißgeschick gehabt — ich sage früher, denn später tat er einen Schwur, nie wieder in einer Droschke zweiter Klasse zu fahren, und ich desgleichen, ihm nie wieder in einer solchen Gesellschaft zu leisten.

Andere Leute ärgern sich auch über Droschken dieser Gattung, aber ihr Ärger beginnt erst, wenn sie in dem Rumpelkasten sitzen — mein Onkel ärgerte sich schon, bevor er noch eingestiegen war. Wie er denn überhaupt die Gabe besaß, sich „auf Vorrat“ zu ärgern.

Der Anblick der mageren, abgetriebenen Droschkengäule genügte, um sein Blut in Wallung zu bringen, und sobald er dem Kutscher sein Ziel verkündet hatte, reute es ihn bereits, daß er sich zur Fahrt entschlossen hatte.

Sofort eröffnete er die Feindseligkeiten. Während der Kutscher die Decke vom Pferde nahm, sich in dieselbe einwickelte und zurechtsetzte, stand mein Onkel, die Uhr in der Hand, neben der Droschke.

„Das rechnet nicht mit zur Fahrzeit,“ erklärte er drohenden Tones, „das sage ich Ihnen, das rechnet nicht mit.“

„Steig ein!“ wandte er sich dann zu mir in einem Tone, der mir nahendes Ungewitter verkündigte.

Um seiner kurzen Gestalt mehr Länge zu verleihen, trug mein Onkel mit Vorliebe hohe Hüte. Die Folge davon war, daß er jedesmal beim Einsteigen in die Droschke mit dem Hute an die Decke stieß.

„Verfluchter Kasten,“ grunzte er, indem er den bestoßenen Hut vom Kopfe nahm und mit dem Rockärmel glatt strich. Dann trat zunächst ein unheimliches Schweigen ein.

Plötzlich wurde dasselbe durch einen furchtbaren Laut unterbrochen: „Wo fährt der Kerl denn lang?“ brüllte mein Onkel mit

einer Stimme, die mir fast das Trommelfell zersprengte, „der Kerl hat ja keine Ahnung! er fährt ja eine Meile um!"

Schwierig war in solchen Fällen meine Lage: widersprach ich, so betrachtete er mich als Verbündeten und Geistesverwandten des Kutschers, und die ganze Ladung, die diesem gegolten hatte, bekam ich auf den Pelz; schwieg ich, so empörte ihn das; er faßte es als Zeichen geistiger Stumpfheit, oder, was noch schlimmer, als versteckte Opposition auf, und ich bekam es wieder ab; stimmte ich ihm bei, so nahm er das zunächst als schuldigen Tribut meiner geistigen Untergeordnetheit auf, und nach einiger Zeit ärgerte er sich darüber; es fehlte ihm an der nötigen Reibung, er brauchte Widerspruch; mit furchtbarer Virtuosität drehte er die Sache hin und her, bis daß er mir irgendwie und irgendwo widersprechen konnte, und dann bekam ich es erst recht.

Hatte sich der Groll meines Onkels auf diese Weise zum erstenmal entladen, so wurde es für eine Weile wieder still.

Dann ertönte aus seiner Ecke ein Lachen, ein heiseres, kaltes, entsetzliches Lachen. „Das nennt man nämlich fahren," sprach mein Onkel vor sich hin, sodann wandte er sich zu mir: „Das nennt man fahren." Was sollte ich auf diese unbestreitbare Behauptung erwidern?

Mein Onkel blickte hinaus. „Siehst du dort das alte Frauenzimmer mit der Kiepe auf dem Rücken?"

Ich sah sie.

„Sie kommt schneller vom Fleck, als wir in unserer Droschke," fuhr er fort, „sie überholt uns, bei Gott, sie überholt uns!" Stöhnend sank er zurück. „Es ist eine Kalamität," sagte er, „in solch einem Schandfuhrwerk fahren zu müssen, eine Kalamität!"

Zornfunkelnden Auges verabfolgte er, am Ziele angelangt, dem Kutscher sein Fahrgeld; während er das tat, wandte er sich an mich: „Merk' dir die Nummer dieser Droschke," sagte er, „notier' sie dir, damit ich nie wieder hineinfalle, falls ich ihr wieder begegnen sollte."

So war der Seelenzustand meines Onkels bei gewöhnlichen Fahrten; nun stelle man sich vor, wie sich derselbe gestalten mußte, wenn er Eile hatte, wenn er zu bestimmter Zeit an einem Ziele anlangen mußte, z. B. zur Abfahrt an einem Bahnhofe.

Einstmals im Sommer hatten wir uns verabredet, einen

Ausflug nach Friedrichshagen und dem Müggelsee zu machen. Pünktlich um $8^1/_2$ Uhr morgens, eine Stunde vor Abgang des Zuges, trat ich reisefertig in die Junggesellenwohnung meines Oheims ein. Er war noch nicht erschienen, an der Tür seines Schlafzimmers stand der Barbier, die Serviette über dem Arm, dumpfe Resignation im Antlitz.

„Ich habe schon zweimal geklopft,“ sagte er, als er meinen fragenden Blick gewahrte. Ich trat an die Tür und klopfte kräftig an. „Na ja, na ja,“ ertönte es grollend aus der Tiefe der Schlafstube. Er lag offenbar noch im Bett.

„Es wird Zeit, Onkel,“ rief ich mahnend durch das Schlüsselloch.

„Na zum Schwerenot, ja doch!“ pfauchte es von drinnen. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und mein Onkel erschien in Schlafrock und Pantoffeln, mit gesträubtem Haar, Blicke um sich werfend, als hätte er die unerhörteste Beleidigung erlitten.

„Nimm Platz,“ sagte er zu mir, ohne mich anzusehen, mit einem Tone, der eigentlich mehr nach „mach', daß du hinauskommst,“ klang.

Schweigend gehorchte ich seiner Aufforderung — ich wußte, daß die Morgenstunde keineswegs für ihn Gold im Munde hatte. Mit dem Gesichte eines Menschen, dem der Henker die letzte Toilette macht, setzte er sich nieder, um sich von dem Barbier einseifen zu lassen. Die Operation begann, prustend ließ mein Onkel sich dieselbe gefallen. — Endlich war das schwere Werk vollbracht; mein Onkel stieß den Stuhl zurück, sprang auf und schoß gesenkten Hauptes in die Schlafstube zurück. Im Schlafzimmer erhob sich ein Rauschen und Plantschen, wie wenn ein Elefant in die Schwemme geht und sich mit Wasser begießt.

Nach geraumer Zeit kam er, bis auf Rock und Weste fertig angekleidet, Kamm und Bürste in den Händen, wieder heraus. An mir vorbei stürmte er an die andere Tür seines Wohnzimmers. „Madame,“ donnerte er in den Flur hinaus, den Kaffee, Madame, den Kaffee.“

Dumpfe Laute von sich gebend, trat er vor den Spiegel, um sich das Haar zu machen; seine Kopfhaut knarrte förmlich unter den Bürstenstrichen, mit denen er darüber hinfuhr. Dann wandte er sich: „Wo bleibt denn die Person?“ sagte er mit verzweiflungsvoller Stimme, und abermals riß er die Flurtür auf.

„Aber so machen Sie doch etwas rasch mit dem Kaffee, es ist ja die höchste Zeit." Er fing an, nervös zu werden.

Die Wirtin erschien, ganz blaß vor Angst, mit dem Kaffeebrett in Händen. Der Kaffee war kochend heiß; mein Onkel blies in seine Tasse, daß die Flüssigkeit umherspritzte. Die Zeit ward immer knapper — schweigend sah ich nach der Uhr.

„Daß du eine Uhr besitzt," sagte mein Onkel zu mir, „glaube ich dir, auch ohne daß du sie fortwährend hervorziehst."

„Ich meinte nur — es wird etwas spät —" wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Soll ich mir den Magen verbrennen," erwiderte er. „Ich denke, du wirst mir doch erlauben, meine Gesundheit etwas höher zu schätzen als den abgeschmackten Müggelsee."

Plötzlich setzte er die Tasse nieder: „Na, ich bin fertig," sagte er, „meinetwegen kann es losgehen."

Er sprach dies im Tone des Vorwurfes, als sei ich an der bisherigen Verzögerung schuld gewesen. Den Regenschirm in der rechten Hand, einen ungeheuren Plaid über dem linken Arme, eine fußlange Zigarre im Munde, schritt mein Onkel mir voran, die Treppe hinunter. Vor der Haustür stand die Droschke, die ich mitgebracht hatte — leider hatte ich nur eine solche zweiter Klasse auftreiben können.

Ohne mich eines Wortes zu würdigen, stieg mein Onkel ein — wir setzten uns in Bewegung. Unser Weg bis zum Schlesischen Bahnhof war lang, mein Onkel wohnte in der Potsdamer Straße. Die Hände über den Griff des Regenschirmes gefaltet, die Augen starr geradeaus gerichtet, die Zigarre aus der Mitte des Mundes horizontal wie ein Balken hervorragend, so saß er in unheimlichem Schweigen da. Als wir den Potsdamer Platz kreuzten, erhob er lautlos den Schirm und deutete mit langgestrecktem Arme auf die Normaluhr — sie zeigte fünf Minuten nach neun — um neun ein halb ging der Zug. Ich hatte nichts zu sagen; mein Onkel zog den Schirm zurück und sank in seine vorige Starrheit.

Wir fuhren die Leipziger Straße hinunter; als wir die Wilhelmstraße überschritten hatten, fiel von seiner Seite das erste Wort: „Wohin fahren wir eigentlich, wenn ich fragen darf?" Ich war verblüfft. „Je nun," erwiderte ich mit erzwungenem Lächeln, „ich denke, nach dem Müggelsee."

„Ach so," versetzte er mit dumpfem Hohne. Abermaliges

Schweigen. Nachdem wir die Charlottenstraße hinter uns gebracht hatten, vernahm ich ihn von neuem. „Ich gratuliere,“ sagte er, seine Stimme klang bereits heiser. — Überrascht blicke ich auf. „Gratuliere zu der Droschke, die du uns ausgesucht hast.“ Er blickte zur Seite hinaus und nickte: „Kanaillöses Fuhrwerk,“ murmelte er, „die Schindmähre ist lahm.“ Ich folgte der Richtung seiner Augen; wir fuhren an einem Laden vorüber, in dessen großen Scheiben unsere Droschke wie in einem Spiegel erschien. Wir boten in der Tat ein klägliches Bild. —

Von da ab wieder tiefe, unheilbrütende Stille bis zum Spittelmarkt. Dort angekommen, erhob sich abermals der schweigsame Schirm, um wie ein verlängerter Finger auf die Normaluhr zu weisen.

Es war neun Uhr siebzehn Minuten. — Eile tat not. Der Kutscher selbst schien es zu fühlen, das Pflaster der Wallstraße rasselte unter unsern Rädern — noch konnten wir zurzeit an Ort und Stelle sein.

Da — als wir an die Neue Grünstraße gekommen waren, schwenkte der Kutscher wider alles Erwarten in diese ein, das bedeutete einen Umweg — das bedeutete Zuspätkommen. Unwillkürlich flogen meine Blicke zu meinem Oheim — ein furchtbares Schauspiel begab sich; anfänglich wie von Staunen gelähmt, mit rot hervortretenden Augen, sprang er jetzt empor, so daß der Droschkenboden knackte. „Was machen Sie? Ist das der Weg nach dem Schlesischen Bahnhof? Wo fahren Sie entlang?“ So brüllte er den Kutscher an, und nie in meinem Leben habe ich einen solchen Ton moralischer Entrüstung vernommen.

Der Kutscher wandte den Kopf und wollte etwas erwidern — vergebliche Mühe. „Ob das der Weg nach dem Schlesischen Bahnhof ist?“ donnerte mein Onkel ihm von neuem in die Ohren. „Jotte doch,“ brachte der Kutscher endlich kopfschüttelnd heraus, „ick kann ja die Wallstraße nicht lang fahren, die Wallstraße is ja gesperrt.“

Mein Oheim war nicht mehr gesonnen, Entschuldigungen irgendwelcher Art anzunehmen. „Gesperrt? Die Wallstraße ist gesperrt? Was soll das heißen, daß man die Wallstraße sperrt?“ — „Weil doch der Gas neu gelegt wird,“ erläuterte der Kutscher. — „Und dafür zahlt man seine Steuern, daß einem die Haupt-

verkehrsstraßen in der dümmsten, brutalsten Weise vor der Nase gesperrt werden?"

Dies letztere war bereits halb zum Kutscher, halb zu mir gesprochen, der Augenblick nahte, da ich die ganze Schale des Zornes über den Kopf bekommen würde — mit unbegreiflicher Torheit beschleunigte ich mein Schicksal, indem ich schüchtern zu bezweifeln wagte, daß die Wallstraße von solcher Wichtigkeit sei.

„Die Wallstraße keine Hauptverkehrsstraße?" Ein wildes, meckerndes Lachen. — „Ich bin dir verbunden für die nagelneuen topographischen Begriffe, die du mir über Berlin beibringst! Aber du wirst mir verzeihen, wenn ich erkläre, daß deine Kenntnisse von Berlin gleich Null, gleich Null minus Null sind! Fünfzig Prozent des ganzen Berliner Frachtindustrie- und Handelsverkehrs bewegt sich Tag für Tag die Wallstraße entlang! Fünfzig, sechzig, siebzig Prozent! Die Wallstraße ist eine Schlagader Berlins! Eine Haupt- und Schlagader! Nein, von Berlin hast du ja keine Ahnung! Was hingegen deine hippologischen Kenntnisse anbetrifft — ah — alle Achtung — ohne Spaß — denn mit so sicherem Auge unter sämtlichen Schanddroschken Berlins die niederträchtigste auszuwählen — alle Achtung — das ist eine Leistung! Dazu gehört Urteil und Blick! Wie gesagt, ich beuge mich — nur wirst du verzeihen, wenn ich von dem Fahrzeug deiner Wahl nicht länger Gebrauch mache — womit ich die Ehre habe, dir einen angenehmen Müggelsee zu wünschen!"

Bei diesen Worten aufspringen, die Droschke durch ein donnerndes „Halt" zum Stillstande bringen, hinausspringen und stürmenden Schrittes nach der Schlagader Berlins, der Wallstraße, verschwinden, war das Werk eines Augenblicks.

In jener Stunde tat ich den Schwur, nie wieder mit meinem Oheim in einer Droschke zweiter Klasse zu fahren.

Eine geraume Zeit verging, bis daß ich ihn wiedersah. In der Zwischenzeit hatte er sich von den Droschken zweiter Klasse ab- und den Droschken erster Klasse zugewandt, und trotz des höheren Fahrpreises fühlte er sich in diesem Zustand viel wohler als früher. Aber auch hier sollte ihm keine dauernde Zufriedenheit beschieden sein. Er wollte jetzt nicht nur schnell, sondern schneller fahren als die ganze übrige Welt, und indem er bei jeder Fahrt mit sämtlichen Fuhrwerken zu seiner Rechten

und Linken im Geiste Wettfahrten veranstaltete, verlangte er, daß sein Kutscher von gleichem Ehrgeize beseelt und alles zu überholen bestrebt sein sollte.

Droschken zweiter Klasse wurden in der Tat überholt, und mit tief erquickender Freude erfüllte es ihn, wenn er mit siegreicher Gelassenheit an den Jammerkasten, die ihm so viel Kränkungen verursacht hatten, vorüberrollte.

Immerhin gab es Fuhrwerke, die sich nicht überholen ließen, sondern überholten; dazu gehörten zunächst Privatequipagen. Von diesen ließ er sich eine derartige Behandlung indessen noch am ersten gefallen. Schlimmer wirkten schon Fleischerwagen, die ihm ihres schnellen Fahrens wegen in tiefster Seele zuwider waren.

Ganz schlimm wurde es, wenn er neben einem Pferdebahnwagen einherzufahren genötigt war und seine Droschke, durch Verkehrsstockungen gehemmt, auch nur momentan hinter demselben zurückblieb. Das erschien ihm wie eine Kränkung und Ungerechtigkeit.

Heftig und ergiebig waren die Zornesäußerungen, in denen er sich in solchen Fällen gegen die städtische Verwaltung erging, die es duldete, daß durch ein so plebejisch-kommunistisches Institut wie die Pferdebahnen jeglicher Verkehr in den Straßen unmöglich gemacht würde. Er begriff nicht, wie anständige Menschen es über sich zu bringen vermochten, sich auf solche „Schandkarren" zu stellen, und gelobte, daß man ihn vergeblich auf denselben suchen sollte.

Was meinen armen Oheim aber jedesmal in fieberhafte Aufregung versetzte, das war, wenn eine andere Droschke erster Klasse neben der seinigen erschien und denselben Kurs einschlug wie diese. Nun galt es die Ehre seiner Droschke, seine eigene Ehre und sein Recht, daß er für seine Mark Fahrgeld ebenso schnell vom Fleck bewegt würde, wie „der Esel da drüben". Mit leidenschaftlicher Energie nahm er die Wettfahrt an, und wehe seinem Kutscher, wenn dieser nicht heroische Anstrengungen machte, dem Gegner zuvorzukommen.

Blind und taub für alles, was sonst um ihn her war, sah mein Onkel nur die Fortschritte des feindlichen Pferdes. Eben hatte er die Schnauze desselben neben sich aufleuchten sehen, nun kamen bereits die Ohren, gleich darauf der ganze Pferdekopf — kein Zweifel — es gewann Terrain.

Der Schweiß brach meinem Onkel aus. „Vorwärts doch! Vorwärts doch!“ knirschte er seinem Wagenlenker zu, „sehen Sie denn nicht, daß Sie überholt werden?“ Jetzt war schon der feindliche Kutscher in gleicher Höhe mit ihm — funkelnden Blickes maß ihn mein Oheim, und wahrhaft vernichtend waren die Blicke, mit denen er sodann die Insassen des gegnerischen Gefährtes durchbohrte. Immer zahlreicher, immer energischer wurden die Anweisungen, die er seinem Kutscher zuteil werden ließ. „Hauen Sie Ihrer Mähre doch eins über! Fahren Sie dem Kerl doch vor die Nase! Lassen Sie sich doch so etwas nicht gefallen; fahren Sie den Kerl in den Rinnstein!“

Und eine Gelegenheit dieser Art, bei der ich, von meinem Unstern geführt, wieder mit meinem Oheim beisammen saß, sollte es sein, welche ihn zu dem Entschluß brachte, von nun an auch Droschken erster Klasse unter keinen Umständen mehr zu besteigen: wir fuhren in geschlossener Droschke und kamen in normalem Tempo vom Fleck, als plötzlich und ungeahnt der Kopf eines höchst erbärmlichen Gauls auftauchte!

Mit dem Scharfblick des Verdachts steckte mein Onkel den Kopf zum Fenster hinaus, und ganz verstört wandte er sich zu mir zurück. „Eine — zweiter Klasse,“ murmelte er, „und ich glaube — wahrhaftig —“ er hatte den Satz noch nicht vollendet, als die zweite Klasse neben uns, vielleicht durch ein Trinkgeld des Insassen zu besonderer Anstrengung gespornt, sich in Galopp setzte und Feld neben uns gewann. Zwar machte unser Kutscher, der plötzlich auf die drohende Gefahr aufmerksam wurde, jetzt auch seinerseits einen verzweifelten Versuch — aber es war bereits zu spät. Die tückische zweite Klasse fuhr quer vor unser Pferd und ein Möbelwagen, hinter den wir gedrängt wurden, entschied unsere Niederlage — wir konnten sie nicht einmal mehr einholen. — Mein Onkel tobte. Auf die Gefahr hin, seinen hohen Hut einzubüßen, beugte er sich weit aus dem Fenster. „Schämen Sie sich,“ rief er dem Kutscher zu, „schämen — schämen Sie sich.“ Alsdann in die Kissen zurücksinkend, erging er sich in zürnenden Tadelsäußerungen über den Charakter des deutschen Volkes, dem er „Mangel an jeglicher Initiative“, „Mangel an jeglichem Ehrgeiz und Ehrgefühl“, „Faulheit, Stumpfheit und Apathie“ vorwarf.

Unvergeßlich wird mir sodann der Ausdruck hoheitsvoller Verachtung bleiben, mit dem er dem Kutscher seine Mark zu-

warf, indem er ihm gleichzeitig seinen Entschluß verkündigte, von nun an bloß noch mit der Pferdebahn fahren zu wollen, da er Droschken, die sich von jedem „Mistwagen" überholen ließen, nicht gebrauchen könnte. Und das Unerhörte geschah: das plebejisch-kommunistische „Fuhrwerk" wurde von der Acht freigesprochen, mit der er es einstmals belegt hatte, mein Onkel ging zur Pferdebahn über.

Die Linien, welche die Potsdamer Straße entlang nach dem Innern der Stadt führen, waren soeben fertig geworden, die Pferdebahn ging an seiner Haustür vorbei, und mit Fanatismus ergriff er die neue Partei.

Er wurde förmlich Stadtreisender auf der Pferdebahn, befuhr „Studien halber" die weiße, rote, grünrote, grüne und grünweiße Linie von Anfang bis zu Ende, und erklärte es für die größte „Eselei und Abgeschmacktheit", wenn jemand sich einer anderen Fahrgelegenheit als dieser „einzig und allein einer Großstadt würdigen" bediente. Sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, eine möglichste Vertrautheit mit dem Institute zu zeigen und insbesondere beim Auf- und Abspringen eine Gewandtheit zu entwickeln, in der es ihm kein Kondukteur und Kontrolleur zuvortun sollte.

In den ersten Tagen seines neuen Lebens hatte er sich an den Haltestellen wie ein Meilenstein aufgepflanzt und, sobald ein Wagen in Sicht kam, mit heftig geschwungenem Regenschirm und energischen Zurufen „Halten Sie an! Halten Sie an!" den Kutscher zum Stillstand veranlaßt. Das erschien ihm jetzt kleinbürgerlich und verächtlich! Er beschloß nie mehr anders als in laufender Fahrt aufzuspringen.

Von nun an hatten Passagiere, welche auf dem Hinterperron von Pferdebahnwagen standen, des öfteren Gelegenheit, einen untersetzten, korpulenten Herrn zu sehen, welcher mit fest geschlossenen Lippen — denn er wußte, daß man beim Dauerlauf durch die Nase atmen muß — den Regenschirm unter den linken Arm geklemmt, den Zylinderhut im Nacken, funkelnden Blicks hinter dem Wagen hergerannt kam, ungefähr wie ein Mops, der sich in ein Windspiel verwandelt, um einen auf Elefantenbeinen laufenden Hasen zu verfolgen.

Dieser Mann war mein Oheim.

In Anbetracht seiner körperlichen Verhältnisse wollte der Schaffner den Wagen halten lassen, aber meines Onkels zischendes

„Lassen Sie sein! Lassen Sie sein!“ ließ seine zum Signalriemen greifende Hand herabsinken, Darauf erdröhnte der Hinterperron und mein Onkel war droben. Schnaufend vor Atemlosigkeit, aber siegstrahlend wie ein Mann, der eine große Tat vollbracht, blickte er umher, und seine Blicke schienen jeden der Anwesenden zu fragen: „Haben Sie das gesehen? Können Sie das auch? Ich bezweifle.“

Größere Schwierigkeiten als das Aufspringen verursachte ihm anfänglich das Abspringen. Auch hierbei verbot ihm sein Ehrgeiz, von dem philiströsen Mittel des Haltenlassens Gebrauch zu machen; dahingehende Fragen des Schaffners wurden mit kalt verächtlichem Lächeln abgelehnt. Mitten in der Fahrt mußte abgesprungen werden, und wieder genossen nunmehr Personen, welche an Haltestellen den ankommenden Wagen erwarteten, das häufige Schauspiel, daß ein untersetzter, korpulenter Herr ihnen vom Wagen wie ein Stein aus der Schleuder entgegenflog und sich unhaltsamen Laufes durch sie hin Bahn brach.

Daß ein jeder, der ihm bei solchen gymnastischen Exerzitien in den Weg kam, einfach verloren war, versteht sich von selbst; um Entschuldigung zu bitten, fiel ihm nicht ein; „denn das gehört einmal zum Begriff der Pferdebahn“, erklärte er. Trotzdem war er mit dieser Form des Abspringens noch nicht zufrieden; er hatte bemerkt, daß die „Kontrolleure“ dasselbe bewerkstelligten, ohne daß sie wie er mit dem Wagen mitliefen; und mit Eifersucht studierte er ihre Bewegungen. So oft ich mit ihm auf Pferdebahnen zusammentraf und wir das Schauspiel eines abspringenden Kontrolleurs genossen, verfehlte er nicht, mich auf dessen Gewandtheit aufmerksam zu machen. „Paß auf — da — hast du gesehen? — famos — wie eine reife Pflaume fällt der Kerl ab — steht bumsstill — rückt und rührt sich nicht!“ Er ruhte nicht, bis er ihnen ihr Geheimnis abgelauscht hatte, und von nun an sah man ihn stets geraume Zeit vor Ankunft des Wagens am Ziele, gleich einem Storche auf dem Trittbrette des Hinterperrons stehen, das Bein, welches der Außenseite zunächst war, weit in die Luft vorgestreckt — den Oberleib beinah wagerecht nach hinten überlegt, strenge Gespanntheit in allen Zügen des Gesichts, bis daß er mit einem lauten „So macht man's“ den Boden berührte, um sodann, bescheiden stolz wie ein Trapezkünstler, der den Zirkus verläßt, seiner Wege fürbaß zu schreiten.

Nachdem sich indessen mein Oheim auf diese Weise zu einem Virtuosen im Auf- und Abspringen entwickelt hatte, wurde er streng, streng gegen alle Mitfahrenden, von denen er eine gleiche Kunstfertigkeit verlangte; von diesem Standpunkte ausgehend, geriet er in Zorn, so oft der Wagen an einer Haltestelle anhielt. Mit verächtlichen Blicken maß er die Wartenden, und finsteren Hohnes voll, die Arme über die Brust gekreuzt, ließ er die Ankömmlinge an sich vorüber einsteigen. Wie gewöhnlich war ich es, an den er seine mißbilligenden Äußerungen über die Mitwelt adressierte, und das war keineswegs sehr angenehm. „Es ist ein Mangel des Instituts, daß an jeder Haltestelle auf jeden Esel und jede Gans gewartet wird." „Auf diese Weise wird ja die Fortbewegung rein illusorisch. Hat das Volk denn nicht Arme und Beine am Leibe? Kann denn das nicht auf- und abspringen wie andere Leute?" Besonders empörten ihn die Damen, durch welche, wie er behauptete, die Pferdebahnen verdorben würden; ihre Vorsicht beim Ein- und Aussteigen brachte ihn zur Verzweiflung. Auf hundert Schritte Entfernung geriet er in Wut, wenn er eine solche an der Haltestelle erblickte und ihre Absicht, mitzufahren, bemerkte. Er zeigte sich in solchen Fällen sogar zu Gewaltmaßregeln geneigt, indem er den Schaffner aufforderte, kein falsches Mitleid zu zeigen. „Ach was! Sie werden doch um derentwegen nicht anhalten? Lassen Sie sie angeln. Fahren Sie weiter!"

Als Meister in der Kunst des Abspringens hielt er es sodann für seine Pflicht, das Abspringen anderer während der Fahrt zu kritisieren und unter Umständen zu korrigieren. Auf dem beliebten indirekten Wege über mich ergingen seine Anweisungen an die, denen sie galten: „Wenn du je in der Fahrt abspringst," wandte er sich an mich, „so mach' es nie, wie der Herr, der da eben absprang — es ist der reine Zufall, daß er nicht Arm und Bein gebeochen hat." Der Abgesprungene blickte erstaunt zurück — wie Rhadamant blickte mein Onkel auf ihn nieder.

Manchmal — allerdings selten — fühlte er sich zum Lobe veranlaßt: „Guter Absprung! elegant! bravo!" — Öfters fand er zu tadeln: „Falsch abgesprungen." „Der Herr benutzt ja das falsche Bein! Aber — aber — aber!" Solchen, die aus Vorsicht mit dem Abspringen zögerten, pflegte er nachzuhelfen, indem er zwischen den Zähnen: „Na, nur Courage, nur ein

bißchen Courage!" lispelte. Bei einer so energischen Beteiligung am Pferdebahnbetrieb erklärt es sich, daß mein Onkel mit der Zeit eine Art Vertrauensstellung bei derselben erlangte; nicht daß ihm dieselbe seitens des Personals, dem er, wie ich fürchte, manchmal recht unbequem war, eingeräumt worden wäre — er selbst erteilte sich dieselbe. Er betrachtete sich gewissermaßen als freiwilligen Schaffner dem Publikum gegenüber, und als freiwilligen Kontrolleur gegenüber den Schaffnern und Kutschern.

Verhehlen läßt es sich jedoch leider nicht, daß er in beiden Stellungen mit einigem Egoismus verfuhr. Er hatte einen Haß gegen überfüllte Wagen. Sobald er daher den Hinterperron erstiegen hatte, dünkte ihm das Einsteigen weiterer Fahrgäste vom Übel, und jeden Nachkommenden betrachtete er als seinen persönlichen Feind. Fuchswild pflegte es ihn zu machen, wenn er zu dreien an der Rückseite des Hinterperrons stand und ein vierter sich einzuzwängen versuchte. Dahingegen verfehlte er nicht, sobald er in die Lage geriet, den bewußten vierten zu spielen, mit Nachdruck zu äußern: „Sie erlauben, daß ich meinen mir durch das Reglement des Wagens vorgesehenen Platz in Anspruch nehme."

Einer so imposanten Aufforderung vermochte natürlich niemand zu widerstehen; alles machte dem gestrengen Manne Platz, den man zum mindesten für ein Mitglied des Direktoriums halten mußte.

Wenn ihm der Wagen zur Genüge gefüllt erschien, so geschah es wohl auch, daß er mit dröhnender Stimme ein „Der Wagen ist besetzt" in den Schwarm der Harrenden hinunterschleuderte, und er tat das mit einer solchen Sicherheit, daß er mehr als einmal den Ansturm fahrlustiger Passagiere siegreich abschlug. — Daß durch derartige Gepflogenheiten von seiner Seite sein Verhältnis zu den Schaffern sich nicht zum freundlichsten gestaltete, erklärt sich leicht, und es traten Umstände hinzu, welche die Hochachtung, die er der Pferdebahn entgegengebracht hatte, in seiner Seele untergruben. Vor allen Dingen ging sie ihm zu langsam. „Nur ein Volk von so lethargischem Temperament wie das deutsche," behauptete er, „könne sich eine solche Schneckenbewegung gefallen lassen." Zahlreich und sinnreich waren die Versuche, mit denen er den Ehrgeiz der Kutscher zu wecken versuchte; wenn er einen Wagen der weißen Linie benutzte, so erklärte er, daß er gestern auf der roten Linie denselben

Weg in der Hälfte der Zeit gemacht hätte — dasselbe erzählte er am nächsten Tage der roten Linie von der weißen.

Er forderte die Schaffner auf, sich nach Kopenhagen zu begeben und anzusehen, wie dort die Pferdebahnen führen; dagegen wären die Berliner nur zum Lachen. Alle seine Versuche blieben fruchtlos, kein Schaffner gab sich die Mühe, nach Kopenhagen zu reisen, die Pferdebahn wirkte von Tag zu Tag aufreizender auf seine Nerven, und die Katastrophe konnte und sollte nicht ausbleiben.

Über die Potsdamer Brücke war zu jener noch unentwickelten Zeit nur ein Geleise gelegt und eine auf der Brücke angebrachte Signalscheibe mit grünem und rotem Lichte regelte den Gang der Wagen. Die grüne Scheibe bedeutete „du kannst fahren", die rote „du mußt warten".

Mein unglücklicher Onkel mußte, der Lage seiner Wohnung nach, täglich über die Brücke fahren, und es ergibt sich daraus, von welcher Bedeutung für ihn die Signalscheibe war. In der Tat hing sein Blick jedesmal mit einer Gespanntheit an derselben, als gälte es für ihn die Entscheidung über Leben und Tod, je nachdem sich die fördernde grüne oder die hemmende rote Scheibe ihm zuwandte.

Eines Abends fuhren wir gemeinsam aus dem Innern der Stadt heraus; er hatte es eilig — ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich stand auf dem Vorderperron, er saß im Wagen. Vom Potsdamer Platz in die Potsdamer Straße einschwenkend, hörte ich die Tür hinter mir sich öffnen, mein Onkel trat heraus. „Wie steht's?" fragte er dumpf. „Grün," gab ich zur Antwort — ich wußte, was er meinte. Er atmete erleichtert auf. Zwanzig Schritte weiter — „Rot," hörte ich ihn leise murmeln; die Signalscheibe hatte sich gewandt. An der Ecke der Eichhornstraße ein Seufzer der Befriedigung hinter mir. — Die Signalscheibe sandte uns ihren freundlichen grünen Blick zu. Wir fahren weiter — Grün hält sich — wir sind an der Haltestelle vor der Brücke — Grün ist noch immer da — „nur weiter, nur weiter!" ächzt mein armer Onkel. — Da kommt von der Viktoriastraße her eine ganze Gesellschaft, die noch mitfahren will, wir warten — mein Onkel läßt ein wütendes „hrrr" — „hrrr" — zwischen den Zähnen hervorschnarren — unser Wagen füllt sich — Grün hält sich noch immer — das Glockenzeichen ertönt — die Pferde wollen anziehen — da — mit teuflischem

Grinsen dreht sich die Scheibe — ein roter Strahl fällt auf das Gesicht meines Oheims. „Ich steige aus," erklärt er — ich versuche ihn zu beschwichtigen — vergeblich — er ist nicht zu halten, im nächsten Augenblick sehe ich ihn stürmenden Schrittes bei uns vorbei über die Brücke dahinsausen. Bald darauf setzen wir uns in Bewegung — an der Haltestelle jenseits der Brücke haben wir meinen entsprungenen Onkel wieder eingeholt. Er stürzt auf uns zu — er will nun doch wieder mitfahren — da tönt ihm von oben „Der Wagen ist besetzt" entgegen. Mein unglücklicher Onkel gibt einen Laut von sich, der nichts Menschliches mehr hat, durch das Rasseln der Räder höre ich etwas wie eine furchtbare Beteuerung, „nie mehr im Leben mit diesen Schandfuhrwerken fahren!" — Die Nacht verhüllte ihn.

Am Tage nach jenem Vorfalle soll mein Onkel sich ein Paar große Gummischuhe gekauft haben, und seitdem winters und sommers unter allen Umständen nur noch zu Fuße gegangen sein.

Grundlagen des Textes

Die Grundlagen des Textes der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze bilden von Sammlungen

1. Ernst von Wildenbruch Blätter vom Lebensbaum Berlin 1910 G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Vorwort unterz. Haus Tanger, Neu-Globsow i. d. M., den 9. Oktober 1910. Berthold Litzmann. 484 Seiten. 8°.
2. Lachendes Land Humoresken und Anderes von Ernst von Wildenbruch Sechzehntes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1905. 247 Seiten. 8°.

In den nachfolgenden Einzelnachweisen sind die „Blätter vom Lebensbaum“ mit *Bl.*, „Lachendes Land“ mit *LL.* bezeichnet.

I. Prosadichtungen aus dem Nachlaß

Teufels Meisterstück: Originalhs. unvollständig, nur die zweite Abteilung: 40 Seiten: Foliobogen gelben Konzeptpapiers blau beziffert 1—40. Über dem Text auf der ersten Seite: „Teufels Meisterstück II“. Vorlage für diesen Druck eine Abschrift bestehend aus 19 Seiten Maschinenschrift und 6 Seiten von Abschreiberhand. Über dem Text auf der ersten Seite: „Teufels Meisterstück. Eine Phantasie von Ernst von Wildenbruch. Im Nachlaß.

Erlkönig: Originalhandschrift. Über dem Text auf der ersten Seite: „Erlkönig. Eine Novelle“. Zehn Folioseiten gelben Konzeptpapiers, 9 davon blau beziffert 1—9. Die zehnte mit Bleistift von anderer Hand „10?“, das Manuskript bricht mitten im Satz ab. Ein elftes unbeziffertes Blatt, das nur zwei Zeilen bringt, „denn beobachtet wurde das Leben, das sich auf den Straßen vor den Häusern vorbeiwälzte,“ ist nicht, wie die darunter von Maria von Wildenbruchs Hand gesetzte Notiz, „letzte Worte, die Ernst von

Wildenbruch schrieb," vermuten lassen sollte, das letzte was W. geschrieben, sondern schließt an S. 5 der Handschrift an, an die Worte „beobachtend und lauernd." Seite 6 des Manuskripts wird fortgefahren: „Denn gearbeitet wurde in den Häusern" usw. Das unbezifferte Blatt ist also mit seinen zwei Zeilen eine gestrichene Stelle, die durch die zwei ersten Zeilen auf S. 6 ersetzt wurde.

II. Aufsätze

1. Vier Dramen. *Bl.* S. 3—9. Erster Druck: Deutsche Monatsblätter herausgegeb. von Heinrich und Julius Hart. Erster Band Erstes Heft April 1878. Bremen, Kühtmann Verlag
2. Faust in Weimar. *Bl.* S. 13—28. Erster Dr.: Deutsche Monatsblätter. Erster Band Zweites Heft Mai 1878
3. Simson und Delila. *Bl.* S. 31—42. E. Dr.: Deutsche Monatsblätter. Erster Band Sechstes Heft September 1878
4. Marie von Olfers. *Bl.* S. 45—51. E. Dr.: Illustrierte Frauenzeitung. Verlag von Franz Lipperheide Berlin. 8. Jahrgang Nr. 5 28. Febr. 1881
5. Hedwig von Olfers. *Bl.* S. 55—64. E. Dr.: Nationalzeitung 1891 Nr. 704 15. Dezember M. A.
6. „Das alte Haus". *Bl.* S. 67—77. E. Dr.: Nationalzeitung 1892 Nr. 374 19. Juni
7. Vom Schriftstellertage in Wien. *Bl.* S. 81 bis 88. E. Dr.: Nationalzeitung 1893 Nr. 351. 9. Juni M. A.
8. Das Heine-Denkmal. *Bl.* S. 91—92. E. Dr.: Die Nation, Wochenschrift herausgegeb. von Dr. Th. Barth 1894 7. April Nr. 27
9. „Besinnt Euch!" *Bl.* S. 95—102. E. Dr.: „Besinnt Euch." Ein Mahnwort von Ernst von Wildenbruch. Berlin 1895 Verlag von Freund & Jeckel
10. Echo. *Bl.* S. 105—112. E. Dr.: Neues Wiener Tagblatt 1896 Nr. 355 25. Dezember

*11. Zur Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung 1896. E. Dr.: Offizielle Ausstellungsnachrichten. Organ der Berliner Gewerbeausstellung 1896 Nr. 14 Freitag, 1. Mai, „Zur Eröffnung"

*12. Der Hervorruf der Schauspieler im Theater. Eine Antwort. E. Dr.: Berliner Börsen-Courier 1896 Nr. 221 12. Mai

13. Marie Seebach. *Bl.* S. 115—126. E. Dr.: Nationalzeitung 1897 Nr. 475 12. August M. A.

14. Der Erdbeerbaum. *Bl.* S. 129—133. E. Dr.: Nationalzeitung 1897 Nr. 627 9. November M. A.

15. Karl von Weber. *Bl.* S. 137—140. E. Dr.: Nationalzeitung 1897 Nr. 720 29. Dezember M. A.

16. Das deutsche Drama. *Bl.* S. 143—175 (geschrieben 1898 für die amerikanische Zeitschrift The Forum). E. Dr. in Deutschland: Neues Wiener Tagblatt 1898 Nr. 357, 358, 360; 1899 Nr. 3. 28., 29., 31. Dezember, 3. Januar

17. Am Matthäikirchplatz. *Bl.* S. 179—193. E. Dr.: Nationalzeitung 1900 Nr. 8 6. Januar M. A.

18. Max Jähns. *Bl.* S. 197—200. E. Dr.: Nationalzeitung 1900 Nr. 548 28. September M. A.

19. Theater und Zensur. *Bl.* S. 203—210. E. Dr.: Die Woche 2. Jahrgang Nr. 40 6. Oktober 1900

20. Großherzog Karl Alexander †. *Bl.* S. 213 bis 227. E. Dr.: Nationalzeitung 1901 Nr. 26 13. Januar M. A.

*21. Julius Rodenberg als Berlin-Bummler. E. Dr.: In der Festschrift zu Julius Rodenbergs 70. Geburtstag. Daraus: *LL.* S. 223—247

22. Die neue Verordnung über den Schillerpreis. *Bl.* 231—244. E. Dr.: Nationalzeitung 1901 Nr. 685 15. Dezember

*23. Victor Hugo. E. Dr.: Nationalzeitung 1902 Nr. 137 26. Februar A. A.

24. Das tote Haus am Bodensee. *Bl.* S. 247 bis 259. E. Dr.: Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. 29. Jahrgang Heft 1 Oktober 1902
25. Auf den Trümmern von Akragas. *Bl.* S. 263 bis 300. E. Dr.: Deutsche Rundschau 29. Jahrgang Heft 6 März 1903.
26. Ein Wort über Weimar. *Bl.* S. 303—320. E. Dr.: Ein Wort über Weimar. Als Flugschrift gedruckt. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Berlin 1903
27. Zum 10. März. *Bl.* S. 323—330. E. Dr.: Nationalzeitung 1903 Nr. 155 8. März
28. Furor Teutonicus. *Bl.* S. 333—346. E. Dr.: Nationalzeitung 1903 Nr. 328 Sonntagsbeilage Nr. 23 7. Juni
29. Vandalen. *Bl.* S. 349—357. E. Dr.: Der Tag 1904 Nr. 475 9. Oktober
30. Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels? *Bl.* S. 361—369. E. Dr.: Die Woche 1904 Nr. 8 20. Januar

*31. Persönlichkeits- und Richtungskritik. 13. Juni 1905. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß

32. Deutschland und Frankreich. *Bl.* S. 373 bis 382. E. Dr.: Münchener Neueste Nachrichten 1905 Nr. 401 26. August M. A.

*33. Hervorruf des Dichters im Theater. Dezember 1906. E. Dr.? Hs im Nachlaß

34. Ein Wort an die Deutschen. *Bl.* S. 385—391. E. Dr.: Neue Freie Presse Wien 1907 20. Januar
35. Persönliche Ehre und deren Schutz. *Bl.* S. 395—404. E. Dr.: Die Woche 1907 Nr. 46 16. November
36. Björnstjerne Björnson der Dramatiker. *Bl.* S. 407—420. E. Dr.: März, Halbmonatschrift für deutsche Kultur 1907 1. Dezemberheft
37. Karl Frenzel. *Bl.* S. 423—434. E. Dr.: Deutsche Rundschau 34. Jahrgang Heft 3 Dezember 1907

38. „Landgraf werde hart!“ *Bl.* S. 477—484. E. Dr.: Neue Freie Presse 1908 Nr. 15580 5. Januar
39. Alt-Berlin. *Bl.* S. 437—446. E. Dr.: Berliner Lokalanzeiger 1908 Nr. 200 19. April
40. Zeitgenossen über Zeitgenossen. *Bl.* S. 449 bis 458. E. Dr.: Das literarische Echo 1908 Heft 15 1. Mai
41. Von Meiningen nach Weimar. *Bl.* S. 461 bis 473. E. Dr.: Mitteilungen des deutschen Schillerbundes Nr. 1 Mai 1908

*42. Deutsche Bücher für die Deutschen im Auslande. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß 23. Juli 1908

III. Reden und Ansprachen

1. Ansprache an die Jenaer Studentenschaft 1889. Hs im Nachlaß
2. Ansprache bei dem Begrüßungsbankett des Bezirksvereins Berlin des Berliner Schriftstellerverbandes 21. Januar 1893. E. Dr: Nationalzeitung 1893 Nr. 49. 27. Januar
3. Ansprache am 22. März 1897
4. Ansprache bei der Goethefeier in Tarasp 1899. E. Dr.: Nationalzeitung 1899 Nr. 529. 2. September M. A.
5. Rede zum Rundschaujubiläum 1899. E. Dr.: ? Abschrift im Nachlaß
6. Rede auf Wilhelm Dilthey 1903. Hs im Nachlaß
7. Wir Deutschen und Shakespeare 1906. E. Dr.: Shakespearejahrbuch 42. Jahrgang S. I—XII. Hs im Nachlaß
8. Zur Silvesternacht 1906. Hs im Nachlaß
9. Herman Grimms Homer 1907 Hs im Nachlaß
10. Zu Hellmuth von Glasenapps Konfirmation 1907. E. Dr.: Tägl. Rundschau 1913 Unterhaltungsbeilage Nr. 68. 22. März. Abschrift im Nachlaß

IV. Skizzen und Plaudereien

1. Ablösung vor (1892). E. Dr.: „Der Abend" 1892 Nr. 22, 23, 24
2. Aus den Alpen (1893). E. Dr.: Illustriertes Salonblatt 1901 Nr. 97 und 98. Hs im Nachlaß (Tarasp, Plauderei)
3. Literarische Kaffeeküche (1896). E. Dr.; Das Kleine Journal 18. Jahrgang Nr. 1 Literarische Neujahrsbeilage. 1. Januar
4. Vergnügen im Grunewald (1897). E. Dr.: Nationalzeitung Nr. 457. 1. August M. A.

V. Humoresken

1. Mein Onkel aus Pommern (1880). *LL.* S. 95 bis 118. E. Dr.: Berliner Tageblatt 1881 Nr. 515, 517 3., 4. November A. A. Hs im Nachlaß
2. Vergnügen auf dem Lande. *LL.* S. 33—94. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
3. Schlaflose Nacht (1884). *LL.* S. 119—130. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
4. Ein Opfer des Berufs (1885). *LL.* S. 185 bis 230. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
5. Das wilde Haustier (1888?). *LL.* S. 131 bis 158. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
6. Mein nervöser Onkel. *LL.* S. 159—182. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß

IV. Skizzen und Plaudereien.

1. Ablösung vor (1879). E. Dr.: „Der Abend" 1892 Nr. 32, 33.
2. Aus den Alpen (1898). E. Dr.: Illustrierter Salon-Blatt 1901 Nr. 97 und 98. Hs im Nachlaß (Unvoll., Plauderei)
3. Litterarische Kaffeeküche (1898). E. Dr.: Das Kleine Journal 15. Jahrgang Nr. 1: Litterarische Neujahrsbeilage. 2. Januar.
4. Vergnügen im Grunewald (1897). E. Dr.: Nationalzeitung Nr. 457. 4. August M. A.

V. Humoreske.

1. Mein Onkel aus Pommern (1880). A. Z. S. 70 bis 118. E. Dr.: Berliner Tageblatt 1881 Nr. 515–518; 3.–4. November A. A. Hs im Nachlaß
2. Vergnügen auf dem Lande. AZ. S. 39–94. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
3. Schlaflose Nacht (1884). AZ. S. 119–130. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
4. Ein Opfer des Berufs (1885). AZ. S. 185 bis 230. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
5. Das wilde Haustier (1885?). AZ. S. 131 bis 158. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß
6. Mein verrückter Onkel. AZ. S. 159–183. E. Dr.: ? Hs im Nachlaß



